



Dr. Bernard Bolzano's

Erbauungsreden

an die

akademische Jugend.

Dr. Bernard Bolzano's

Erbauungsreden

an die

akademische Jugend,

herausgegeben

von einigen seiner Freunde.

Quid fortius desiderat
anima quam veritatem?
S. August. 26. tract. in Joann.

Zweiter Band.

Prag.
In Commission bei Wenzel Heß.

1850.

Buchdruckerei von Fried. Rohlíček, gr. Jesuitengasse Nr. 188.

I.

Jede Vorschrift der Vernunft, *welche durch richtige* Schlüße erkannt wird, muß auch ausführbar sein.

(Gehalten am weißen Sonntage im Jahre 1809.)

Eingang.

Der Gegenstände, mit deren frommen Betrachtung wir uns in diesen Stunden der Erbauung auf nützliche Weise beschäftigen können, m. F., gibt es nach meinem Dafürhalten so viele und manigfaltige, daß man weit eher über die jedesmalige Auswahl des Nützlichsten aus so viel Nützlichem verlegen werden mag, als daß man jemals sich erschöpft fühlen, und bloß aus Mangel an neuem Stoffe genöthigt sein sollte, zu schon besprochenen Gegenständen wieder zurückzukehren. Die menschlichen Pflichten und Tugenden — ich nenne nur einen Theil der Wahrheiten, die sich für diese Kanzel schicken — ist ihr Gebiet nicht wirklich gränzenlos? liefert nicht jede neue Betrachtung auch neue Ansichten von ihnen? wer möchte sie alle erschöpfend aufzählen, die tausend und mehr als tausenderlei Verhältnisse und Lagen, in welche der Mensch da oder dort gerathen kann und wirklich auch geräth? und — wer möchte sich rühmen, das jedem dieser Verhältniße entsprechende Betragen aus den höchsten und allgemeinsten Regeln des menschlichen Thuns fehlerfrei schon abgeleitet zu haben? So lange wir dieß noch nicht geleistet haben, m. F.: haben wir auch auf keine Weise Ursache zu klagen, daß es uns an Stoff zu nützlichen Betrachtungen fehle. „Aber" so höre ich hier plötzlich mir einwenden „all diese mühsamen Bestimmungen, „all diese künstliche Herleitung seinsollender Pflichten und Tugenden des „Menschen, am Ende sind sie erst von keinem Nutzen und Gebrauch; denn „im geselligen Leben, o, da kann man sich doch nach all diesen Bestim„mungen auf keine Weise richten! Hören läßt es sich freilich ganz gut, „was ihr uns hier zu sagen und zu beweisen pflegt; wir wissen euch auch „nicht zu widerlegen. In der Idee, das müssen wir gesteh'n, in der „Theorie hat es seine vollkommene Richtigkeit: aber ganz anders ist's mit

„der wirklichen Welt; da ist und bleibt es für immer unausführbar; da „muß man sich beinahe allenthalben auf ganz andere Art benehmen, als „eure Vorschriften erlauben; und wer auch hier ins bürgerliche Leben „die Vorschriften mitbringen wollte, die man in Büchern liest und von den „Kanzeln hört, der würde wahrlich schlecht zurecht kommen, der müßte zu „Grunde gehen, und obendrein würde er noch Spott zum Lohne haben." — Wo ich nicht irre, m. F.; so ist der wichtige Einwurf, welchen ich jetzt ausgesprochen habe, lange schon in den Herzen Mehrerer aus Ihnen verborgen gelegen; und vielleicht — daß Sie bei mancher der Vorschriften, welche ich Ihnen die verfloßene Jahreshälfte hindurch aufgestellt und mit Gründen erwiesen habe, heimlich in Ihrem Herzen gedacht: das mag ganz wahr sein in der Idee — allein sollt' es auch ausführbar sein in der wirklichen Welt? Solang ich diesen Zweifel noch nicht gehoben, solang ich Sie nicht Alle ein für allemal fest überzeugt habe, daß allerdings jede Vorschrift, welche die Vernunft durch richtige Schlüße herausbringt, auch in der wirklichen Welt vollkommen ausführbar sein müsse: so lange erreiche ich durch all meine Vorträge nie den beabsichtigten Zweck; Sie bleiben, wie der Apostel Paulus spricht, nur bloße Hörer des Wortes und nicht Vollzieher und Ausüber desselben (Röm. 2, 13.). So sehe ich denn, was jenes Nützlichste aus vielem Nützlichen ist, womit ich heute zuvörderst anfangen muß: von der so eben erwähnten Wahrheit muß ich Sie überzeugen. Aber ich glaube dieß nicht besser anstellen zu können, m. F., als wenn ich Ihnen erstens den wahren Sinn und Grund dieser Behauptung darstelle; dann aber zweitens auch die Quellen anzeige, aus welchen der ihr entgegengesetzte Zweifel entsprungen und genährt worden ist; endlich die überaus große Schädlichkeit, die dieser Zweifel hat, mit Wenigem beschreibe. Da sich bei diesen Untersuchungen hinlänglich zeigen wird, daß es kein Leichtes ist, die allgemeinen Vorschriften der Vernunft auf die einzelnen Vorfälle im wirklichen Leben gehörig anzuwenden; so wird es dienlich sein, in unserer nächsten Erbauungsstunde auch hiezu einige Anleitung, so Gott will, zu ertheilen. Es ist ein wichtiger Gegenstand, den wir heute vor uns haben, m. F., ein Gegenstand, der Ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit und Ihrer ernsten Beherzigung werth ist. Nur dann, wenn wir ihm diese Aufmerksamkeit und diesen Ernst widmen, können wir hoffen, daß uns auch Gottes Beistand in dieser Stunde leiten werde. Als kleine Einleitung zu unserer Untersuchung mag uns die passende Bibelstelle dienen, welche ich finde im Briefe des heiligen Paulus an die Römer 14, 19—23.

Abhandlung.

1. Alles, was man nicht aus Überzeugung thut, ist Sünde — lauteten die letzten Worte unseres heiligen Textes, m. F. Im Gegentheil also, zufolge der Lehre des Apostels, ist man verpflichtet, Alles was man thut, aus Überzeugung zu thun. Überzeugungen aber entspringen nur aus Vernunftgründen; und Vernunftgründe, die uns etwas zu thun oder zu lassen antreiben, werden mit einem bestimmteren Ausdruck Vorschriften unserer Vernunft genannt. Die oben angeführte Behauptung unseres Textes also läßt sich ganz ohne Störung ihres Sinnes auch mit folgenden Worten ausdrücken: In Allem, was wir thun, sind wir verpflichtet, uns lediglich nach den Vorschriften unserer Vernunft zu richten. Aber es versteht sich von selbst, m. F, daß wir zu nichts verpflichtet sein können, was uns auf keine Weise möglich und ausführbar ist. Nothwendig also, ganz nothwendig setzt der Apostel bei seiner obigen Behauptung voraus, es müßten alle Vorschriften, welche die Vernunft nach richtigen Schlüßen uns aufstellt, auch in der Wirklichkeit vollkommen ausführbar sein: wie könnte er sonst es uns zur Sünde anrechnen, diesen Vorschriften nicht zu folgen? Bemerken Sie denn, m. F., welch' einen wichtigen Gewährsmann ich für die Wahrheit meiner heut zu erweisenden Behauptung aufzuführen habe! Der aufgeklärteste aus allen Predigern des Christenthums, der weise hocherleuchtete Paulus ist selbst der Meinung zugethan, die ich vertheidige. Aber kein Wunder auch, m. F.; denn stellen Sie sich nur einmal den eigentlichen Sinn unserer Behauptung deutlich vor: Sie werden ihre Wahrheit schon von selbst einleuchtend finden. Wohlan, lassen Sie uns vernehmen, was wir eigentlich damit meinen, indem wir behaupten, daß jede Vorschrift, welche die Vernunft durch richtige Schlüße herausbringt, auch wirklich ausführbar sein müsse. Wir meinen nicht, daß man aus Fehlschlüßen und unstatthaften Voraussetzungen nicht sollte Forderungen herleiten können, die wirklich unausführbar sind; sondern wir meinen nur, daß man durch richtige Schlüße und unter wahren Voraussetzungen niemals auf eine Forderung gerathen werde, die an sich unausführbar wäre. Wir meinen nicht, daß es uns allezeit leicht und angenehm sein werde, was die Vernunft gebietet, daß es auch schon unser irdisches Glück und Wohlsein allezeit und allgemein begründen werde; und noch weit weniger, daß es ein taugliches Beförderungsmittel zu dem sei, was wir aus irgend einer irrigen Einbildung vielleicht für unser irdisches Glück und Wohlsein halten: sondern wir meinen nur, es könne — vermöge unserer Freiheit — uns nie so schwer und so unmöglich werden, daß die Verpflichtung aufhörte, für diesen und jenen Fall den Vorschriften der Vernunft zu folgen. Wir meinen

endlich nicht, daß uns nicht äußere Hindernisse zuweilen die Ausführung von mancher edlen That unmöglich machen können; sondern wir sagen nur, daß uns stets wenigstens der innere Entschluß des Willens unbenommen bleibe, und daß eine billig richtende Vernunft in solchen Fällen selbst nichts mehr, als diesen Wunsch nur fordert. Wenn wir sie so erklären, die oben aufgestellte Behauptung, m. F., wenn wir so jeden Mißverstand von derselben zu entfernen suchen: wird uns nicht eben hiedurch auch ihre Wahrheit selbst schon anschaulich? So ist es in der That; denn wir gewahren jetzt ohne Zweifel Alle, daß diese Behauptung eigentlich zu jenen ersten Grundsätzen des menschlichen Verstandes gehört, die keines weiteren Beweises — weder fähig noch — bedürftig sind; gerade darum, weil sie die ersten sind. Es ist nicht Täuschung, m. F., nicht äußere Überredung; sondern ein inneres unmittelbares Gefühl, so sicher als irgend ein anderes, ist es: daß wir mit Freiheit handeln, daß wir nicht durch Naturnothwendigkeit, wie dieser Stein, wie jene Pflanze getrieben werden, daß es vielmehr lediglich in unserer Willkür und nur in unserer Willkür stehe, ob wir dieß oder jenes thun oder nicht thun wollen. Unzertrennlich von dem Bewußtsein der Freiheit ist der so wichtige Begriff von einem Sollen in unserer Seele vorhanden. Auch wenn wir wollten: wir können ihn unmöglich ausrotten, diesen Begriff. So lebhaft wir fühlen, daß wir uns jetzt verschiedentlich benehmen können; so unwiderstehlich bringt sich uns die Frage auf: wie sollen wir uns also benehmen? — Die Antwort auf diese Frage, sie kann, wie jede Antwort, nicht anders als durch die Vernunft gegeben werden: daß wir nämlich diese oder jene allgemeine, in unserer Vernunft gelegene Regel auf den besonderen Fall anwenden, der hier in der Wirklichkeit vorhanden ist. Regeln also, gewiße allgemeine Regeln, nach welchen all unser Thun und Lassen zu bestimmen ist, muß es in unsrem Geiste geben; so wahr wir Freiheit und Vernunft besitzen. Und behaupten wollen, daß es nicht immer möglich sei oder daß wir nicht überall verpflichtet wären, nach diesen Regeln uns zu richten: das hieße nichts Anderes, als die menschliche Gesellschaft selbst und die Vernunft abläugnen. Du sprichst, es sei dir unmöglich dasjenige, was deine eigene Vernunft dir befiehlt, zu leisten. Woher weißt du dieß? Du kannst es nur daher, woher wir Alles wissen, aus deinem unmittelbaren Bewußtsein, oder aus Schlüßen deiner eigenen Vernunft entnehmen. Weißt du es aus deinem unmittelbaren Bewußtsein: wie kommt es, daß deine eigene Vernunft dir gleichwohl vorschreibt, was du in diesem gegenwärtigen Falle zu thun und nicht zu thun hast? Weißt du es aus Schlüßen: welch' gewaltiger Widerspruch, daß eben dieselbe Vernunft, welche die Verbindlichkeit auferlegt, hier so oder anders zu handeln, von der anderen Seite zugleich von dieser Verbindlichkeit dich wieder loszählt, indem sie es dir für unmöglich

erklärt? Kann sich die menschliche Vernunft nie so arg widersprechen, m. F., kann ein und derselbe Gegenstand nicht zugleich sein und nicht sein: so müssen wir es ein für allemal bekennen, daß alle Vorschriften, welche die Vernunft durch richtige Schlüße aufstellt, auch in der wirklichen Welt vollkommen ausführbar sind, und daß wir streng verpflichtet sind, sie auch in Ausführung zu bringen

2. Aber woher kommt es nun — so höre ich Sie fragen, m. F. — woher kommt es, daß man an einer so offenbaren Wahrheit so oft gezweifelt hat? woher, daß es sogar die Allgemeinheit eines Sprichwortes erreicht hat, man könne einmal sich in der wirklichen Welt unmöglich überall nach den strengen Regeln der Vernunft richten? — Man hat einen Irrthum nur halb widerlegt, so lang noch nicht gezeigt ist, aus welchen Quellen er entstanden, und wie so nichtig die Gründe sind, durch welche man ihn vertheidigt hat. Das ist also das Zweite, was wir jetzt zu leisten haben.

a) Die erste und ausgebreiteteste Quelle des Irrthums, von dem wir jetzt sprechen, m. F., sind jene übertriebenen und wirklich falschen Tugendregeln, die von so manchen Sittenlehrern aufgestellt und, leider, scheinbar genug vertheidigt werden. Aus einem zwar löblichen, aber sehr unklugen Eifer für die gute Sache glauben einige Sittenlehrer, daß sie die Forderungen der Tugend nie hoch genug stellen können; zuweilen sind es noch andere geheime Absichten, oder auch unverschuldete Irrungen ihres Verstandes, die sie zur Aufstellung einer übertriebenen oder auch ganz falschen Tugendregel verleiten. Zum größten Unglück muß es ihnen noch obendrein gelingen, ihre unrichtigen Behauptungen so scheinbar darzuthun, daß die große Menge ihrer Leser oder Zuhörer, zu ungeübt im Denken, den Fehler in ihren Schlüßen nicht merkt und, wo er liegt, nicht anzuzeigen vermag. Was ist die Folge davon? Ein innerliches Gefühl — das Urtheil des gesunden Menschenverstandes — empört sich gegen diese Regeln, welche die geblendete Vernunft gleichwohl durch keine Gründe zu widerlegen und von sich abzulehnen im Stande ist. Und hieraus zieht man den unglücklichen Schluß: daß es wohl manche Vorschriften der Vernunft gebe, die, wie jenes Gefühl bezeugt, in der Wirklichkeit nicht ausführbar sind. Man hat gefordert und diese Forderung, leider, scheinbar genug bewiesen, daß der wahre Weise das Vergnügen immer nur als nothwendiges Mittel zu seiner Erholung, nie um seines selbst willen suchen und genießen dürfe: kein Wunder, wenn sich das innere Gefühl dagegen empörte, und wenn man sprach: Das mag wohl richtig sein in der Idee, wir wissen es auch gar nicht zu widerlegen, doch in der Wirklichkeit ist's einmal unausführbar. Man hat gefordert und auch diese Forderung scheinbar bewiesen, daß wahre Demuth niemals ihrer eigenen Vorzüge gedenke, sich für geringer halte, als

alle Übrigen, und jede Vergrößerung ihrer Ehre absichtlich vermeide: mich wundert es nicht, wenn man dieß unausführbar fand, und sprach: daß verlacht werden und zu Grunde gehen müßte, wer sich an diese Vorschriften genau halten wollte. Man hat gefordert und seine Forderung nur allzuscheinbar gemacht, daß eine vollendete Wahrhaftigkeit auch nicht einmal jene Redensarten gebrauchen dürfe, die eine allgemeine Sitte schon längst in ganz anderem Sinne nimmt, als sie dem Buchstaben nach haben: und wir sollten uns wundern, wenn man sich gegen eine solche Forderung allgemein auflebnt und entgegnet hat — es sei nicht möglich die Wahrheit überall zu reden; die Sittenlehre sage, was sie wolle, im wirklichen Leben sei man doch schlechterdings genöthigt, seine Zuflucht zuweilen auch zu einer Lüge zu nehmen? Seh't da den Schaden, den übertriebene und falsche Forderungen und Tugendenvorschriften anrichten! sie sind die häufigste Veranlassung zu dem so schädlichen Irrthum, daß die Vorschriften der Vernunft im wirklichen Leben zuweilen unausführbar seien!

b) Aber es gibt noch eine andere Quelle dieses Irrthums, m. F., nämlich die Unbehilflichkeit, die so viele Menschen zeigen, wenn sie auch völlig richtige allgemeine Vorschriften auf ihre eigenthümlichen Verhältnisse anwenden sollen. Denn das ist freilich wahr — wenn auch die Vorschriften, welche die Sittenlehrer uns geben, noch so bestimmt und richtig sind: es fordert noch ein eigenes Nachdenken und eigene Geschicklichkeit von unserer Seite, zu bestimmen, ob denn auch so eben der Fall vorhanden sei, wo die eine oder die andere derselben mit Recht in Anwendung kommt, und wie dieß eigentlich hier zu geschehen habe? Gar vielen Menschen fehlt diese Geschicklichkeit und dieses Nachdenken; sie wenden also unrichtig an, was sie im Allgemeinen ganz richtig anerkennen. Sie nehmen nicht und treffen nicht zu nehmen die nöthige Rücksicht auf alle vorhandenen Umstände; sie übersehen bald dieß bald jenes, was eine wichtige Veränderung herbeiführt; und so geschieht es, daß sie bald eine Regel auf den Fall anwenden, der eigentlich gar nicht unter dieselbe gehört, bald wieder die allgemeine Vorschrift nicht mit den nöthigen Nebenbestimmungen vereinigen, welche sie in jedem einzelnen Falle erhalten muß, wenn ein erwünschter Erfolg hervorgehen soll. Da stoßen sie natürlich auf allen Seiten an; doch die Ursache ihrer mißlungenen Unternehmungen schreiben sie nicht ihrer eigenen fehlerhaften Anwendung, sondern den Regeln selbst zu, an welche sie sich so treu gehalten zu haben glauben. Die weitere Folge davon ist, daß sie ungehalten werden auf jene Tugendregeln, daß sie bald zu behaupten anfangen, sie seien nur richtig in der Idee, doch für die Wirklichkeit taugten sie nicht. — Eine sehr richtige Vorschrift der Tugend ist es, daß man sein Geld nie auf Vergnü-

gnugen verschwenden dürfe, solange es noch Arme gibt, die des Nöthigsten selbst entbehren: allein wer diese Regel durch Mißverstand auch auf den Fall ausdehnt, wo das Vergnügen nicht wegen des Vermögens, sondern nur um der Gelegenheit zu nützlichen Kenntnissen oder um anderer wichtiger Vortheile willen gekauft wird — der findet dieß freilich zu hart, und fühlt sich versucht, die Vorschriften der Vernunft sogleich der Unausführbarkeit zu zeihen. Eine sehr richtige Vorschrift der Tugend ist es, daß man im Umgang die wesentliche Gleichheit aller Menschen nie aus den Augen kommen lasse: allein wenn ihr dieß also thut, daß ihr die, eurem Amte nöthige Achtung hier gänzlich vergebt, und euch geringschätzig macht, dort einen Vornehmen aufs empfindlichste beleidigt; dann werdet ihr freilich an allen Orten anstoßen und in die ungerechte Klage ausbrechen, daß man nicht fortkommen könne, wenn man den Vorschriften der Vernunft zu genau folgen wolle. Eine sehr richtige Vorschrift der Tugend ist es, daß man auch den Großen und Mächtigen der Erde die Wahrheit sagen müsse: allein ihr, die ihr dieß nicht mit aller Geschicklichkeit und Vorsicht anzustellen wißet, wenn ihr nicht den rechten Augenblick treffet und die wahre Art verfehlt; dann habt ihr nur euch selbst verhaßt gemacht, und sonst gar keinen Nutzen gestiftet; ihr werdet unwillig über die Vorschriften der Tugend sammt und sonders, und gesellet euch jenen zu, welche sie der Unausführbarkeit in dieser wirklichen Welt beschuldigen. Sie sind es nicht, sie sind es durchaus nicht; nur an eurer eigenen Unbehilflichkeit liegt die Schuld, daß die Versuche sie auszuführen einen so unglücklichen Erfolg gehabt. Es ist und bleibt ein Irrthum allemal, wenn man sich einbildet, daß jene Vorschriften, welche die Vernunft aus richtigen Schlüßen herleitet, nicht in der Wirklichkeit vollkommen ausführbar seien.

3. Und um nicht bloß die Grundlosigkeit desselben, sondern auch seine Schädlichkeit deutlicher einzusehen, m. F., lassen Sie uns nur mit Wenigem noch den Zustand eines Menschen schildern, bei dem sich dieser Irrthum einmal tief eingewurzelt hat. Es ist ein eben so häßlicher, als bedauerungswürdiger Zustand.

a) Ein häßlicher, sagte ich zuerst. Denn es ist offenbar; wenn sich der Irrthum, von welchem wir hier reden, erst einmal festgesetzt hat: stirbt jede Blüthe der Tugend ab, und nur das wilde Unkraut des Lasters allein gedeiht und breitet sich mit jedem Tage weiter aus. Wie kann es anders sein, m. F.? Wer da glaubt, daß die Gesetze der Vernunft, so giltig sie auch in der Idee sich bewiesen, doch in der Wirklichkeit nicht ausführbar seien: der — das versteht sich von selbst — zählt sich auch von der Verbindlichkeit los, sie auszuführen; er versucht nicht einmal diese Ausführung; nein, geradezu, ohne Bedenken, mit lachendem Munde verletzt er das heilige

Gesetz der Sittlichkeit, und handelt den klaren Aussprüchen der Stimme in seinem Innersten entgegen. Ihm nützt auch aller Unterricht in den Pflichten und alle Beweise derselben nützen ihm nichts. Erweiset ihm noch so deutlich und unumstößlich, daß er dieß oder jenes zu thun verpflichtet sei — er stößt all eure Beweise mit seinem einzigen Machtspruche um: in der wirklichen Welt kann man nicht immer nach Vernunft handeln. Doch was das Übel noch fürchterlicher macht, ist der Umstand, m. F., daß es wie ein krebsartiger Schaden von Tag zu Tag weiter um sich greift. Denn glaubt man einmal, daß die Vorschriften der Vernunft nicht alle ausführbar und verpflichtend sind: wo ist dann noch ein Mittel, durch welches sich bestimmen ließe, wie viele derselben wohl ausführbar und verpflichtend sind? Die Vernunft kann dieß einmal nicht entscheiden; denn diese hat schon längst ihr Ansehen und ihr richterliches Amt verloren, nachdem sie ja sich selbst widersprochen und Pflichten aufgestellt, die nichts weniger als verpflichtend waren. Also dem dunklen Gefühle, der Neigung, der bloßen Willkür bleibt es anheim gestellt, zu erklären, ob diese oder jene Pflicht auch wirklich ausführbar und verpflichtend ist. Sie errathen nun schon von selbst, m. F., wie es mit der Anerkennung dieser Pflichten zugehen werde. Mit jedem Tage wird man, durch die Erfahrung witziger geworden zu sein, vorgeben; mit jedem Tage mehrere und mehrere Pflichten für unausführbar erklären; mit jedem Tage sich mehr befreien von dem lästigen Zügel der Vernunft, und nur die Willkür der Leidenschaften allein über sich herrschen lassen. O, es gibt keine so heilige Pflicht des Menschen, m. F., welche der niedrig denkende Zweifler am Ende nicht von sich abzuweisen wüßte, wenn die Befolgung derselben mit Schaden oder Opfern droht. Und wäre es ein Meineid, ein Mord der eigenen Eltern, ein Hochverrath am Vaterlande, an der ganzen Menschheit selbst — wenn er kein anderes Mittel sähe, sein allgeliebtes Ich vor Ungemach zu wahren: er thut es, der Schändliche, und thut es ohne Bedenken, sich mit der schnöden Ausflucht entschuldigend, es sei die ganz eigene Lage, welche zu diesem Schritte ihn nöthige. Elender! nicht unterfange dich, mit deiner Lage dich zu entschuldigen: nur deine Schlechtigkeit nöthiget dich; und diese Schlechtigkeit, wisse es, macht dich zum hassenswürdigsten aller Geschöpfe auf Gottes Erde!

b) Doch hier erinnert mich ein Wort, daß du auch eben so bedauerungswürdig bist! Glaube nicht, daß du dir wirklich wohlgethan, als du durch arge Selbsttäuschung von jeder lästigen Pflicht dich losgezählt. Es lebt ein Gott im hohen Himmel, dem Alles unterthänig ist, der — weil er selbst der Heiligste — kein anderes Mittel gelten läßt im ganzen Weltall, zum Wohlsein und zur Glückseligkeit zu gelangen, als nur die Heiligkeit, die Tugend. Du hättest dein eigenes Wohl befördert, wenn

du den Vorschriften der Tugend, auch selbst den schwersten treu geblieben wärest: nun du von ihnen abgewichen — bist du von deinem eigenen Glücke gewichen. Schwer zürnt nun der Heilige über dich; und um so schwerer zürnt er, je leichter du es dir vorher gemacht hast, sein heiliges Gesetz unter dem Vorwand, daß es unausführbarer Unsinn sei, zu verhöhnen und mit Füßen zu treten! Aber du glaubst vielleicht, es lebe kein Gott im Himmel, und es gebe auch kein anderes Leben, wo er dich strafen kann? Elender! nicht einmal für dieses Erdenleben hast du dich wahrhaft glücklich gemacht. Zu blöde, um die elende Täuschung einzusehen, daß nicht ausführbar sei, was dir die Vernunft gebietet, hat auch dich der falsche Schimmer so mancher irdischer Güter gewiß bethört; du hast sehr falsch berechnet, worin des Lebens wahre Seligkeit besteht; hast sie vielleicht im Sinnengenuß ohne Maß und Wahl, hast sie in schnödem Reichthum, in Ehren und eitlem Ruhm gesucht, das heißt, dort gesucht, wo sie nimmermehr zu finden ist, und nie gefunden werden kann. Erst sterbend, sterbend wirst du das ganz klar einsehen und dir fluchen, daß wahr geworden, was unser Jesus sprach: Wer sein Glück suchet, verliert es; und wer es verliert um der Gerechtigkeit willen, der findet es wahrhaftig (Matth. 6, 33.). So lasset auch uns nicht achten das eigene Glück und Wohlsein um der Gerechtigkeit willen, damit auch wir es wahrhaftig finden mögen; laßt uns nach seinem Zurufe suchen zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit: so wird uns alles Übrige gegeben werden (Matth. 10, 39.)! Amen.

II.

(Beschluß). **Anleitung, die allgemeinen Vorschriften der Vernunft auf die besonderen Fälle des Lebens anzuwenden.**

(Gehalten am zweiten Sonntage nach Ostern im Jahre 1809.)

Mark. 10, 17—27.

Eingang.

Eine sehr merkwürdige Antwort ist es, m. F., welche der erhabene Menschenlehrer in unserem Evangelium dem Jüngling ertheilt, der ihm die

große Frage gestellt hatte: Was habe ich zu thun, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden? — Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst kein falsches Zeugniß geben; du sollst Vater und Mutter ehren, und was es sonst noch für Gesetze gibt, welche die bloße Vernunft anerkennt und das mosaische Gesetz so deutlich ausgesprochen hat. Nichts mehr also, nach der ausdrücklichen Versicherung unseres Jesu, m. F., nichts wird zur Erlangung der ewigen Seligkeit mehr erfordert, als daß man den Geboten und Ansprüchen der Vernunft gehorcht, und Alles thut, wozu sie unmittelbar oder mittelbar uns verpflichten. Der Jüngling, der so treuherzig von sich selbst sagen konnte: Dieß Alles habe ich von meiner Kindheit an beobachtet — fand bei dem Weisesten der Menschen die beste Aufnahme, und mit dem innigsten Gefühle des Wohlgefallens verweilte der Blick des Gottmenschen auf ihm. Mit liebendem Auge, sagt unser Evangelium, blickte Jesus ihn an. Doch wollen wir auch sehen, m. F., daß dieser jetzt beschriebene Gehorsam gegen die Vernunft die einzige Bedingung gewesen sei, unter welcher man Jesu wohlgefiel: so brauchen wir nur weiter in unserem Texte zu lesen. Denn weil er ihm so wohlgefiel, der unschuldvolle Jüngling, wünschte unser Jesus sehr, ihn stets um sich zu haben; er machte ihm den vielsagenden Antrag und sprach: Dir fehlt nur Eines noch, Jüngling; geh' und verkaufe deine Güter, gib das gelöste Geld den Armen d. i. verwandle es in einen Schatz im Himmel, und dann — dann komm' und folge mir nach! Ach, es kam nicht aus innerer Überzeugung, m. F., daß der Jüngling den so beseligenden Antrag ausschlug; etwa weil er fest überzeugt war, daß es ganz unbillig und unausführbar sei, was Jesus hier von ihm verlangte: o nein! sondern nur zu beschwerlich war es ihm, dießmal dem zu gehorchen, was die Vernunft ihm freilich auch hier als gut und vollkommen darstellte. Er sah wohl deutlich ein, daß er an sittlicher Vollkommenheit unendlich viel gewinnen müßte, wenn er dem Rufe Jesu folgte: allein das Opfer, das ihm an seiner zeitlichen Wohlfahrt drohte, schien ihm zu groß und unerschwinglich. Ohne ein Wort zu erwiedern — erzählt uns das Evangelium — bestürzt und traurig schlich er sich hinweg; denn er war sehr reich. Und das Urtheil, welches nun Jesus über ihn fällte, lautet: Leichter ist es, daß ein Kamehl sich durch ein Nadelöhr durchdränge, als daß ein Reicher eingehe in das Messiasreich. Aber verstehen wir diesen Ausdruck nicht falsch, m. F.! Nicht etwa von einer völligen Unmöglichkeit, von einer solchen, die eben darum auch die Pflichterfüllung aufhöbe, wollte ihn Jesus ausgelegt wissen; denn als ihm seine Jünger so mißverstanden und deßhalb untereinander sprachen: Wer kann denn also selig werden? — da hören wir ihn sie zurechtweisen: Bei den Menschen ist dieß unmöglich, doch nicht bei Gott, dem alle Dinge möglich sind! — als wolle er sagen:

Mag es auch wirklich hie und da den Anschein haben, als stände es nicht mehr in des Menschen Kraft, der strengen Forderung der Pflicht zu folgen; durch Gottes Beistand wird es ihm doch sicher allezeit möglich sein; denn Gott ist Alles möglich. Aus diesen klaren Äußerungen Jesu, m. F., entnehmen Sie wohl von selbst, und ohne daß ich Sie erst aufmerksam zu machen brauche — auch Jesus von Nazareth behauptete dasselbe, was wir in unserer neulichen Erbauungsstunde lehrten: daß jene Vorschriften unserer Vernunft, die wir durch richtige Schlüße herleiten, *auch in der Wirklichkeit* ausführbar und verpflichtend seien. Hatten wir also neulich das Zeugniß seines Schülers, des trefflichen Apostels Paulus, auf unserer Seite: so ist es jetzt der Lehrer selbst, der Gottgesandte, der sich für unseren Satz entscheidet und ihm durch seine Entscheidung die unumstößlichste Gewißheit gibt. Aber wir haben diese Wahrheit neulich auch aus ihrem innern Vernunftgrunde erkannt; und was noch mehr ist, wir haben selbst die Quellen und Scheingründe des ihr entgegenstehenden Irrthums aufgedeckt und deren Nichtigkeit gezeigt. Man wäre nie verfallen auf diese ungereimte Behauptung, daß die Vernunft Etwas gebieten könne, was gleichwohl unausführbar ist, wenn sich nicht unglücklicherweise Zweierlei vereinigt hätte: von einer Seite so manche übertriebene und wirklich unausführbare Gebote, die nur schlechte Sittenlehrer in Büchern und auf der Kanzel aufstellten und nur zu scheinbar zu beweisen wußten; und anderseits die große Unbehilflichkeit, welche so viele Menschen an den Tag legen, wenn sie die allgemeine Regel auf einen besonderen Fall richtig anwenden sollen. Um endlich die Schädlichkeit des Irrthums, gegen den wir streiten, um so lebhafter einzusehen, entwarfen wir zuletzt noch eine kurze Schilderung des Zustandes solcher Menschen, die diesem Irrthum ergeben sind. Wir fanden sie eben so häßlich durch ihre Lasterhaftigkeit, als durch ihr Unglück selbst bedauerungswürdig. Hat meine weitere Auseinandersetzung all dieser Punkte neulich ihren Zweck nicht verfehlt, sind meine Worte nicht ganz vergeblich an Ihrem Ohr vorübergegangen, m. F.: so hoffe ich, Sie haben fest bei sich beschloßen, sich ewig frei zu erhalten von jenem verderblichsten aller Irrthümer, von jenem Unglauben an unsere eigene Vernunft, die Stimme Gottes in unserem Innersten. Sie wollen denn fortan und ewig ihr willig gehorchen als ihrer treuesten und einzigen Leiterin, die am Ende doch nirgends andershin, als nur zu Ihrem wahren ewigen Glück und Wohlsein führt. Aber leicht — das gestehe ich — leicht werden Sie dieß nicht immer finden, m. F.; es hat so manche Schwierigkeiten, *sich stets nur nach den Gesetzen der Vernunft in allem Thun und Lassen zu bestimmen*: und daher haben wir uns schon neulich vorgenommen, heute eine Art von *Anleitung hiezu*, so viel es sich im Allgemeinen

thun läßt, mitzutheilen. Möchte uns also Er selbst, aus dessen Hand wir die Vernunft als sein kostbarstes Geschenk erhalten haben, in dieser Stunde erleuchten, auf daß wir gründlich lernen, wie wir sie gebrauchen müßen, um einst zu bestehen vor seinem Richterstuhl, wo er verdammen wird als Sünde Alles, was nicht aus Überzeugung und aus dem Glauben kam. — Halten wir dafür, m. F., daß die Vorschriften der Vernunft auch in der Wirklichkeit ausführbar und verpflichtend sind; so versteht es sich von selbst, daß wir dieß nur von richtigen Vorschriften der Vernunft, und von einer richtigen Anwendung derselben auf unsere Verhältnisse behaupten. Irrige Vorschriften, oder wenn auch richtige Regeln, die aber unrichtig angewendet werden, mögen freilich zuweilen unausführbar sein. Zwei Stücke sind es also, für die wir Sorge tragen müssen, wenn uns allezeit möglich bleiben soll, lediglich nach den Grundsätzen unserer Vernunft all unser Thun und Lassen zu bestimmen. Wir müssen Sorge tragen, daß unsere Grundsätze selbst immer richtig sind, und daß wir sie auch immer richtig anwenden auf unsere eigenthümlichen Verhältniße. Lassen Sie uns von jedem dieser Stücke für sich einzeln das Mehrere vernehmen!

Abhandlung.

1. Gewiße, mehr oder weniger allgemeine, mehr oder weniger in das Einzelne gehende Regeln und Vorschriften über das menschliche Thun — mit Einem Worte — gewiße Grundsätze hat und muß jeder Mensch haben, welcher sich durch die Vernunft wie immer leiten lassen will. Aber das Wichtigste, worauf es hier ankommt, ist ohne Zweifel dieß, daß jene Grundsätze alle die möglich größte Richtigkeit erhalten. Das werden wir denn auch erreichen, m. F., soweit es überhaupt Menschen erreichbar ist, wenn wir nur folgende zwei Maßregeln beobachten: daß wir zuvörderst nie einen Grundsatz von bloßem Hörensagen oder aus eigenem Nachdenken eher annehmen, als bis wir ihn von allen Seiten betrachtet und vornehmlich an dem Probierstein des gesunden (gemeinen) Menschenverstandes geprüft haben; dann aber, daß wir auch solche Grundsätze, die wir zwar nicht durch Schlüße deutlich darthun können, die aber doch ein inneres Gefühl als richtig anerkennt, mit in den Vorrath unserer Lebensweisheit aufnehmen. Ich werde mich über beide Regeln deutlicher erklären.

a) Wir sollen, behaupte ich zuerst, einen Grundsatz, sei er uns vom bloßen Hörensagen oder aus eigenem Nachdenken gekommen, nie eher annehmen, als bis wir ihn von allen Seiten betrachtet und vornehmlich am Probiersteine des gesunden Menschenverstandes geprüft haben. Wir haben

es schon neulich bemerkt, m. F., wie manche Sittenlehrer sich ein eigenes Geschäft daraus machen, die Vorschriften der Tugend recht zu überspannen und unnöthigerweise zu vermehren, entweder geleitet durch das irrige Sprichwort: Man muß das Unbillige fordern, um nur das Billige zu erreichen — oder um sich das Ansehen und den Ruhm der strengsten Gewissenhaftigkeit zu erwerben; und daß sie um so bereitwilliger in der Vermehrung menschlicher Pflichten und Verbindlichkeiten sind, je weniger sie für ihre eigene Person sich nach dem zu richten pflegen, was sie Anderen als Gebot aufstellen. In jedem Fall, m. F., sind wir, wenn wir den Worten solcher Sittenlehrer unbedingten Glauben beimessen, sehr in Gefahr, so manche überspannte und falsche Lebensregel in den Vorrath unserer sittlichen Grundsätze aufzunehmen. Ein Gleiches kann uns aber auch bei solchen Grundsätzen widerfahren, die wir durch eigenes Nachdenken uns bilden. Es kann uns manchmal scheinen, die Tugend fordere diese oder jene Handlungsart mit völliger Allgemeinheit, welche sie doch nur in vielen Fällen fordert; es kann uns scheinen, dieß oder jenes werde durch die Vernunft allgemein untersagt, was sie doch nur unter gewißen Umständen auf eine gewiße Art und aus gewißen Absichten zu thun verbietet. Was sollen wir also thun, um uns vor Irrthum gerade dort, wo er am allerschädlichsten ist, zu schützen und zu sichern? Durch Prüfung der inneren Gründe sind die wenigsten Menschen im Stande, den eigentlichen Fehler in einer längeren Reihe von Schlüßen aufzufinden. Die Vorsehung hat uns ein anderes Mittel gegeben, m. F.; und dies ist die Vergleichung eines neuen Satzes mit anderen schon bekannten Wahrheiten, vornehmlich mit den Aussprüchen unseres gesunden Menschenverstandes. Nehmen wir einen neuen Grundsatz, wir mögen vom Hörensagen oder durch eigenes Nachdenken auf ihn geleitet werden, nie eher an, als bis wir ihn von allen Seiten betrachtet d. h. mit allen anderen Wahrheiten, die wir bereits als ausgemacht erkennen, verglichen haben! Und stoßen wir hier auf einen Widerspruch, auf einen nicht bloß scheinbaren, sondern wahren und eigentlichen Widerspruch: nun wohl, dann haben wir auch seine Irrigkeit entdeckt und werden uns nicht länger täuschen lassen durch diesen vorgeblichen Grundsatz. Vergleichen wir ihn besonders mit dem, was unser inneres Gefühl, die Stimme des allgemeinen Menschenverstandes, *darüber aussagt!* Empört sich unser inneres Gefühl darüber, spricht der *gesunde Menschenverstand* laut gegen die neue Regel: o, so können wir sicher *annehmen*, daß sie naturwidrige Erdichtung, gemeinschädliche Täuschung und Lüge ist. Sei es immerhin, daß wir sie nicht durch Schlüße widerlegen, daß wir den eigentlichen Grund der Täuschung nicht angeben können: es ist doch gewiß Täuschung vorhanden, die Regel ist doch sicherlich falsch. Warum? Der

gesunde Menschenverstand erklärt sie dafür — er, der in Dingen seines Bereiches, in Dingen, welche das wirkliche Leben des Menschen betreffen, der sicherste und unfehlbarste Richter ist, weit sicherer wenigstens und weit unfehlbarer, als die Vernunft, wenn sie mit abgezogenen Begriffen spielt. Ihr wollt uns glauben machen, es sei in keinem Fall erlaubt, an seine eigenen Vorzüge zu denken, wohl gar sich selbst für besser zu halten, als andere Menschen sind? Wir möchten es vielleicht glauben; doch wenn wir diese Regel mit anderen ausgemachten Wahrheiten vergleichen: so finden wir, daß sie jener Wahrheit widerspricht, zufolge der sich jeder Mensch einen nach seinen Kräften und Vorzügen berechneten Wirkungskreis aufsuchen soll; und deßhalb verwerfen wir eueren Grundsatz als einen irrigen. Ihr wollt uns glauben machen, es wäre unerlaubt, das Vergnügen je um des Vergnügens willen zu suchen — sei es auch, daß wir euch das nicht widerlegen können: genug, unser gesunde Verstand sagt uns, daß dieses übertrieben sei; wir nehmen mit Recht an, daß sich in euren Beweisen irgend ein versteckter Fehlschluß befinden müsse, und halten uns nicht für verpflichtet, nach dieser Forderung zu leben.

b) Aber es ist noch nicht genug, m. F., daß wir nur Alles verwerfen, was dem gesunden Menschenverstande ausdrücklich widerspricht: wir müssen auch das Alles aufnehmen, was er uns bald mit vernehmlicherer, bald mit leiserer Stimme im Inneren unseres Herzens bedeutet. Denn dieses war eben die zweite Regel, welche ich oben aufgestellt: auch solche Grundsätze, die wir zwar nicht durch Schlüße darthun können, die aber doch ein inneres Gefühl als richtig anerkennt, mit in den Vorrath unserer Lebensregeln aufzunehmen. Ich komme hier auf einen äußerst wichtigen und ausgebreiteten Fehler, der sich besonders besserer Talente in den früheren Jugendjahren häufig zu bemächtigen pflegt und einen nicht zu berechnenden Schaden anrichtet. Ich meine den Fehler, daß man nichts Anderes glauben und für gewiß annehmen will, als was man aus deutlich erkannten Gründen durch regelmäßige Schlüße herzuleiten versteht. Das hohe Vergnügen, welches der Anfänger in einer so deutlichen Begründung seiner Urtheile findet, das er gern überall genießen möchte, von einer Seite — und von der anderen die Unerfahrenheit, die ihn zu der Einbildung verführt, es werde sich Alles so leicht beweisen lassen, wie etwa die wenigen Sätze, die er in seinen Lehrbüchern trifft: dieß ungefähr dürften die beiden Gründe sein, welche ihn zu dem Entschluße bringen, nichts eher anzunehmen, als bis er es zu beweisen und auf die letzten Grundwahrheiten des menschlichen Verstandes zurückzuführen im Stande ist. Aber wie bald geräth er nicht in Stocken! wie viele höchst wichtige, zum Leben unentbehrliche Wahrheiten, wie viele Tugend-

vorschriften, welche der gesunde Menschenverstand mit unzweideutiger Gewißheit ausspricht, versucht er vergebens aus ihrem letzten Grunde herzuleiten! Denn noch ist es ja keinem Einzigen, auch selbst dem Tiefstdenkenden aus allen Weltweisen ist es noch nicht gelungen, die letzten Gründe alles menschlichen Wissens vollständig aufzufinden und uns den Weg zu zeigen, wie jede Wahrheit auf sie zurückzuführen sei: um wieviel weniger kann dieß dem Jünglinge, dem frühen, noch unerfahrenen Anfänger im Denken, gelingen! Will er nun gleichwohl jede Wahrheit, von welcher er den inneren Grund nicht aufzufinden weiß, ungebraucht lassen, will er sogar die irrige höchst übereilte Folgerung sich erlauben „hier sehe ich keinen Grund; hier „ist also auch gar kein Grund vorhanden" — o, dann, m. F., dann wird er vieler Wahrheiten verlustig gehen, und indem er sie läugnet, in mannigfache Irrthümer verfallen; sein ganzer Lebenswandel wird in Stockung, sein Thun und Lassen in arge Unordnung gerathen. Nein; wir sind in der That Alle von tausend und abermals tausend Wahrheiten vollkommen überzeugt, ob wir sie gleich aus Gründen keineswegs herzuleiten verstehen: aus einem inneren Gefühle, kraft des gesunden Menschenverstandes sind wir von ihnen überzeugt. Unsere Überzeugung ist darum keine grundlose: nein; sie beruht allerdings auf ihren sicheren Gründen; nur sind wir uns dieser Gründe nicht deutlich genug bewußt, und es will auch selbst bei angestrengter Aufmerksamkeit nicht immer gelingen, uns dieser im Hintergrund der Seele verborgen liegenden Gründe deutlich bewußt zu werden. Aber was liegt auch an diesem Umstande? Thorheit ist es, ihn zur einzigen Bedingung der Brauchbarkeit unserer Überzeugungen zu machen; Thorheit, von einer Erkenntniß nur darum keinen Nutzen ziehen zu wollen, weil du nicht weißt, wie du dazu gekommen bist: genug, für die Geschäfte des Lebens völlig genug ist es, daß du nur weißt, es sei dieß deine Pflicht; magst du immerhin nicht wissen, aus welchem Grunde eigentlich du es für deine Pflicht erkennst. — Gesetzt, du könntest es dir bisher noch nicht durch Schlüße beweisen, daß Beten Pflicht des Menschen sei: genug, ein inneres Gefühl treibt dich dazu; gehorche ihm, es irret nicht; eher irret dein klügelnder Verstand, als dieses innere Gefühl — es bleibt dabei, daß Beten eine Pflicht des Menschen ist. Gesetzt, du könntest dir bisher noch nicht durch schulgerechte Schlüße darthun, daß jede absichtliche Täuschung Anderer, auch wenn der beste Zweck dabei zum Grunde läge, doch immer unerlaubt sei: genug, ein inneres Gefühl warnt dich vor jeder Lüge; so folge ihm und rede stets und ohne Ausnahme die Wahrheit. Gesetzt, du könntest es bisher noch nicht aus seinem wahren und einfachen Grunde herleiten, warum jedwede Aufreizung, jede wie immer versuchte Befriedigung deines Geschlechtstriebes vor und außerhalb der Ehe Sünde sein solle: genug, daß es ein inneres,

2*

unzweideutiges Gefühl dir sagt; genug, daß deine Wangen erröthen schon vor dem bloßen Gedanken an eine unordentliche, unkeusche Lust der Sinne. Es muß ein Grund vorhanden sein, der deinem gesunden Menschenverstande jenes entschiedene Urtheil abzwingt, es muß einen Grund geben, der jene Schamröthe über deine Wangen verbreitet; mag er dir auch nicht deutlich erscheinen, dieser Grund, er ist doch sicher vorhanden; und wohl dir, wenn du sein Dasein nie bezweifelnd, den Ausspruch des gesunden Menschenverstandes als sichere unbezweifelbare Regel für dein Thun und Lassen nimmst! Was immer der gesunde Menschenverstand deutlich, vernehmlich und unzweideutig ausspricht, dem lasset uns folgen, m. F., das laßt uns gleich den Sätzen, die mit den schulgerechtesten Beweisen ausgestattet werden können, mit in den Vorrath unserer Lebensgrundsätze und Weisheitsregeln aufnehmen.

2. Nur dann wird es mit Recht von uns gerühmt werden können, daß wir besorgt sind, uns einen möglich vollständigsten Vorrath geprüfter, richtiger Grundsätze zu verschaffen. Aber dann haben wir auch noch das zweite Geschäft auf uns, die richtigen Grundsätze auf unsere eigenthümlichen Verhältnisse auch richtig anzuwenden. Auch dieß wird uns gelingen, m. F., so gut als überhaupt den schwachen Sterblichen Etwas gelingen kann, wenn wir zwei Dinge stets in unserem Augenmerk behalten. Zuerst — ob hier auch wirklich der Fall vorhanden sei, auf welchen die oder jene allgemeine Regel passe; dann aber auch — welch' einer näheren Bestimmung die allgemeine Vorschrift bedürfe, um den Eigenschaften dieses besonderen Falles gemäß zu sein. — Ich werde von jedem dieser Stücke das Wichtigste in aller Kürze sagen.

a) Nichts ist begreiflicher, als daß derjenige, der glücklich sein will in der Anwendung seiner Grundsätze, zuvörderst allezeit die Frage wohl untersuchen müsse: ob auch hier wirklich der Fall vorhanden sei, welchen diese oder jene allgemeine Regel voraussetzt? Denn freilich, wenn man hier vielleicht einen ganz veränderten Fall vor sich hätte: darf es uns dann auch Wunder nehmen, wenn die verkehrte Anwendung der Regel auf ihn einen unglücklichen Erfolg hervorbringt? Aber so wahr dieß ist, so schwierig ist es doch zuweilen, hierüber mit Sicherheit zu entscheiden. Es fordert einerseits, daß man die Regel selbst, von deren Anwendung hier die Frage ist, nach ihrem wahren Sinne verstehe, daß man wisse, von welchen Umständen sie eigentlich rede, und von welchen sie nicht rede; es fordert anderseits, daß man auch seine eigene Lage vollkommen richtig beurtheile, und keinen Umstand übersehe, der hier von Wichtigkeit ist und eine Änderung hervorbringt. Und was das Schlimmste ist, m. F., hier ist es eigentlich, wo Leidenschaften sich in das Spiel mischen und uns den richtigen

Gesichtspunkt aus den Augen rücken wollen. Ist die Befolgung einer Regel schwer, kostet sie Überwindung, fordert sie Opfer von uns: da will die Trägheit, die Sinnlichkeit, der Hang zur Ungebundenheit uns gern überreden, es sei der Fall hier nicht einmal eingetreten, den jene Regel voraussetzt, wir seien völlig frei von ihr. Im Gegentheil wieder, ist die Erlaubniß oder Pflicht, die eine Regel ausspricht, uns lieb und angenehm: wie suchen wir uns da nicht zu überreden, es sei hier wirklich der Fall, wo die Erlaubniß, ja selbst die Pflicht stattfinde, so zu handeln, wie unsere Sinnlichkeit es wünscht! Nehmen wir uns in Acht, m. F., vor diesen Selbsttäuschungen; fest überzeugt, daß es am Ende nur wir, lediglich wir selber sind, welche den Schaden büßen, wenn wir von unserer Pflicht abweichen. Durch stetes Denken an diese eben jetzt ausgesprochene Wahrheit, durch möglichstes Hinwegsehen von den nächsten angenehmen oder unangenehmen Folgen, die diese oder jene Entscheidung der Frage für uns haben wird, durch häufige Übung und vieljährig fortgesetzte Gewohnheit können wir es wirklich sehr weit in diesem Stücke bringen, es dahin bringen, daß wir erhaben über alle Leidenschaften so schnell und richtig auch über unsere eigenen Verhältnisse, als über fremde urtheilen. Bis wir es dahin, m. F., zu dieser Fertigkeit bringen, lassen Sie uns, so oft es sein kann, das Urtheil Anderer benützen; befragen wir andere vernünftige Männer, wie diesen wohl, welche durch Leidenschaft nicht geblendet werden, unsere Verhältnisse erscheinen, ob sich die allgemeine Regel auf unseren gegenwärtigen Fall erstrecke oder nicht? Es wird nur wenige Fälle geben, wo wir zu diesem Hilfsmittel nicht unsere Zuflucht sollten nehmen können: hält nur unzeitige und falsche Schamhaftigkeit uns nicht ab, Andere um ihren Rath zu fragen.

b) Aber noch nöthiger kann dieser Rath uns werden, wenn es sich um die Beantwortung der zweiten Frage handelt — ist jene allgemeine Regel auf unseren gegenwärtigen Fall vielleicht anwendbar: wie muß sie näher bestimmt werden nach den besonderen Umständen, welche gerade hier obwalten? Denn jede allgemeine Regel, m. F., läßt eben darum, weil sie nur eine allgemeine ist, noch so Manches unbestimmt, was erst nach der besonderen Beschaffenheit des einzelnen Falles, auf den sie angewendet werden soll, näher zu bestimmen ist. Wir können nur dann auf einen glücklichen Erfolg ihrer Anwendung rechnen, wenn wir auch diese näheren Bestimmungen richtig und zweckmäßig getroffen haben. Es ist erlaubt, ja sogar Pflicht, sich nach verrichteter Arbeit durch ein anständiges Vergnügen zu erholen. Du hast ganz richtig bemerkt, daß du in diesem Falle dich eben jetzt befindest. Aber es gibt der Arten sich zu vergnügen so viele: aus deinem Alter, deinem Stande, deiner Lebensart, deinen Vermögensumständen, aus all den besonderen Verhältnissen, in

welchen du dich befindest, muß erst entschieden werden, auf welche Art du dich in dieser Stunde am zweckmäßigsten vergnügen magst. Ganz richtig ist die allgemeine Regel, daß man dem leidenden Mitbruder nach Kräften beistehen solle; du fühlst auch deutlich, daß du dich in dem Falle befindest, wo diese Regel angewendet werden kann und soll. Aber wie unbestimmt ist nicht der Ausdruck — nach Kräften beistehen? wie schwer ist es oft zu bestimmen, wie viel von deinem Gelde, von deiner Zeit, von deinen Kräften du jenem edlen Zwecke widmen sollst? ist es genug, was sonst die meisten Menschen in solchem Falle zu thun pflegen? Und wenn erst das Wieviel im klaren ist; muß jetzt nicht auch das Wie noch ermittelt werden? auf welche Art mußt du dich für den Leidenden verwenden, daß ihm dein guter Wille auch wirklich nützlich werde? auf welche Art mußt du ihm deine Hilfe anbieten, daß sie ihm in der That erfreulich komme, nicht ihn demüthige und kränke? Sehen Sie da in einigen Beispielen, m. F., wie Vieles bei jeder allgemeinen Regel, wenn sie dem einzelnen Falle gemäß sein soll, noch zu erörtern übrig bleibt! Und wie, wie kann dieses Alles ermittelt werden? Wenn man sich rühmen will, daß man — nicht nach der blinden Willkür, nein — nur nach Grundsätzen handle: nicht anders, als wieder durch Grundsätze, durch neue Regeln, welche man zu der vorigen hinzuthut und mit ihr verbindet. Ersehen Sie hieraus, daß man zu jeder einzelnen Handlung noch der Anwendung von mehr als Einer Regel bedarf; ersehen Sie, welch' einen großen Vorrath von Grundsätzen und welche Geläufigkeit in denselben derjenige besitzen muß, der immer nur nach Regeln handeln soll; ersehen Sie daraus, daß es nichts Leichtes und Geringfügiges sei, nach Grundsätzen zu handeln, daß viele Kenntnisse dazu erfordert werden, daß man es nicht mit Einem Male erlerne, daß man es in dieser Kunst niemals zur gänzlichen Vollendung bringe, daß nur der Weise allein sie mit einiger Vollkommenheit betreibe, daß aber auch dieser Weise noch immer fortzuschreiten und bis an das Ende seines Lebens zu lernen habe. O, es verlohnt sich der Mühe, m. F., wahrlich verlohnt es sich der Mühe, daß wir um diese Kunst uns mühen, daß wir je mehr und mehr nach Grundsätzen handeln lernen! Nur dadurch erheben wir uns über das vernunftlose Thier, und steigen hinauf bis zur Würde des Weisen! Wer noch so viele und schwer erreichbare Kenntniße besitzt — sind es nicht Lebensregeln, sind es nicht Grundsätze für sein Thun und Lassen, bestimmt er sich in seinen Handlungen nur nach blinder Willkür, nur nach einem dunklen Gefühle: so mag er nur verzichten auf den erhabenen Namen eines Weisen. Ein wahrer Weise ist nur derjenige, der sichere Lebensgrundsätze besitzt, und sich nach ihnen richtet. Dieß ist die Weisheit, nach der auch wir zu ringen haben; es ist diejenige, die uns Gottes Wort em-

pfiehlt, wenn es spricht: Die Wissenschaft des Weisen ist eine Quelle des Lebens zur Vermeidung der Stricke des Todes. (Sprichw. 13, 14.) Amen.

III.

Richtiges Verhältniß des bloß Verdienstlichen zum Pflichtmäßigen.

(Gehalten am Palmsonntage im Jahre 1818.)

Eingang.

Die letzten Thaten und Schicksale unseres Herrn, m. F., die bitteren Leiden, die er bestand, und die unendlichen Verdienste, die er sich durch dieser Leiden freiwillige Übernahme um die ganze Menschheit beigelegt, sind nach dem Wunsche der Kirche jener Hauptgegenstand, dessen Betrachtung uns in diesen Tagen beschäftigen soll. Tadelnswerth wäre ich also, wenn ich nicht wenigstens heut, da wir die letzte Versammlung, die noch der heiligen Zeit der Faste angehört, halte, die Aufmerksamkeit Ihres Geistes richten wollte auf jenen großen Dulder, durch dessen Leiden und Tod das Werk der Welterlösung ausgeführt wurde. Schenken wir also, schenken wir nur einen Zeitraum von wenigen Augenblicken der Überlegung, wie viele und wie große Wohlthaten Jesus von Nazareth der Welt erwiesen hat. Den Glauben an Gott, an ein höchst weises, mächtiges und allgütiges Wesen, diesen so nothwendigen Glauben, der zu seiner Zeit kaum bei dem kleinsten Volke in gewißer Reinheit und Fruchtbarkeit anzutreffen war, hat er verbreitet auf dem ganzen weiten Erdenrunde, hat ihn der Hälfte der Menschheit schon wirklich beigebracht. Die Wahrheit, daß wir auch nach dem Tode noch fortleben und in Ewigkeit dauern, diese erfreulichste aus allen Wahrheiten, welcher wir nur durch die Versicherung Gottes allein völlig gewiß werden können, hat er uns durch das entschiedenste Zeugniß, das je ein Sterblicher von Gott erhielt, ja gewissermaßen durch die That selbst, durch seine eigene Auferstehung vom Tode, erwiesen. Er war der Erste, welcher eingesehen, daß nicht der Eigenwille eines Einzelnen, sondern die übereinstimmende Meinung Aller zu entscheiden habe, was in religiösen Dingen wahr oder falsch sei; der eben deßhalb eine Kirche stiftete, bei der nur das allein für Gottes Offenbarung gilt, worüber sich die Meinungen

Aller vereinigen können; der uns die Entscheidungen dieser Kirche über unzählige Fragen von größter Wichtigkeit Beruhigung verschafft hat und noch in Zukunft verschaffen wird. Er ist es, dem wir die milderen Sitten, die nun auf Erden eingeführt sind, verdanken; er ist es, durch dessen Lehre sich die Gewalthaber der Menschheit genöthigt sahen, ihren Verfassungen eine etwas vernünftigere Gestalt zu geben und das Wohl des Bürgers nicht so ganz offenbar zu unterdrücken. Er ist es, dem das weibliche Geschlecht die Verbesserung seines Zustandes und die Anerkennung seiner heiligsten Menschenrechte zu danken hat. Er ist es, der den Bund der Ehe für einen heiligen Bund erklärte, der die Kinder uns als ein von Gott anvertrautes Gut und als Geschöpfe kennen lehrte, deren Engel unaufhörlich vor Gottes Angesicht stehen, uns zu verklagen, wenn wir uns wider sie versündigen. Jesus von Nazareth ist es, in dessen Seele der Gedanke aufstieg, der noch in keines Menschen Sinn gekommen war, sich Gottes ewiger Gerechtigkeit zu einem Sühnopfer für die Sünden der ganzen Welt anzubieten, Gott aufzufordern, daß er auf sein unschuldiges Haupt alle die Strafen, welche die Menschen für ihre eigenen Sünden und Laster verdienen, aufhäufe, und eben um deßwillen sie Vergebung finden lasse, sobald sie in sich gehen und sich bessern! — So groß, m. F., so einzig in ihrer Art sind die Verdienste, welche der Prophet von Nazareth sich um die Menschheit beigelegt hat! Wäre es wohl, wenn wir bloß seine menschliche Natur betrachten, wäre es sehr zu wundern, wenn wir fänden, daß er, allzusehr mit dem Gedanken an diese großen Zwecke beschäftigt, ein und das anderemal einer unwichtigen Pflicht vergessen hätte, die er gegen seine Umgebungen hatte? Wenn wir aber dieß nicht finden, wenn wir im Gegentheil sehen, daß er bei jeder Gelegenheit auf das gewissenhafteste erfüllt habe Alles, was nur in irgend einer Rücksicht eine Pflicht für ihn genannt werden könnte: so gibt er durch dieses Betragen uns wirklich eine sehr wichtige Lehre, die Lehre nämlich: daß auch wir über dem Verdienste nie die Pflicht versäumen sollen. In jenen höheren Ständen, zu denen Sie, m. F., sich bereiten, wird es gerade für jeden Besseren aus Ihrer Mitte so viele Versuchungen geben, sich gegen diese Regel zu verstoßen, daß ich mir lange schon vorgesetzt habe, einmal umständlicher über diesen Punkt zu sprechen. Wir werden in der That mit der Benützung der heutigen Stunde zufrieden sein können, wenn wir aus der Betrachtung des Beispieles Jesu lernen, über der Sorge für das, was bloß verdienstlich ist, nie zu versäumen, wozu wir als zu unserer eigentlichen Pflicht verbunden sind. Wie sorgfältig Er sich vor diesem Fehler gehütet, mag uns das Evangelium zeigen, das ich jetzt vorzulesen im Begriffe bin. (Joh. 19, 25—27.)

Abhandlung.

Wer aus uns hier Versammelten wäre im Stande, der Mutter unseres Herrn nur einigermaßen nachzuempfinden den Schmerz, den herzzerreißenden, den ihr der Anblick ihres Sohnes am Kreuze verursachen mußte? Zu welchen Erwartungen ganz anderer Art hatten sie doch jene Worte des Engels, welcher die Geburt desselben ankündigte, berechtigt! welch erfreuliche Hoffnungen mußten die seltenen Vorzüge des Leibes und der Seele, die sich mit jedem Tage herrlicher an dem Kinde entfalteten, in ihrem Herzen erzeugen! Nahm er nicht täglich zu an Gnade vor Gott und den Menschen? (Luk. 2, 40). Und als er nun auftrat und öffentlich lehrte und wirkte: mit welchem Beifall ward er überall empfangen, mit welchem Staunen wurden seine Heilungen aufgenommen! Pries man nicht um seinetwillen, lauter als je, die Allmacht Gottes, welche den Menschen Macht gegeben, so große Thaten zu wirken? (Matth. 9, 8.) Je größer die Freude gewesen, die seine Mutter über dieß Alles empfand, um so unaussprechlicher war der Schmerz, mit dem sie den Vielgeliebten jetzt am Kreuze hangen sah. Bedachte Jesus die Leiden, welche durch seine große Unternehmung er der eigenen Mutter verursachen würde? Oder hatte er über dem Streben, die ganze Welt zu beglücken, den Menschen der fernsten Länder und der spätesten Zeiten Erlösung und Seligkeit zu verschaffen, seiner nächsten Umgebung vergessen? versäumte er vielleicht, während er Anderen erwies, was er nicht schuldig war, in dem Verhältniß zu seiner Mutter, was sie von ihrem Sohne mit Recht hätte erwarten können? Ach, wir, m. F., begehen wohl häufig diesen Fehler: aber unser Herr daß von ihm ganz frei geblieben, beweist uns das Evangelium, das ich so eben vorgelesen. Den Schmerz, ihn am Kreuze sterben zu sehen, konnte und durfte er seiner Mutter nicht ersparen; er hätte sonst sein großes Werk der Erlösung, zu dem sein himmlischer Vater ihn durch die deutlichsten Winke berufen hatte, aufgeben oder auf zweckwidrige Art verschieben müssen. Doch wie bemüht war er, Alles zu thun, was zur Linderung dieses Schmerzes und zur Verbesserung ihres Schicksals beitragen konnte! Schon sterbend am Kreuze ist er noch mit diesem Gedanken beschäftigt; dem Schüler, welcher ihm der Liebste gewesen, dessen Empfindungsart auch die meiste Ähnlichkeit mit der seinigen hatte, von dem am ehesten zu hoffen war, daß er der Mutter den Verlust ihres Sohnes nicht zwar ersetzen, aber erträglicher machen werde, von dem er auch wußte, daß kein frühzeitiger Tod ihn dahin raffen werde, dem trefflichen Johannes trägt er die süße Pflicht auf, Sohnesstelle bei seiner Mutter zu vertreten; ihn bittet er, ihr alle jene Beweise der Liebe zu geben, die sie von ihrem Sohne sonst — wer kannte das besser als Johannes? — zu empfangen ge-

wohnt war. Mutter! ruft er mit einem Ton, aus dem die innigste Zärtlichkeit und die kindlichste Ehrerbietung sprach, Mutter! sieh deinen Sohn in Jenem! Johannes! sieh und verehre in ihr deine Mutter! — Wer könnte dieß lesen, m. F., und noch glauben, daß unser Herr je Etwas, das zu thun seine Schuldigkeit war, verabsäumt habe über der Beschäftigung mit dem, was bloß verdienstlich war, aber auch ohne Verletzung der Pflicht hätte unterbleiben können? Damit auch wir in Zukunft glücklicher in der Vermeidung dieses Fehlers seien, lassen Sie uns in der Kürze Beides, die Schädlichkeit desselben sowohl, als auch die Quellen, aus denen er entspringt, betrachten und zugleich nachdenken, wie diese letzteren zu schließen sind.

1. Es ist ein Fehler, m. F., den fast alle neuen Sittenlehrer begehen, daß sie den Unterschied, der zwischen Schuldigkeit und Verdienst stattfindet, nicht ausdrücklich anerkennen. Die Schwierigkeit, die es verursacht, diesen Unterschied auf deutliche Vorstellungen zu bringen, und vielleicht auch die Meinung, daß es die Menschen um so eifriger in der Ausübung alles Guten machen werde, wenn man auch, was sonst als bloß verdienstlich, aber doch nicht als Schuldigkeit anzusehen ist, für Pflicht und Schuldigkeit erklärt, mag diese Vermengung der Begriffe hervorgebracht haben. Der gemeine Menschenverstand aber urtheilt hierüber anders; und ihm beipflichten müssen wir, je genauer wir die Sache bedenken. Denn in der That, nicht Alles, wovon der Mensch einsieht, daß es dem Wohle des Ganzen zuträglich sei, hat auch schon einerlei Grad der Verbindlichkeit für ihn. Es ist gewiß, daß es Handlungen gibt, deren Ausübung wohl ein Verdienst ist d. h. einen Grund enthält, weßhalb uns Andere, denen die Macht dazu verliehen ist, belohnen sollen, deren Unterlassung aber noch keine Schuld erzeugt d. h. noch keinen hinlänglichen Grund, uns zu bestrafen, abgibt. Wenn es nicht ganz gewiß, sondern nur wahrscheinlich ist, daß durch die Vollziehung einer Handlung wir der Mitwelt nützen werden, wenn die Vollziehung derselben mit großen Beschwerden verbunden ist, und wenn wir deutlich sehen, daß wir durch ihre Unterlassung Niemand beschädigen und kränken: wäre es nicht offenbar zweckwidrig, zu einer solchen Handlung uns nicht bloß durch das Anbieten einer Belohnung aufmuntern, sondern sogar durch die Bedrohung mit einer Strafe im Unterlassungsfalle zwingen zu wollen? Wäre es gerecht, wenn Menschen, wäre es gerecht, wenn Gott auf solche Art verführen? würde durch eine solche Strenge nicht mehr Übles, als Gutes erzeugt? Ist aber der Unterschied, den wir hier annehmen, gegründet, gibt es in Wahrheit Handlungen, die bloß verdienstlich sind, ohne zugleich Pflicht und Schuldigkeit zu sein; so liegt am Tage, daß Jeder, der seine Pflicht versäumt, um etwas bloß Verdienstliches zu thun:

a) für's Erste schon eine sehr große Verkehrtheit begehe. Denn wie verkehrt ist es, Etwas zu thun, wozu man keine Verpflichtung hat, und Anderes, wozu man verpflichtet ist, darüber zu versäumen! wie widersprechend, dem Einen Schmerz zuzufügen, um dem Anderen — nicht etwa Schmerzen zu ersparen, sondern — nur ein Vergnügen zu machen, dessen er füglich auch hätte entbehren können! wie ungereimt, ein Übel zu erzeugen, auf daß ein Gut hervorgehe, dessen Abwesenheit wir eben nicht schmerzlich empfunden hätten, dessen Vorhandensein aber unnütz für uns ist, weil uns der Schmerz des Übels am Genuße des ersten hindert! So thöricht dieß Verfahren ist, so thöricht ist wirklich ganz das Verfahren desjenigen, der über verdienstlichen Handlungen die Schuldigkeit versäumt. Denn erheben wir nur, um dieß recht deutlich einzusehen, unseren Blick auf das Ganze der Menschheit, betrachten wir die Leiden und Freuden, welche die einzelnen Glieder derselben erfahren, als Leiden und Freuden des Ganzen, ohne darauf zu sehen, in welchen Theilen dieses Ganzen sie empfunden werden: so wird uns alsobald einleuchten, daß durch ein solches Betragen das Ganze weit mehr verliere, als gewinne, daß man die Summe des Wohlseins in der Welt durch eine solche Thorheit nicht vermehre, sondern vermindere.

b) Und so verkehrt dieß Betragen in Hinsicht der Wirkungen ist, die es in Anderen hervorbringt, so thöricht erscheint es auch zweitens, wenn wir die Rückwirkung auf den Handelnden selbst betrachten. Verdienste will er sammeln, Lob und Belohnung will er ernten, und säet Thaten aus, deren Früchte nur Tadel und Strafe sein können! Denn also liegt es in der Natur der Sache. Wer thut, was strafwürdig ist, der kann nicht dadurch, daß er nebenbei auch Verdienstliches übt, der Strafe entgehen. Wenn wir in irgend einem unserer Verhältnisse bestimmte Pflichten verletzen, so schmeicheln wir uns vergeblich, daß uns dieß werde nachgesehen werden, weil wir in anderen Verhältnissen wieder ein Mehreres thun, als wir schuldig wären! Nein, m. F.; weder vor den Gerichtshöfen der Menschen, noch vor dem Richterstuhle Gottes kann eine Erstattung dieser Art für giltig angesehen werden — oder es würden daraus die größten Unordnungen entspringen. Es würde Jeder, so oft ihm beschwerlich fiele, seinen Pflichten nachzukommen, dieße außer Acht setzen und in der Hoffnung, der Strafe zu entgehen, dafür in einem anderen Verhältnisse, wo es mit seinen Neigungen gerade übereinstimmt, ein Mehreres thun, als eben Schuldigkeit ist. Wir würden der Gutthaten, der frommen Stiftungen, der Spenden und Gaben aller Art unzählig viele antreffen: und dennoch würde sich die Last des Elendes auf dieser Erde mit jedem Tage vergrößern; weil alles Gute, was diese verdienstlichen Werke erzeugen, bei weitem überwogen würde durch den Schaden, welchen die Verbrechen, die man auf ihre

Rechnung sich erlaubte, verbreiteten. So einleuchtend das ist, so gewiß ist es auch, daß wer die Erfüllung seiner Pflichten hintansetzt, um etwas bloß Verdienstliches zu thun, nicht Lohn, sondern Strafe verwirken würde; daß er mithin ein Thor wäre, der nicht nur Anderen beschwerlich ist, sondern auch seinen eigenen Vortheil vereitelt.

c) Der Strafe kann er um so weniger entgehen, m. F., je gefährlicher er endlich auch durch sein Beispiel ist. Denn freilich ist der Fehler, von dem wir heute sprechen, ein sehr ansteckender Fehler. Wenn sich erst ein Mann, dessen Verdienste uns mit Achtung und Bewunderung erfüllen, in gewißen Stücken die Freiheit nimmt zu thun, was ein bestimmtes Gesetz verbietet, einer entschiedenen Pflicht des Menschen widerspricht: ach, so ahmen ihm sogleich viel hundert Andere nach, und ohne seine Verdienste sich beigelegt zu haben, erlauben sie sich seine Vergehungen. Je größer sein Ansehen ist, um so verderblicher ist auch sein Beispiel, um so mehr verlieren die Pflichtverletzungen, die er sich zu Schulden kommen läßt, von ihrer Niedrigkeit, von der Verachtung, die bisher auf ihnen lag; sein Beispiel hebt sie und macht aus Schwächen ruhmwürdige Thaten. Man glaubt, an Ähnlichkeit mit ihm, und folglich auch an Ruhm und Ansehen zu gewinnen, wenn man ihn in seinen Fehlern nachahmt. Und wer auch dieses nicht thut, mißbraucht doch sein Beispiel zu einer Entschuldigung für Schwächen anderer Art, die wieder er sich erlaubt; und also greift je länger je mehr das Verderben um sich. Diesem, so viel es möglich ist, zu steuern, muß Gottes ewige Gerechtigkeit mit unnachsichtiger Strenge verfahren, muß Strafe setzen auf jede Pflichtverletzung (Jak. 2, 10.), und darf diese Strafe um keiner Verdienste willen, die man sich nebenbei erwerben mag, aufheben oder mildern. Je mehr Verdienste du dir — muß ein gerechter Gott zu dem Sünder sprechen — um die Menschheit erworben hast: um so mehr Kräfte und Einsichten hast du an Tag gelegt, um so leichter hätte dir werden müssen, auch das zu erfüllen, was deine bestimmte Pflicht und Schuldigkeit war; um so mehr Ärgerniß hast du durch deine leichtsinnige Abweichung den Menschen gegeben; um so härter ist also die Strafe, die vor meinem Richterstuhle du verdienst. Die Mächtigen müssen mit Macht gezüchtiget werden — das ist der Ausspruch, m. F., den wir im Worte Gottes selbst hierüber treffen (Weisheit 6, 7.). Lassen Sie uns, damit wir seine Wahrheit Keiner aus eigener Erfahrung kennen lernen, sorgfältig nachsehen, aus welchen Quellen ein Fehler, der so sträflich ist, entspringt, und wie dieselben verstopft werden können.

2. a) Wie bei den meisten Fehltritten, welche der Mensch begeht, unaufgeklärte Begriffe zum Grunde liegen; so ist dieß auch der Fall, wenn wir über dem bloßen Verdienste die Pflicht und Schuldigkeit versäumen.

Seinen vornehmsten Grund hat dieser Fehler immer in der Unrichtigkeit unserer Begriffe. Wir sehen nicht deutlich genug ein, wie verkehrt dieß sei, wie nachtheilig wir durch ein solches Betragen auf das Wohl des Ganzen wirken, wie strafwürdig wir uns vor Gott und Menschen machen. Im Gegentheil wir schmeicheln uns mit der irrigen Hoffnung, daß uns des vielfältigen Guten wegen, das wir bereits gestiftet, ja noch immer zu stiften fortfahren, ein und die andere Verletzung unserer Pflichten ungestraft hingehen werde. So unrichtig auch dieß geschloßen ist, m. F.; so täuschend ist es doch, und so willkommen unserer Sinnlichkeit. Darum fand ich es eben für nöthig, den Ungrund dieser Hoffnung etwas deutlicher, als man es gewöhnlich thut, zu zeigen. Nun wissen Sie es, daß und warum uns Verdienste, die wir uns erworben haben, weder vor Menschen noch vor Gott die Erlaubniß geben können, eine bestimmte Pflicht straflos zu übertreten. Sie sehen das heute ein; soll aber diese Einsicht nie wieder verdrängt werden, soll sie sich gegen alle Trugschlüße der Leidenschaften behaupten: o, so ist nöthig, daß Sie die kurz angedeuteten Gründe sich erst noch viel umständlicher auseinander setzen, daß Sie die ganze Sache nicht Einmal, sondern zu wiederholtenmalen erwägen, und sich durch Übung zu einer recht festen und geläufigen Überzeugung bringen. Mehr als alle Vernunftgründe aber können und müssen Ihnen die klaren Aussprüche der göttlichen Offenbarung selbst über diesen Gegenstand gelten. Oder wer könnte uns über die Art und Weise, wie er uns richten wird, besser, als Gott selbst belehren? Entscheidend also und unseres steten Andenkens werth müssen uns die Aussprüche sein, die wir im Worte Gottes lesen: Wer das Gesetz in einem einzigen Stücke übertritt, der ist so schuldig, als hätte er es im Ganzen übertreten (Jak. 2, 10.). Und wieder: Die Tugend des Gerechten wird ihn nicht retten, wenn er abfällt; wenn er sich verlassend auf seine Tugend Unrecht thut, soll aller seiner Tugenden nicht mehr gedacht werden, sondern er soll wegen des Unrechtes, das er gethan hat, sterben (Ezechiel 18, 2—4.).

b. Doch es ist nicht genug, daß wir bloß unsere Begriffe berichtigen, m. F., sondern auch unser Herz müssen wir bessern; denn nur zu oft rührt es von unseren unordentlichen Begierden und Neigungen her, daß wir die pflichtmäßige Handlung über der bloß verdienstlichen versäumen. Wir widmen die Zeit und Kraft, welche der Erfüllung unserer Pflichten geheiligt sein sollte, einer Beschäftigung, die bloß verdienstlich ist; weil unsere Trägheit, unsere Sinnlichkeit dabei ihre Rechnung finden, indem sich zufälligerweise trifft, daß die letztere leichter und angenehmer ist. Wir ziehen das bloß Verdienstliche dem Pflichtmäßigen vor, weil wir ein für allemal eine gewisse Abneigung vor dem,

was sich uns als Schuldigkeit ankündigt, verspüren; weil schon der bloße Umstand, daß Etwas nicht unserer Willkür freigestellt ist, sondern daß wir verbunden sind, so und nicht anders zu handeln, die Handlung uns verleidet. Wir unterlassen, was unsere Schuldigkeit ist, und ringen nach Verdiensten; weil nur die letzteren uns die Aufmerksamkeit, das Lob und die Bewunderung Anderer verschaffen können. Denn wer bloß thut, was er schuldig ist, und eben weil er dieß Alles mit gewissenhafter Genauigkeit thut, keine Zeit erübrigt, noch ein Mehreres zu leisten: der wird, so nützlich er auch in der That der menschlichen Gesellschaft eben hiedurch ist, von Anderen kaum bemerkt, am allerwenigsten gepriesen und bewundert. Wer aber minder gewissenhaft denkt und die Geschäfte, die ihm kraft seines Standes oder Amtes obliegen, als Nebensache betrachtet; den vornehmsten Theil seiner Kräfte dagegen der Ausführung eines Zweckes widmet, den man ihm niemals hätte zur Pflicht machen können; wer etwas Ungewöhnliches, Etwas, das in sein Fach gar nicht gehört, leistet: der zieht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; und wenn anders die Pflichtverletzungen, die er sich erlaubt, nicht allzu sichtbar in die Augen fallen, so wird er allgemein belobt und erhoben. Daher kommt es, m. F., daß wir, — zu Ihrer Warnung sage ich es! — so viele Mitglieder der höheren Stände haben, die sich durch Einführung einer gemeinnützigen Anstalt, durch die Bearbeitung der Künste und Wissenschaften, durch neue Entdeckungen und Erfahrungen, durch die Herausgabe verschiedener Schriften, Verdienste beigelegt zu haben glauben; während sie ihre eigenen häuslichen Angelegenheiten, die Sorge für ihre Familien, die Erziehung ihrer Kinder, die Erfüllung ihrer wichtigsten Amtspflichten gar sehr vernachlässigen. O, möchte sich jeder aus uns in Zukunft so betragen, daß sein Gewissen ihm auch nicht den leisesten Vorwurf dieser Art zu machen hätte! Treten wir lieber nur gar nicht ein in Stände, vor deren Amtsverrichtungen wir einen natürlichen Abschen haben, deren Arbeiten uns zu beschwerlich fallen! Bekämpfen wir ferner frühzeitig schon jene Trägheit und launenhafte Willkür, zufolge der wir uns zuweilen auch vor solchen Arbeiten scheuen, zu deren Verrichtung wir doch alle Kräfte besitzen! Dulden wir durchaus nicht in uns jene so strafwürdige Abneigung vor dem, was man uns als Gebot und Schuldigkeit ankündigt! zerstören wir diese dem Wesen der Tugend so ganz widersprechende Neigung vom Grund aus, zerstören wir sie durch die lebendige Überzeugung, daß nur der Wahn, daß nur das Vorurtheil, nur die Gewohnheit sie erzeugt, daß aber, allgemein zu reden, die Erfüllung der Gesetze die wahre Grundlage von aller Tugend sei! (Luk. 16, 17.) Geben wir endlich auf, den unseligen Wunsch, Aufmerksamkeit bei der großen Menge zu erregen und der zweideutige Gegenstand ihres Lobes und ihrer Bewunderung zu werden! vergessen

wir nie, daß es nicht Ehre und Ruhm, sondern der Beifall des Gewissens und der Beifall Gottes sei, der wahrhaft glücklich macht! Den Beifall unseres Gewissens aber und den Beifall Gottes können wir auf keine andere Weise erwerben, als wenn wir erst Alles erfüllen, was unsere Schuldigkeit ist; und bleibt uns noch Zeit und Kraft übrig, dann erst fragen wir, was Mehreres noch geschehen könnte! Verkehren wir also, verkehren wir nie diese Ordnung! fangen wir nie an, uns zu beschäftigen mit dem, was bloß verdienstlich ist, bevor wir noch nicht geleistet, was unsere Schuldigkeit ist; sondern im Gegentheil thuen wir zuerst das Eine, und erst wenn dieß gethan, so unterlassen wir auch nicht das Andere (Luk. 11, 42.), auf daß zur Erfüllung der Pflicht noch das Verdienst hinzukomme, das nun ein reines und wahres Verdienst sein wird vor Gott und den Menschen! Amen.

IV.

Selbst die besseren Menschen versündigen sich oft an ihren Mitbrüdern dadurch, daß sie an deren Veredlung nicht eifrig genug arbeiten.

(Gehalten am zweiten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1810.)

Eingang.

Eine beherzigungswerthe Bemerkung ist es, m. F., daß alle die wahrhaft großen und vielumfassenden Werke, die etwa Menschen ausgeführt haben, ihr Dasein nicht, wie man gewöhnlich meint und annimmt, der Riesenkraft eines Einzelnen, sondern stets auch der vielen Hunderte, die sich mit ihm vereinigt und verbunden, ihm in die Hände gearbeitet hatten, verdanken. Die Weltgeschichte, zu ohnmächtig, alle Mitarbeiter an einem solchen großen Werke zu beobachten und ihre Namen aufzuzeichnen, sie begnügt sich gewöhnlich damit, uns nur denjenigen zu nennen, der sich — ich darf nicht einmal sagen, allezeit das wichtigste, aber doch — das in die Augen fallendste, das sichtbarste Verdienst darum erworben hat. Alle die Übrigen, welche doch gleichfalls an dem Werke gearbeitet, und ohne die es nie zu Stande gekommen wäre, übergeht die Geschichte mit tiefem Stillschweigen und veranlaßt eben hiedurch den trüglichen Schein und das Vorurtheil, als ob das Werk, vor dem wir bewundernd stehen, das Riesenwerk nur jenes

Einzigen allein gewesen wäre. Beispiele, die zur Bestätigung dieser Bemerkung dienen, gibt es in Menge. Jedes große Werk, von Menschen ausgeführt, liefert uns, sobald wir es näher untersuchen und auf die Art und Weise, wie es doch eigentlich zu Stande gekommen, genauere Rücksicht nehmen, einen unläugbaren Beleg hiezu. Aber das wichtigste und schwerste aller Werke, so Menschen auszuführen vermögen: wird es wohl eine Ausnahme von dieser Regel machen? Ich nenne das wichtigste und schwerste Werk, das Menschen ausführen können, m. F., die sittliche Vervollkommnung ganzer Völker oder Länder, die Besiegung des Aberglaubens und der Unsittlichkeit, die überhandgenommen hatten, und die Errichtung eines Reiches, in welchem Wahrheit und Tugend herrschen. Dieses Werk, welches offenbar, wie es das wohlthätigste ist, so auch mit den härtesten Schwierigkeiten zu kämpfen hat: sollte es jemals von einem Einzigen, ganz ohne Beihilfe, nicht bloß angefangen, sondern auch fortgesetzt und vollendet worden sein? O, niemals, m. F.; kein Sterblicher mag sich rühmen, daß er den sittlichen Zustand eines ganzen Volkes allein und ohne fremde Hilfe vortheilhaft umgeändert habe. Hat doch Er, der Mächtigste aus allen Sterblichen, Jesus von Nazareth, dem zugleich die Kraft der Gottheit inwohnte, hat doch selbst Er sich nicht zugetraut, sein Zeitalter allein und ohne Beihilfe Anderer zu bessern! Gefährten sammelte er sich zu dem Geschäfte; und erst bis er sich zwölf und siebenzig gesammelt, begann er das große Werk — die Welt zu bessern. Wie sollten wir uns beifallen lassen, mehr als Er zu können? wie uns einbilden dürfen, daß wir mit glücklichem Erfolg an der sittlichen Besserung eines ganzen Volkes oder Landes arbeiten werden, wenn wir uns nicht um mehrere, nicht um recht viele Gefährten und Gehilfen umsehen? Nein, m. F.; wo immer der sittliche Zustand eines ganzen Volkes merklich verbessert worden ist: da ist es ohne Zweifel nie das Werk eines einzelnen Mannes gewesen; da hat ein solcher höchstens zunächst bessere Gesinnungen und Grundsätze in einigen Wenigen geweckt, und diese Wenigen haben durch eigene Thätigkeit nun wieder Andere gebessert; und erst so verbreitete sich durch das mitwirkende Verdienst von tausend anderen Menschen die Verbesserung allmälig über das ganze Volk. Hat dieß seine unbestreitbare Richtigkeit; so urtheilen Sie nun selbst, ob eine Verbesserung der Sitten im Lande wohl dann zu Stande kommen könne, wenn nicht alle Besseren thätig mitwirken; wenn sie den Geist, der in ihnen weht, nicht auch sofort Anderen einzuhauchen beschließen; wenn sie im Gegentheil aus Ungeschicklichkeit oder auch zufolge gewisser Fehler des Herzens die Bildung ihrer Mitgefährten mehr nur verzögern, als befördern? Leider geschieht dieß nur allzu oft; und daß ich freimüthig sage, was ich meine, auch Mehrere aus Ihnen, m. F., die zu den Besseren und Vollkommeneren gehören, gehen

mit ihren noch minder vollkommeneren Gefährten nicht auf die Weise um, wie sie umgehen müßten, wenn sie recht wohlthätig auf dieselben einwirken wollten. Erlauben Sie, daß ich heute einen Ihrer Fehler namhaft mache, indem ich die Frage untersuche, wie oft selbst die besseren Menschen in ihrem Umgang mit den minder guten sich dadurch versündigen, daß sie die Besserung der letzteren nicht, wie sie sollten, betreiben. Ganz passend für die Untersuchung, die wir vorhaben, und in mehr als einer Rücksicht für uns belehrend ist die Stelle Pauli, die sich in seinem ersten Briefe an die Gemeinde zu Thessalonich befindet. (1 Theff. 5, 11—21.)

Abhandlung.

Auch Paulus also war überzeugt, m. F., daß es weder ihm noch irgend einem anderen einzelnen Lehrer gelingen könne, eine ganze Gemeinde, etwa wie die zu Thessalonich es war, zu bessern und zu umwandeln, wenn ihn nicht Mehrere unterstützten, wenn nicht die besseren Glieder in der Gemeinde selbst an der Vervollkommnung der übrigen mitarbeiten wollten. Darum dringt er so nachdrücklich darauf, auch die Glieder der Gemeinde selbst hätten Hand an das Unternehmen zu legen. Brüder! wie ihr schon angefangen habt, ruft er aus, so fahret nur immer eifriger noch fort, einander zu bessern, der Eine den Anderen zu erbauen. Und eben dieß und alles, was der Apostel noch im Verfolge sagt, enthält belehrende Winke und Warnungen vor den gewöhnlichsten Fehlern, die man bei diesem Geschäfte zu begehen pflegt. Lassen Sie uns diese Fehler nach ihren Quellen aufsuchen, und hiebei unseren Text, so viel sich thun läßt, zu Rathe ziehen!

1. Da sehen wir denn, wie wir bei dem Geschäfte der Besserung unserer Mitbrüder zuerst und am häufigsten schon dadurch fehlen, daß wir eine gewisse Lässigkeit dabei beweisen, die wieder theils aus wirklicher Trägheit, theils aus der irrigen Einbildung entspringt, daß wir doch ohnehin nichts ausrichten würden. Auch unter den Christen zu Thessalonich scheinen nämlich die Besseren bereits an der Ausbildung ihrer schwächeren Mitbrüder einigen Antheil genommen zu haben; aber doch zu lässig müssen sie dabei verfahren sein, weil der Apostel es nöthig findet, sie dazu neuerdings anzufeuern. Wie ihr schon angefangen, schreibt er ihnen, so fahret nur immer noch fort, einander zu bessern und zu erbauen. Auch wir, gestehen wir es nur mit Reue, m. F., auch wir lassen uns oft in diesem Geschäfte, das uns so lieb sein sollte, welches wir darum mit solchem Eifer betreiben sollten, weil es uns ja der Gottheit ähnlich macht, deßungeachtet oft überaus lässig finden. Bald ist es eine gewisse von Natur uns anklebende Trägheit,

daß wir die Anstrengung, die Mühe und Sorgfalt scheuen, welche uns das Geschäft der Zurückführung eines Verirrten nach unserer Einbildung verursachen würde; bald ist es wieder der schon im voraus gefaßte Wahn, daß es uns ohnehin mit dieser Besserung nicht gelingen werde, daß der Verirrte, um den es sich handelt, auf keine Weise mehr zu bessern sei, daß er zum wenigsten auf unser Wort, auf unser Zureden nichts geben werde: das ist es, sage ich, was uns so lässig macht, das ist die Ursache, daß wir oft unsere Hände müssig in den Schooß legen, wo Thätigkeit die gesegnetesten Erfolge hätte. Dir bot sich Gelegenheit dar einen deiner Gefährten in gewissen Kenntnissen, darin er sehr zurückgeblieben ist, in freien Stunden zu unterrichten; durch deinen Unterricht wäre er auch in manch' anderer Rücksicht ein besserer Mensch geworden: aber du unterließest es aus bloßer Trägheit, weil es dir einige Mühe verursacht hätte. Bei einer gewissen Gelegenheit kostete es dir nur ein Wort, ein schickliches Wort, und dein Gefährte wäre auf andere, bessere Wege hinübergeführt, wäre zur Besinnung und Besserung emporgebracht worden; ein Wort aus deinem Munde hätte auf ihn überraschender und eben deßhalb eindruckvoller gewirkt, hätte bei ihm viel leichter und glücklicher Eingang gefunden, als Alles, was seine Lehrer ihm sagen, diese Lehrer, die, wie man irrig vorauszusetzen pflegt, nur von Amtswegen solche Sprache führen: du unterdrücktest dieses Wort, weil du dir fälschlich in den Kopf gesetzt, daß es nichts fruchten könne. Ach, m. F., ist es denn ein Geringes, wenn wir uns so den Vorwurf zuziehen, daß wir die Rettung eines Menschen, die in unseren Händen lag, bloß aus schimpflicher Trägheit, aus einem bloßen thörichten Vorurtheil verabsäumt haben? Rufet uns nicht das Wort Gottes zu: die Seelen derjenigen, die wir retten konnten und nicht retteten, diese Seelen werde Gott uns abfordern dereinst? (Ezech. 3, 18—21.) O, welch' furchtbare Verantwortung, der wir um so geringfügigen Grundes willen uns aussetzen! Bedenken wir dieß oft; so werden wir gewiß den unermüdetesten Eifer in der Rettung, in der sittlichen Ausbildung all unserer Mitbrüder beweisen; so werden wir gewiß nie eine Mühe scheuen, mit welcher das herrliche Bewußtsein, der Retter einer Seele zu sein, erkauft werden kann; so werden wir sicherlich die Hoffnung, einen Verirrten zurechtzubringen, nie eher aufgeben, als bis wir Alles, ja Alles, was in unseren Kräften stand, versucht und fruchtlos befunden haben.

2. Aber nicht Trägheit bloß, m. F., auch ihr gerades Gegentheil, eine übertriebene Geschäftigkeit, hält Einige aus uns zuweilen ab, sich für diese Besserung ihrer Mitgefährten so thätig, als sie sollen, zu verwenden. Zu sehr nur mit sich selbst beschäftigt, zu sehr eifersüchtig auf jede Stunde und Minute, welche der Ausbildung ihrer eigenen Geistes-

kräfte, der Einsammlung nützlicher Kenntnisse entgehen könnte, bleibt ihnen keine Muße, sich um Andere zu kümmern; und geschieht es einmal zufällig, daß sie in ein Gespräch fruchtbaren Inhaltes mit einem der schwächeren Mitgefährten sich verwickelt sehen, so zählen sie ängstlich schon die Augenblicke, um die es länger, als sie hofften, dauert und brechen es ab mit karger Hand, ehe sie noch dem schönen Zwecke, ihren Gefährten jetzt einige heilsame Gedanken beizubringen, nur halbwegs näher gekommen. O, die ihr so verfahret, ihr habt freilich recht, wenn ihr behauptet, daß nichts kostbarer sei, als die Zeit, und nichts Schimpfliches darin liege, zu geizen mit diesem Gute; wohl habt ihr recht daran, und daß ihr so eifrig seid, die Zeit zu nützen zu eueres Geistes Bildung, dafür verdient ihr sogar nicht geringes Lob. Allein nur darin fehlet ihr, daß ihr den Werth einer bloß wissenschaftlichen Ausbildung eures Geistes höher ansetzt, als eure eigene und die Herzensbildung eurer Nebenmenschen. Denn jene Stunde, die ihr statt euren Büchern der sittlichen Ausbildung eures verirrten Jugendfreundes gewidmet: wäre sie nicht zu größerem Vortheil des Ganzen angewendet? wäre nicht, was euer Freund gewinnt, weit mehr, als was ihr verliert? gewönne nicht euer eigenes Herz dabei? und ist die Ausschmückung des Herzens mit einer neuen Tugend nicht weit mehr, als viele Kenntnisse werth? Dieser Grundsätze lassen Sie uns doch nie vergessen, m. F.; nur sie sind geeignet, uns in der rechten Mitte zwischen zwei Abwegen zu erhalten! Folgen wir ihnen: dann werden wir einerseits nicht allzu leichtsinnig mit der Zeit verfahren, und unsere Geistesbildung, besonders in jenen Lebensjahren, welche ihr vorzüglich gewidmet sind, nie vernachläßigen; wir werden aber auch anderseits, um diese Fortbildung zu betreiben, nie eine günstige und unwiederbringliche Gelegenheit zur Rettung unseres sinkenden Mitbruders vorübergehen lassen; wir werden einen Unterschied zwischen nothwendigen und entbehrlichen Kenntnissen machen, und ohne die ersteren zu versäumen, uns vorerst des Erwerbes der letzteren gern begeben, wenn wir in eben der Zeit, die sie uns kosten würden, unserem Mitgefährten einen weit wesentlicheren Dienst zu leisten, ihn von dem Wege des Irrthums und des Lasters, auf den der Wahrheit und Tugend zurückzuführen im Stande sind.

3. Soll es uns aber mit dieser Veredlung Anderer bei all der ihnen gewidmeten Zeit am Ende nicht mißlingen, m. F.; so dürfen *wir auch nichts* R a u h e s und A b s t o ß e n d e s an u n s e r e r *A u ß e n s e i t e dulden.* Denn dieß ist der dritte Fehler, wodurch selbst bessere Menschen im Umgang mit ihren schwächeren Mitbrüdern sich zu versündigen geneigt sind. Sie sind nämlich zu rauh und schroff in ihrem äußeren Benehmen, und halten es um so weniger für nöthig, ihr Äußeres feiner auszubilden, je mehr sie eines guten Willens sich in ihrem Inneren bewußt sind. Wo

man es im Herzen gut meint, da bedarf es, sagen sie, schöner Worte nicht. Allein der schwache sinnliche Nachbar stößt sich mehr, als sie meinen, an diese unzarte unliebliche Außenseite; sie wird ihm oft zum Anlaß, selbst ihr gutes Herz in Zweifel zu ziehen. Denn weil sie so ungefällig und abschreckend in ihrem Äußeren sind; schließt er, sie wären auch in ihrem Herzen kalt und theilnahmslos. Dagegen haben Andere, deren Mund von Honig überfließt, wie sehr auch ihr Herz zuweilen voll Mißgunst und Tücke ist, Etwas in ihrem Umgang, das mehr anzieht, und vertraulicher macht. Ist es dann ein Wunder, wenn er zurückgeschreckt aus eurer Gesellschaft — ihr guten, aber rauhen Menschen! — sich zu den Lasterhaften wendet, zu jenen Lasterhaften, die ihn mit offenen Armen aufnehmen und mit tausend Freundlichkeiten überhäufen? Wer trägt die Schuld davon, daß er in der Gesellschaft dieser letzteren elend zu Grunde geht? wer anders, als ihr, als eure starre ungesellige Sitte? Oft schon, oft hatte er, von einem inneren Geiste getrieben, sich eurer Gesellschaft genähert: aber wie habt ihr ihn empfangen? Kaum eines Blickes ward er von euch gewürdigt; ihr ließet ihn stehen und sprachet weiter untereinander von Dingen, von welchen er so wenig verstand, daß Schamröthe ihn beschlich. Zitternd wagte er endlich auch Etwas vorzubringen, das ihm zur Sache zu gehören schien: ihr aber, wie nahmt ihr es auf? Weil euch nicht entgangen war, was er verfehlte; so fielet ihr scharf darüber her mit strengem rücksichtslosem Tadel: da war er abgeschreckt für immer, da riß er euch aus seinem Herzen los, und wandte sich zu denjenigen, die zwar weit weniger Kenntnisse, als ihr, aber mehr Lebensart und Freundlichkeit besitzen — die Bösen meine ich. Die lockten ihn freundlich, er folgte ihnen; sie legten ihm Schlingen, er verwickelte sich darin und ging zu Grunde; weil — ihr ihn ausgeschloßen hattet. Weinet daher, o, weinet über euere Sünde! denn ist es nicht ein schlechtes Ding, um deßentwillen ihr eueren Bruder zu Grunde gehen ließet? hättet ihr, wenn ihr doch ahntet, daß er hiedurch gewonnen werden könnte, nicht gern und schleunigst mehr Artigkeit, ein einnehmenderes Wesen annehmen sollen? womit werdet ihr vor Gott verantworten, daß ihr es nicht gethan? Gewiß, m. F., wenn etwa Einigen aus uns ihr eigenes Gewissen Vorwürfe bei dieser Betrachtung macht: so säumen Sie nicht länger, den Fehler zu verbessern; es ist so leicht, in diesen Jugendjahren sich eine gefällige und gewinnende Art des Umgangs anzugewöhnen! Dagegen, wenn man in seinem unfreundlichen Wesen erst Mann geworden ist; dann ist es beinahe unmöglich, es wieder abzulegen. Selbst der Apostel scheint uns zu dieser Freundlichkeit im Umgange aufzufordern, wenn er im heutigen Texte fordert, daß wir diejenigen, die an ihrer Besserung verzweifeln, aufzu-

richten, die Schwachen zu unterstützen, mit Allen aber Geduld zu tragen uns bemühen sollen.

4. Aber um so gewisser ist es, daß sowohl er, als auch sein Meister alle zu ängstliche Besorglichkeit, ob wir durch den Umgang mit unseren unvollkommneren Brüdern nicht unserer eigenen Ehre schaden, von uns entfernen wollen. Verstehen Sie mich hier nur nicht unrecht, m. F.! Mit solchen Menschen, die unserer eigenen Sittlichkeit auch nur die fernste Gefahr drohen, sollen wir allerdings jeden Umgang meiden. Personen, die unsere Tugend zwar mit keinem Nachtheile bedrohen, deren vertrauter Umgang uns jedoch übel ausgedeutet werden und nachtheiligen Schatten auf unsere Ehre werfen dürfte, auch solche Personen sind wir berechtigt und verpflichtet von uns entfernt zu halten. Aber es gibt auch eine Ängstlichkeit in diesem Stücke, welche zuweit getrieben ist. Denn ist der Schaden, den wir für unsere Ehre fürchten, etwa nur eingebildet oder jedenfalls nur so gering und unbeträchtlich, daß er mit dem Nutzen, welchen wir unserem Bruder durch den Umgang leisten, in keinen Vergleich kommt; sind es etwa nur einige boshafte Verleumder, die ihre Bemerkungen darüber machen, Glossen solcher Art, daß jeder Wahrheitliebende bald ihren Ungrund einsieht; betreffen endlich die schalen Rügen nicht sowohl unseren sittlichen Charakter, sondern vielmehr nur andere gleichgiltigere Umstände, etwa nur unseren Geschmack, unsere Einsichten oder Kenntnisse: dann kann es allerdings erlaubt und selbst unsere Pflicht sein, darüber hinauszugehen; und es ist um so nöthiger, hierauf aufmerksam zu machen, je mehr Gutes in der Welt schon aus falscher Scham unterblieben ist. Folgen wir hier, jedoch mit Vorsicht, dem Beispiele unseres Jesu, m. F.! Er ging mit Sündern um, und kehrte sich nicht an das Geschrei der Pharisäer: Dieser nimmt die Sünder auf und ißt mit ihnen! (Luk. 15, 2.) Allein er ging so vorsichtig mit diesen Sündern um, daß seine Feinde ihm auch nie etwas Anderes, als nur den Umgang mit solchen, nie eine Theilnahme an ihren Sünden vorzurücken wagten. So möget auch ihr Besseren in dieser Versammlung verfahren. Gehet immerhin um auch mit den minder Vollkommenen; aber geht so mit ihnen um, daß wenigstens kein Vernünftiger den Argwohn faßen kann, ihr wäret auch in ihren Unvollkommenheiten mit ihnen gleichen Sinnes. Ist nur dieß nicht der Fall, dann kümmert euch nicht darum, daß ihr Umgang euch keinen Ruhm gewährt, daß er von einigen vorschnellen Beurtheilern euch sogar übelgedeutet wird; je weniger Ruhm ihr einerntet von euerem guten Werke, um so sicherer werdet ihr inne werden, daß euch nur eine reine Absicht treibe, um so lebhafter wird euere Freude sein, wenn euch das Werk gelingt.

5. Doch daß uns dieses Werk gelinge, m. F., dazu wird freilich noch

erfordert, daß wir dasselbe weder aus Eitelkeit beginnen, noch auch bei Fortsetzung und Beendigung desselben irgend der Eitelkeit und dem Hochmuth einen Raum gestatten. Hierin liegt eben der fünfte Fehler, dessen wir uns im Umgange mit unseren unvollkommeneren Brüdern sehr häufig schuldig machen. Wir mengen unseren Stolz und unsere Eitelkeit bei dem Geschäfte ihrer Besserung mit ein; und es ist dann kein Wunder, daß es mißlingt. Stolz und Eitelkeit haben das Eigene, daß sie von jenem Menschen, der ihnen ergeben ist, nur schwer, von allen Anderen aber überaus leicht erkannt und wahrgenommen werden. Es bedarf daher einer eigenen Aufmerksamkeit: sollen wir uns überzeugen, daß diese Leidenschaften wirklich bei uns vorhanden sind und einen Einfluß auf unsere Handlungsweise haben. Aber wenn wir beim Umgang mit den schwachen Genoßen allezeit ein eigenes Vergnügen an der Bemerkung unserer Vorzüge vor ihnen finden, wenn wir gern bei diesem Gedanken verweilen; wenn wir so manches unternehmen, um nur auch ihnen bemerklich zu machen, wie überlegen wir ihnen sind; wenn wir sie immer in einer gewissen Entfernung von uns zu halten suchen und ihnen die Bekanntschaft mit gewissen Heimlichkeiten an uns, die ihnen doch lehrreich sein könnte, entziehen, nur damit sie die Gränzen unserer Vollkommenheit nie erfahren; wenn wir uns viel darauf zu gut thun, daß wir die Retter dieser Menschen sind, und uns schon im voraus gern vormalen, welche Dankbarkeit uns diese Leute dereinst schuldig werden: so ist es in all diesen Fällen nur zu gewiß und läßt sich nicht mehr bezweifeln, daß Stolz und Eitelkeit uns beherrschen und wo nicht allen Antheil an unserem Werke, doch einen sehr bedeutenden Einfluß auf dasselbe äußern. Und kann dieß ohne Nachtheil sein, m. F.? wird unsere Leidenschaft nicht bald bemerkt werden? wird sie uns dann nicht alles Zutrauen rauben? wird es uns möglich sein, auf den sittlichen Charakter Anderer wohlthätig zu wirken, da sie an unserem eigenen einen so groben Flecken finden? wird uns der Stolz nicht abhalten, so manches für sie lehrreiche Geständniß abzulegen? werden wir ihnen aus Eitelkeit nicht über Manches, das wir nicht wissen, lieber einen unrichtigen Begriff beibringen wollen, als daß wir unsere Unwissenheit geständen? wird jene Überlegenheit, die wir bei jedem Anlaß über unsere Gefährten geltend machen, ihnen am Ende nicht lästig und unerträglich werden? wird die Besorgniß, daß wir einst zu hohe Forderungen an ihre Dankbarkeit zu machen gedenken, sie nicht gar abschrecken, Wohlthaten von uns anzunehmen? kann endlich, was nicht aus guter reiner Absicht entspringt, je einen gesegneten Erfolg hervorbringen? kann auch ein schlechter Baum gute Früchte tragen, und sammelt man Trauben von Dornen? (Matth. 7, 16.) Nein, m. F.; wenn wir in Wahrheit und mit gesegnetem Erfolge an der sittlichen Bildung

unserer Brüder arbeiten wollen: verbannen wir allen Stolz und alle Eitelkeit aus der Brust, thuen wir das Gute auch aus dem guten Grunde! betrachten wir unsere Mitmenschen, auch wenn sie unvollkommener sind als wir, auch wenn wir uns das Verdienst um sie, an ihrer Besserung zu arbeiten, beizulegen gesonnen sind, betrachten wir sie dennoch nicht als uns untergeordnete Wesen, sondern als unseres Gleichen! behandeln wir sie mit aller Schonung ihres Ehrgefühls, fern davon, uns denselben immer nur in einem ihr Auge blendenden Glanze, gleich einer Gottheit, zu zeigen; nähern wir uns ihnen vielmehr in unserer menschlich unvollkommenen Gestalt; gestehen wir es ihnen, daß auch wir unsere Schwächen haben, und um ein Geringes nur besser sind als sie, gerade in diesem oder jenem Stücke, daß wir dagegen in anderen Stücken auch wieder ihnen nachstehen, und bitten wir sie, uns eben in diesen Stücken gleichfalls zur Vervollkommnung behilflich sein zu wollen, wie wir es ihnen in jenem anderen zu sein wünschen! Das, m. F., das ist der eigentliche Sinn des Ausdruckes, welchen der Apostel im heutigen Texte mit Absicht wählte, wenn er sagt: Trachtet der Eine den Anderen zu bessern, der Eine den Anderen zu erbauen d. h. euer Bestreben, einander zu bessern, soll so wechselseitig sein; in wahrer brüderlicher Gemeinschaft sollt ihr einander wechselseitig zu eurer höheren Vervollkommnung verhelfen.

6. Wo einmal dieser Geist in einer Gesellschaft herrschend ist, m. F.; da ist schon eben darum auch dem sechsten und letzten Fehler vorgebeugt, dessen sich bessere Menschen in ihrem Umgange mit minder guten schuldig machen können; ich meine jene unedle Eifersucht, die an die Ausbildung und Vervollkommnung des Nächsten nur darum nicht Hand anlegen will, weil sie von seiner Besserung einen eigenen Nachtheil befürchtet, und es gern sieht, wenn es der Guten nicht viele gibt. Sie wenden Ihr Angesicht mit Abscheu weg von der Betrachtung dieses häßlichen Fehlers, m. F., und wundern sich, wie ich diejenigen, die ihm ergeben sind, noch zu den besseren Menschen zählen könne! Ich thue es mit gutem Vorbedacht; denn es ist in der That so, daß Menschen, die sonst in vielen Rücksichten so hohe Vorzüge besitzen, daß man sie immerhin den Besseren unseres Geschlechtes beizählen darf, gleichwohl den Fehler, von dem wir reden — doch ohne es zu wissen und zu wollen — im Herzen hegen; und ach, wer weiß, ob wir nicht selbst zuweilen zu ihrer Zahl gehören! Denn das ist ausgemacht: das menschliche Herz ist ein Täuscher, es betrügt uns nur gar zu häufig, und schützt die besten und unschuldigsten Beweggründe des Handelns vor, indeß ganz andere Absichten im dunklen Hintergrunde unserer Seele verborgen liegen. Du, der so leichtgläubig sich für den besten Menschen hält, erschrecken würdest du vielleicht vor deiner eigenen Gestalt: sollte dir plötzlich offenbar werden, aus welchen

geheimen, dir selbst verborgenen Absichten du dieses gethan und jenes unterlassen hattest! Wir schützen freilich allerlei Gründe vor, aus welchen folgen soll, daß wir nicht eifriger bei der Besserung unserer Mitbrüder uns beweisen können; aber im Hintergrund des Herzens verbirgt sich weit ein anderer Grund. Eine dumpfe Stimme spricht daselbst, die in deutliche Worte aufgelöst, beiläufig sich so verlauten ließe: Thor, du verlörest ja selbst, wenn du so ernstlich dich bemühtest, diesen und jenen deiner Gefährten auf einen anderen Weg zu bringen! ist es nicht dein Gefährte, dein künftiger Nebenbuhler? könnte er dich nicht in der Folge noch verdunkeln? ist nicht dein eigener Ruhm um so größer, je weniger der Menschen es gibt, die so vollkommen sind, wie du? laß es immerhin geschehen, daß dieser oder jener sich von gewissen Unvollkommenheiten zu befreien nicht vermag; du hast ihn nicht dazu verführt; es ist nur seine Schuld; seine Verantwortung wird es einst sein! — So, m. Fr., so beiläufig lauten die geheimen Gründe, die uns zuweilen abhalten, für die Vervollkommnung unserer Mitbrüder mit all der Thätigkeit zu arbeiten, die wir wohl ohne solche beweisen würden. Bedarf es mehr, als die Gründe sich deutlich zu denken, sie in bestimmten Worten auszusprechen, um ihre Schändlichkeit auf das lebhafteste zu fühlen und davor zurückzubeben? So wissen wir denn auch das Mittel, das wir gebrauchen müssen, um uns vor diesem Fehler zu bewahren: es ist die Aufmerksamkeit auf unser Inneres, die Verdeutlichung ist es all der dunklen Vorstellungen und Gründe, die uns bei unseren Handlungen bestimmen. Und haben wir Ursache zu argwöhnen, daß unsere Brust nicht ganz frei von jener unedlen Eifersucht sei: o, dann erwägen wir recht oft und lebhaft, wie nichts abscheulicher ist, als dieser Tugendneid, wie sich nichts weniger vertrage mit dem wahren Wesen der Tugend, als eben er! Vergessen wir auch nie: es ist so wenig wahr, daß wir dabei verlören, wenn unsere Mitbrüder gut und wohl auch besser sind denn wir, daß es im Gegentheil uns selbst den größten Nutzen bringt, besonders wenn es durch unsere eigene Mitwirkung geschehen ist. Die Welt — mit diesem Gedanken wollen wir uns zum thätigsten Bestreben, an unserer wechselseitigen Vervollkommnung zu arbeiten, ermuntern, m. F. — die Welt wird eben ein um so seligerer Aufenthalt, je tugendhafter ihre Bewohner sind; sie wird der Himmel werden, wenn wir die Engel sind! Amen.

V.

Vortheile einer zweckmäßigen Beschäftigung mit vernünftigen Plänen.

(Gehalten am vierten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1818.)

Luk. 5, 1—11.

Eingang.

Ein Wort, m. F., das einen tiefen Sinn verbarg und Veranlassung zu sehr wichtigen Gedanken werden mußte, sprach Jesus aus, als er im heutigen Evangelium zu Simon Petrus sagte: von nun an würde er ein Fischer der Menschen werden! Obwohl wir leicht errathen können, daß es dem Jünger damals noch nicht recht deutlich war, was der Meister ihm durch dieses Wort anzeigen wollte; obgleich er dießmal gewiß noch gar nicht ahnte, zu welch' hoher Bestimmung ihn der Herr so eben erkoren habe, und wie buchstäblich sich an ihm erfüllen sollte, daß er als Fischer der Menschen einst durch eine einzige Rede der Seelen so viele für das Reich Gottes gewinnen werde, als er heut Fische durch einen einzigen Fischzug gewann: so viel begriff er doch, daß Jesus ihm eine Bestimmung von ungleich edlerer Art, als sein bisheriges Gewerbe war, ankündige; so viel begriff er, daß man das Zutrauen zu ihm hege, er, der bisher ein bloßer Fischer gewesen, werde sich so zu vervollkommnen wissen, daß er einst einen eben so wichtigen Einfluß, als jetzt auf die Thiere, auf Personen üben werde; so viel begriff er endlich, daß der Prophet von Nazareth die Ausführung eines Planes von größter Wichtigkeit vorhabe, und ihn, den Fischergesellen, nicht zu geringfügig finde, um daran theilzunehmen. Je weniger sich unser Herr darüber erklärte, von welcher Beschaffenheit dieser Plan eigentlich wäre, um so größer war der Spielraum, der den Vermuthungen des Jüngers übrig blieb; und schon im voraus war zu denken, daß ein so lebhafter und feuriger junger Mann, als die Evangelien in Simon Petrus uns schildern, tausenderlei Versuche machen werde, um mittelst zufälliger Dichtung seiner Einbildungskraft zu errathen, was der Mund seines Lehrers ihm nicht ausdrücklich geoffenbaret hatte. Daß dieß geschehen werde, wußte auch unser Jesus vorher und hatte es eben zur Absicht, als er dem Jünger das Wort: Von nun an wirst du bei mir ein Menschenfischer werden! zurief. — Sehr abstechend von diesem Betragen Jesu, m. F., dünkt mir die Handlungsweise so Vieler, die als Erzieher oder Eltern einen gewissen Einfluß auf das Gemüth jüngerer Personen haben. Statt es

mit Freuden zu gewahren, wenn der Zögling frühzeitig schon auf große, vielumfassende Gedanken und Pläne fällt, statt ihm zuweilen selbst dazu behilflich zu sein: machen Erzieher das gerade Gegentheil von Allem. Aus ihrem Munde hört man auch nicht ein einziges Wort, das in dem Herzen seiner Zuhörer große Gedanken und Entschlüße wecken könnte. Geschieht es aber nichtsdestoweniger, daß der Jüngling auf einen Plan verfällt, der ihn durch seine Größe und Vortrefflichkeit begeistert; ist er auch offen genug, ihn dem Lehrer, den er als seinen Freund betrachtet, anzuvertrauen: wie schlecht wird da nicht dieses Vertrauen belohnt, wenn jener ihm nicht die geringste Theilnahme bezeugt; wenn er mit sichtbarer Kälte aufnimmt, was ihm sein Zögling mit so viel Wärme erzählt; wenn er zu dessen Einfalle nur lächelt, oder ihm wohl gar mit strengem Ernste verweiset, daß er sich in ein Gebiet, das viel zu hoch für ihn ist, versteige! Ich weiß wohl, m. F., daß nicht alle Pläne, auf welche der Mensch, besonders in früher Jugend verfällt, gut und vernünftig sind; ich weiß, daß es auch böse und schädliche Pläne gibt, die man demjenigen, der sie gefaßt, je eher je lieber wieder aus dem Sinne zu bringen trachten muß; ich weiß, daß auch ein guter Plan durch die Art, wie der Jüngling ihm nachhängt, auf seine Bildung oft nachtheilig einwirken könne: allein ich glaube auch, daß aus vernünftigen Plänen und aus einer zweckmäßigen Beschäftigung mit ihnen sehr vieles Gute entspringt. Aus diesem Grunde beschloß ich, über diesen Gegenstand einmal umständlicher zu sprechen. Heute will ich die vielen Vortheile, die eine zweckmäßige Beschäftigung mit vernünftigen Plänen hervorbringen kann, auseinandersetzen; in unserer nächsten Versammlung aber entwickle ich, sofern es Gott gefällt, die Regeln, die man beobachten muß, wenn eine solche Beschäftigung in der That gedeihlich werden soll. — Möge der Segen Desjenigen auf diesen Vorträgen ruhen, der auch bei seinen Schülern, als er noch auf Erden wandelte, die Beschäftigung mit großen Gedanken und vielumfaßenden Plänen liebte und sogar zu unterstützen suchte! möge Er selbst mich leiten, daß ich mich über diesen Gegenstand auf eine Art erkläre, die keinen Mißverstand erzeugt!

Abhandlung.

Man kann es überhaupt als ein recht gutes Zeichen betrachten, m. F., wenn Jemand frühzeitig, schon als Jüngling oder wohl als zartes Kind schon, anfängt, Entwürfe und Pläne zu machen, von denen er weiß, daß er sie nicht auf der Stelle und mit ganz leichter Mühe, sondern nach einem Zeitraume von vielen Jahren erst und nur durch sehr viele Anstrengung werde zu Stande bringen können. Es ist das immer ein Beweis, daß

ein solcher Mensch, er sei nun Jüngling oder Knabe, nicht mehr bloß für die Gegenwart lebt, sondern auch an die Zukunft und an dasjenige denkt, was ihm in dieser erst sehr spät bevorsteht, und es wichtig genug findet, sich schon in der Gegenwart darnach zu richten. Wer sollte nicht einsehen, daß dieses eine sehr schätzbare Eigenschaft am Menschen ist, eine derjenigen, welche den entschiedensten Einfluß auf seine Vollkommenheit hat? Ist es denn nicht der wesentlichste Vorzug, welchen der Mensch vor dem Thiere hat, wenn der Genuß der Gegenwart ihn nicht so ganz erfüllt, daß seine Seele nicht auch noch Raum behielte, um Vorstellungen von der Vergangenheit sowohl als von der Zukunft aufzunehmen? was ist ersprießlicher für ihn, als die Geläufigkeit in dem Gedanken an die Zukunft? wodurch allein vermag er es, einer unzähligen Menge von Gefahren und Leiden, die ihn bedrohen, auszuweichen, als durch ein stetes Aufmerken auf das Zukünftige? wo gäbe es endlich auch eine noch so beschwerliche Pflicht und Obliegenheit, zu deren Erfüllung sich der Mensch nicht aufgelegt fühlte, welcher den Gedanken an die Zukunft sich recht geläufig gemacht hat? Beides also, die Tugend sowohl als die Glückseligkeit des Menschen, hängt von der Gewohnheit ab, oft in die Zukunft zu blicken, und was ihm dort bevorsteht, viel bei sich gelten zu lassen.

1. Beschäftigung mit großen Plänen aber ist nicht nur ein Merkmal, woran wir das Dasein dieser seltenen Gewohnheit wahrnehmen können; sondern ich darf es gleich als ihren ersten Vortheil rühmen, daß sie ein überaus wirksames Mittel ist, uns diese Vollkommenheit erst eben allmälig beizubringen. Denn in der That, m. F., ist es nichts Leichtes, den Menschen zu gewöhnen, daß er sein Augenmerk stets auf die Zukunft richte. Durch bloße Befehle, und könnte man sie auch stündlich wiederholen, wird man hier so viel als gar Nichts ausrichten. Auch durch vernünftige Gründe, durch eine noch so deutliche Auseinandersetzung, wie nothwendig es dem Menschen sei, daß er der Zukunft nie vergesse, wird man den, allen Menschen natürlichen Hang zum Leichtsinn nicht überwältigen. Wir sind zu leichtsinnig, als daß wir auch nur die Gründe, die uns vom Leichtsinn abhalten sollen, gehörig würdigen und oft genug in unser Gedächtniß zurückrufen wollten. Wir flattern immer lieber von einem Gegenstand, der uns durch seine flüchtige Betrachtung gleich in der Gegenwart vergnügt, zum anderen hin, als daß wir uns einlassen sollten in eine ernste und wenig Erfreuliches versprechende, mühevolle Untersuchung dessen, was uns in der Zukunft bevorsteht. Das einzige Mittel, wodurch man sich allmälig gewöhnen kann, an die Zukunft zu denken, ist, daß man uns auf solche Stellen derselben aufmerksam macht, deren Betrachtung uns schon in der Gegenwart ergötzt. Und das geschieht eben, wenn man uns Pläne und

Entwürfe an die Hand gibt, welche durch ihre Größe und Erhabenheit ganz für sich einnehmen, und die wir gleichwohl nicht etwa in wenigen Tagen, sondern nach einem Zeitraum von vielen Jahren erst glücklich zu Stande bringen können. Nichts ist natürlicher, als daß der Gedanke, so bedeutende Dinge einst vollenden zu können, uns ein Vergnügen verursacht; nichts ist begreiflicher, als daß wir, um dieses Vergnügen recht oft zu genießen, zu diesem Gedanken auch recht oft zurückkehren, daß wir uns also recht oft im Geiste in jene Zeit versetzen, wo dieß bereits Alles zu Stande und durch uns selbst zu Stande gebracht sein wird. So oft wir dieß thun: sind unsere Gedanken nicht mit der Zukunft beschäftigt? wird uns auf diese Art nicht die Betrachtung der Zukunft allmälig zu einem angenehmen Geschäfte? und wenn wir oft hinaus sehen auf jenen lichten Punkt der Zukunft: fällt unser Blick nicht auf manche andere Dinge, welche mit jenem in Berührung stehen? werden wir also nicht auch diese auffassen und wird uns so die Betrachtung der Zukunft nicht immer geläufiger werden? Das bestätigt auch die Erfahrung, m. F.; und könnten wir nur bei Jedem, der sich in seinem männlichen Alter durch bedächtiges Betragen und weise Rücksichtsnahme auf die Zukunft ehrwürdig gemacht hat, untersuchen, wie er zu diesen Tugenden gelangt sei, so würden wir insgemein finden, daß es Personen sind, die schon als Kinder mit großen Plänen und Entwürfen beschäftigt waren. Daß dieses auch der Fall mit unserem Herrn und Heiland gewesen, daß auch er selbst, der uns ein Muster aller menschlichen Vollkommenheiten dasteht, in seinem Kindesalter schon hohe Entwürfe genährt: das zeigt uns hinlänglich das Ereigniß, welches die Evangelien aus seinem zwölften Lebensjahre uns erzählen. Wußtet ihr nicht, sprach er, daß ich mich schon bei Zeiten beschäftigen muß mit meines Vaters Angelegenheiten? (Luk. 2, 49.) Was ist offenbarer, als daß ein Knabe, der so sprechen konnte, gewisse Pläne, weit in die Zukunft hinausreichende Pläne, sich entworfen haben müsse?

2. Doch dieses Beispiel Jesu erinnert uns auch an den zweiten Vortheil, den frühzeitig gefaßte Pläne haben, wenn sie vernünftig sind. Durch solche Pläne nämlich **wird es uns möglich, uns für dasjenige, was wir einst wirklich zu leisten von Gott berufen sind, bestimmter vorzubereiten und etwas in der That Großes zu Stande zu bringen.** Denn um zu Stande zu bringen, was in der Wahrheit groß ist, was nicht bloß blenden soll durch äußern Glanz, sondern von wichtigen fruchtbaren Folgen ist, dazu bedarf der Mensch bei seinen eingeschränkten Kräften insgemein vieler Zeit und einer Vorbereitung, die schon in seiner Jugend begonnen. Mögen sich immerhin die Kraftmenschen unserer Zeit überreden, daß sie in wenigen Tagen Dinge ins Werk setzen

könnten, für die in früheren Jahrhunderten die Zeit eines fast ganzen Menschenlebens für zu kurz gehalten wurde; mögen sie glauben, in wenigen Stunden ein ganz neues Lehrsystem dieser und jener Wissenschaft erbaut zu haben; mögen sie hoffen, daß eine Staatsverfassung, die in der Zeit von einem Sonnenaufgang bis zum nächstfolgenden entworfen war, durch eine Ewigkeit fortdauern werde: die Erfahrung selbst beweiset, wie wenig das taugt, was sie so übereilter Weise und ohne alle Vorbereitungen zu Tage gefördert. Das wahrhaft Gute kömmt immer nur langsam und unter vieler Mühe zu Stande; es wird nur geleistet von Menschen, die sich dazu von ihrer frühesten Jugend vorbereitet, von Menschen, die sich durch das Gefühl der Kraft, die ihnen die Natur verlieh, nicht zum Müßiggang, sondern zu einer desto gewissenhafteren Anwendung dieser Kraft bestimmen ließen, die mit den ausgezeichnetesten Kräften auch einen beispiellosen Fleiß und seltene Beharrlichkeit verbinden. Das wahrhaft Große und Vortreffliche kömmt nur zu Stande durch Personen, denen in ihrer Kindheit schon dunkel vorgeschwebt, woran man als Männer jetzt sie arbeiten sieht, die einen, wenn auch nur ungefähren, Plan schon damals vor sich gehabt, und eben zufolge desselben so Vieles thaten, was damal gethan zu haben, ihnen nützlich und behilflich ward. Doch wäre es auch, daß Jemand Kräfte von so seltener Vollkommenheit besäße, daß er im Stande ist, ohne alle Vorbereitung in früheren Jahren, Dinge zu leisten, die in Erstaunen setzen: würde er nicht noch ungleich größere zu leisten im Stande sein, wenn er sich vorbereitet hätte? können wir also nicht mit allem Rechte klagen, so Großes er auch thue, er leiste doch nicht Alles, wozu ihn Gott berufen, wenn anders er aus eigener Schuld unterließ, gleich in der Jugend zu überlegen, was sein Beruf sein dürfte, um sich zu diesem so gut, als es die Umstände erlaubten, vorzubereiten? Denn daß wir uns durchaus auf Alles vorbereiten, daß wir uns fähig machen sollen zu den verschiedensten Ämtern und zu Geschäften von jeder beliebigen Art: das, m. F., ist ein unmögliches Begehren. Allein wenn wir auf unsere Anlagen sowohl, als auch auf die Verhältnisse, die uns umgeben, aufmerksam sind; so können wir wirklich sehr frühzeitig schon, doch mit jedem kommenden Jahre immer genauer bestimmen, von welcher Art die Dinge sind, die Gott durch unsere Hand einst ausgeführt sehen will. Auf Dinge dieser Art also, und nur auf sie allein brauchen wir uns zu verlegen; und wir können es eben darum zu einer um so größeren Vollkommenheit in ihnen bringen. Der Umstand, daß wir uns frühzeitig schon gewisse vernünftige Pläne entwerfen, macht es uns möglich, in unseren späteren Jahren nur desto vollkommener zu leisten, was unsere eigentliche Bestimmung ist; macht es uns möglich, etwas in Wahrheit Großes zu Stande zu bringen.

3. Dieß um so mehr, m. F., da die erfreuliche Aussicht, die uns solche Pläne in die Zukunft eröffnen, noch den dritten Vortheil hat, daß wir mehr Lust und Eifer bekommen, in dem so mühsamen Geschäfte unserer Ausbildung ununterbrochen fortzufahren. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß das Geschäft der Ausbildung schon in sich selbst eine Art Belohnung findet, weil das Bewußtsein, daß er vollkommener geworden, jedem Menschen schon an und für sich ein Vergnügen gewährt. Dennoch, wenn dieses Vergnügen des Menschen einziger Lohn, wenn es sein einziger Antrieb zu diesem Geschäfte sein soll; so fürchte ich sehr, er werde auf diesem Wege ermüden und zuletzt sogar verdrießlich es aufgeben. Denn freilich ist das Geschäft der Ausbildung unserer Kräfte, besonders in jener Art, wie wir derselben zu einem ausgezeichneten Wirkungskreise in höheren Ständen bedürfen, ein Geschäft, das sehr viel Mühe kostet, das eine nicht Jahre, sondern Jahrzehende lang ununterbrochen fortgesetzte Anstrengung erfordert. Zu welch einer Vollkommenheit muß unsere Urtheilskraft, unser Gedächtniß, unsere Einbildungskraft erhoben werden, wenn wir im Stande sein sollen, das Alles zu leisten, was in gewissen Verhältnissen hier von uns gefordert wird! wie viele Kenntnisse in den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens müssen wir uns nothwendig beigelegt haben, wenn wir hier nirgends eine Blöße geben, wenn wir die Wünsche und Erwartungen Anderer befriedigen und Jedermann Achtung abgewinnen sollen! Alle diese Kenntnisse, diese Eigenschaften zu erwerben, kostet der Mühe zu viel, als daß sie durch die Freude, die das Bewußtsein gewährt, daß man jetzt vollkommener geworden, vergolten scheinen könnte, wenn man nicht auch an den Gebrauch, den man von diesen Vorzügen zu machen dereinst im Stande sein werde, an all das Große, das man wird ausführen können, gedenkt. Ich wundere mich wahrlich nicht, m. F., wenn jeder aus Ihnen, der nie an die Zukunft denkt, der sich so ganz und gar keinen Plan von seinem zukünftigen Wirkungskreise entwirft, auch nur sehr lässig arbeitet an seiner Geistesausbildung; wenn er nur so viel thut, als er gerade muß, um nicht gewisse Unannehmlichkeiten zu haben, und von dem Übrigen nur etwa noch so viel mitnimmt, als ihm gleich in der Gegenwart einen Genuß verspricht. Ganz anders dagegen, glaube ich, muß derjenige gestimmt sein, der sich nach meinem Wunsche recht oft mit dem Gedanken beschäftigt, was er in späteren Jahren der Menschheit leisten wolle, und sich hierüber auch schon einen gewissen Plan entworfen hat. Wie sollte der jemals der Arbeit überdrüßig werden? Sei er auch noch so ermattet: es wird nicht mehr bedürfen, als eines einzigen Blickes auf jenen herrlichen Lohn, der aus der Ferne ihm zuwinkt, um sich von neuem wieder gestärkt und aufgerichtet zu fühlen. Wer sich die Hoffnung macht, daß er einst in irgend

einer Wissenschaft als Erfinder werde auftreten können — welche Beschwerlichkeiten die Erlernung des bereits Vorhandenen auch hat: sollten sie für einen solchen Preis ihm wohl zu groß vorkommen? Wer sich die Hoffnung macht, daß es durch Gottes Beistand ihm gelingen dürfe, eine bessere Zeit über sein Volk und Land herbeizuführen: wie sollte der nicht jede auch noch so mühsame Arbeit, die hiezu nöthig, für eine Kleinigkeit erachten? Wer sich die Hoffnung macht, daß der allgütige Gott vielleicht auch seiner Person als eines Werkzeuges sich bedienen wollte, um die verkannte Religion in ihr verdientes Ansehen wieder einzusetzen: wie sollte der sich nicht bereitwillig finden, Alles zu thun und aufzuopfern, was immer nothwendig scheint, um einen so herrlichen Preis zu erringen? O, wenn sich irgend Jemand aufgelegt fühlen kann, die steile Bahn, die zur Erreichung eines so hohen Zieles führt, mit unermüdlichem Bestreben zu verfolgen: so ist es nur derjenige, der dieses erhabene Ziel aus weiter Ferne schon bemerkte, und durch den Hinblick auf dasselbe, so oft seine Kräfte ermatten, sich wieder aufzurichten sucht; nur derjenige, der schon in seiner Jugend sich eine heitere Aussicht auf die Wirksamkeit späterer Jahre eröffnete, der sich die Pläne, die er einst auszuführen hofft, schon jetzt entwirft und sie recht oft betrachtet.

4. Sollte es nöthig sein, m. F., daß ich nach der Erwähnung so wichtiger Vortheile noch erinnere, daß solche Pläne auch überaus viel zur Erhöhung der Heiterkeit beitragen und hiedurch mittelbar unsere Gesundheit befördern, unser Leben verlängern? Auch wenn Alles, was wir bisher gesagt, unrichtig wäre, wenn man auf keine Art beweisen könnte, daß vernünftige Pläne, die sich der Mensch für die Zukunft entwirft, die jetzt gerühmten Vortheile haben: das könnte man doch nicht in Abrede stellen, daß sie erfreulich und aufheiternd sind. Denn warum sonst geschieht es, daß sich der Mensch mit der Ausmalung solcher Pläne beschäftigt, als weil er ein Vergnügen in dieser Beschäftigung findet? und was ist auch begreiflicher, als daß es den Menschen vergnügt, wenn er sich vorstellt, er werde zu Stande bringen, was einst der Gegenstand des Segens und der Bewunderung von Tausenden sein wird? Schon das allein also, daß die Beschäftigung mit gewissen Plänen und Entwürfen dem Menschen eine eigene Quelle der Freude eröffnet, schon das allein macht sie dem Menschenfreunde wichtig. Wenn er nicht deutlich sieht, daß diese Beschäftigung erst in ihren Folgen schädlich ist, daß sie Gefahren und Leiden herbeiführt, die jenes Vergnügen bei weitem überwiegen: so däucht es ihm nur Versündigung zu sein, wenn man den Menschen den Genuß dieser Freuden verbieten will. Ist denn das menschliche Leben etwa nicht reich genug an Leiden? können wir es verantworten, wenn wir einem einzigen Menschen

nur eine einzige Freude, die Niemanden nachtheilig gewesen wäre, rauben? Ich, m. F., ich wünsche durchaus nicht, sterbend den Vorwurf zu fühlen, daß ich denjenigen, die sich nach meinen Grundsätzen richten, auch nur ein einziges an sich unschuldiges Vergnügen entzogen hätte. Auch das Vergnügen also, das die Beschäftigung mit großen Plänen gewährt, gönne ich Jedem gern, wenn er es anders nicht mißbrauchen will. Ich gönne es ihm nicht nur, sondern ermuntere ihn sogar zum Genuße desselben, unter andern auch darum, weil mir sehr wohl bewußt ist, welch ein Urtheil selbst große Ärzte *) über den wohlthätigen Einfluß gefällt, den das Vergnügen sogar auf die Gesundheit des Menschen und auf die Verlängerung seines Lebens äußert. Sie wollen bemerkt haben, daß Personen, die ein sehr hohes Alter erreicht und einer ununterbrochenen Gesundheit sich erfreuten, fast immer auch sehr unternehmende Personen waren, Personen, die sich von Jugend auf mit Entwürfen und Plänen beschäftigten, welche sie zum Theil erst im Alter ausführen konnten. Ärzte erzählen uns, daß Personen, die sich bereits in sehr hohem Alter befanden und aus Mangel an Lebensreiz mit jedem Tage mehr ermatteten und erschlafften, gleichsam von neuem auflebten und die Rückkehr einer beinah' jugendlichen Thätigkeit in ihren Gliedern verspürten, wenn noch am Abende ihres Lebens, da sie bereits alle Hoffnung zum Wirken aufgegeben, ein neuer, sie mit Begeisterung erfüllender Plan sich darbot, zu dessen Ausführung sie noch Etwas beizutragen vermochten. Um wie viel wohlthätiger, m. F., müssen sich solche Pläne nicht erst in Ihrem Alter beweisen? Wenn selbst der Baum, der schon im Absterben begriffen ist, noch einige Blätter und Blüthen hervortreibt: wie viel mehr Keime wird die belebende Kraft der Sonne nicht aus dem jungen und saftigen Stamme entwickeln! Wie diese Keime des Strahles der Sonne bedürfen, um zur Entwickelung zu gelangen; so werden die Kräfte, die im Menschen schlummern, nur dann erst entwickelt, wenn sich die Hoffnung und der Wunsch, sie zu gebrauchen, einstellt, wenn er sich Pläne entwirft, zu deren Ausführung er derselben benöthigt. Nur das Gefühl des Bedürfnisses ruft auch die Kraft, es zu befriedigen, aus unseres Busens Tiefe hervor. Wer einer Kraft bedarf, sagt das Wort Gottes selbst, der bitte nur darum, so wird sie ihm reichlich gegeben werden (Matth. 6, 8.). Amen.

*) z. B. Hufeland.

VI.

(Beschluß). **Regeln einer zweckmäßigen Beschäftigung mit vernünftigen Plänen.**

(Gehalten am fünften Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1818.)

1. Samuel 14, 4—13.

Eingang.

So jung auch David noch war, als die Begebenheit, die wir in unserem Texte lesen, sich zutrug, m. F., und so entfernt er auch damals noch von jenem Ziele stand, an dem Samuel, der göttliche Seher, ihn schon im Geiste erblickte: so hielt es dieser gleichwohl nicht für unzweckmäßig, ihm eine Aussicht auf dieß Ziel schon jetzt zu eröffnen. Im Gegentheil, der Prophet fühlte einen so lebhaften und bestimmten Drang, dieß zu thun, in seinem Herzen; seine Vernunft entdeckte bei ruhigem Nachdenken so durchaus nichts, was von der Ausführung dieses Vorhabens ihn hätte abhalten sollen; die äußeren Umstände endlich fügten sich so sichtbar zur Begünstigung desselben, daß er am Ende nicht umhin konnte zu glauben, er führe nichts Anderes, als einen göttlichen Befehl aus, wenn er den Hirtenknaben David zum künftigen König über Israel einweihe. Der Erfolg bewies, daß er nicht unrecht geurtheilt hatte. Denn nicht nur, daß er sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht, der Knabe, der jetzt als Hirte vor ihm steht, werde einst noch auf dem Throne Israels sitzen; sondern er that auch wohl, ihm dieß so frühzeitig zu eröffnen, weil diese Mittheilung wirklich den allerwohlthätigsten Eindruck auf das Gemüth des Jünglings machte. Von dieser Stunde an, heißt es in unserem Texte, bemächtigte sich Davids der heilige Geist Gottes — oder was uns der h. Geschichtschreiber durch dieses Wort eigentlich anzeigen will — von dieser Stunde an ward eine sehr merkwürdige, aber auch zugleich sehr wohlthätige Veränderung in Davids Gemüthsart bemerklich. Er, der bisher noch keine höheren Zwecke kannte, als eine Heerde vortheilhaft zu weiden, faßte nun Dinge von *ungleich* größerer Wichtigkeit ins Auge. Sein ganzes Volk war es, *dessen* Wohl und Wehe, Ruhm und Schmach ihm von jetzt an nahegieng. Jede Beschimpfung, jede Mißhandlung seines Volkes lernte er allmälig nicht anders ansehen, als ob er selbst beschimpft und mißhandelt worden wäre. Seinem geliebten Volke eine Verfassung zu geben, bei der es nach langen vergeblichen Kämpfen endlich der Ruhe im Inneren, der Sicherheit von Außen,

des Schutzes vor Bedrückungen von seinen eigenen Landesgenossen, der Ehre und Achtung und eines ungetrübten Glückes genöße: das sah er nunmehr als seine Aufgabe an, die Gott selbst ihm gestellt als jenes letzte Ziel, dahin sein ganzes Streben und jeder seiner Schritte gerichtet sein müsse. Das ist es, m. F., was der Geschichtschreiber von David rühmen will, wenn er sagt: von dieser Zeit an habe seiner der Geist Gottes sich bemächtigt. Daß er die Wahrheit spreche, daß David wirklich dem Bilde, das ich so eben von ihm entworfen, ähnlich geworden: diese Gerechtigkeit muß Jeder ihm widerfahren lassen, der die Geschichte seines Lebens, seiner Thaten und Gesinnungen hinlänglich kennen gelernt. Bei David also, bei David hatte es wohl die gesegnetesten Folgen, daß ihm frühzeitig schon eine Veranlaßung zu großen Plänen und Entwürfen gegeben wurde. Allein nicht eben so gut gelingt dieß überall; ich muß es vielmehr mit wahrer Betrübniß gestehen, daß es eine beträchtliche Menge von Menschen gibt, die sich mit großen, weit hinausreichenden Entwürfen nur zu ihrem eigenen und zu ihrer Mitmenschen Verderben befassen. Alles kömmt nämlich darauf an, von welcher Art die Pläne und Entwürfe sind, die Jemand sich gemacht; sodann auch von welcher Art die Beschäftigung ist, die er mit ihnen sich erlaubt. Habe ich also in unserer neulichen Versammlung den Nutzen angerühmt, den die Beschäftigung mit vernünftigen Plänen und Entwürfen hat: so muß ich heut mich nothwendig deutlicher erklären, nach welchen Regeln und Bedingungen allein, meinem Dafürhalten nach, eine solche Beschäftigung wirklich den gerühmten Nutzen trägt. Möchte es durch den heutigen Vortrag mir gelingen, zu bewirken, daß niemand aus Ihnen, m. F., je auf verderbliche Pläne gerathe, oder mit Plänen, die an sich unschädlich sind, auf solche Art sich befaße, durch die er weder sich selbst, noch Anderen nützlich wird! möge ein jeder Plan, den Sie durch meine Aufmunterung ergreifen, so ersprießliche Wirkungen haben, wie sie derjenige hatte, welchen einst Samuel in Davids Seele geweckt.

Abhandlung.

1. Ich behauptete neulich, daß eine zweckmäßige Beschäftigung mit vernünftigen Plänen für's Erste schon den Vortheil habe, daß sie den Menschen gewöhnt, den Blick in die Zukunft zu richten und das Gute oder Schlimme, das ihm erst dort bevorsteht, schon jetzt wichtig zu finden; ich behauptete ferner, daß wer solche Pläne macht, schon als Kind oft verrathe, wozu er als Mann von Gott berufen sei, und so zu seiner Bestimmung sich frühzeitig vorbereiten könne; ich erinnerte ferner, daß es auf jeden Fall die Lust und den Eifer erhöhe, mit dem wir an unserer Ausbildung arbei-

ten, wenn wir uns schon im voraus vorstellen, was wir einst Großes werden ausrichten können; ich sagte endlich, daß die Beschäftigung mit großen Plänen etwas Erfreuliches habe, das an und für sich schon ungemein viel zur Verannehmlichung des Lebens und dadurch mittelbar zur Beförderung der Gesundheit und selbst zur Verlängerung des Lebens beiträgt. Brauche ich erst zu sagen, m. F., daß keiner dieser Vortheile bei solchen Plänen und Entwürfen stattfinde, die nicht mit der Tugend sich vereinigen lassen? und daß also die erste Eigenschaft, die ich von einem Plane, der sie beschäftigen soll, verlange, die ist, daß er im schönsten Einklang mit den Gesetzen der Tugend stehen, und daher auf die Beförderung des allgemeinen Wohles gerichtet sein müsse. Wer einen Plan für seine zukünftige Wirksamkeit entwirft, ohne die Gesetze der Tugend und Alles, was zur Beförderung des allgemeinen Wohles nöthig ist, zu berücksichtigen; wer nur auf sich allein, auf seinen eigenen Vortheil nur, auf seine Ehre und auf sein Vergnügen oder auf seine Bereicherung, auf die Befriedigung nur dieser oder jener seiner Leidenschaften denkt, wo er die Frage untersucht, was er in Zukunft werden und worauf er seine Kräfte verwenden wolle: dem kann man freilich nicht nachrühmen, daß er sich an die Zukunft zu denken gewöhne auf eine Art, die wirklich heilsam wäre. Er denkt wohl an eine Zukunft, allein nur an die nächste, nur an diejenige, die innerhalb weniger Jahre schon Vergangenheit sein wird; dagegen an die Jahre, die hinter dieser liegen, an seine letzten Lebensjahre und all dasjenige, was erst nach seinem Tode ihm bevorsteht, denkt er so ganz und gar nicht, daß er vielmehr den Blick davon absichtlich hinwegwendet. Denn wie sonst könnte er Pläne entwerfen, die so beschaffen sind, daß auch die glücklichste Ausführung derselben ihn, wenn er einst alt geworden oder auf seinem Sterbebette liegt oder in jener Ewigkeit angekommen sein wird, nicht im geringsten mehr freuen, wohl aber kränken und betrüben, ihn mit Scham und Reue erfüllen wird? So kann man also richtiger von einem Solchen behaupten, daß er allmälig vergesse, was ihm in Zukunft bevorsteht, daß er des Alters, der Nothwendigkeit zu sterben, der ganzen Ewigkeit vergesse, daß er sich einbilde, er werde ewig leben und ewig das wünschenswerth finden, was ihm nur eben jetzt so reizend und ergötzlich vorkömmt. — Noch offenbarer ist es, daß Jeder, der bei Faßung seiner Pläne nicht auf die Vorschriften der Tugend Rücksicht nimmt, auch nicht errathe, was Gottes Absicht mit ihm sei, was auf der Erde auszuführen, Gott ihn berufen habe. Bedauern also, bedauern müssen wir es nur, wenn er von Jugend auf schon mit vielem Fleiß sich vorbereitet, um dasjenige zu Stande zu bringen, was er sich vorgenommen; denn es ist, leider, nichts, was der Menschheit Nutzen bringen könnte, es ist vielmehr verderblich für sie. Und wieviel Gutes und Ersprießliches hätte

durch solchen Fleiß, wenn er auf einen besseren Zweck verwendet worden wäre, gestiftet werden können! Zwar gebe ich zu, m. F., daß auch ein bloß eitler Zweck, den Jemand sich vorgesetzt hat, ihn oft zu recht fleißiger Ausbildung seiner Kräfte veranlassen könne. Doch unter solchen Umständen, ich gestehe es aufrichtig, ist eine fleißige Ausbildung der Kräfte in meinen Augen gar kein erfreulicher Anblick. Denn wenn es anders ein Mensch ist, der über das Alter der Kindheit bereits hinausgekommen, wenn er ein Jüngling oder ein Mann ist, dem man die Pflicht der Rücksichtnahme auf das gemeine Beste so oft und so deutlich erklärt hat, als es bei Ihnen geschieht: so kann ich fürwahr nicht erwarten, daß wer nicht einmal jetzt anfängt, bei seinen Plänen für die Zukunft auf die Beförderung des allgemeinen Wohles zu denken, jemals ein wirklich gutes und gemeinnütziges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, besonders in höheren Ständen sein werde. Kann ich mir aber diese Erwartung nicht machen; o, so begreifen Sie, wie ich aus Liebe zur Menschheit wünschen muß, daß sich ein Solcher nur lieber gar nicht ausbilden möchte! Denn je gebildeter er wird, je mehr Geschicklichkeit und Kenntnisse er sich beilegt, um so gefährlicher wird er für seine Mitbürger werden. Doch er werde es nicht, sondern besinne sich erst noch im männlichen Alter, daß er ein edleres Ziel seiner Wirksamkeit habe, als es dasjenige war, das ihm in seiner Jugend vorgeschwebt; er wende die Kräfte, die er aus bloßer Eitelkeit gesammelt, nunmehr wirklich zum Besten des Ganzen an: gleichwohl betrachte ich es als ein wahres Unglück, daß er so spät erst mit diesem besseren Zwecke vertraut geworden. Denn wieviel vollkommener hätte nicht seine Ausbildung gerathen und wieviel schneller fortschreiten müssen, wenn er nicht bloß auf das, was ihm Ehre verschaffen, sondern auf Alles, was ihn für seine Mitmenschen brauchbarer machen konnte, geachtet und zu dem Antriebe des Ruhmes überall auch den der Pflicht und des Verdienstes vor Gott hinzugefügt hätte! Und wird er nicht ewig sich schämen, daß er einst aus so niedrigen, so selbstsüchtigen Absichten gehandelt? wird er nicht ewig bedauern, trotz all der Mühe, die er seine Ausbildung sich kosten ließ, doch kein Verdienst davon zu haben, weil sein Beweggrund bloßer Eigennutz war? Doch was erwähne ich der Zukunft? Nicht einmal in den Jahren, da uns die Leidenschaft noch durch ihren Zauber verblendet, gewährt sie uns reines Vergnügen. Was der Eitle und Ruhmsüchtige empfindet, wenn er im Geiste sich vorstellt, wie er von einer Stufe der Ehre zur anderen emporsteigen und seinen Ruhm je länger je weiter über den Erdkreis ausbreiten werde, das dürfte vielleicht noch die höchste der Freuden sein, die eine Leidenschaft gewährt: und doch was ist selbst diese Freude, verglichen mit derjenigen, welche das Herz eines Tugendfreundes bei dem Gedanken erfüllt, daß er einst einen gewissen, zum Heile der Menschheit entworfenen Plan

werde ausführen können! O, das Entzücken, das schon diese bloße Hoffnung gewährt, m. F., sollte jeder von Ihnen aus seiner eigenen Erfahrung kennen; und dann beurtheile er, wie sehr ein Mensch, der sich mit Plänen unterhält, die nicht das allgemeine Wohl betreffen, sich selbst beeinträchtige schon dadurch, daß er den reinsten Genuß sich entzieht, der auf Erden möglich ist.

2. Doch schon zu lang sind wir bei dieser ersten Eigenschaft eines Empfehlung verdienenden Planes verweilt. Es muß dieser auch noch die zweite besitzen: daß jene Zubereitungen, welche zu treffen wir uns durch ihn bewogen fühlen, und die gesammte Thätigkeit, die er in uns anregt, auf keinen Fall zweckwidrig heißen können. Ich werde mich gleich näher erklären. Bei der Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes eines Planes kömmt es nicht darauf an, ob derselbe an sich ausführbar sei oder nicht; sondern nur darauf, wie die Wirkungen beschaffen sind, die er durch seine Gegenwart in unserem Gemüthe hervorbringt. Auch Pläne und Entwürfe, welche der Mensch nie zu Stande bringt, ja deren Ausführung vielleicht schon an sich selbst unmöglich ist, können doch für denjenigen, der sich mit ihnen beschäftigt, ersprießliche Folgen haben, können ihn zu einer Thätigkeit antreiben, durch die er auf jeden Fall nützt, auch wenn er nicht eben das darstellt, auf dessen Leistung er eigentlich ausgieng. Wie oft ist es nicht den Bearbeitern verschiedener Künste und Wissenschaften begegnet, daß sie den nächsten Zweck, den sie sich vorgesetzt, die Lösung dieser oder jener Aufgabe von hoher Wichtigkeit, durchaus nicht zu erreichen vermochten, und darum gleichwohl nicht vergeblich gearbeitet haben! Denn immer doch hatten sie durch die Anstrengung des Suchens ihre Kräfte geübt und gestärkt und öfters auch Dinge gefunden, deren Entdeckung, ob sie gleich nicht gesucht wurden, von der größten Bedeutung war. Wie Mancher machte sich in seiner Jugend den Plan, ich weiß nicht, was für wichtige Veränderungen in den gesellschaftlichen Zuständen der Menschen einzuführen, er brachte es nicht zu Stande: allein dürfen wir deßhalb klagen, daß sein Plan unnütz gewesen, wenn er als Antrieb diente zu unermüdeter *Ausbildung seiner Kräfte*, wenn er durch diese Ausbildung in den Stand gesetzt wurde, sehr vieles Gute anderer Art, als er sich ehemals vorgenommen, zu stiften, wenn er der endlichen Einführung dessen, was seine eigentliche Absicht war, nur etwas vorgearbeitet hat? Ich also, m. F., ich meines Theils werde mich hüten, irgend jemanden aus Ihnen einen mit Eifer ergriffenen Plan bloß darum aus dem Sinne zu schlagen, weil ich bezweifle, daß Sie ihn ausführen werden. Nur darauf werde ich sehen, und darauf bitte ich auch Sie selbst Ihr Augenmerk zu richten, ob die Unternehmungen, zu denen er Sie veran-

laßt, und die gesammte Thätigkeit, in die er Sie versetzt, eine auf jeden Fall unbestreitbare Zweckmäßigkeit habe. Können Sie sich mit gutem Gewissen sagen, daß alle Handlungen, wozu Ihr Plan Sie veranlaßt, gut und vernünftig sind und ihren Nutzen behielten, auch wenn er selbst niemals vollendet werden sollte: dann bleiben Sie immerhin getrost bei Ihrem Plane stehen; er ist gerechtfertigt durch seine Wirkungen.

3. Dieses wird aber, ich gestehe es, selten der Fall sein, wenn Sie Ihren Plan allzu bestimmt aufgefaßt und bis ins Einzelne entwickelt haben. Daher ist es eben die dritte Regel, die ich heut aufstellen muß: seinen Plänen nicht zu viel Bestimmtheit zu geben. Diese Regel scheint auch Samuel in unserem Texte vor Augen gehabt zu haben, wenn er nicht mit Bestimmtheit angibt, zu welchem Zwecke er seine heilige Handlung der Weihe an Isai's jüngstem Sohne vornimmt. Nur zu erkennen gibt er, daß es etwas Großes sei, wozu Gott David erkoren; nur zu vermuthen gibt er, daß es wohl nichts Geringeres, als der Thron selbst sein dürfte: aber er hütet sich, dieß mit Bestimmtheit auszusprechen, und noch viel weniger will er die näheren Umstände, etwa die Zeit, in welcher David anfangen soll, sich als König Israels zu betragen, voraus festgesetzt haben. So müssen auch wir, m. F., verfahren; denn wenn wir uns einen Plan von unserer künftigen Wirksamkeit entwerfen, in welchem wir allzu genau die Sache selbst, die wir einst ausführen werden, und alle Mittel dazu vorher festsetzen wollen: so ist es eben deßhalb beinahe unmöglich, daß wir uns nicht in manchen Stücken irren, daß wir nicht Manches annehmen sollten, wovon sich in Zukunft zeigt, daß es entweder nicht möglich oder nicht zweckmäßig sei. Eine solche Entdeckung ist uns dann immer höchst unangenehm; denn sie beweiset uns, daß wir zu voreilig geurtheilt; wir müssen uns vor uns selbst und vor allen Jenen, denen wir unsere Pläne mitgetheilt, schämen, daß wir mit so großer Bestimmtheit gehofft, dieses oder jenes zu Stande zu bringen, und es gleichwohl nicht vermochten; wir verlieren das Zutrauen, das man bisher in unser Urtheil gesetzt und auch wir selbst werden irre an uns und wissen zuletzt nicht mehr, welchen von unseren Urtheilen wir trauen und welchen wir nicht trauen sollen. Noch schlimmer ist es, wenn wir den Fehler in unserem Plane gar nicht erkennen, und obschon uns Alles zeigt, daß er nicht ausführbar sei, doch noch auf ihm bestehen. Wie nutzlos strengen wir da unsere Kräfte an, und wie gerecht trifft uns der Vorwurf, daß wir Schwärmer seien! Ein Nachtheil von anderer Art ist es, daß wir durch einen allzu bestimmt gefaßten Plan verleitet werden, uns auch nur zu Einer Art künftiger Wirksamkeit vorzubereiten. Wie nun, wenn unsere Hoffnung fehlschlägt, wenn wir den einzigen Posten, für den wir uns fähig gemacht, nicht erlangen? In welche Ver-

legenheit werden wir da gerathen, und wie schlecht wird der Dienst beschaffen sein, den wir der Welt in einem ungewohnten Wirkungskreise leisten? Da Niemand allwissend ist, Niemand voraussetzen kann, welche Verhältnisse noch für ihn eintreten werden; so müssen wir billig auch in den Pläuen, die wir für unsere zukünftige Wirksamkeit entwerfen, sehr Vieles unbestimmt lassen, um einer schädlichen Einseitigkeit in unserer Ausbildung zu entgehen.

4. Doch eben so sehr, als wir uns vor diesen Fehlern hüten, müssen wir vorbeugen, daß wir nicht allzu oft uns in die Betrachtung unserer Pläne verlieren und nicht über dem Vergnügen, das uns die Aussicht in dessen Zukunft gewährt, die kostbaren Stunden unserer Vorbereitung versäumen. Dieses ist eben die vierte und zugleich letzte Regel, deren Beobachtung ich Niemanden erlassen kann. Je unterhaltender nämlich für unsere Einbildungskraft es ist, uns einen großen und vielumfassenden Plan recht lebhaft vorzumalen; jemehr Befriedigung wir auch bei diesem Geschäfte für unsere Eitelkeit finden, weil wir uns insgemein schon um so erhabener dünken, je erhabener der Plan ist, den wir uns ausgedacht; je gewisser es ist, daß es viel mehr Genuß gewähre, sich im Geiste schon an das erwünschte Ziel einer Arbeit zu versetzen, als sich bewußt zu bleiben, daß man gar nicht mit ihr zu Ende sei und vielleicht eben jetzt eine ihrer größten Schwierigkeiten überwinden soll: um so begreiflicher ist es, daß wir uns verleiten lassen zu einer Beschäftigung, welche so angenehm ist, öfter als es geschehen sollte, zurückzukehren; um so nothwendiger ist es, daß wir auf eine bestimmte Art festsetzen, wie oft und wie lang nur wir die Betrachtung unserer Pläne uns erlauben wollen. Ich glaube nicht, daß ich zu strenge bin, wenn ich sage: wir sollen nicht öfter an unsere Pläne denken, als entweder nothwendig ist, um unseren gesunkenen Muth und Eifer in der Arbeit wieder aufzurichten, oder als eben geschehen kann, ohne irgend ein Geschäft von größerer Wichtigkeit darüber zu versäumen. Zu einer Zeit, wo wir schon anfangen mißmuthig zu werden, weil wir noch keinen Erfolg unserer Arbeiten sehen, ferner auch in jenen Stunden, die wir der bloßen Erholung schenken, oder wann immer wir sonst nichts Besseres thun können: da dürfen und sollen wir allerdings an die Pläne denken, die wir für unsere künftige Wirksamkeit entworfen haben. Thun wir dieß jedoch öfter, thun wir es auch in Fällen, wo es eben nicht zu unserer Ermunterung nothwendig war, wo wir Gelegenheit hatten, eine nützlichere Arbeit zu verrichten; so ist es offenbar nur eine Zeitversplitterung, welche noch den Nachtheil hat, daß wir allmälig uns gewöhnen, den wahren Zweck, wozu wir uns diese Pläne entworfen, nämlich die Ausführung derselben, außer Acht zu setzen, und sie bloß als Mittel zu unserer Unterhaltung gebrauchen. So niedrig dieses ist, m. F., so leicht doch geschieht

es, daß man zu diesem Fehler hinabsinkt. Man fängt zu spielen an mit seinen Plänen, man dünkt sich groß schon in der bloßen Beschäftigung mit ihnen, und findet es so je länger je entbehrlicher, noch etwas Mehreres zu thun. Man gesteht es sich zwar nicht ausdrücklich, daß man mit diesen Plänen nur ewig spielen und nie Hand anlegen wolle an ihre Ausführung: aber man handelt doch ganz in diesem Geiste, man fängt nie an zu wirken, man unterläßt im Gegentheil ganz seine Ausbildung und wird je länger je unfähiger, sie ins Werk zu setzen. Man spricht von Thaten, die zu ihrer Ausführung den größten Muth fordern würden: und man wird von Tag zu Tag weichlicher, feiger. Man spricht von Aufklärung, von der Beförderung der Künste und Wissenschaften: und versäumt es, den Anfang bei sich selbst mit der Erlernung gründlicher Kenntnisse zu machen. Man spricht von Unternehmungen, die ihrer Natur nach nur von einem sehr kraftvollen Manne durch den rastlosesten Fleiß und mit größter Anstrengung zu Stande gebracht werden können: und man entkräftet sich je länger je mehr durch trägen Müßiggang und ein üppiges Leben. Finden Sie solche Menschen nicht recht verächtlich, m. F.? Sie sind es allerdings; aber nur glaube niemand aus uns, daß er von der Gefahr, ihnen ähnlich zu werden, schon darum sicher sei, weil er sie jetzt verachtet. O, man wird unvermerkt so! Nur wer sich's nie erlaubt, mit seinen Plänen zu tändeln und sich zum bloßen Vergnügen mit ihnen zu beschäftigen; nur wer an das Große, das er einst auszuführen hofft, nie denkt, ohne sich alsbald zu prüfen, ob er thue und bisher gethan habe, was dazu vorbereitet: nur der kann sicher sein, daß er zum eitlen Prahler, zum bloßen Schwärmer, der nur Verachtung verdient, nie herabsinken werde. Nur wenn Sie jetzt schon arbeiten, mit allem Eifer arbeiten an Ihrer Ausbildung: dann können Sie hoffen, daß Gott zum Wollen des Großen auch das Vollbringen geben werde. (Philipp. 2, 13.) Amen.

VII.

Von den Vortheilen sowohl als den Gefahren der Beschäftigung mit Idealen.

(Gehalten am zwölften Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1818.)

Markus 11, 19—23.

Eingang.

Nicht die Erfahrung kann es gewesen sein, m. F., die in unserem Herrn eine so merkwürdige Überzeugung, die er im eben gelesenen Evangelium ausspricht, zu Stande gebracht hat. Alles, behauptet er, und ohne Ausnahme Alles, was immer ein frommer und Gott gefälliger Mensch von dem Allmächtigen bittet, müsse demselben auch gewährt werden. In Wahrheit sage ich euch, sind seine eigenen Worte, wer zu dem Berge da spricht: erhebe dich und stürze ins Meer! spricht er es nur ohne zu zweifeln, und hofft er mit Zuversicht, daß, was er spricht, erfolgen werde; so wird es auch in der That erfolgen; um was ihr Gott immer in eueren Gebeten anrufen werdet, das hoffet auch mit fester Zuversicht zu erhalten, und darum werdet ihr es wirklich erhalten. — Wem leuchtet nicht ein, m. F., daß diese Äußerung, wir mögen sie in ihrer wörtlichen oder in einer höheren Bedeutung nehmen, immer von solcher Art sei, daß alle Erfahrungen, die sich auf Erden anstellen lassen, zu ihrem Beweise zu arm, zu unvermögend sind? Verstehen wir, was hier gesprochen wird, wörtlich; soll gemeint sein, daß gerade dasselbe, um was der fromme und Gott gefällige Mensch mit fester Zuversicht bittet, immer auch wirklich erfolgt: so ist dieß eine Behauptung, welche durch Erfahrungen weder hinlänglich widerlegt, noch erwiesen werden kann. Nicht widerlegt; denn wenn wir auch noch so oft sehen, daß Bitten, die ein guter Mensch an Gott gerichtet, unerfüllt bleiben: können wir nicht in jedem Falle denken, sie seien nur deßhalb nicht erfüllt worden, weil etwa das Vertrauen des Menschen noch immer nicht fest genug gewesen oder weil Gott, der Herzenskundige, noch etwas Mißfälliges an ihm gefunden habe? Doch eben weil diese zwei letzteren Dinge, die Festigkeit des Vertrauens und die Gott gefällige Beschaffenheit unseres Herzens, nicht sinnlich wahrnehmbar sind, kann auch durch Erfahrung nicht dargethan werden, daß der Allmächtige jedesmal thue, was gute Menschen mit fester Zuversicht von ihm bitten. Nehmen wir aber die Worte unseres Herrn in einer höheren Bedeutung, verstehen wir sie so, daß alle gute Menschen, wenn nicht gerade dasselbe, um was sie Gott bitten, doch Etwas dem Gleich-

geltendes erlangen; dann ist es vollends offenbar, daß dieses kein Gegenstand sei, der in das Gebiet der Erfahrung gehört, der aus Erfahrungen erwiesen werden könnte. Auf keinen Fall also ist der Gedanke, den Jesus hier äußert, ein aus der Erfahrung entlehnter Gedanke; nicht diese, sondern nur die Vernunft kann ihm denselben eingegeben haben, und die Erfahrung war nicht einmal im Stande, weder ihn zu beweisen, noch zu widerlegen. Gedanken von solcher Art nennt man, wenn mir ein Wort erlaubt ist, das obgleich fremden Ursprunges, doch in unserer Sprache schon beinahe einheimisch geworden ist — Ideen. Und so entdecken wir an einem merkwürdigen Beispiele, daß auch Ideen, bloße Ideen ein Gegenstand der Geistesbeschäftigung Jesu waren. Aus anderen Stellen der h. Schrift entnehmen wir deutlich, daß es der Vollkommenste der Menschen nicht unter seiner Würde hielt, auch Ideale d. h. solche Ideen zu wählen, die durch die Einbildungskraft gleichsam verkörpert, uns irgend ein Einzelding mit solchen Eigenschaften schildern, wie es in keiner Erfahrung je angetroffen werden kann. — So entschieden hiedurch ist, daß es auch uns erlaubt sein müsse, uns mit Ideen und Idealen auf eine bestimmte Art zu beschäftigen: so wahr ist es doch von der anderen Seite, daß die Beschäftigung mit Idealen auch große Gefahren mit sich führt. Ich wünsche mir deßhalb schon lange, Sie auf die Vortheile sowohl als die Gefahren, welche die Beschäftigung mit Idealen hat, einmal aufmerksam zu machen, und will es heut noch thun. In unserer nächsten Versammlung aber werde ich, sofern es Gott gefällt, die Regeln, die man bei dieser Beschäftigung beobachten muß, etwas genauer beschreiben. Je gewisser es ist, daß man die Fähigkeit des Menschen, sich zu Idealen zu erheben, als das Vortrefflichste in seiner Natur betrachten kann; umsomehr ist zu wünschen, daß keiner von Ihnen, m. F., je einen Mißbrauch von dieser Fähigkeit mache. Möge denn dieß die glückliche Wirkung sein, die diese Vorträge durch Gottes Segen erzeugen!

Abhandlung.

1. a. Daß eine zweckmäßige Beschäftigung mit Ideen gewisser Art dem Menschen ein hohes Vergnügen gewährt, ist zwar an sich der geringste Vortheil, den wir eben deßhalb gleich anfangs anführen wollen. Denn wer es durch Übung dahingebracht, daß jene Reihe von Vorstellungen, welche in seiner Seele abwechselnd Platz greifen, nicht mehr bloß von den Eindrücken der ihn umgebenden Außenwelt abhängig ist; wessen Gemüth nicht mehr einem bloßen Spiegel gleicht, der nur dasjenige wiederstrahlt, was vor ihm steht; wer sich vielmehr schon zu der Selbstthätigkeit

erhoben, daß er die einzelnen Begriffe, die der Verstand ihm darbeut, nach Regeln der Vernunft in ein solches Ganze verbindet, wie es in keiner Erfahrung je angetroffen ward, noch werden kann: wie sollte er sich nicht im Gefühle dieser Kraft, in dem Bewußtsein dieser Unabhängigkeit von Dingen außer ihm sich freuen? Wer sollte sich nicht gern mit Ideen jeder Art, besonders mit selbstausgedachten beschäftigen; wenn nur bei dieser Gelegenheit ihm so recht anschaulich wird, daß er kein bloßer Schüler der Erfahrung sei, der nur wiederzusagen versteht, was diese ihm vorgesagt hatte? wer sollte nicht seine Ideen, die eigenthümlichsten Erzeugnisse der Schöpferkraft seines Geistes, die unwiderleglichsten Urkunden seiner Erhabenheit über die sinnliche Welt, mit liebendem Auge betrachten und in ihrem Anschauen nicht beinahe dasselbe Gefühl der Wonne verspüren, das Eltern beim Anblick ihrer wohlgerathenen Kinder empfinden? Wie erst, wenn einige dieser Ideen schon an sich selbst ein höchst erfreuliches Gemälde darstellen? Wie ergötzend ist eine, nur etwas vollständig entwickelte Idee des besten Staates! Gibt es irgend ein Leiden der Gegenwart, das zu ertragen wir nicht sogleich mehr Muth empfänden, wenn wir im Geiste uns in jene Zukunft versetzen, wo eine ganz vernünftige Verfassung auf Erden eingeführt, und deßhalb auch diese Leiden, wenn nicht verschwunden, doch sehr beträchtlich herabgestimmt sein werden?

b. Doch ungleich wichtiger als das Vergnügen, das aus der Betrachtung gewisser Ideen entspringt, ist jener zweite Vortheil derselben, welcher in der A u s b i l d u n g u n s e r e r V e r n u n f t besteht. Denn kann man irgend ein Erzeugniß der Vernunft ein ihr recht eigenthümliches nennen; so sind es, wie gesagt, unsere Ideen, so sind es die Begriffe, welche sie nach ihren eigenen Regeln durch die Zusammensetzung aus gewissen einfachen gebildet und auf eine Art gebildet hat, die von der Erfahrung so unabhängig war, daß diese nicht einmal im Stande ist, ihre Richtigkeit zu beweisen. Kann Etwas einleuchtender sein, als daß die Bildung solcher Ideen eine der lehrreichsten Übungen unserer Vernunft sein müsse? Solang wir immer nur noch solche Begriffsverbindungen wagen, deren Richtigkeit wir in der Erfahrung erproben können, die wir auch nicht eher für entschieden ansehen, als bis wir sie durch die Erfahrung bestätigt sehen: solang gleichen die Schritte, die unsere Vernunft versucht, nur noch den Schritten eines Kindes, das eine sorgsame Mutter an ihrem Gängelbande leitet. Erst wenn wir versuchen, Begriffe zu bilden und Urtheile auszusprechen, die sich durch keine Erfahrung als wahr bestätigen lassen, thun wir selbstständige Schritte gleich jenen, welche das Kind bereits thut, wenn es vertrauend auf seine eigene Kraft, die Hand des Führers verläßt. Wie es nun diese selbstständig versuchten Schritte des Kindes sind, die seine Kraft zu gehen

erst recht bewähren und dieselbe stärken; so sind es auch nur diejenigen Schritte unserer Vernunft, bei denen sie die Hand der Erfahrung verließ, durch welche sie stark und kräftig wird und sich gewöhnt, ihrer eigenen Einsicht zu trauen. Auch darum also, weil sie zur Ausbildung unserer Vernunft sehr Vieles beitragen, darf Niemand die Beschäftigung mit Ideen ganz versäumen.

c. Hiezu kömmt drittens, daß sich ohne Beschäftigung mit Ideen gewisser Art gar keine wahre Tugend, nicht einmal eine mit sich selbst übereinstimmende Denk- und Lebensart, oder das, was man Charakter nennt, ausbilden kann. Denn nicht in einigen einzelnen Thaten, welche dem Gesetze gemäß sind, besteht die wahre Tugend; sondern Sie wissen es, m. F., daß tugendhaft nur sei, wer die herrschende Gesinnung hegt, Alles, ja Alles zu thun, was zur Beförderung des allgemeinen Wohles beiträgt. Dieser Gedanke, ist er nicht an sich schon eine Idee? kann man ihn je aus der Erfahrung entnehmen? kann man auch nur seine Möglichkeit aus der Erfahrung erweisen? Allein noch mehr; soll dieser Gedanke nicht nur gefaßt, soll er auch ausgeführt werden: so muß man noch glauben an eine Belohnung der Tugend; glauben, daß ein Gott sei, der jegliches Gute belohnt und jegliches Böse bestraft; so muß man glauben, daß jenseits des Grabes noch ein anderes Leben beginne, ein Leben, in welchem jede That, die hier auf Erden noch nicht vergolten ward, ihre entsprechende Vergeltung finden werde. Sind nicht Alles dieß Ideen? nicht Begriffe von solcher Art, daß die Vernunft allein deren Wahrheit einzusehen vermag, in der Erfahrung dagegen nie ein vollgiltiger Beweis für sie gefunden werden kann? Wer sich denn nicht oft und auf vielerlei Weise mit Ideen beschäftiget hat; wer sie durch diese Uebung nicht zu einer gewissen Geläufigkeit und Lebhaftigkeit erhoben; wer nicht gewohnt ist, ihnen ein ebenso festes Vertrauen zu schenken als jeder durch die Erfahrung erweislichen Wahrheit: von dem ist nicht zu erwarten, daß er den Vorsatz der Tugend in seiner Allgemeinheit fassen, um wieviel weniger, daß er ihn ausführen werde. Es wird sich bei ihm gar keine Festigkeit des Willens, keine beharrliche Gleichförmigkeit, keine Uebereinstimmung in seiner Denk- und Handlungsweise finden. Denn wer sogar keinen anderen Lehrmeister, als den der Erfahrung kennt, wer alle seine Begriffe nur aus dieser allein entnimmt: der wird nothwendig auch ebenso veränderlich sein, wie es die Erfahrung ist. Seine ganze Denkungsart und folglich auch seine Art zu handeln und zu leben hängt dann bloß von der Außenwelt ab, von seinen Verhältnissen, seinen Schicksalen, von allen denjenigen Menschen, mit denen er umgeht und deren Beispiele er vor sich hat. So wie sich diese Dinge ändern, wird auch er sich ändern. Er wird im Glücke übermüthig, im Unglücke niederträchtig sein; umgeben von guten Menschen, wird er aus Nachahmung Manches,

was wirklich gut ist, thun; umringt von Bösen, jede Art der Thorheit und Ausschweifung mit verwirklichen.

d. Daraus ergibt sich aber von selbst, m. F., daß solche Menschen durchaus unfähig sind, je Etwas besser, als es gewöhnlich geschieht, zu machen. Gerade darin nun, daß uns Ideen auch zu dieser Fähigkeit verhalfen, daß sie uns in Stand setzen, den Arbeiten, die man uns aufträgt, eine bisher noch nie gesehene Vollkommenheit zu ertheilen, liegt ihr wichtigster Vorzug, besonders für Mitglieder der höheren Stände. Der bloße Erfahrungsmensch, der seine sämmtlichen Begriffe nur demjenigen, was er erfahren hat, nachbildet: wie sollte er im Stande sein, je Etwas besser und vollkommener zu machen, als es Andere schon gethan? Im Gegentheil, da er kein höheres Ziel sich vorsetzt, als nur zu erreichen, was bereits vor ihm da gewesen, und da es insgemein geschieht, daß wir um etwas weniger, als was wir uns vorgenommen, leisten, da auch der schärfste Bogen den Pfeil, den er versendet, nicht ganz genau zu dem Orte, den wir ins Auge gefaßt, sondern häufig zu einem tiefer liegenden hinträgt: so ist es im voraus gewiß, der Erfahrungsmensch werde die Arbeiten, die man ihm aufträgt, nur noch etwas schlechter, als man sie vor ihm geliefert, darstellen; so ist es gewiß, daß auf diese Weise es mit der Vollkommenheit all desjenigen auf Erden, was vom Fleiße der Menschen abhängt, nicht vor- sondern rückwärts gehen müßte, wenn nicht von Zeit zu Zeit Männer erschienen, die als das Ziel ihres Strebens, nicht was bereits da ist, sondern was da sein könnte und sollte, erkennen. Nur solchen Männern, m. F., die für ihr Streben, Alles dem Wohle des Ganzen gemäß einzurichten, keine anderen Gränzen, als die der Möglichkeit kennen, die durch ihre Ideen sich bestimmen lassen: nur solchen ist es gegeben, Verbesserungen zu entdecken, die einer früheren Zeit nicht in den Sinn gekommen; nur solche fühlen den Muth und die Lust in sich, zu versuchen, was noch nie versucht worden ist; nur solchen gelingt es am Ende wirklich zu Stande zu bringen, was man bisher noch nie gesehen hatte. Auch ohne daß ich es sage, m. F., muß Ihnen einleuchten, in welchen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft uns Männer dieser Art besonders noththun. Die höheren Stände sind es, von denen jede Verbesserung im Staate ausgehen muß. Wenn nicht in diesen Ständen, die in jetziger Zeit wahrlich in tiefem Verderben sich befinden, eine Verbesserung vorgeht; so hofft die Menschheit vergebens, daß es mit ihr besser gehen werde. Denjenigen also, die einst in höhere Stände treten, kurz Ihnen, m. F., ist es in einem Grade, wie sonst Niemanden, nöthig, sich mit Ideen zu beschäftigen, sich Ideale besonders von dem, was sie einst selbst sein und leisten sollen, bei Zeiten zu entwerfen.

2. Aber je nützlicher eine Beschäftigung ist, umsomehr Gefahren führt

sie gewöhnlich mit sich. Und darum ist es nöthig, vor diesen letzteren eigens zu warnen.

a. Lassen Sie also sich gesagt sein, m. F., daß eine zur Unzeit gemachte Anwendung von Ideen oft in die größten Irrthümer stürze und die Erkenntniß der klarsten Wahrheit verhindere. Denn weil Ideen solche Begriffe sind, deren Richtigkeit man schon ihrer Natur nach an keinem Prüfstein der Erfahrung zu erproben vermag, schleicht sich freilich bei ihnen immer viel leichter ein Irrthum ein, als bei Begriffen anderer Art; ja zuweilen geschieht es, daß man selbst einen offenbaren und durch die Erfahrung widerleglichen Irrthum in seine Vorstellung aufnimmt, den man nur darum nicht bemerkt, weil man voraussetzend, daß es sich um eine Sache handle, die ohnehin nicht durch die Erfahrung erweislich ist, nicht einmal untersucht, ob sie nicht etwa durch Erfahrung widerlegt werde. Dieß geschieht um so gewisser, wenn sich selbst Leidenschaft ins Spiel mengt; wenn die Idee, die wir uns ausgedacht, durch ihre Schönheit und Erhabenheit uns einnimmt; wenn sie uns lieb und theuer geworden; wenn wir in irgend einer Hinsicht viel zu verlieren besorgen, falls wir genöthigt würden, ihre Falschheit anzuerkennen. Es ist kaum eine Kunst und Wissenschaft, m. F., in der nicht diese Vorliebe für einmal gefaßte Ideen sehr vielen Schaden angerichtet hätte. Wie viele Irrthümer hat nur eine einzige Idee — die der Vollkommenheit — in allen Fächern des menschlichen Wissens erzeugt! Um die Allmacht Gottes sich der Idee der Vollkommenheit gemäß zu denken, hat man geglaubt, annehmen zu sollen, in seiner Macht stände Alles, auch das an sich Unmögliche, das Widersprechende. Um sich die Tugend der Wahrhaftigkeit auf ganz vollkommene Art zu denken, behauptet man, jede auch selbst die heilsamste Täuschung, wenn sie mit Absicht geschieht, sei mit ihr unverträglich. Weil man des Lichtes so viel an der Sonne bemerkte, hat man aus Vorliebe zur Idee der Vollkommenheit die Meinung angenommen, in diesem Himmelskörper sei durchaus nichts, als Licht; und als Männer auftraten, die auch in der glänzenden Scheibe der Sonne Flecken und Schatten bemerkten, hat man sich ihrer Entdeckung mit dem unbeugsamsten Starrsinne widersetzt.

b. Und dieses erinnert mich schon, daß ein unrichtiger Gebrauch von Idealen auch viele Verkehrtheiten in der Behandlung unserer Mitmenschen nach sich zieht. Wenden wir nämlich die Ideale, die wir uns entworfen, auf unsere Nebenmenschen an; so geschieht es, daß wir uns bald fälschlich überreden, sie entsprächen denselben; bald wieder unbilliger Weise klagen wir, daß sie so tief unter dem stehen, was sie nach unserer Vorstellung sein sollten. Sowohl das Eine als das Andere macht, daß wir sie fehlerhaft behandeln. Denn wer sich einbildet, Menschen gefunden zu haben, die ganz so vollkommen sind, als er sie etwa in seiner Idee sich ge-

dacht, der wird es in der Schätzung, welche er ihnen beweist, in seinem Zutrauen zu ihren Kräften und Vollkommenheiten auf eine, für ihn und sie schädliche Weise übertreiben. Durch seine Lobpreisungen macht er sie stolz und hochmüthig; durch seine Zumuthung, sie wären so ganz über die Fehler gewöhnlicher Menschen erhaben, setzt er sie ohne Noth so manchen Versuchungen zum Bösen aus und wird die Ursache ihres Falles; durch sein Vertrauen auf ihre Eigenschaften und Kräfte wird er verleitet, ihnen Geschäfte zu übertragen, denen sie nicht gewachsen sind, durch deren Verabsäumung sie, statt ihm und Anderen zu dienen, nur Schaden und Unheil stiften. Über kurz oder lang erkennt er selbst seine Täuschung: und nun übergeht er von einem Äußersten zum anderen und übertreibt es vielleicht in ihrer Verachtung ebenso, wie kurz vorher in ihrer Hochschätzung. Sah er vorher Nichts, als Gutes; so sieht er jetzt nur lauter Böses an ihnen. Doch sei es auch, daß er den Menschen nie Fehler, die sie nicht haben, andichtet: schon das ist unbillig, daß er die Menschen nach einem Maßstabe beurtheilt, dem sie auf keine Weise entsprechen können und sollen, daß er sie deßwegen tadelt, weil sie nicht so beschaffen sind, wie er die Vollkommenheit der Menschen nach einer unrichtigen Idee sich denkt. Sowohl das Eine als das Andere geschieht so oft, m. F., daß ich mich eben deßhalb aller Beispiele und weiteren Erläuterungen enthalten kann.

c. Ich übergehe also gleich zu dem dritten Nachtheile, den eine zweckwidrige Beschäftigung mit Ideen hervorbringen kann. Sie verleitet uns oft zu großen Kraftanstrengungen, von denen sich gleichwohl am Ende zeigt, daß sie vergeblich und gar schädlich gewesen sind. Wie oft geschieht es nicht, daß Menschen, wenn sie erst eine gewisse Anlage zu dieser oder jener Kunst in sich entdeckt haben, von der Idee der Vollkommenheit sich gleich verleiten lassen zu glauben, sie wären zu Meistern in dieser Kunst berufen! Von dem Augenblick an richten sie all ihr Bestreben nur dahin, es zur Vollkommenheit in dieser einen Kunst zu bringen, vernachläßigen hiebei alles Andere, und müssen am Ende erfahren, daß ihr Bestreben vergeblich gewesen, weil sie nur einige, aber nicht alle Anlagen besaßen, die man haben muß, um etwas Großes in diesem Fache zu leisten. Vielleicht noch öfter geschieht es, daß andere Menschen aus einer übelverstandenen Idee der Allseitigkeit, nach der man die Ausbildung eines vollkommenen Menschen einrichten muß, sich auf zu Vielerlei verlegen. Sie wollen alle Kräfte und Anlagen, die sich in der Natur des Menschen befinden, an sich, der einzelnen Person, entwickeln; sie wollen Alles und Alles ganz werden. Sei nichts zur Hälfte! — ist ihr Wahlspruch, der ihrer Meinung nach die einzige Regel der wahren Erziehung zur Vollkommenheit enthält, der aber so, wie er von ihnen verstanden und angewendet wird,

eine Unmöglichkeit verlangt und daher statt des gehofften Nutzens nur Schaden anrichtet, die Kräfte überspannt, hierdurch ermattet und abstumpft, und so zuletzt bewirkt, daß sich derjenige, der zu Allem fähig werden wollte, kaum sich aufgelegt fühlt, nur die geringsten Dinge zu verrichten. Was soll ich erst sagen von allem Unheil auf Erden, woran die unreife Idee von einer besseren Staatsverfassung Schuld ist! wie vieles Blut wurde nicht bei mehr als Einem Volk vergossen, um eine Verfassung einzuführen, von der man nach wenigen Jahren ihrer Errichtung einsah, daß sie noch schlechter, als die vorhergegangene sei! und wie sehr wurde hierdurch nicht alles fernere Nachdenken über diesen Gegenstand den Menschen verleibet, wo möglich, selbst verboten!

d. Und nun erkennen Sie gewiß von selbst, m. F., wie wahr es ist, wenn ich zuletzt noch sage, eine zweckwidrige Beschäftigung bringe den Menschen um sein ganzes Lebensglück, vornehmlich dadurch, daß sie ihn mit sich selbst und mit der ganzen Welt mißvergnügt und unzufrieden macht. Denn freilich, wer durch unrichtig gefaßte oder unrichtig angewandte Ideen in grobe Irrthümer verfällt; wer diese Irrthümer schon zu sehr liebgewonnen, als daß er sich von ihnen, wie Vieles auch gegen sie spricht, losreissen wollte; wer das erfreuliche Licht der Sonne nicht mehr schön finden kann, seitdem man ihm bewiesen, daß auch die Sonne ihre Flecken habe; wer sich getäuscht und schändlich hintergangen sieht gerade von jenen Personen, die ihm einst die Vollkommensten geschienen; wer seine Mitmenschen alle so tief unter dem Ideale, das er sich von Menschen entworfen hat, findet; wer nach vieljährigen Anstrengungen, um ein geliebtes Ideal zu verwirklichen, zuletzt innewird, daß er sich vergeblich angestrengt, ja daß er wohl gar mehr Schaden als Nutzen gestiftet habe: der kann unmöglich sehr vergnügt sein, der muß mit Allem, was ihn umgibt, ja mit der ganzen Welt je länger je unzufriedener werden. Und nicht auch mit sich selbst? muß er nicht, wenn er die überspannten Forderungen, die er an Andere zu machen gewohnt ist, endlich auf sich anwendet, erkennen, daß auch ihm selbst Vieles abgehe? wird er nicht allmälig auch zu ahnen anfangen, daß seine eigenen Begriffe irrig, sein ganzes Denksystem unrichtig sei? wird er sich gleichwohl fähig und aufgelegt fühlen, dasselbe erst jetzt von Neuem umzuschaffen? Und so wird also auch diese Vermuthung ihm zu nichts Anderem dienen, als jene Unzufriedenheit zu vermehren; wird zu der Unzufriedenheit mit dem, was außer ihm ist, nun noch die schmerzlichste, die mit sich selbst, hinzufügen. In diesen traurigen Zustand sind der Erfahrung zufolge wirklich nur allzu viele Menschen gerathen, die sich der Neigung zum idealischen Denken auf unvorsichtige Weise ergaben. Möge ihr Beispiel Ihnen, m. F., zur Warnung gereichen! mögen Sie vorsichtiger

sein, um durch den Gebrauch der herrlichsten Gabe des Himmels, durch den Gebrauch der Vernunft nicht Ihr Verderben zu finden, sondern die Wege zu erkennen, auf denen Sie Ihr und Ihrer Mitbrüder Heil in einem Grade befördern, wie es nie geschehen ist! Amen.

VIII.

(Beschluß). Regeln der Bildung und Anwendung von Ideen.

(Gehalten am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1818.)

Philipp. 3, 13—41.

Eingang.

Die Klage, m. F., welche der Apostel in dem so eben gelesenen Abschnitte seines Briefes erhebt, daß Viele von denen, die sich doch in das Christenthum aufnehmen ließen, sich nicht als Christen, sondern als Feinde Christi betragen, kann man mit noch größerem Rechte in unseren Zeiten wiederholen. In allen Ständen nämlich, selbst in denjenigen, wo man den höchsten Grad der Bildung voraussetzen sollte, treffen wir Menschen an, wie der Apostel sie schildert, wenn er mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten sagt: Ihr Gott ist der Bauch; ihre Ehre setzen sie in das, was Schande bringt; ihr Ende ist Verderben! Die wahre Ursache aber, aus der die Schlechtigkeit dieser Menschen herrührt, die wahre Ursache, die sie verhindert, besser zu werden, ist noch in unseren Tagen dieselbe, welche der Apostel zu jener Zeit angab. Und dieß Alles geschieht, schreibt er im Texte; weil sie ihren Sinn nur auf das Irdische richten; das ist, weil sie zu keinen höheren Begriffen sich emporschwingen, als zu denjenigen, die uns die bloße Betrachtung der irdischen Welt, oder was ebensoviel ist, die bloße Erfahrung darbietet. Vom Himmel, sagt daher Paulus, vom Himmel müssen wir das Vorbild dessen, was wir auf Erden sein sollen, entlehnen. Was heißt dieß anders, als: Begriffen folgen, welche durch die höchste Kraft unserer Seele, durch die Vernunft auf eine so vollständige Art gebildet worden sind, daß alle Erfahrungen der irdischen Welt zu arm sind, uns ihre Richtigkeit zu beweisen? Daß der Apostel dieß wirklich verlange, zeigen uns die gleich darauf folgenden Worte, worin er das Unterhalten einer Hoffnung von uns fordert, die über alle Gränzen der Erfahrung weit hinausreicht.

Wir sollen erwarten, verlangt er, daß unser Beseliger Jesus Christus einst wieder vom Himmel herabkommen, unseren hinfälligen Leib umbilden und seinem verklärten gleich machen werde. So nothwendig also findet der Weltapostel Paulus eine gewisse Beschäftigung mit Begriffen solcher Art, zu deren bestimmten Bezeichnung ich mir in unserer neulichen Versammlung, schon das Wort Ideen erbat; so nothwendig findet er sie, daß er glaubt, ohne gewisse Ideen könne man kein guter Christ, ja überhaupt kein guter Mensch sein; und jene Schlechtigkeit, welche wir, leider, an so vielen Menschen treffen, rühre nur daher, weil diese so ganz und gar keine Idee davon, wie Etwas besser werden könnte, besitzen, weil ihre sämmtlichen Begriffe nur aus der Erfahrung geschöpft, nur von demjenigen, was sie vor sich sehen, entlehnt sind. Daß der Apostel hierin ganz recht hat, m. F., wird jeder aus Ihnen begreifen, der sich noch dessen erinnert, was ich in neulicher Stunde über die Vortheile sagte, die eine zweckmäßige Beschäftigung mit Ideen gewisser Art hat; denn ich erwies Ihnen, daß diese Beschäftigung nicht nur eine Quelle der reinsten Freuden eröffne, sondern, was ungleich wichtiger ist, auch zur Ausbildung unserer Vernunft und zur Befestigung jenes Vertrauens, das jeder gute Mensch in ihre Aussprüche setzen muß, nothwendig sei; ich zeigte, daß ohne Ideen gewisser Art gar keine wahre Tugend, ja nicht einmal eine mit sich selbst übereinstimmende Gemüthsart stattfinden könne; daß endlich Menschen, die gar keine Ideen besitzen, durchaus unfähig sind, je Etwas zu verbessern, daß sich im Gegentheil unter ihren Händen Alles je länger je mehr verschlimmert und verdirbt. Aber so wahr dieses ist; so viel Beherzigung verdient von der anderen Seite auch, was wir in eben der Stunde von den Nachtheilen hörten, die ein zweckwidriger Gebrauch der Ideen erzeugen kann. Unzählige Irrthümer kann er veranlassen, die wir dann trotz aller Gründe, die ihnen Erfahrung entgegenstellt, hartnäckig festhalten; aus diesen Irrthümern können unzählige Mißgriffe in der Behandlung unserer Mitmenschen entstehen, indem wir bald unsere Ideale in ihnen verwirklicht anzutreffen glauben, bald wieder unwillig werden, wenn ein so ungeheurer Abstand sich zwischen unseren Forderungen und der wirklichen Leistung findet. Noch größer ist der Schade, wenn wir verleitet werden, durch unrichtige Ideen all unsere Zeit auf Dinge zu verwenden, die entweder gar nicht ausgeführt werden können, oder der Menschheit nicht vortheilhaft, sondern vielmehr verderblich sind. Nichts ist begreiflicher, als daß wir auf diese Art je länger je unzufriedener, wie mit der ganzen Welt, so auch mit uns selbst werden, und am Ende mit dem qualvollen Bewußtsein sterben, daß wir den Zweck unseres Lebens für uns und Andere verfehlt haben. Wer immer nicht leichtsinnig ist, m. F., der wird, so unvollkommen auch meine neulich versuchte Auseinandersetzung dieser

Gefahren ausfiel, doch schon von selbst erkennen, daß nichts nothwendiger sei, als sich bestimmte Regeln darüber zu entwerfen, wie er Ideen in Zukunft bilden und anwenden wolle. Überlegen Sie also wohl, ob Sie die Regeln, die ich jetzt vorschlagen werde, nicht gutheißen und als die Ihrigen annehmen können. Der Geist der Wahrheit möge, wie mir, so Ihnen hiebei mit seiner Erleuchtung beistehen!

Abhandlung.

1. Eine Regel, mit der wir uns hoffentlich Alle einverstehen werden, ist die, m. F., daß wir vor Anbeginn jedes Geschäftes von einer größeren Wichtigkeit zuvörderst die Idee, nach der es zu verrichten ist, ausdenken sollen. Denn nach der Untersuchung, die wir in unserer neulichen Versammlung anstellten, ist es zwar nicht zu läugnen, daß jede Idee, wenn sie nur wahr und richtig ist, als ein schätzbarer Zuwachs unserer Einsichten betrachtet werden müsse, auch wenn sich vor der Hand noch nicht die geringste Anwendung von ihr auf unser Leben machen ließe. Denn wie unfruchtbar sie auch übrigens sein mag: sie gewährt doch den doppelten Vortheil, daß erstlich unsere Vernunft in dem Geschäfte ihrer Entwickelung und Festhaltung eine gewisse Übung findet, und daß wir zweitens auch bei jeder lebhaften Vorstellung derselben jenes Vergnügen empfinden, welches die Betrachtung richtiger Ideen allemal gewährt. Allein wie geringfügig sind beide Vortheile, wenn man sie mit denjenigen vergleicht, die uns gewisse Ideen durch ihre Anwendbarkeit auf unser Thun und Lassen gewähren! Ich meine hier Ideen, die uns belehren, wie Etwas besser und vollkommener eingerichtet werden könne, als es noch jemals war; Ideen, die uns eine, von keinem oder nur von den wenigsten Menschen bisher erreichte Stufe der Sittlichkeit zeigen; Ideen, die uns unterrichten, wie wir den Arbeiten, die uns die bürgerliche Gesellschaft aufgetragen, mehr Nutzen und Brauchbarkeit geben; Ideen endlich, durch deren Verbreitung wir dazu beitragen, daß auch diejenigen Dinge, deren Abänderung nicht in der Macht des Einzelnen steht, allmälig eine zweckmäßige Einrichtung erhalten. Da es der Ideen dieser Art unzählig viele gibt; da wir durch unser ganzes Leben hindurch genug zu denken haben, wenn wir nur alle diese Ideen in der gehörigen Vollständigkeit entwickeln und über dem Denken doch *nicht die Zeit* zum Handeln verabsäumen wollen: so liegt am Tage, daß wir *verkehrt* zu Werke gingen, wenn wir das verabsäumend, was uns unmittelbar angeht, was uns zu wissen nothwendig ist, um unsere Pflicht zu erfüllen, uns mit Entwickelung von Ideen beschäftigen wollten, die keine Anwendbarkeit auf das wirkliche Leben gestatten. Also nur dort, m. F., wo sich Ideen dieser letzteren Art uns gleichsam von selbst und ungesucht darbieten: dort nehmen

wir sie immerhin an; nie aber dürfen wir auf ihre Einsammlung eigens ausgehen, am allerwenigsten uns mit solchen Betrachtungen befassen, solange wir noch nicht alle diejenigen Ideen ausgedacht haben, die uns zum Leitfaden bei unserem Geschäfte und bei jeder wichtigen Arbeit dienen. Das Ausdenken solcher Ideen lassen Sie uns als Pflicht und Schuldigkeit betrachten. Denn ist es nicht wirklich so? kann der Mensch wohl eine Regel, nach der er in seinen Geschäften vorgehen soll, befolgen, wenn er sie nicht kennt? und wenn sie nur im Dunkeln ihm vorschwebt: wird er sie nicht in unzähligen Fällen verletzen? ist es nicht ein bloßer Zufall, wenn er dann das Rechte trifft? kann er bestimmte Rechenschaft von seinem Thun sowohl sich selbst, als seinen Mitmenschen geben? Hier oder nirgends also verlohnt es sich der Mühe, zurückzugehen bis auf die letzten Gründe des menschlichen Wissens und durch eine deutlich gedachte Idee der Vernunft das Ziel zu bestimmen, dem möglichst nahezukommen, wir uns bei unserer Arbeit zu bestreben haben.

2. Aber nur müsse auch dieses Ziel richtig angegeben werden; nur ist mit größter Sorgfalt darauf zu achten, daß jede Idee, die wir fassen, eine wahre und richtige sei. Auch diese Nothwendigkeit wird niemand aus Ihnen, m. F., in Abrede stellen; denn daß durch unrichtige Ideen, die unserem Streben ein Ziel, auf das es nicht gerichtet werden sollte, anweisen, des Schadens mehr als des Nutzens angerichtet wird, ist außer allem Zweifel. Es frägt sich daher nur, durch welche Mittel wir uns diese gewünschte Richtigkeit unserer Ideen verschaffen können? Ein Mittel, wodurch wir uns unfehlbar machen könnten, steht uns hienieden nicht zu Gebote: um aber die Gefahr des Irrthums zu vermindern, gibt es verschiedene Mittel; und je folgenreicher der Irrthum ist, je größer die Gefahr, daß wir in ihn gerathen, um desto fleißiger müssen wir Gebrauch von diesen Mitteln machen. Wir müssen also die einmal gefaßte Idee zum wiederholten Male noch der Prüfung unterwerfen; wir müssen die Reihe der Gründe, die uns auf sie geführt, aus den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten, damit ein Fehlschluß, der etwa begangen wurde und bei der Einen Betrachtung dem forschenden Auge sich birgt, bei anderer Stellung der Gründe sichtbar werde; wir müssen für alle Einwürfe, die man uns vorbringt, ein immer offenes Ohr behalten, sie mit der größten Bereitwilligkeit zur Berichtigung unserer Begriffe anwenden. Wir müssen uns durchaus nicht schämen, auf das, was die Erfahrung spricht, zu merken; denn so wahr es auch ist, daß diese durch keine ihrer Aussagen, wie sie auch immer lauten möge, die Richtigkeit einer Idee zu beweisen im Stande sei, so wahr es auch ist, daß man die Ausführbarkeit einer Idee noch gar nicht widerlegt hat, wenn man nur

soviel bewiesen, daß auch nicht ein einziger Gegenstand sich in der Erfahrung findet, der unserer Idee vollkommen entspräche; so ist doch das gewiß, daß eine unbefangene Beobachtung dessen, was die Erfahrung spricht, uns zur Entdeckung mancher Unrichtigkeit in unseren Ideen hinleiten könne, besonders dann, wenn ihre Aussage dem, was sich durch Schlüße aus unseren Begriffen ergibt, nicht nur nicht nahekömmt, sondern beträchtlich davon abweicht. Wir müssen endlich, was gerade die lebhaften Köpfe am öftesten unterlassen, unsere Ideen mit einander vergleichen; wir müssen nicht durch willkürliche Absonderung der einen von der anderen, sondern durch gleichzeitige Betrachtung aller Begriffe, die die Vernunft enthält, den einzelnen so zu gestalten suchen, daß wir hiedurch nicht einem anderen widersprechen. Wir müssen, um nur ein wichtiges Beispiel hierüber anzuführen, bei der Bearbeitung all derjenigen Ideen, die sich auf menschliche Werke beziehen, nie der Idee jenes letzten Zweckes vergessen, den alle Thätigkeit vernünftiger Wesen, wenn sie gebildet werden soll, besitzen muß; ich meine die Beförderung des allgemeinen Wohles. Wir dürfen uns also durchaus nie beikommen lassen zu glauben, daß wir in irgend einer Art menschlicher Werke Vollkommenheit erreichen, wenn wir sie nicht, es sei nun näherer oder entfernterer Weise, auf die Beförderung des allgemeinen Wohles beziehen.

3. Aber so richtig auch durch die vereinte Wirkung aller dieser Mittel unsere Ideen geworden sein mögen, m. F., so leicht könnten sie uns gleichwohl in Irrthümer stürzen, wenn wir uns Übereilungen erlauben. Eine der schädlichsten, vor der sich zu hüten, ich in meiner dritten Regel fordere, ist die Annahme, daß irgend ein Gegenstand, den wir in der Erfahrung antreffen, dem Ideale der Vollkommenheit gänzlich entsprechen werde. Nur Gott, m. F., nur Gott ist allvollkommen: allein was außer Gott ist, dem kann höchstens eine beziehungsweise Vollkommenheit, eine Tauglichkeit zu gewissen Zwecken beigelegt werden. Sehen wir nun auf jenen obersten der Zwecke, dem Alles, was selbst Zweck heißt, nur als ein Mittel unterzuordnen ist, sehen wir auf die Glückseligkeit des Ganzen; so ist unter allen Menschen auf Erden nur Einer, Einer nur das, was er sein konnte und sollte, geworden, Jesus, der Sohn Mariens, der zugleich der menschgewordene Sohn Gottes ist. Nur er war ganz vollkommen, nur an ihm befand sich durchaus kein Mackel und kein Fehler; wir Übrigen alle, so viele wir vor und nach ihm gelebt, sind keiner das, was wir sein könnten und sollten. Diese Wahrheit, m. F., die durch Erfahrungen in unzähliger Menge, leider, nur allzu gewiß ist, darf der Vernünftige nie vergessen. Nie darf er deßhalb erwarten, etwas durchaus Vollkommenes unter den Menschen zu finden, nie

sich überreden, daß er es bereits gefunden habe; nie darf er sich schmeicheln, selbst vollkommen zu sein, ja auch nur irgend eines der Werke, die er ausgeführt, zu allseitiger Vollkommenheit erhoben zu haben; nie darf er eben dieß bei einem Anderen annehmen oder nur hoffen, daß er es je werde annehmen können; denn nur täuschen würde er sich, wo er dieß thäte, zu seinem und Anderer Nachtheil sich täuschen. Selbst dort, m. F., wo wir nichts sehen und obgleich wir mit geschärftem Blicke suchen, nichts sehen, was noch zur Vollkommenheit abginge: selbst dort vergessen wir nicht auf unsere allgemeine Regel! erinnern wir uns, daß dort, wo wir nichts Mangelhaftes sehen, noch manche Unvollkommenheit vorhanden sein kann, die wir nur darum nicht sehen, weil unsere eigene Beobachtungskraft sehr unvollkommen ist! Nur wenn wir uns dieser Wahrheit immer bewußt bleiben, werden wir es nie übertreiben in der Schätzung Anderer; werden wir sie eben deßhalb auch nie zu Stolz und Übermuth verleiten und so Gelegenheit geben, daß sie selbst diejenige Vollkommenheit, die sie besaßen, verlieren; werden auch nicht den Verdruß getäuschter Erwartung haben, nicht uns versucht fühlen, eben dieselben, die wir erst über ihr Verdienst erhoben, zuletzt geringer, als es billig ist, zu schätzen

4. Verlange ich aber, daß wir selbst dort, wo wir sie nicht sehen, Mängel voraussetzen; so ist leicht zu erachten, daß ich die Rüge dort, wo sie uns wirklich einleuchtend sind, nicht verhindern werde; ich fordere vielmehr in meiner vierten Regel, daß wir uns selbst sowohl, als Andere nach jenen Idealen, die wir nach sorgfältiger Prüfung angenommen, beurtheilen, hiebei jedoch strenger mit uns, aber nachsichtiger mit Anderen verfahren. Denn daß wir selbst und Andere um uns her an Tugend und Glückseligkeit, an wahrer Vollkommenheit gewinnen, das ist, wie ich schon früher gesagt, der vornehmste Zweck, zu dem wir uns der Ideale bedienen können. Dazu ist nöthig, daß wir sie auf unsere Handlungen, auf unser Leben anwenden, daß wir bei unserem Thun und Lassen nach ihren Vorschriften uns richten; dieß aber, m. F., dieß würde nie geschehen, wenn wir es uns nicht zu einer Art von Pflicht auflegten, uns hinterher wieder selbst zu prüfen, ob und wiefern wir dem Ideale, dessen Erreichung wir uns bei unseren Bemühungen vorgesetzt, wirklich entsprechen. Die Besorgniß des Tadels, den wir über uns mit unnachsichtiger Strenge aussprechen, wenn es sich zeigt, daß wir weit hinter dem zurückgeblieben, was wir doch leisten konnten und sollten; die Furcht vor Schande, die es uns in unseren eigenen sowohl, als in den Augen Anderer verursachen würde, wenn wir so wenig das geleistet hätten, wozu wir Hoffnung gegeben; die Vorstellung von jenen Vorwürfen, mit denen uns dann unser Gewissen zu quälen nicht aufhören würde: dieß Alles wird machen, daß wir mit grö-

ßerer Anstrengung unserer Kräfte und mit der möglichsten Behutsamkeit vorgehen und eben deßhalb auch etwas beträchtlich Vollkommeneres liefern werden, als ohne dieß zu Stande gekommen wäre. Nichts heilsamer also, nichts nothwendiger, als die Gewohnheit, sich selbst sowohl, als auch die Arbeiten, die man zu Stande bringt, hinterher immer mit jenen Idealen, die man sich vorgesetzt, in Vergleich zu stellen und sich die Mängel, die man findet, einzugestehen. Mit Strenge aber, mit weiser Strenge müssen wir bei dieser Selbstprüfung vorgehen, wenn sie uns anders nützen soll; immer besorgend, daß nicht die Eigenliebe uns täusche und uns verhindere, Fehler, die wir doch wirklich haben, zu sehen. Benützen wir unseren ganzen Scharfsinn dazu, um zu entdecken, was sich noch Mangelhaftes befinde an uns und an unseren Arbeiten! Entdecken wir Mängel, die eine gewisse Trägheit, ja wohl Bösartigkeit des Willens hervorgebracht: so strafen wir uns auf recht empfindliche Art, damit die Besserung um so gewisser erfolge! Mit Mängeln dagegen, die aus unverschuldeter oder wenigstens nicht plötzlich zu hebender Schwäche herrühren, mit solchen Mängeln, m. F., tragen wir Geduld, und werden wir durchaus nicht muthlos, wenn wir derselben auch noch so viele bemerken; getrösten wir uns vielmehr und freuen wir uns, wenn wir sehen, daß sich auch diese nach und nach vermindern! Auch über andere Menschen erlauben wir uns, wenn Veranlassung dazu vorhanden ist, nur ein bescheidenes Urtheil; auch auf sie legen wir, wenn sie es also verlangen oder wenn es sonst einen Nutzen haben kann, den Maßstab an, nach dem wir uns selbst messen! Doch hüten wir uns, durch unser Urtheil, wenn es zu streng ist oder auch nur zu streng scheint, den Nächsten zu erbittern oder ihn niederzuschlagen oder uns in den Verdacht der Lieblosigkeit zu bringen! Und da so schwer zu beurtheilen ist, ob und wie viele der Fehler, die wir an einem Anderen bemerken, verschuldet oder unverschuldet sind; so ist nichts billiger, als daß wir in unserem Tadel mit Gelindheit verfahren und allenthalben, wo es nicht ganz offenbar ist, hier liege Bosheit zum Grunde, den Fehler durch Schwäche entschuldigen.

5. Nur wer so vorgeht, mag sagen, daß er sich der Ideale zu seinem und seiner Nebenmenschen Besten bediene. Aber auch zur Freude und zur Verannehmlichung unseres Lebens sollen sie dienen. Ich rathe also — und dieser Rath ist zugleich die letzte Regel, die ich heute vorzuschlagen habe — ich rathe, sich in die Welt der Ideen zu flüchten, so oft uns die wirkliche nicht genügen will; und bitte zugleich, *nie zu vergessen, daß der Lauf der Dinge, den Gott wirklich zuläßt, in einer gewissen Bedeutung doch immer der allerbeste bleibt.* Es däucht mir nicht vernünftig, wenn gewisse Menschen es für einen Vorzug ansehen, daß sie so schwer zu befriedigen sind; wenn sie sich schämen, einzugestehen, daß es je Augenblicke

gegeben, in welchen die Wirklichkeit für sie genügend war. Danken wir Gott, wenn die Verhältnisse, in die er uns versetzt, wenigstens zuweilen so günstige sind, daß sich kein unbefriedigter Wunsch in unserem Herzen regt! Sehen wir es an als eine Art von Sünde, in solchen Stunden uns durch die Erinnerung an gewisse Ideale mit der Bemerkung, daß das Maß unserer Glückseligkeit noch das größte nicht ist, um unsere Freude und Zufriedenheit zu bringen! Nur dann, wenn es uns in der That übel ergeht, wenn jene Wirklichkeit, die uns umgibt, einen in der Wahrheit sehr unerfreulichen Anblick gewährt: nur dann erst nehmen wir unsere Zuflucht in die Welt der Ideale; dann erst ergötzen wir uns an schönen Vorstellungen, die keine Wirklichkeit haben; dann erst entwerfe die Einbildungskraft uns ein Gemälde, das durch die Lebhaftigkeit seiner Farben die Welt, die wirklich vor uns liegt, verdunkle; dann erst versetzen wir uns im Geiste in eine bessere Zeit, die wir selbst, ja kaum unsere Enkel zu erleben hoffen, in eine Zeit, darin die Menschen bei weitem weiser, besser und glücklicher sein werden, als sie es jetzt noch sind! Genießen wir sie im Geiste mit, die Seligkeit, die dann auf Erden allgemein herrschend sein wird! Damit uns aber nicht, wenn wir aus dieser bloß eingebildeten Welt in unsere wirkliche zurückkehren, diese um desto widerlicher erscheine, wird es nöthig sein, m. F., nie zu vergessen die Wahrheit, daß Gott selbst es sei, der den Lauf der Dinge, den wir in dieser wirklichen Welt antreffen, leitet. Er, der Allwissende, dem alle Thorheiten der Welt, alle Verbrechen und Laster, worüber wir uns ärgern, dem alle Leiden und Übel, die wir beweinen, auf das genaueste bekannt sind: er fand es gleichwohl für gut, sie alle zuzulassen. Er, dessen Allmacht es ein Geringes wäre, einen ganz anderen Lauf der Dinge einzuleiten, hat diesen gegenwärtigen allen anderen vorgezogen. Folgt daraus nicht, daß dieser der beste sein muß? haben wir Ursache über Dinge unzufrieden zu sein, die Gott, der Heilige, Gott, der Allgütige, zuläßt? O, so erkennen wir denn, m. F., daß es gleichfalls nur eine Art von Schwäche, eine für unsere menschliche Natur wesentliche Schwäche ist, die uns zur Unzufriedenheit mit gewissen Ereignissen in der Welt reizet! erkennen wir dieß, um diese Unzufriedenheit nicht gänzlich aufzuheben — denn sie ist heilsam, solang sie nicht ein gewisses Maß überschreitet — sondern um sie in diesen Schranken der Mäßigkeit zu erhalten! Das Ideal also, in dessen Betrachtung wir uns am allerhäufigsten versenkt haben, das über Alles uns beruhigen muß, das uns schon hier auf Erden die größte Wonne gewährt, müsse das Ideal von der Vollkommenheit Gottes sein! Wohl uns, wenn wir einst zur Zahl derjenigen gehören, denen das ewige Anschauen desselben die höchste Seligkeit ist! Amen.

IX.

Die Tugend der Wahrhaftigkeit ist eine der wichtigsten für jeden Menschen.

(Gehalten am zweiten Sonntage in der Faste im Jahre 1810.)

Joh. 1, 19—28.

Eingang.

Eine sehr merkwürdige Probe der Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe ist es, m. F., welche der edle Vorläufer unseres Herrn Jesu Christi, Johannes der Täufer, in dem gelesenen Evangelium ablegt. Von einer Gesandtschaft des Hohenrathes, also vom Hohenrathe selbst, wird ihm die Frage vorgelegt: wer er denn eigentlich sei, für wen er angesehen werden wolle? Aus allen Umständen, die diese Frage begleiten, läßt sich schließen, der Hoherath — um wieviel mehr der übrige Theil der Nation! — sei gar nicht abgeneigt gewesen, die kühnste Antwort, die Johannes auf diese Frage ertheilen würde, mit gläubiger Gesinnung anzunehmen. Durch seine Predigten nämlich, durch seinen Bußeifer, insbesondere aber durch seinen eigenen untadelhaften und bis zur Bewunderung strengen Lebenswandel hatte der Täufer sich in so hohes Ansehen bei seiner Nation gesetzt, daß Viele von selbst auf den Gedanken verfielen, dieser so außerordentliche Mann dürfe am Ende wohl der Messias selbst sein. Andere, die nicht so erhaben von ihm dachten, vermutheten doch einen großen Propheten in ihm, vermutheten den verheißenen großen Vorläufer des Messias in ihm; und weil sie nach einer allzu buchstäblichen Auslegung einer gewissen Stelle in ihren h. Büchern glaubten, dieser Vorläufer müsse eine und dieselbe Person mit jenem längst verstorbenen Elias sein, so hatten sie kein Bedenken, unseren Johannes für den wiederaufgelebten Elias zu halten. Dem Hohenrathe selbst dünkte diese Meinung so wenig unwahrscheinlich, daß er es nöthig findet, den achtungswerthen Mann durch eine eigene, ausgewählte Gesandtschaft hierüber zu befragen, und daß er, wie es scheint, völlig geneigt ist, ihm Glauben beizumessen, wenn er nur selbst diese Vermuthungen durch sein eigenes Wort bekräftigte. Aber benützte dieser irgend eine von solchen, der Steigerung seines Ansehens vortheilhaften Irrungen? In unserem Texte heißt es: Johannes aber bekannte, und log nicht; sondern bekannte es unverhohlen: Ich bin nicht der Messias, ich bin auch nicht Elias, auch keiner von jenen älteren Propheten, deren Wiederaufleben ihr erwartet. Sie sehen es ohne meine Erinnerung, m. F., der h. Geschichtschreiber legt einen besonderen Werth auf dieses un-

verhohlene Bekenntniß des Johannes; sichtbar hebt er die Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe, welche der Täufer bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt, heraus. Johannes, schreibt er deßhalb mit Nachdruck, log nicht, sondern bekannte es unverhohlen. Und in der That verdient dieß redliche Geständniß des Johannes auch unsere vollste Bewunderung; denn überlegen wir uns nur, was er hier durch eine Lüge gewinnen konnte, und was er im Gegentheil durch seine Wahrheitsliebe verlor und zu verlieren sich in Gefahr setzte. Es kostete nur ein unwahres Wort; so wäre ihm von einer schwärmerisch für ihn eingenommenen Nation mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen als ihrem Könige gehuldigt worden. Er gestand die Wahrheit; und in demselben Augenblick fiel er in den Augen eines Volkes, das kein Maß in seiner Schätzung zu beobachten wußte, so tief herab von seiner ehemaligen Höhe, daß man ihn beinahe schon zu verachten anfing und mit Entrüstung frug: mit welchem Rechte also er denn getauft habe? Aber so wie Johannes hier mehr die Wahrheit geliebt, als alles Glück des Lebens, als seines Namens Ruhm, als einen noch so ausgebreiteten und schönen Wirkungskreis, den er durch eine Lüge sich erkaufen sollte: so, m. F., entdecken wir auch eine gleich strenge Wahrheitsliebe bei allen großen, weisen und wirklich tugendhaft gesinnten Männern. Sie Alle hielten das Lügen für etwas Schändliches, für etwas unter ihrer Würde Gelegenes; sie Alle weigerten sich für den Preis einer Lüge nicht nur ihren eigenen, sondern auch fremden Vortheil zu erkaufen; vielmehr war es die strengste und ausnahmsloseste Wahrhaftigkeit, die sie für ihre heiligste Pflicht, für ein unverbrüchliches Gesetz ansahen. Und so ist es auch wirklich, m. F.; die Tugend der Wahrhaftigkeit ist wirklich eine der wichtigsten Tugenden für jeden Menschen; aber von doppelter Wichtigkeit ist sie für uns d. h. für alle Mitglieder der höheren Stände. Schon lange war es daher mein Wunsch, mich über diesen wichtigen Gegenstand einmal recht ausführlich mit Ihnen zu besprechen, gesetzt auch, daß wir hiezu mehr, als eine unserer heiligen Betrachtungsstunden verwenden müßten. Ich will denn heute damit den Anfang machen, und zwar erst den richtigen Begriff der Wahrhaftigkeit und ihres Gegentheiles, der Lüge, darstellen; dann aber die Pflicht der Wahrhaftigkeit aus einigen allgemeinen Gründen darthun. Möchten Sie mich mit all der Aufmerksamkeit hören, die ein Gegenstand von solcher Bedeutung und solchem Gewichte verdient, und möchte durch Gottes Segen mein heutiger Vortrag etwas dazu beitragen, daß wieder Treue und Redlichkeit in unserem Lande, wie es einst bei unseren Vorfahren gewesen, zu allgemeiner Übung, zur herrschenden Sitte gelange!

Abhandlung.

1. Von deutlichen Begriffen auszugehen: das ist es, m. F., worauf man zuerst bei aller Untersuchung zu achten hat. Auch heut, da wir über die Pflicht der Wahrhaftigkeit sprechen wollen, müssen wir also erst den Begriff festsetzen, den wir mit diesem Worte verbinden. Dieß ist hier um so nothwendiger, als sich die Menschen von dem, was Lüge heißt, und im Gegentheil was die Wahrhaftigkeit fordert, so schwankende, so äußerst unbestimmte und oft selbst unrichtige Vorstellungen bilden, daß sie nicht selten das, was wirklich Lüge ist, für ganz verträglich mit der Wahrhaftigkeit halten, und gegenseitig, was mit der Wahrhaftigkeit sehr wohl bestehen kann, für eine Lüge ansehen. Der richtige und bestimmte Begriff, m. F., ist dieser: man lügt nur dann, dann aber auch immer, wenn man mit Wissen und Willen Gelegenheit gibt, daß unser Nebenmensch Etwas, was wir selbst für irrig halten, auf unser Zeugniß glaubt und annimmt. Wer sich dieß zu thun nie erlaubt, ist wahrhaft. Eine nähere Betrachtung der vier Bestandtheile dieses Begriffes wird ihm sein völliges Licht ertheilen.

a) Der erste wesentliche Bestandtheil, welcher dort nicht fehlen darf, wo man uns mit Recht einer Lüge beschuldigen will, ist der: wir müssen die Vorstellungen, die wir bei Anderen hervorzubringen suchen, selbst für falsch und irrig halten. Nur darauf nämlich, ob wir dasjenige, was wir vor Anderen aussagen, selbst für wahr oder falsch halten, kömmt es bei der Lüge und Wahrhaftigkeit an; nicht aber darauf, was an sich selbst betrachtet, wahr oder falsch ist. Ob wir in unserer eigenen Überzeugung auch wirklich Recht haben, oder ob wir nach menschlicher Fehlbarkeit in derselben irren, das hat auf die Wahrhaftigkeit unseres Charakters keinen Einfluß. Sprichst du nur so, wie du es weißt und nach reiflicher Überlegung zu wissen glaubst: so redest du mit Wahrhaftigkeit, gesetzt auch, daß du dich irrtest und daß die Sache sich ganz anders verhalte, als du sie dir und Anderen vorstellst. Redest du anders, als du denkst; sprichst du mit deinem Munde Ja, wo du Nein, und Nein, wo du Ja im Herzen denkst: sieh! da lügst du und hast gelogen selbst dann noch, wenn es sich in der Folge zeigen sollte, daß sich durch zufälligen Irrthum die Sache wirklich so verhalte, wie du es vorgegeben hast. Daß wir durch diese Wortbestimmung dem Sprachgebrauch keine Gewalt anthun, m. F., daß man die Worte, Lüge und Wahrhaftigkeit, wenn man sie am bestimmtesten gebraucht, in eben diesem Sinne nehme: das leuchtet wohl von selbst in die Augen.

b) Doch eben so gewiß ist es zweitens, daß eine eigentliche Lüge nur dort begangen werde, wo man den wirklichen oder auch nur vermeinten Irrthum auf sein eigenes Zeugniß ausbreitet. Wir können Ursache werden, daß unsere Nebenmenschen in einen gewissen Irrthum verfallen, wir können wissentlich und absichtlich dahin arbeiten, daß dieser von uns sehr wohl durchschaute Irrthum je länger je weiter verbreitet werde: und unser Betragen kann gleichwohl frei sein von dem Vorwurfe einer Lüge; dann nämlich, wenn es nicht unser Zeugniß ist, auf welches man jenen Irrthum glaubt und annimmt. Wir täuschen dann wohl, und unsere Täuschung wird nach Umständen vor dem Richterstuhle des Gewissens sich bald entschuldigen, bald auch nicht entschuldigen lassen: aber den Namen einer Lüge wird sie noch nicht verdienen. Wenn ein Erzieher das Kind, das sich allein und ungesehen glaubt, nicht sogleich aus diesem Irrthume reißt, sondern es nur mit seinem Blicke betrachtet: ist er nicht Ursache, daß sich das Kind getäuscht hatte? Ist aber solch eine Täuschung schon eine Lüge? Nicht einmal tadelnswürdig dürfte sie in diesem Falle sein. Wenn du, dem es der Staat eingeräumt, den Verkauf gewisser Bücher im Lande bald zu verbieten, bald zu gestatten; wenn du gestattest, daß Bücher, welche gewisse irrige Begriffe vortragen, im Lande weit umher verbreitet werden: wirst du nicht zur Ursache von tausend Irrungen? Du bist sehr strafwürdig dafür und doppelt strafwürdig, wenn du es absichtlich gethan: doch einen Lügner — darin freilich hast du Recht — darf man um dieses Verbrechens willen dich nicht schelten.

c. Denn daß der Grund der Täuschung das eigene Zeugniß des Lügners sei, gehört wesentlich zur Lüge. Dagegen — und dieses ist eben das dritte Merkmal unseres Begriffes — durch welcherlei Handlung der Lügner jene Täuschung hervorgebracht: darauf kömmt es hier gar nicht an; genug, wenn es nur eine wissentliche und absichtliche Handlung war. Sprache ist zwar das bei weitem gewöhnlichste Mittheilungsmittel der Gedanken; und daher rührt es eben, daß man sich häufig eingebildet hat, als könnte man bloß in mündlich oder schriftlich abgelegten Versicherungen sich einer Lüge schuldig machen, statt daß dieses in der That noch auf manche andere Weise geschehen kann und oft geschieht. Denn auch durch Blicke, durch Mienen und Geberden, kurz durch jede Handlung, selbst das unthätig scheinende Stillschweigen nicht ausgenommen, sobald man hiedurch glauben macht, gewisse innere Gedanken und Gesinnungen zu haben, kann man zum Lügner werden und wird es wirklich nur allzu häufig. Du gibst dir die Miene der Verwunderung beim Anblick eines gewissen Kunstwerkes, das du in deinem Inneren für sehr gemein und schlecht erkennst: du lügst, auch wenn du dir zur

Vollendung der Schmeichelei kein lautes Wort hinzuzuthun erlaubst. Du verschweigst deinem vertrauten Freunde eine gewisse Nachricht, deren getreue Mittheilung er nach eurer wechselseitigen Liebe von selbst und ohne Frage von dir erwartet hätte: dein Stillschweigen ist eine Lüge, womit du dich am Freunde versündigst; ist eine Lüge so gewiß, als es ihn zu dem Glauben nöthigt, du hättest ihm nichts Neues zu berichten. So wenig also kommt es auf die Art der Handlung an, ob sie in Worten oder Mienen oder in einem bloßen Stillschweigen oder worin sie sonst bestehe; genug, wenn es nur eine wissentliche, mit Absicht unternommene Handlung ist, wodurch wir unseren Nächsten irreführen, und wenn wir ihn durch unser Zeugniß irreführen.

d. Endlich — und diese vierte Bemerkung ist wohl gerade die allerwichtigste bei der Beurtheilung von Lüge und Wahrhaftigkeit — kömmt es nicht auf jenen Sinn, den unsere Erklärung an und für sich betrachtet haben könnte, sondern allein auf das **Verständniß** an, **in welchem sie von unseren Zuhörern genommen wird und das wir wissentlich befördern.** Mit eben denselben Worten nämlich pflegen verschiedene Menschen oft die verschiedensten Begriffe zu verbinden; und welch manigfaltige Bedeutungen erhält nicht ein und derselbe Ausdruck auch im Ohre desselben Zuhörers, jenachdem wir ihn jetzt in dieser, jetzt in einer anderen Verbindung brauchen, ihn bald in diesem, bald in einem anderen Tone, bald von der, bald von jener Miene begleitet, äußern! Immerhin mag also, was wir eben sprechen, an und für sich betrachtet, einen sehr richtigen und wahren Sinn zulassen: was kann dieß nützen, wenn die Personen, die unsere Rede angeht, sie nicht in diesem richtigen und wahren Sinne nehmen? wenn sie dieselbe falsch verstehen? Nein; wahrhaft und aufrichtig benehmen wir uns nur dann, wenn die Gedanken, welche wir durch unsere Worte in der Seele unserer Zuhörer zu wecken suchen, soviel wir einsehen, wahre und richtige Gedanken sind. Sind wir uns dieser Absicht bewußt: dann kann es uns selbst nicht zum Vorwurf gereichen, wenn etwa die Worte, deren wir uns bedienen, an und für sich, auch eines falschen Sinnes fähig wären; genug, wenn wir nur dafür sorgten, daß sowohl jene, die sie unmittelbar aus unserem Munde empfingen, als auch diejenigen, zu denen sie etwa noch mittelbar gelangen möchten, den wahren Sinn derselben nicht verfehlen. Ohne Bedenken also, um ein Beispiel anzuführen, ohne Bedenken können wir uns all der verschiedenen Redensarten, welche die Höflichkeit einmal zur allgemeinen Sitte unter uns erhoben hat, bedienen, obgleich so manche derselben in ihrem buchstäblichen Sinne etwas ganz Falsches und Unrichtiges bedeuten. Denn wer nimmt sie in diesem Sinne? wer weiß es nicht, welch ganz andere, ei-

genthümliche Bedeutung dieselben durch den Gebrauch erhalten haben? So werden wir denn durch ihre Anwendung auch Niemand täuschen, Niemand belügen. Allein im Gegentheil, wofern wir unsere Worte mit absichtlicher Kunst so auswählen, daß sie zwar ihrem buchstäblichen Sinne nach die Wahrheit sagen, von unseren Zuhörern aber in einem ganz anderen und falschen Sinne genommen werden sollten: dann würden wir uns vergeblich unserer Wahrhaftigkeit trösten, wir wären Lügner, zweizüngige Lügner. Wenn du als Volksprediger bei jeder Gelegenheit über den bejammernswürdigen Zustand und Verfall der Religion und Gottesfurcht als die einzige Ursache von all den Drangsalen dieser schlimmen Zeit eiferst, während dir sehr wohl bekannt ist, daß deine ungebildeten Zuhörer unter deinen absichtlich unbestimmt gelassenen Ausdrücken nichts Anderes, als die Vernachlässigung gewisser mechanischer Ceremonien und frommer Spenden verstehen; wenn du als Schriftsteller auf jeder Seite deiner Schrift den unausstehlichen religiösen Wust und Aberglauben rügst, ohne dich deutlich zu erklären, was eigentlich du unter diesem Namen verstehst oder nicht verstehst, indeß du wohl wissen kannst, daß Mehrere aus deinen Lesern auch selbst die wesentlichen Punkte der Religion darunter fassen werden: dann entschuldige dich nur nicht, rede dich nur nicht aus mit dem Buchstaben der Worte; du bist doch jedenfals ein schnöder doppelzüngiger Lügner. Denn nicht davon, was gewisse Worte an sich bedeuten mögen, sondern nur davon, in welchem Sinne sie nach der Absicht des Sprechenden von seinen Zuhörern genommen werden, hängt die Entscheidung ab, ob es auch Worte der Wahrheit, oder bloß Lügenworte seien.

2. Und somit hätten wir uns hinlänglich verständigt, m. F., was wir eigentlich zur Wahrhaftigkeit fordern, und was wir Lügen heißen. Es kann uns daher nicht schwer sein, zu entscheiden, ob es auch eine Pflicht der Wahrhaftigkeit in diesem Sinne gebe. Allerdings; und zwar verbindet diese Pflicht ganz allgemein und ohne Ausnahme, d. h. für alle vernünftige Wesen besteht die Pflicht, Lügen in dem vorhin bestimmten Wortsinne in keinem Fall zu gestatten, sondern im Gegentheil allezeit und überall Wahrhaftigkeit zu üben. Ihnen die Wahrheit dieser höchst wichtigen Behauptung anschaulich zu machen, m. F., ist eben das Zweite, was wir in unserer heutigen Betrachtung uns vorgenommen. Zu diesem Ende werde ich nichts Anderes nöthig haben, als Sie von folgenden Wahrheiten zu überzeugen: zuförderst, daß nichts der allgemeinen Glückseligkeit der Menschen auf Erden zuträglicher und sogar unentbehrlicher ist, als die Beförderung des wechselseitigen Vertrauens derselben unter einander; daß es dann aber kein wirksameres Mittel gibt, dieß wechselseitige Vertrauen zu fördern,

als die allgemein geltende Pflicht der Wahrhaftigkeit. Lassen Sie uns diese beiden Behauptungen einzeln genauer untersuchen!

a. Ich sagte zuerst, daß nichts der allgemeinen Glückseligkeit der Menschen auf Erden zuträglicher und sogar unentbehrlicher ist, als Beförderung des wechselseitigen Vertrauens derselben unter einander. Und sollte ich diese Wahrheit erst weitläufig zu beweisen haben? Was könnte schöner sein auf Erden, als wenn wir Alle ohne Ausnahme der eine dem anderen so sicher, wie der Bruder dem Bruder, trauen dürften? was könnte schöner sein, als wenn wir uns auf jede Betheuerung, auf jede Aussage, jedes Wort eines unserer Mitmenschen so sicher, als hätten wir die Sache mit eigenen Augen gesehen und untersucht, verlassen könnten? Wie vieler Sorgen wären wir dann auf einmal überhoben, von wievielen Arbeiten und Untersuchungen befreit, wieviel Unruhe, Verdruß und Kränkung, wieviel Schaden und Übervortheilung wäre uns da erspart! welch goldenes Zeitalter würde da unserem sterblichen Geschlechte erblühen, welch Paradies — der Himmel selbst — müßte in diesem Erdenthale sich entfalten! Allein wenn im entgegengesetzten Falle das wechselseitige Zutrauen der Menschen unter einander noch immer tiefer und tiefer sänke; wenn wir uns immer weniger auf die Aussagen, Betheuerungen und Schwüre unserer Nebenmenschen verlassen dürften; wenn wir nur immer soviel verläßlich und ohne Furcht der Täuschung wissen sollten, als wir mit eigenen Augen gesehen und untersucht, wenn wir uns allenthalben von unbekannten Masken und verdächtigen Betrügern, denen kein Wort zu trauen ist, umgeben fänden, oder was hier auf eins herausläuft, auch nur von solchen umgeben zu sein fürchten müßten: o, welch elendes jammervolles Loos wäre da nicht unser Erdenleben! wer sollte sich da nicht schämen und am Ende müde werden, ein Mensch zu heißen und zu sein! in welche Zerrüttungen würden da alle gesellschaftlichen Verhältnisse auf Erden, angefangen von jenen großen Staaten-Verbindungen bis hin auf die kleinen häuslichen Gesellschaften gerathen! Denn wie könnte es anders kommen? Ein endliches beschränktes Wesen ist ja der Mensch, nicht allwissend ist er wie Gott, mit vieler Mühe muß er sich die zum Leben nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen einsammeln, mit vieler Mühe muß er mit jenen Dingen, die ihn umgeben, mit ihren Kräften und Eigenschaften, mit seiner ganzen Lage und all seinen Verhältnissen sich bekannt zu machen suchen, um zu erfahren, was er hier wagen und was er dort nicht wagen könne. Das Wenigste von all diesen Dingen und auch nicht den hundertsten Theil davon kann er ganz aus sich selbst, durch die eigene unmittelbare Beobachtung, ohne Beihilfe eines Zeugnisses von Anderen kennen lernen. Sehen kann jeder Einzelne aus uns nur wenig: glauben, glauben, was Andere gesehen zu haben uns berichten, das, m. F., ist das große

Bedürfniß unseres sterblichen Geschlechtes. Der Glaube ist der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich; und wenn der Glaube ihr unentbehrlich ist, so ist es auch das Zutrauen; ohne Zutrauen findet ja kein Glaube statt. Wem ich glaube, dem traue ich. Nichts also ist dem allgemeinen Wohle des menschlichen Geschlechtes ersprießlicher, als daß das Zutrauen unter demselben aufrecht erhalten werde; und wie dieß Zutrauen steigt, so steigt die allgemeine Wohlfahrt.

b. Wer sollte dieß einsehen, m. F., und nicht die Pflicht erkennen, Alles zu thun und zu beobachten, was immer zur Aufrechthaltung und zur Erhöhung des wechselseitigen Vertrauens der Menschen unter einander nothwendig oder auch nur dienlich ist? Und wissen Sie, was hier das Nothwendigste ist, m. F.? Es ist die Aufstellung und Befolgung der Pflicht der Wahrhaftigkeit *als einer allgemeinen und ausnahmslosen Regel*. Denn es liegt klar am Tage, daß wir nur in dem Maße Zutrauen zu unseren Nebenmenschen fassen können, in welchem Wahrhaftigkeit nach jener vorhin angegebenen Bedeutung unter ihnen herrschend geworden ist. Nämlich je mehr sich die Menschen selbst es zur Regel machen, allezeit nur das, was sie nach ihrer besten Einsicht selbst für Wahrheit halten, auch Andere glauben zu machen; je weniger sie es sich beikommen lassen, was sie selbst für Unwahrheit erkennen, auf ihr Wort und Zeugniß auszubreiten: um desto mehr verdienen sie es auch, daß wir auf ihre Worte bauen, daß wir uns über ihre Versicherung beruhigen und ihren Betheuerungen und Schwüren das vollste Zutrauen schenken. Freilich ist es wahr, auch durch die Aufstellung jener Pflicht der Wahrhaftigkeit zu einer allgemeinen Regel werden wir es doch nicht dahinbringen, daß schon alle Menschen sich einer allgemeinen Wahrhaftigkeit befleißen werden; damit bringen wir es noch nicht dahin, daß alle Lüge unterbleibt, und daß Jeder von uns ein volles und unbezweifeltes Zutrauen in die Versicherungen jedes Anderen setzen könne: aber soviel ist doch gewiß, das erste und wichtigste, ja das einzige Mittel, sich diesem erhabenen Ziele nach Möglichkeit zu nähern, das ist und bleibt gleichwohl immer die Aufstellung der Pflicht der Wahrhaftigkeit zu einer allgemeinen Regel. Oder sagen Sie selbst, m. F., wie können wir hoffen, daß sich die Menschen der Wahrhaftigkeit je mehr und mehr befleißen werden, wenn wir sie ihnen nicht zu einer allgemeinen Regel machen? Wenn wir nur überhaupt Aufrichtigkeit empfehlen, ohne eine allgemein geltende und ausnahmslose Verbindlichkeit daraus zu machen; wenn wir Abweichungen von dieser Regel in einzelnen Fällen zu gewissen Zeiten für zuläßig und erlaubt erklären: so arbeiten wir unserem wohlthätigen Zwecke, das wechselseitige Zutrauen unter den Menschen zu befördern, selbst entgegen, und ein doppelter Schaden wird unvermeidlich hereinbrechen. Erlauben wir es in einzelnen, auch noch so

seltenen Fällen, von der Wahrhaftigkeit abzuweichen, dann können wir niemals wissen, ob nicht derjenige, der uns eben jetzt Etwas berichtet, sich in einem solchen Falle, wo Lüge erlaubt sei, befindet; und seinen theuersten Versicherungen, seinen heiligsten und höchsten Eidschwüren werden wir um dieses Zweifels willen kein Zutrauen schenken dürfen. Hiezu gesellt sich dann noch der andere Nachtheil: Gibst du erst einige Fälle, wo Lüge erlaubt ist, zu: dann sei gewiß, die Menschen werden sich solcher Fälle immer mehrere und mehrere erdenken; sie werden sich bald hier bald dort, sie werden sich bei jeder Gelegenheit, wo ihnen die Wahrheit beschwerlich wird und die Lüge einen kleinen Vortheil verspricht, zu überreden wissen, hier sei dieser Fall vorhanden, wo man sich von der Wahrheit lossagen könne; mit jedem Jahre wird der Lügner Anzahl steigen, mit jedem Jahre auch der Verdacht sich mehren; das allgemeine Zutrauen wird endlich ganz zu Grunde gehen. Denn in der That, wenn wir schon jetzt, wo doch die Pflicht der Wahrhaftigkeit unter uns allgemein gelehrt, die Lüge allgemein für schmählich und für unerlaubt erklärt wird, wenn wir schon jetzt klagen müssen, daß Treue und Redlichkeit sehr oft verletzt werden: was würde geschehen, wenn wir nach dem thörichten Vorschlage kurzsichtiger Aufklärung die allgemeine Verbindlichkeit, Wahrheit zu reden, aufheben wollten? O, hinweg mit diesem menschenfeindlichen Vorschlage! Das Wohl der Menschheit fordert, daß man die Regel der Wahrhaftigkeit zu einer allgemeinen und ausnahmslosen Regel erhebe; weil sie nur eben durch diese Allgemeinheit und Ausnahmslosigkeit den größtmöglichen Nutzen leistet. Wer immer unter uns gewissenhaft denkt, m. F., der schwöre bei sich selbst, daß er der Wahrheit nie, gar nie wolle untreu werden, und keine Lüge lasse er über seine Lippen kommen! Amen.

X.

(Fortsetzung). Die Umstände, nach welchen der Grad der Schädlichkeit einer Lüge zu schätzen ist.

(Gehalten am dritten Sonntage in der Faste im Jahre 1810.)

Koloss. 3, 1—11.

Eingang.

Eine harte, dem Sinne Vieler und dem Betragen noch Mehrerer zuwiderlaufende Behauptung war es, m. F., die wir in unserer neulichen Betrachtungsstunde aufgestellt, indem wir die Pflicht der Wahrhaftigkeit für eine ganz allgemeine und ausnahmslose Pflicht erklärten und jede Lüge ohne Ausnahme verdammten. Es gibt so viele und darunter auch manche weise und ihres sittlichen Charakters wegen allgemein geschätzte Männer, welche die Lüge, wenn sie zu einem guten Endzwecke aus wichtigen Gründen und selten unternommen wird, für zuläßig und erlaubt halten. Und was man in dieser Hinsicht thut, wie oft die Menschen sich von jenen Regeln der Wahrhaftigkeit Abweichungen und Ausnahmen erlauben, wie oft und ohne mindestes Bedenken sie bald zu Nothlügen, bald zu der sogenannten frommen Lüge greifen: das brauche ich nicht erst zu sagen; denn die tägliche Erfahrung zeigt es uns. Nichts destoweniger, m. F., die Gründe, die wir zur Unterstützung unserer Behauptung neulich angeführt, sind sie nicht wahr und richtig und unwiderleglich? Und selbst wenn wir uns in dieser Verlegenheit an die h. Schrift wenden: auch sie erklärt sich mehr für unsere, als für die Meinung unserer Gegner. In unserem heutigen Texte zählt der Apostel Paulus die Lüge mit unter die Laster, durch welche sich die Welt des Unglaubens die gerechte Strafe Gottes zuzieht; und von den neuen, wiederhergestellten Menschen, die ihres Schöpfers Ebenbild vollkommen an sich tragen, fordert er ausdrücklich, daß sie die Lügen meiden. Kein schändliches Wort, spricht er, komme aus eurem Munde und keine Lüge gehe über eure Lippen! Und Petrus, der heilige Apostelfürst, betheuerte uns im Namen aller seiner Mitarbeiter: Nicht mit fein erdichteten Erzählungen haben wir euch die Macht und Herrlichkeit unseres Herrn Jesu kund gethan; sondern nur was wir mit Augen gesehen, das haben wir euch getreu berichtet. (2 Pet. 1, 16—18.) Geht aus diesen Worten nicht deutlich genug hervor, daß jene Apostel das Lügen auch in der frömmsten Absicht, auch zur Begründung und schnelleren Ausbreitung des christlichen

Glaubens selbst, für etwas Unerlaubtes gehalten haben? — Doch daß ich es aufrichtig und unverhohlen gestehe, m. F., so fest und unwandelbar, als ich von Allem, was ich von dieser Stätte vortrage, selbst überzeugt zu sein pflege: so fest und unwandelbar bin ich es von dieser gegenwärtigen Behauptung doch nicht. Es könnte gleichwohl sein — denke ich mir immer — daß du dich irrest; und übertriebene Forderungen, das weißt du, die stiften unter den Menschen gewöhnlich soviel Unheil, als die allzuweit gehende Nachgiebigkeit; der sicherste Weg, den du hier gehen kannst, um dich an deinen Zuhörern nicht zu versündigen, ist immer doch der, daß du sie aufmerksam auf beide Meinungen machest, und die Entscheidung einem Jeden aus ihnen anheimstellest. Sollte es nun wirklich sein, m. F., daß Sie für die, der meinigen entgegengesetzte, Meinung bei sich entscheiden; so würden Sie doch so viel zugeben, es könne nur dann zu lügen erlaubt sein, wenn jener Vortheil, den die Lüge bringt, den Schaden, welchen sie anrichtet, bei weitem überwiegt. Zu diesem Ende werden Sie eine Anleitung verlangen, nach welchen Grundsätzen der Schaden, den eine Lüge anrichtet, zu schätzen und zu berechnen sei — eine Untersuchung, die auch denjenigen aus meinen Zuhörern nicht unnütz scheinen kann, welche, gleich mir, die Lüge für unerlaubt in jedem Falle halten. Denn glauben wir auch, daß Lüge unerlaubt in jedem Falle sei; so geben wir doch verschiedene Grade dieser Unerlaubtheit zu. Und diese Grade, wornach sollten wir sie anders schätzen, als nach der Größe des Schadens, den eine Lüge anzurichten vermag? Werden wir aber nicht um so behutsamer in unserer Wahrhaftigkeit werden, je deutlicher wir den Schaden einsehen, den wir durch die entgegengesetzte Handlung der menschlichen Gesellschaft zufügen? Uns also, uns Alle, welcher Meinung auch wir schon zugethan sein mögen, laßt uns heute mit Fleiß die Frage untersuchen: **nach welchen Umständen der Grad der Schädlichkeit einer Lüge zu schätzen und zu berechnen sei.** Wir werden Alle erfahren, daß man den Schaden der Lüge insgemein allzu gering anschlage und gebe Gott, daß wir, hierüber von nun an aufgeklärt, uns in diesem Stücke behutsamer beweisen!

Abhandlung.

Das Wohl des Ganzen zu befördern, das, m. F., ist, wie wir wissen, der vollständigste Inbegriff all unserer Pflichten und Obliegenheiten. Sagen wir also, daß man zur Wahrhaftigkeit allezeit und überall verpflichtet sei; so sagen wir dieß nur, weil wir meinen, daß es ein größerer Vortheil für das Ganze sei, wenn man die Wahrhaftigkeit zu einer allgemeinen und ausnahmslosen Regel erhebt, als alle Vortheile, die man

durch einzelne Abweichungen von dieser Regel erzielen kann, zusammengenommen werth sind. Wir müssen also, wenn wir uns selbst nicht widersprechen wollen, behaupten, es gebe keinen Fall, wo das Abweichen von der Wahrheit durch eine eigentliche Lüge mehr Vortheile für das Ganze bringe, als die Verletzung, besonders durch ihr übles Beispiel, Nachtheile nach sich zieht. Sie sehen es, m. F., ohne meine Erinnerung — hier zeigt sich die schwächste Seite unserer Behauptung. Doch wie dem immer sei: soviel ist doch gewiß, daß jene Nachtheile, welche die Lüge nach sich zieht, nicht immer gleich groß sind; vielmehr sie richten sich nach der Wahrscheinlichkeit, mit welcher eine frühere oder spätere Entdeckung des Betruges zu erwarten ist; nach dem Ansehen der Person, welche die Lüge sich erlaubt; nach der Beschaffenheit derjenigen, welchen sie vorgetragen wird; nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie betrifft; endlich nach der bald größeren, bald geringeren Feierlichkeit, womit sie ausgesprochen wird. Fünf Punkte also, m. F., von deren jedem wir das Nähere einzeln bemerken wollen.

1. Die bald geringere, bald größere Wahrscheinlichkeit, daß der Betrug der Lüge noch einst ans Tageslicht gebracht werde, ist ohne Zweifel der erste und wesentlichste Umstand, wornach der Grad der Schädlichkeit der Lüge beurtheilet werden muß. Denn freilich, wenn wir uns noch zurück erinnern, aus welchem Grunde wir neulich die Unerlaubtheit der Lüge hergeleitet; so war es kein anderer, als daß das wichtige Gut des wechselseitigen Zutrauens der Menschen unter einander durch lügenhafte Aussagen gestört und untergraben werde. Die Täuschung nämlich, in welche man Andere durch eine Lüge versetzt, diese Täuschung an und für sich betrachtet, muß nicht immer unbedingt schädlich sein. Es gibt, wir wissen es, auch Irrthümer, welche den Menschen nützlich sind. Allein, daß diese Täuschung hier auf die Aussage und das Zeugniß eines Anderen gegründet werden soll: das ist es, was einen allgemeinen Nachtheil hervorbringt, den Nachtheil meine ich, daß menschliche Zeugnisse und Aussagen auf diese Art an Sicherheit und Zuverläßigkeit verlieren d. h. daß das wechselseitige Zutrauen unter den Menschen hiedurch geschwächt und beeinträchtigt wird. Leicht ist es nun begreiflich, m. F., daß dieser Nachtheil sogar auch dann schon stattfände, wiewohl in seinem niedrigsten Grade, wenn keine einzige der Lügen, die sich die Menschen gegen einander erlauben, wirklich entdeckt würde; genug, wenn man es nur im Allgemeinen wüßte, daß sich Menschen die Lügen gegen uns erlauben. Also selbst dann, wenn wir den Menschen das Recht, zu lügen, nur in solchen Fällen einräumten, in welchen die Täuschung an sich etwas Wohlthätiges ist und ihre Entdeckung nie zu befürch-

ten steht: selbst dann würden wir dem wichtigen Gute des wechselseitigen Zutrauens der Menschen unter einander einen gewissen Abbruch thun. Doch dieser Abbruch ist, verglichen mit demjenigen, den eine unglücklicherweise entdeckte und entlarvte Lüge verursacht, sehr klein und unbedeutend; denn so sind die Menschen geartet, m. F., daß sie, wenn sie erst etlichemal getäuscht und betrogen worden, dann nimmermehr uns glauben; dann setzet sich ein gewisses finsteres Mißtrauen in ihrem Charakter fest, welches sie nicht nur zu denjenigen, von welchen sie unmittelbar betrogen wurden, hegen, sondern auf alle Menschen ausdehnen; sie werden nun überhaupt mißtrauischer, als sie es vielleicht sein und werden sollten. Und dieses Mißtrauen, das ihnen alle Lebensfreuden verbittert, das sie unaufgelegt und unfähig macht, wirksam für das allgemeine Beste zu sein: dieß unglückliche Mißtrauen habt ihr zu verantworten, die ihr durch eure Lügen den Nebenmenschen so oft getäuscht und hintergangen habt. Setzen Sie noch hinzu, m. F., daß die Lügner sich oft in ihrer eigenen Einbildung über die Verborgenheit ihrer Lüge täuschen, und daß ein Ungefähr oft an's Tageslicht bringt, was sie den Augen der Welt ewig verbergen zu können glaubten. Welche Verlegenheit, welche Beschämung entsteht dann für den Lügner! welch Ärgerniß für alle Zuschauer, und welch ein Stoß ist es, den das allgemeine Zutrauen der Menschen unter einander durch solche Vorfälle leidet! Urtheilen Sie hieraus, wie sträflich erst vollends solche Lügen sind, von denen man schon im voraus weiß, daß sie in kurzer Zeit entdeckt werden müssen! Welch freche Miene, die zum Aussprechen einer solchen Lüge erfordert wird! wie setzt man sich hiedurch nicht selbst der tiefsten Verachtung aus! wie raubt man sich so allen Glauben für die Zukunft! wie sehr versündigt man sich an dem ganzen menschlichen Geschlechte dadurch, daß man in den Betrogenen den schändlichen Verdacht hervorruft, voll Lug und Trug müsse doch diese Welt sein, indem man sich nicht einmal dort der Lüge enthalten wolle, wo sie so leicht entdeckt werden konnte! Es leidet keinen Zweifel, die Lüge ist um so sträflicher, je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß einst ihr Gewebe wird aufgedeckt werden.

2. Aber auch zweitens — je größer das Ansehen der Person ist, welche die Lüge sich erlaubt. Je ansehnlicher nämlich der Mann, je höher der Standpunkt ist, auf dem er steht, je mehrere Zuschauer und Beobachter sein Thun und Lassen findet, je mehr Menschen sich nach seinem Beispiele zu richten und zu formen pflegen, je größer der Ruf der Weisheit und der Tugend ist, der sich im Lande umher von ihm verbreitet hat: um desto größer ist Beides, sowohl die Gefahr, daß die aus seinem Munde hervorgegangene Lüge bemerkt und aufgedeckt werde, als auch das Ärgerniß, welches die Entdeckung derselben im ganzen Lande stiftet. Wer

sieht es nicht von selbst, m. F., daß es in dieser Rücksicht überaus viele Abstufungen unter den Lügen gebe? Nicht allzu schwer in Hinsicht auf ihre Schädlichkeit scheint jene Lügenart zu wiegen, bei welcher man den eigentlichen Urheber einer gewissen Lüge so ganz und gar nicht kennt, nicht einmal argwöhnt. Wenn du dasjenige, was du zu deinem wohlthätigen Zwecke selbst erdichtet hast, als eine Volkssage in Umlauf bringst, für deren ersten Urheber man irgend einen unbedeutenden und völlig unbekannten Menschen annimmt; dann wahrlich leidet das wechselseitige Zutrauen der Menschen, der Glaube an menschliche Redlichkeit keinen so überaus wichtigen Abbruch durch deine Lüge: aber ganz anders, wenn man dich kennt und du ein Mann nicht ganz ohne Ansehen in der Gesellschaft bist. Wenn Väter vor ihren Kindern, wenn Lehrer vor ihren Zöglingen und Schülern, wenn obrigkeitliche Personen vor ihren Unterthanen zu Lügen sich herablassen, und von ihnen auf dem Betruge ertappt, in ihren künstlichen Täuschungen durchschaut werden: welch übles Beispiel geben sie, welch Ärgerniß erzeugen sie! Vollends wer in hohen Würden steht, von dem ein ehrenvoller Ruf weit im Lande verbreitet ist, der hüte sich ja, eine Lüge sich entschlüpfen zu lassen! Worte von ihm verhallen nicht wirkungslos in leerer Luft, sie werden von Hunderten begierig aufgefangen, vom Mund zum Mund fortgepflanzt, sie werden der Gegenstand des allgemeinen Gespräches, werden geprüft und beurtheilt von Freunden und Feinden mit großem Scharfsinn, mit durchdringendem Blicke. Welche Gefahr, eine Unwahrheit, sollte er eine solche sich erlaubt haben, werde nicht unentdeckt bleiben! Und wird sie nun wirklich entdeckt, kann man auch ihn, ihn selbst auch einer Lüge zeihen: o, wie geschäftig benutzen das seine Feinde dann zur Untergrabung seines Ansehens, zur Beschränkung seines Wirkungskreises, und welch' Ärgerniß nehmen die Schwächeren an diesem Beispiele! wie rufen sie: Auch dieser also, auch dieser ist ein Lügner: also sind alle Menschen unverläßlich, so will ich Niemanden mehr trauen; und weil mich Alles belügt, so darf auch ich nicht weiter redlich mehr mit meinem Nächsten sprechen! Wohl brauche ich es nicht erst zu sagen, m. F., wem eigentlich ich dieß bemerke. Sie, die einst Mitglieder der höheren Stände werden sollen, Sie geht es an, was ich gesagt; Sie werden sich dereinst als Priester, als Lehrer, als Schriftsteller, als wichtige Staatsbeamte auf dem Standpunkte befinden, wo Tausende Sie sehen, Tausende Sie beobachten; zu gleicher Zeit wird es da auch schon ihre Pflicht sein, durch einen gegründeten Ruf der Weisheit und der Tugend weit um sich her zu leuchten. Wehe Ihnen, wenn Sie der Menschheit das üble Beispiel einer Lüge aus Ihrem Munde gäben, wenn Sie durch Lügen Ihren heiligen Ruf entweihten und Ihre Tugend durch Betrug befleckten! Nein; jedes Mitglied höherer Stände hat eine doppelte Verbindlichkeit auf sich,

die strengste Wahrhaftigkeit zu beweisen; und es verdient nicht, ein höheres Standesglied zu sein, wer leichtsinnig denkt über Lug und Trug.

3. Jedoch der Grad der Unerlaubtheit einer Lüge wird nicht nur von dem Ansehen der Person, welche sich die Lüge gestattet, er wird auch drittens von der Beschaffenheit Derjenigen bestimmt, welche sich dieselbe sollen gefallen lassen. Nichts kann begreiflicher sein, als dieß. Denn wenn der eigentliche Schaden, den eine Lüge als solche nach sich zieht, nur in der Schmälerung des wechselseitigen Zutrauens der Menschen unter einander besteht: so liegt ja klar am Tage, je größer die Anzahl der Zeugen ist, vor welchen die Lüge ausgesprochen wurde, oder welchen sie nachher doch mittelbar zu Ohren kam, je wichtiger die Mitwisser unserer Lüge durch ihre Talente, durch ihren Wirkungskreis, durch ihren guten oder schlimmen Willen sind, je nöthiger es etwa ist, daß sie ein gutes Zutrauen zu uns oder zu jedem Menschen überhaupt besitzen, je größer endlich und je unstrittiger ihr Recht und ihre Befugniß ist, uns eine ehrliche unverhohlene Erklärung abzufordern; um desto sträflicher wäre hier jede Lüge, um desto unnachläßlicher sind wir zur pünktlichsten Wahrhaftigkeit verbunden. Besonders merkwürdig ist hier der Fall, m. F., wenn die Person, mit der wir es eben zu thun haben, aus was immer für Ursachen, wenn nicht für immer, doch wenigstens für diesen gegenwärtigen Augenblick nicht bei gesundem Gebrauch ihres Verstandes ist. Denn, gilt es irgendwo, daß sich eine Abweichung von der Wahrhaftigkeit entschuldigen und rechtfertigen ließe, so muß es hier gelten. Für ihn, den Blöd- und Wahnsinnigen nämlich, ist eben die Wahrheit, die aller anderen Menschen Glück und Vollkommenheit gründet, bald ein gefährliches, bald ein schlechterdings verderbliches Geschenk; für ihn ist es Wohlthat, oft unentbehrliches Bedürfniß, daß wir ihn täuschen, soll er nicht sich und Anderen den empfindlichsten Schaden zufügen. Sollte er einst zur Besinnung gelangen: daß wir ihn hier getäuscht — er würde es uns selbst Dank wissen. In solchem Falle also und überall, wo du mit aller Gewißheit voraussehen kannst, dein Bruder werde es dir einst auch selbst froh gedenken, daß du ihn jetzt getäuscht: da fordert es ja die Bruderliebe, daß du es wirklich thuest. Und kann es nicht anders, als durch die Dazwischenkunft deines Zeugnisses, d. h. durch eine Lüge geschehen: so muß hier Lüge erlaubt sein, wenn sie sonst irgendwo es sein könne; und wenn sie es nirgends ist, hier kann sie doch am ehesten verziehen werden. Beinahe in einem gleichen Verhältnisse zur Wahrheit wie der Wahnsinnige, befindet sich auch der Lasterhafte, m. Fr.; was jenem der irrende Verstand, das ist bei diesem ein böser Wille; der Besitz der Wahrheit ist in der Hand des Bösewichtes häufig noch weit gefährlicher und zeigt noch weit verheerendere Folgen, als

bei dem Rasenden. Auch scheint es um so verzeihlicher, dem Bösewicht Treue und Glauben zu brechen; weil auch er selbst keinen guten Willen gegen die menschliche Gesellschaft, daher auch kein Recht hat, zu begehren, daß man ihm gegenseitig wohlwolle. Aber hieraus ergibt sich durch bloßen Gegensatz: je rechtschaffener die Menschen sind, mit denen wir es eben zu thun haben, um desto unverantwortlicher ist es, wenn wir gegen sie uns Lügen erlauben. Je größer die Anzahl der Menschen ist, die wir durch eine Lüge äffen, um desto unverschämter ist sie. Wer vollends sich erfrecht, Personen, denen er tiefe Ehrfurcht schuldig ist, Personen, die ihn durch wichtige Wohlthaten verpflichtet haben, Personen, zwischen welchen die Natur selbst die innigste Vertraulichkeit beobachtet wissen will, mit Lügen zu hintergehen: der handelt nicht nur schlecht, sondern abscheulich handelt er. Abscheulich handelt ihr, ihr Söhne, die ihr euere größten Wohlthäter auf Erden, eure eigenen Eltern, durch allerlei niedrige Lügen und Ränke zu hintergehen euch kein Bedenken macht! abscheulich handelt ihr, ihr Gatten, die ihr selbst mit der Person, die der Natur zufolge keinem Menschen auf Erden mehr, als euch vertrauen soll, untreu und hinterlistig umgeht!

4. Doch läugnen kann man freilich nicht, m. Fr., daß es bei der Lüge auch viel auf die Wichtigkeit des Gegenstandes ankömmt, den sie betrifft. Wenn nämlich der Gegenstand der Lüge ein sehr geringfügiger und unwichtiger ist; so ist es auch die Sünde und Unerlaubtheit der Lüge; sonach je wichtiger der erste, desto größer auch das Vergehen. Der Grund, m. Fr., fällt in die Augen. Nämlich die Schwächung des wechselseitigen Vertrauens, welche die Lüge zur Folge hat, muß sie nicht umso größer sein, je mehr Aufmerksamkeit die Sache erregt, auf welche sich die Lüge bezieht, je umfassender und zahlreicher die Einrichtungen und Anstalten sind, welche mit der Wahrheit oder Falschheit der Aussage stehen oder fallen — mit Einem Worte — je wichtiger der Gegenstand der Lüge ist? Hier gibt es nun wohl Dinge von so geringfügiger und gleichgiltiger Art, daß sich die Menschen im geselligen Umgange darüber so lange wechselseitig zu lügen die Freiheit genommen, bis es zu einer herrschenden Sitte und Gewohnheit geworden ist, die man einander nicht einmal mehr verargt. Allein erwägen wir, m. Fr., daß durch so vieles Lügen allmälig unser sittliches Wahrheitsgefühl abgestumpft wird, und eine unglückliche Fertigkeit in der schändlichsten aller Künste, in der Kunst zu lügen erfolgt: so werden wir einsehen, nichts weniger als zu billigen sei diese Sitte, und Jeder, der den Beruf in sich verspürt, zu einem höheren Grade der Tugend emporzusteigen und seinen Zeitgenossen ein leuchtendes Beispiel höherer Vollkommenheit zu werden, der müsse auch in diesem Stücke mit der möglichsten Wahrhaftigkeit zu Werke gehen. Wie aber erst, wenn es wichtige Angelegenheiten

gilt, wenn eine Erklärung gegeben werden soll, von welcher das Wohl eines Menschen, seine Ehre, sein guter Name, seine Beförderung zu irgend einem wichtigen Amte im Staate abhängt, eine Erklärung, die auf ein ganzes Land, auf dessen guten oder schlimmen Ruf, auf sein gelinderes oder härteres Schicksal einen bedeutenden Einfluß haben wird, auf eine Erklärung, die auf die Verbreitung oder Hemmung der wichtigsten Kenntnisse oder Überzeugungen unter den Menschen, auf ihre Ansichten über Tugend und Religion nicht ohne Wirkung bleiben kann: hier etwa zu lügen, ist um so unverantwortlicher, je weniger wir unter so verwickelten Umständen den Erfolg der Lüge mit aller Sicherheit vorherzusehen vermögen; je öfter es geschieht, daß irgend ein kleines Versehen die Lüge verrathen und uns zu Schanden machen kann, indem ein unvorgesehenes Ereigniß das, was wir in der besten Absicht erdichtet, gegen unseren Willen zum allgemeinen Schaden wendet. Nein, m. Fr., so oft es sich von irgend einem wichtigen, vielfach verwickelten und folgenreichen Gegenstand handelt: da wenigstens lasset uns das kühne Spiel der Lüge gänzlich beiseite legen; die reine unverfälschte Wahrheit, wie immer sie lauten möge, laßt uns unverhohlen Jedem vor Augen legen; und welche Folgen dieß haben werde, das stellen wir Gott vertrauend anheim!

5. Besonders dann, wenn wir unsere Erklärung auf eine feierliche Art ablegen müssen. Denn dieß ist eben der letzte Umstand, auf welchen es bei der Beurtheilung der Unerlaubtheit einer Lüge ankömmt. Eben die Lügenhaftigkeit der Menschen war es, m. F., die üble Sitte, sich so oft Ausnahmen von der Regel der Wahrhaftigkeit zu erlauben, war es, welche die Menschen zwang, allerlei Mittel auszudenken, durch die in einzelnen Fällen die Verbindlichkeit, jetzt die Wahrheit auszusagen, erhöht und verstärkt werden könnte. Man fand diese Mittel in der besonderen Art und Weise, wie Jemend sein Zeugniß ablege; und man setzte durch Übereinkunft fest, welche Betheuerungsarten eine geringere, welche eine größere Verbindlichkeit zur Wahrhaftigkeit mit sich führen sollen. Nicht auf die Beschaffenheit dieser Betheuerungsarten an sich kömmt es hier an, sondern auf die Bedeutung, welche ihr die bürgerliche Gesellschaft, in der wir leben, beigelegt hat. Je wichtiger diese Bedeutung ist, um desto unverantwortlicher und ahndungswerther ist der Mißbrauch derselben zu einer Lüge. Es gibt Worte, es gibt Mienen und Geberden, wodurch man den Nachdruck einer Erklärung schwächt, und seine Zuhörer im Zweifel läßt, ob man das auch im Ernst meine, was man eben geäußert. In Begleitung solcher Umstände wird auch eine etwas entstellte Aussage den eigentlichen Namen einer Lüge nicht verdienen. Ein Anderes ist es, wenn du im vollen Ernste sprichst; noch mehr, wenn du dich zu einer schriftlichen Erklärung herbeiläßest und

deine Namensunterschrift ihr beifügest. Bei allen gebildeten Völkern hat man endlich noch eine eigene Betheuerungsart erdacht, die bloß dienen soll, in den schwierigsten und verwickeltsten Fällen verläßlichen Bericht zu erhalten. Sie wird der Eid genannt; und wie man auch immer über die Lüge denken mag, das muß man eingestehen, der Eid schließe die ausnahmsloseste, die unbedingteste Verbindlichkeit zu einer wahrhaften Aussage in sich. Denn auch den Eid mißbrauchen, d. h. auch ihm seine beweisende Kraft durch Mißbrauch rauben: das hieße, den Menschen eine der unentbehrlichsten Stützen der allgemeinen Wohlfahrt entreissen. Aber thut es nicht noth, daß die Gesellschaft wenigstens Ein sicheres, Ein untrügliches Mittel behalte, um in verwickelten Fällen, in großen und wichtigen Angelegenheiten, von welchen das Leben, die Ruhe und Zufriedenheit von Tausenden abhängt, die reine Wahrheit herauszubringen, um in dem Abgrunde der Zweifel doch einen Anker zu finden, an welchem müde Forscher sich mit Sicherheit zu halten vermöchten? Und dieses einzige Mittel vernichtet der Meineidige! Ist dieß nicht ein Verbrechen, welches zum Himmel schreit? wer mag es Aberglauben nennen, daß Gott — ja Gott selbst, Rache nehmen muß an dem Meineidigen? So erklärt sich die h. Schrift. Lasset euch nicht irre führen, spricht sie; denn weder der Hurer, noch der Ehebrecher, noch der Lügner und Meineidige werden eingehen in das Himmelreich. (Röm. 6, 9. 10.) Amen.

XI.

(Beschluß). Grundsätze der Kunst, nie durch Wahrhaftigkeit Anderen zu schaden.

(Gehalten am vierten Sonntage in der Faste im Jahre 1810.)

Joh. 8, 30—47.

Eingang.

Auffallend muß uns der besondere Nachdruck und Eifer sein, mit dem sich unser Herr und Glaubensstifter Jesus in dem so eben gelesenen Evangelium wider die Lügenhaftigkeit erklärt. Jenen verhaßten Geist, der eine Lust am Bösen findet, jenen Verführer der Unschuld des ersten Menschenpaares, und jenen Mörder menschlicher Glückseligkeit und paradiesischen Wonnelebens, Satan, den großen Widersacher Gottes, erklärt unser Jesus für den Urheber aller Lüge und für den eigentlichen Vater aller Lügenredner. Er ist

vom Anbeginn, spricht er, ein Menschenmörder gewesen, ein Feind der Wahrheit ist er; denn wenn er lügt und betrügt, thut er, was ihm eigenthümlich ist; er ist der Vater aller Lügenredner. Und in der That, m. F., wenn wir es recht erwägen; so kann es uns gar nicht wundern, daß Jesus mit solchem Eifer sich wider die Lügenhaftigkeit erklärt. Oder ist die Lügenhaftigkeit, ist die schändliche Gewohnheit, allenthalben auch ohne den mindesten Vortheil die Wahrheit zu entstellen, nicht eines der abscheulichsten Laster, die es nur immer geben kann auf Erden? Ein Mensch, der immer nur lügt, aus dessen Munde kein wahres Wort hervorgeht, der seine Zunge nur zur Verdrehung der Wahrheit und zur Berückung seiner Mitbrüder mißbraucht: verdient er wohl des Himmels edelste Gaben, Vernunft und Sprache, zu besitzen? wäre es ihm nicht besser, wenn ein strafender Engel die Zunge ihm gelähmt, oder den trugsinnenden Geist verwirrt hätte, bevor er tausend Andere noch verwirren konnte? Wie so ganz unbrauchbar macht sich ein solcher Lügenredner nicht für die menschliche Gesellschaft! Kann man denn jemals, auch dann, wenn er die Wahrheit redet, seinen Versicherungen und feierlichsten Schwüren trauen? Nur unbrauchbar — sage ich? Wie lästig und beschwerlich wird er nicht Allen, die in irgend einer näheren Verbindung mit ihm leben müssen, die niemals wissen, wie und woran sie stehen mit ihm, die in ewiger Furcht schweben, von ihm getäuscht und betrogen zu werden! Und wird ihm seine schändliche Gewohnheit nicht je länger je mehr so zur Natur, daß er am Ende sie nicht mehr lassen kann, daß er es, auch wenn er will, nicht mehr vermag, Etwas treu zu berichten, und unverfälscht, so wie er sie empfangen hat, die Wahrheit wieder von sich zu geben? Erinnern wir uns noch desjenigen, was wir in unserer vorletzten Betrachtungsstunde über die Unerlaubtheit der Lüge im Allgemeinen, und in der folgenden über die Schädlichkeit derselben unter besonderen Umständen gesagt und dargethan haben: dann werden wir erst vollkommener einsehen, welch verderbliches, äußerst strafwürdiges Laster die Lügenhaftigkeit sei. Nichts destoweniger ist dieses Laster, freilich nicht allenthalben in gleichem Grade, allgemein unter uns verbreitet; und es ist überaus groß die Anzahl jener Menschen, welche bei jeder Gelegenheit und zu den geringfügigsten Zwecken zu lügen pflegen, aber dadurch unvermerkt eine unselige Gewohnheit zu lügen, d. h. den Fehler der Lügenhaftigkeit angenommen haben. Widersetzen müssen wir uns dieser herrschenden Unsitte, m. F., widersetzen, wofern es uns anders ein wahrer Ernst darum ist, Tugend und Glückseligkeit in unserem Vaterlande zu befördern; das strengste Beispiel eigener Wahrhaftigkeit müssen wir unseren Zeitgenossen geben. Aber ich weiß es sehr wohl, es ist nichts Leichtes, dieß zu leisten; es ist in den verschiedenen, oft sehr verwickelten Verhältnissen, in welche besonders die Mitglieder

der höheren Stände zu gerathen pflegen, nichts Leichtes, den Charakter der Wahrhaftigkeit allezeit unverletzt zu bewahren. Alle weisen und großen Männer setzten eine eigene Kunst darin, die Pflicht der Wahrhaftigkeit in einer Weise zu beobachten, daß man doch weder sich, noch Anderen jemals einen Schaden zuziehe. Lassen Sie uns denn in der heutigen Stunde einige Grundsätze dieser Kunst aufsuchen! Aus wessen Beispiele können wir sie am sichersten erlernen, als aus dem Beispiele Jesu von Nazareth, welcher der weiseste aus allen Sterblichen gewesen, in dessen Mund auch niemals ein Trug gekommen ist? So lehre uns denn Herr Jesu! wir wollen aufhorchen, und Alles zu Gemühe fassen!

Abhandlung.

1. Die erste und wichtigste Bedingniß zur Wahrhaftigkeit hat unser Jesus, m. F., in seinem eigenen Beispiele so vollkommen, wie sonst kein Sterblicher auf Erden, dargestellt: sie ist der eigene untadelhafte Lebenswandel. Wer nämlich allen Versuchungen zur Unwahrheit möglichst entgehen will, der muß vor allen Dingen eines untadelhaften Lebenswandels sich befleißen. In unserem heutigen Texte zeigt Jesus deutlich genug auf diese Regel hin. Kühn fordert er im göttlichen Bewußtsein seiner Unschuld alle seine Feinde und Späher auf, ihn auch nur eines einzigen Fehlers zu zeihen; und wenn sie dieß nicht könnten, dann, meint er, sollten sie auch nicht ferner an seiner Wahrhaftigkeit zweifeln. Wer von euch, dieß sind die eigenen Worte dieses göttlichen Mannes, wer von euch mag mich nur Eines Fehlers zeihen? rede ich aber die Wahrheit: warum glaubet ihr mir dennoch nicht? — Es ist auch wirklich nichts begreiflicher, m. F., als dieser Zusammenhang zwischen einem untadelhaften Lebenswandel und der Wahrhaftigkeit. Denn nicht nur, daß alle Tugenden, von welcher Art sie immer seien, in einer gewissen Verbindung mit einander stehen, und daß, wo bereits mehrere sind, auch die noch fehlenden sich bald hinzu zu finden pflegen: hier waltet noch ein genauerer Zusammenhang ob. Denn was verleitet den Menschen am allergewöhnlichsten zu Lügen und zu der schändlichsten Art von Lügen? was Anderes, als ihre Leidenschaften, ihre unerlaubten Wünsche und Begierden, die sie nur durch Erdichtungen und Lügen zu befriedigen wissen, oder deren verbotene Befriedigungsart sie dem Auge der Welt durch Lügen zu verbergen suchen? was soll denjenigen, der nie was Unrechtes im Schilde führt, der mäßig und genügsam ist in seinen Wünschen und den Nebenmenschen wie sich selbst liebt, was könnte ihn vermögen, von der, dem Menschen an sich doch so natürlichen Wahrhaftigkeit abzuweichen und irgend ein mühevoll künstliches Lügengewebe anzufangen? Dagegen der Wollüstling, in dessen Brust ein unerlaubtes schändliches Feuer

lodert; der Habsüchtige, der einen ungeheueren Schatz zusammenhäufen will; der Ehrgeizige, der sich von einer Ehrenstufe zur anderen emporzuschwingen sucht; der Rachsüchtige, der nichts sehnlicher wünscht, als seinen Feind auf das empfindlichste zu kränken; kurz, jeder leidenschaftliche und lasterhaft gesinnte Mensch: der findet sich sehr häufig in Versuchung, das, was er nicht auf offenem und geradem Wege ausführen darf, auf krummen Schleichwegen d. h. durch Lügen und Ränke durchzusetzen. Und hat er nur das Böse ausgeführt; dann erst fühlt der Verbrecher sich gleichsam mit Gewalt getrieben, noch eine Menge neuer Lügen und Schlangenwendungen auszudenken, um die entehrende und ahndungswerthe That — zwar nicht für immer, denn dies ist unmöglich; aber doch wenigstens auf kurze Zeit — geheim zu halten und vor den Augen der irdischen Richter zu verbergen. Wer also frei bleiben will von den gefährlichsten Versuchungen zur Lüge, wer seinem Charakter die schöne Tugend der Wahrhaftigkeit zu geben wünscht, der hüte sich zuerst vor jeder Leidenschaft und jedem unerlaubten Schritte, er befleiße sich eines rechtschaffenen und untadelhaften Lebenswandels!

2. Aber er lasse auch zweitens nie jene falsche Schamhaftigkeit bei sich aufkommen, welche sich vor dem Geständnisse jeder Unwissenheit und jedes auch noch so geringen Fehlers, ja sogar mancher Dinge, welche dem Menschen eher zur Ehre gereichen könnten, mächtig empört und entgegen sträubt. Diese Schamhaftigkeit, m. F., ist nämlich ein sehr gemeiner Fehler unter uns. Zu eben der Zeit, da wir eine thörichte Ehre in Dingen suchen, die der vernünftige Mensch sich eher zur Schande anrechnet, schämen wir uns im Gegentheil so mancher Verhältnisse und Thaten, die an sich selbst gar keine Schande bringen können. Wir schämen uns unserer Armuth, unserer niedrigen Herkunft, gewisser körperlichen Mängel, unserer Unwissenheit in Kenntnissen, welche doch von durchaus keinem Werthe sind, wohl gar der Unschuld des Herzens gefährlich werden können. Ist es ein Wunder, wenn wir bei diesen verkehrten Begriffen uns alle Augenblicke in einer eingebildeten Verlegenheit befinden, aus welcher wir unsere Ehre nicht anders retten zu können wähnen, als durch eine Bemäntelung der wahren Umstände, durch allerlei Erdichtungen und Lügen? Jesus, das Muster der vollkommensten Wahrhaftigkeit, war völlig frei von dieser falschen Scham. Er, der in einer Hinsicht der allwissende Gott selbst gewesen, schämte sich gleichwohl nicht, aufrichtig einzugestehen, was er als Mensch nicht wisse. Von jener Stunde, spricht er, von jener Stunde, da das Reich Israel erneuert werden soll, weiß Niemand, weder die Engel, noch selbst der Sohn, sondern der Vater allein. (Mark. 13, 32.) Ebenso wenig schämte er sich seiner niedrigen Herkunft, seines gemeinen Standes, der Mittellosigkeit, in der

er lebte. Die Thiere des Waldes haben ihre Höhlen — sagt er einem Fremdlinge, der sein Anhänger werden wollte — der Sohn des Menschen hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. (Matth. 8, 20.) Würde sich Jesus allezeit so aufrichtig betragen haben, wäre er der Mann geworden, in dessen Mund ein Betrug nie gekommen ist, wenn er minder richtige Begriffe von dem, was Ehre und Schande bringt, gehabt, wenn er sich geschämt hätte, bald dieses bald jenes, was die Welt für Schande hält, einzugestehen? Um wieviel verderblicher muß eine solche Schamhaftigkeit erst für uns, m. F., werden, für uns, die wir so Manches an uns tragen, was uns nicht in der Einbildung bloß, nein — in der Wirklichkeit zur Schande angerechnet werden muß, was wir aber deßungeachtet dort, wo es der größere Vortheil des Ganzen erfordert, einzugestehen bereit sein müssen! Wie oft vermengen wir hier das Ähnliche! wie oft erröthen wir vor einer Schande, die nur in unsere Einbildung vorhanden ist, nicht anders, als vor einer wirklichen! wie oft halten wir es für eine Versündigung gegen uns selbst, für eine Verletzung unseres wesentlichen Ehrgefühls, wenn wir uns gegen die erstere gleichgiltiger, als gegen die letztere erweisen sollten! Es ist nichts Leichtes, m. F., unser Gefühl der Schamhaftigkeit hier auf den rechten Weg zu bringen; einerseits die Scham vor dem wirklichen Bösen in uns nie zu ertödten, im Gegentheil sie immer mehr und mehr zu verfeinern und zu beleben, und anderseits die thörichte Scham vor dem, was nicht böse ist, je länger je mehr zu bekämpfen und völlig auszurotten. Dieß ist nichts Leichtes, sage ich: aber wir müssen darnach streben, wenn wir nicht zahllosen Versuchungen zur Unwahrheit ohne Noth ausgesetzt sein wollen, denen wir öfter oder seltener gewiß erliegen würden.

3. Aber auch bei dem untadelhaftesten Lebenswandel, m. Fr., und ohne von einer falschen Schamhaftigkeit geplagt zu werden, werden wir uns doch häufig versucht und gleichsam genöthiget fühlen, zu Lügen unsere Zuflucht zu nehmen, w e n n w i r a u s U n b e h u t s a m k e i t v e r f ä n g l i c h e G e l e g e n h e i t e n u n d F r a g e n n i c h t v e r m e i d e n. So ist es also die dritte Regel, die wir beobachten müssen, äußere Gelegenheiten, in welchen wir zu einer Unwahrheit versucht und gleichsam genöthiget werden könnten, so viel als möglich, zu vermeiden. Selbst Jesus, Er, der seiner Weisheit und Standhaftigkeit doch Alles zutrauen konnte, scheint gleichwohl, uns zum Beispiele, dergleichen gefährliche Gelegenheiten gemieden zu haben. Sichtbarlich mied er den Umgang mit Großen und Mächtigen, verfügte sich niemals an den glänzenden Hof des Herodes, so gern er auch daselbst gesehen worden wäre. Warum? Weil er befürchtete, er müßte beim Anblick eines so lasterhaften Wohllebens und beim Anhören so thörichter Vorurtheile, als an diesem Hofe herrschten, Eines vom Beiden, entweder die

Wahrheitsliebe verläugnen oder sich allzufrüh um seinen wohlthätigen Wirkungskreis bringen. Daß doch wir, m. Fr., um so behutsamer wären, je größer die Unbehilflichkeit oder Schwäche ist, deren wir uns in solchen Verhältnissen bewußt sind. Wir fühlen es wohl, daß es uns bei gewissen verfänglichen Gelegenheiten theils an Geschicklichkeit, theils am Muthe fehlt, für die Wahrheit ein nützliches Zeugniß abzulegen: wohlan denn, weichen wir diesen Gelegenheiten, wo es geschehen kann, nur lieber aus! Wir sehen vorher, daß wir bei der Zusammenkunft mit einem gewissen Manne kaum der Versuchung zu einer Lüge würden widerstehen können: wohlan denn, meiden wir diese gefährliche Zusammenkunft, solang als es möglich ist. Wir sehen vorher, daß wir, wenn einmal das Gespräch auf einen gewissen Gegenstand fallen, wenn einmal gewisse Fragen an uns gestellt werden sollten, uns nicht anders, als durch eine Lüge aus der Verlegenheit würden herausziehen können: wohlan denn, so seien wir aufmerksam hierauf und lenken wir das Gespräch beizeiten ab von diesem Gegenstande! Durch Aufmerksamkeit läßt sich hier viel thun, m. Fr., mehr, als man glaubt, läßt sich hier thun. Allein die meisten Menschen träumen gar nichts von einer solchen Aufmerksamkeit. Sie knüpfen so unbehutsam ihre Bekanntschaften, wählen den Stoff ihrer Gespräche so ohne Überlegung, bloß dem nächsten Zwecke der Kürzung ihrer Langweile folgend, daß es kein Wunder ist, wenn sie bald hier bald dort in eine Verlegenheit sich verstricken, welcher sie nicht anders entkommen, als daß entweder die Pflicht der Wahrhaftigkeit leidet, oder bald ihr bald eines Anderen guter Name verletzt werde. Uns, m. Fr., als Mitgliedern höherer Stände, würde dieß umso öfter widerfahren, je wichtiger dereinst alle die Geschäfte sein werden, welche durch unsere Hände gehen, durch unsern Mund entschieden werden sollen. Wir also, wir werden uns eine doppelte Behutsamkeit in der Wahl unserer Gespräche und in der Leitung derselben auf diesen oder jenen Gegenstand, kurz, eine verdoppelte Behutsamkeit in der Vermeidung jeder verfänglichen Gelegenheit zur Lüge — zu unserer Pflicht machen müssen.

4. Und bei aller dieser Behutsamkeit werden wir es doch nicht vermeiden, m. Fr., daß nicht zuweilen irgend eine sehr verfängliche Frage an uns geschehe. Um uns in solchen Fällen gehörig zu betragen, werden wir es uns zur vierten Regel machen müssen: *in unseren Gesprächen, so oft sie auf wichtige Gegenstände fallen, immer bedächtig und mit dem deutlichen Bewußtsein des letzten Zweckes, den alle Rede haben soll, vorzugehen.* Ich fordere nicht von Ihnen, m. Fr., daß Sie bei allen Ihren Gesprächen jene Bedachtsamkeit und jenen tiefen Ernst annehmen, der jede Munterkeit und jeden Scherz auszuschließen droht. Nein! es gibt Zeiten, wo es erlaubt und löblich ist,

zu scherzen; es gibt auch Gegenstände, die so geringfügig sind, daß sich darüber ohne die mindeste Gefahr scherzen läßt; ja falls du die Kunst verstehst, selbst eine wichtige und ernste Wahrheit zu kleiden in das Gewand des Scherzes, und deine Zuhörer eben nicht aufgelegt sind, sie anders als im scherzenden Tone zu vernehmen: wer sollte es dir in solchem Falle verargen, daß du selbst einen ernsten Gegenstand in das Gebiet des Scherzes hinüberziehst? Aber auch nur in diesem seltenen Falle darf dieß geschehen, m. F.; der Regel nach müssen wir uns bei wichtigen Gegenständen allezeit des Scherzes enthalten; müssen dieselben allezeit mit Ernst und Umsicht und Bedachtsamkeit behandeln und uns bewußt bleiben, daß der letzte Zweck, den alle Reden haben sollen, kein anderer, als gemeinnützige Belehrung ist. Jedoch um diesen letzten Zweck zu erreichen, ist es noch nicht genug, den Scherz zu entfernen; auch jeder andere Nebenzweck, der sich in unsere Gespräche so gern mit einzumengen pflegt, muß da bei Seite geschafft werden. Hinweg für jetzt mit jener leidigen Gefallsucht, welche ihr Urtheil allezeit so einzurichten pflegt, wie es dem oder jenem Zuhörer, welchem sie zu schmeicheln wünscht, am ehesten zusagt! Wie könnten wir der Wahrheit treu bleiben, wenn dieser Nebenzweck noch bei uns herrschen würde? Hinweg, so oft es sich um etwas Wichtiges handelt, mit jener Liebe zum Witz, weil er die wahre Gestalt der Dinge oft ganz verändert und entstellt, nur um Gelegenheit zu einer feinen Bemerkung zu erhalten! Wie ist es möglich, der Wahrheit treu zu bleiben, wenn man solche Nebenzwecke nicht erst ganz von sich weiset? Hinweg, so oft die Rede auf etwas Wichtiges fällt, mit jener eitlen Begierde, etwas recht Auffallendes, etwas noch nie Gehörtes und Neues vorzubringen! Wer Absichten dieser Art bei sich vorwalten läßt: wie kann der immer die reine Wahrheit sprechen? muß er nicht Alles vergrößern, verschönern, übertreiben? Also wer die Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht unzähligemal verletzen will, der muß, so oft es sich um eine wichtige Sache handelt, mit ernster Fassung sprechen; das Bewußtsein des letzten Zweckes, um deßwillen er nun redet, muß deutlich erkennbar, jede andere Rücksicht dagegen, Scherz und Gefallsucht, Neigung zum Witz und Neuigkeitsliebe, verbannt sein.

5. Aber was sollen wir thun, werden Sie sagen m. F., wenn Jemand eine Frage uns vorlegt, welche wir schlechterdings nicht ohne unseren oder eines Anderen wesentlichen Schaden nach Wahrheit beantworten können? Für solche Fälle müssen wir — und dazu fordert uns eben die fünfte Regel auf — uns eine Fertigkeit erwerben, unbeantwortliche Fragen auf schickliche Weise von uns abzulehnen. Jesus von Nazareth ist uns auch hierin ein unübertroffenes Muster. Öfters ward er um Dinge gefragt, die er für jetzt durchaus nicht so ganz heraussagen

konnte; aber wie meisterhaft weiß er da die Frage abzulehnen, bald dadurch, daß er sie in unbestimmten Ausdrücken beantwortete, bald durch ein Gleichniß, bald durch eine Gegenfrage verschob! Als eine Gesandtschaft vom Hohenrathe ihm die verfängliche Frage vorlegte: auf wessen Vollmacht er lehre? — wie weise hilft er sich nicht aus der Verlegenheit, indem er antwortet, „ich will es euch sagen, wenn ihr nur auch mir die Frage erst beantwortet: auf wessen Vollmacht Johannes einst getauft habe?“ und wie verstummt auf diese Frage, trat die Gesandtschaft ab! (Matth. 21, 23 — 27.) Freilich bedarf es oft vieler Geschicklichkeit, freilich setzt es viel Gegenwart des Geistes voraus, wenn man auf jede Frage gleich eine schickliche Abfertigung ausfindig machen soll. Die Fragen kommen zuweilen so jäh, so unerwartet; der Fragende ist oft ein Mann von Ansehen, durch eine allzu trockene Abfertigung könnte er sich für beleidigt halten; der Ausdruck von Verlegenheit, die man uns anmerkt, verräth oft den Inhalt des Geständnisses, das wir verbergen wollen, schon durch sich selbst deutlich genug. Aber was an sich schon schwer ist, das wird durch Fleiß, durch Übung leichter. Haben wir es uns zur Regel gemacht, von wichtigen Gegenständen allezeit mit Bedacht und langsam zu sprechen; so gewinnen wir eben dadurch Zeit und Gelegenheit, vorher zu überlegen, was wir jetzt sagen wollen. Dagegen wer allzu schnell in seinen Reden ist, der spricht, ehe er überlegt, und müht sich nachher oft vergebens ab, das entflohene Wort wieder zurückzurufen. Beobachten wir, wie andere kluge und weise Männer in ähnlichen Gelegenheiten sich benehmen; so können wir Manches denselben ablernen und ihnen nachahmen. Denken wir schon im voraus nach, welche verfängliche Fragen man uns wohl stellen könnte, und wie wir sie am füglichsten von uns ablehnen möchten: so werden uns auch nur wenige Fragen ganz unerwartet kommen; die meisten finden uns dann schon vorbereitet und erhalten eine Abweisung, die wir bei guter Weile uns bereits ausgedacht haben. Lebt in uns endlich das gute Bewußtsein, nichts als nur das allgemeine Wohl zu bezwecken: o, so wird dieses Bewußtsein uns stärken, es wird uns erfinderisch machen, wird eine bewunderungswürdige Gegenwart und Schnelligkeit des Geistes uns verleihen. Der Bösewicht erschrickt und verwirrt sich, wenn eine unerwartete Frage an ihn geschieht: allein der Tugendfreund zeigt eben hier die völligste Besonnenheit, zeigt, daß ihn Gottes Geist beseele; denn es soll ihm zu jener Stunde gegeben werden, was er redet, sagt die Schrift. (Matth. 10, 19.)

6. Jedoch das Abweisen einer Frage ist nicht das Einzige, was uns zu Gebote steht, m. F.; denn nicht bloß in Unwissenheit darf man zuweilen die Menschen lassen, sondern — unter gewissen Umständen — selbst im wirklichen Irrthume. Dann nämlich, wenn dieser Irrthum für das gemeine Beste ersprießlich, oder wohl gar nothwendig ist. Kann diese einstweilige Täuschung

dann auf solche Art geschehen, daß wir kein Zeugniß dabei ablegen; so ist es, wie wir wissen, auch keine Lüge und der Wahrhaftigkeit auf keine Weise zuwider. So lautet denn die letzte Regel, die wir noch anzugeben haben: wenn Täuschung nöthig ist; so suche, um selbst auch hier noch nicht zu lügen, eines von jenen Mitteln auf, wodurch du sie bewirken kannst, ohne das Zeugniß eines Menschen mit in das Spiel zu mengen. Wir sprechen hier nämlich in der Voraussetzung, m. F., daß Lügen jederzeit und ohne Ausnahme schädlich und unerlaubt sei, weil das wechselseitige Zutrauen der Menschen untereinander dadurch beeinträchtiget und vernichtet wird. Geschieht es also, daß Einem unserer Mitbrüder unter besonderen Umständen ein Irrthum wohlthätig ist, ohne dem Anderen zu schaden: dann dürfen wir uns erlauben, ihn in diesen Irrthum zu versetzen, wenn sich dieß nur ohne Lüge thun läßt, wenn es weder unser, noch überhaupt irgend ein menschliches Zeugniß ist, auf welches er den Irrthum annimmt. Der Mittel, wie dieß geschehen kann, gibt es so manche, m. F.; nur wollen sie mit Sorgfalt ausgesucht und mit Behutsamkeit gehandhabt werden. Durch die Gespräche, die wir mit unserem Nächsten führen; durch manche Schriften, welche wir ihm absichtlich in die Hände spielen; durch die Geschäfte und äußeren Umgebungen, in die wir ihn versetzen; dadurch, daß wir gewisse Gegenstände aus seinem Gesichtskreis entfernen, und andere absichtlich vor seine Sinne bringen: durch diese und mehrere dergleichen Mittel können wir bewirken, daß er gleichsam von selbst auf einen gewissen Irrthum, der ihm wohlthätig ist, verfalle und aus dem angenommenen nicht allzufrüh herausgerissen werde. Fluch dem, der solcher Mittel sich zu bösen Endzwecken bedient! Fluch dem Verführer, der seine Nebenmenschen durch diese Mittel nur um so sicherer in die verderblichsten Irrthümer stürzen will! Künste des Satans werden sie in seinen Händen! Aber Segen, ja Segen vom Himmel herab über den Menschenfreund, der nur zu guten, gemeinnützigen und heilsamen Erfolgen solcher Mittel sich bedient! Möge ihm allezeit gelingen, was er vorhat, weil er doch nichts als Gutes beabsichtiget, selbst wenn er täuschen will! Lassen Sie uns ihm ähnlich werden, m. F., und, gleichwie er, die Lüge allgemein verabscheuen! Wir können kaum einen Tag unseres Lebens mit einem schöneren Vorsatze zieren, kaum einen größeren Beitrag zum allgemeinen Besten liefern, als wenn die menschliche Gesellschaft an uns einige Männer mehr erhält, auf deren Aussage sie in allen Fällen bauen, in welchen sie keine Tücke, keine Falschheit argwöhnen darf, deren Beispiel am Ende gewiß auch viele Andere zu gleicher Ehrlichkeit bewegen wird. Soll ich erst noch hinzufügen, wie sehr wir hiebei auch für uns selbst gewinnen? Kaum Etwas lohnender, Etwas erhebender sein, als das Bewußtsein: du hast dich nie durch eine Lüge entehrt! All-

mälig nimmt auch unser ganzes Äußere, unsere Gesichtszüge und unsere Blicke und Mienen nehmen das eigenthümliche Gepräge der Aufrichtigkeit und der Geradheit an, welche in unserem Inneren herrschen. Die Menschen werden uns auf den ersten Anblick achten; und wer uns näher kommt, traut unserem Worte mehr, als tausend Eidschwüren des Lügners. So folgen wir denn, folgen wir dem wohlmeinenden Rathe des Apostels: Leget ab die Lügenhaftigkeit und redet ein Jeglicher die reine und unverfälschte Wahrheit mit dem Nächsten; denn wir sind Alle Brüder! (Ephes. 4, 25.) Amen.

XII.

Ob und in welchen Fällen der Scherz erlaubt sei.

(Gehalten am Sonntage Quinquages. im Jahre 1812.)

Eingang.

In einem alten Aufsatze von ungewisser Hand, der eine kurze Schilderung unseres göttlichen Glaubensstifters aufstellt, findet sich unter anderen der Zug, m. F., man habe Jesum wohl öfters weinen gesehen, aber sehr selten oder nie habe sein Mund gelächelt. Hätte es auch seine vollkommene Richtigkeit mit dieser Nachricht, die in der That sehr zweifelhaft ist; so behaupte ich doch, daß hieraus im geringsten nicht folgen würde, daß man, um ein getreuer Nachfolger des Herrn zu werden, sich eines steten, nie unterbrochenen Ernstes befleißen und alle Fröhlichkeit und jeden munteren Scherz für immer von sich verabschieden müsse. Nein! was vielleicht jene, in ihrer Art ganz einzigen Verhältnisse, in welchen sich Jesus befand, also mit sich brachten; was für die Würde Desjenigen, der der Sohn Gottes heißen sollte, vielleicht geziemend war; was ihm bei jener unglücklichen Lage, in welcher sich sein vielgeliebtes Vaterland befand, und bei den großen und schweren Opfern, die er dem Wohle des menschlichen Geschlechtes zu bringen beschlossen hatte und immer vor Augen sah, vielleicht natürlich war — immer in einem gewissen Ernste zu verbleiben und in der Heiterkeit des Geistes nie zur Lust herabgestiegen: das kann für uns, die wir uns in ganz anderen Verhältnissen befinden, noch keine Regel sein. Der Schluß von ihm auf uns, so geltend er auch in tausend Fällen ist, dürfte gerade in diesem eine Ausnahme leiden. Und so ist es auch wirklich, m. F.; weder Vernunft noch

Offenbarung können und wollen es uns verbieten, daß wir in einzelnen Stunden den strengen Ernst von uns verabschieden und jetzt der Fröhlichkeit nur und dem Scherze leben. Daß wir dieß wirklich thun, daß wir uns Jeder, der Eine öfterer, der Andere seltener, dieses Rechtes bedienen, ist eine allgemein bekannte Sache. Aber auch das ist gewiß, daß es im Heidenthume sowohl, als auch in christlichen Jahrhunderten berühmte Sittenlehrer gab, welche das Gegentheil von dem, was wir hier sagen, behaupteten, Männer, welche vermeinten, daß es die Würde des vernünftigen Geschöpfes entehre, wenn man auch nur auf einige Augenblicke dem strengen Ernste entsagen und sich dem tändelnden Scherze hingeben wollte. Entstellung der Wahrheit, sagten sie, eine gewisse absichtliche Täuschung und Irreführung theils seiner selbst, theils Anderer walte bei allem und jedem Scherze ob und werde wesentlich zu ihm erfordert; entehrend aber und unerlaubt wäre es für ein vernünftiges Wesen, sich selbst und Andere täuschen zu wollen, auch selbst wenn diese Täuschung nur durch wenige Augenblicke anhält. Es nützet uns nichts zu unserer Rechtfertigung, m. F., daß dieß falsche Gründe sind, wenn wir nicht ihre Falschheit auch selbst einsehen. Und wenn wir nicht deutlich und aus Gründen überzeugt sind, daß und warum der Scherz die Würde eines vernünftigen Wesens nicht verletzt; so können wir uns demselben nie mit völlig ruhigem Gewissen überlassen, so wird er eben darum nie recht aufheiternd für uns. Entnehmen wir hieraus, von welcher Wichtigkeit es sei, daß wir uns deutliche und bestimmte Begriffe darüber, *ob und in welchen Fällen der Scherz erlaubt sei*, verschaffen. Es ist dieß um so nothwendiger, weil in der That kaum irgend ein anderes Vergnügen so leicht in Mißbrauch ausarten kann, als das des Scherzes, so wie im Gegentheile wieder gerade der Scherz es ist, der in dem Munde des Weisen nicht nur die Quelle der unschuldigsten Vergnügungen, sondern auch überdieß ein Mittel nützlicher Belehrungen wird. Ob unsere christliche Religion den Scherz gerade zu verbiete, darüber können wir uns aus folgender Schriftstelle belehren. Ephes. 4, 29—5, 4.

Abhandlung.

Schon aus dem Umstande, m. F., daß uns der heilige Paulus in der gelesenen Stelle nur einen Scherz, der in das Unanständige fällt, nur niedrige Possen, nur Reden, die zur Unzeit angebracht wären, verbietet, schon daraus folgt deutlich genug, daß er nicht jeden Scherz ohne Ausnahme verdamme. Und wenn auch in dem Ausdrucke, der in der Grundsprache seines Briefes vorkömmt, einige Dunkelheit herrscht; so können wir doch aus dem Zusammenhange schließen, daß der ganze Sinn der Stelle kein anderer sei, als den wir soeben angegeben haben. In dieser Auslegung

muß uns auch noch der Anfang des gelesenen Abschnittes bestärken, in welchem gleichfalls nur vor unanständigen Worten gewarnt wird, Reden dagegen, die wahrhaft angenehm für die Zuhörenden sind, nicht bloß erlaubt, sondern sogar empfohlen werden. Kein unanständiges Wort, heißt es, soll je auf euere Lippen kommen; sondern was nützlich, was zur Erbauung dienlich, was wahrhaft angenehm für die Zuhörenden ist, das soll man von euch hören. Und was könnten wir noch für eine deutlichere Erklärung wünschen, als es diejenige ist, die der Apostel uns an einem anderen Orte gibt, wo er sagt: Euere Reden sollen anmuthig und mit Salz gewürzt sein, und auf jede Frage sollet ihr etwas Passendes zu erwiedern wissen! (Koloss. 4, 6.) Doch wenn wir unsere eigene Vernunft befragen, m. F.; so gibt sie uns denselben Aufschluß, den der Apostel gibt; sie zeigt uns aber auch, mit welchem guten Grunde dieser vor der Gefahr des Mißbrauches beim Scherze warne. Um dieser Gefahr desto sicherer zu entgehen, lassen Sie uns zuerst die Erlaubtheit des Scherzes im Allgemeinen darthun; dann die Gegenstände, die er betreffen darf, die Personen, gegen welche wir ihn zu äußern haben, die Zeit, die wir ihm zu widmen, endlich den Zweck, den wir beim Scherze immer beabsichtigen sollen, so genau als möglich, bestimmen.

1. Wenn wir die mancherlei Arten des Scherzes mit einem prüfenden Blicke übersehen, m. F., um das Gemeinschaftliche von allen auszufinden; so bleibt es uns nicht lange verborgen, daß ein jeder Scherz im Grunde nichts Anderes sei, als eine gewisse verkehrte Darstellung der Dinge, nicht in der Absicht erdacht, um zu täuschen, sondern bloß nur um durch die Bemerkung des Abstandes, der zwischen der Sache selbst und ihrer Darstellung herrscht, ein eigenes Vergnügen zu erregen, das, wo es in einem höheren Grade vorhanden ist, die Bewegung des Lachens hervorbringt. Woher es komme, daß die Bemerkung eines solchen Abstandes oder Contrastes Vergnügen gewähre, mag freilich schwer zu bestimmen sein: uns kann es genug sein, zu wissen, daß es aus keiner schon an sich selbst strafwürdigen Quelle entspringe. Oder was für ein sträflicher Grund des Vergnügens könnte hier wohl obwalten? sollte man etwa sagen, daß wir beim Scherze über die Thorheit desjenigen, der eine so verkehrte Ansicht von einer Sache hat, Vergnügen empfinden? Das wäre allerdings ein sehr strafwürdiges Vergnügen: aber unser Bewußtsein gibt uns das Zeugniß, daß es sich nicht so verhalte; wir wissen es, und zwar in dem Augenblicke, da uns der Scherz ergötzet, wissen wir es, daß der Scherzende nicht aus Unwissenheit, sondern aus Absicht die Sache so verkehrt darstelle, und bewundern oft den Witz und die Klugheit, die er an Tag legt. Nein! der wahre Entstehungsgrund jenes Vergnügens, welches wir am Scherze

finden, liege auch noch so tief verborgen: daß es kein böser, lasterhafter Grund sein könne, das ist wohl ausgemacht, dafür bürgt uns unser eigenes Bewußtsein, das im entgegengesetzten Falle niemals aufhören könnte, uns die lautesten Vorwürfe zu machen, so oft wir uns dem Scherze hingeben wollen. — Aber so unschuldig das Vergnügen des Scherzes in seinem Entstehungsgrunde ist, so unschädlich ist es auch in seinen Wirkungen. Denn man sage doch nicht, daß eine gewisse Täuschung theils seiner selbst, theils Anderer bei einem jeden Scherze wesentlich wäre! Eine verkehrte, eine der Wahrheit widersprechende Darstellung der Dinge ist freilich wesentlich bei einem jeden Scherze; aber die ganze Natur dieses Vergnügens verkennt derjenige, der sich einbilden kann, daß der Scherzende jene verkehrte Schilderung von seinem Gegenstande in der Absicht entwerfe, um etwa sich selbst oder sonst irgend Jemand auch nur auf einen Augenblick zu täuschen. Nein! wenn eine solche Täuschung entstände, wenn man den Gegenstand sich wirklich so, wie er geschildert wird, vorstellen würde: so könnte gerade darum kein Lächeln stattfinden; denn dieses entsteht eben nur durch die deutliche Bemerkung, daß zwischen dem Gegenstande und der Beschreibung desselben der offenbarste Widerspruch obwalte. — Mit einem größeren Scheine des Rechtes möchte man noch erinnern, daß man durch öfteres Scherzen allmälig eine gewisse Fertigkeit in falschen Darstellungen erhalte, die sodann Mancher zum Lügen mißbrauchen wird. Aber auch hieraus läßt sich noch nicht die Unerlaubtheit eines jeden Scherzes darthun. Denn jener Mißbrauch ist doch nicht nothwendig; und wenn wir jede Kraft unseres Geistes nur darum unausgebildet lassen wollten, weil ihre höhere Vervollkommnung zu irgend einem Mißbrauche Gelegenheit darbieten könnte: was würde wohl aus unseren Kräften werden, m. F.? welche derselben dürften wir dann entwickeln? ist nicht bei jeder aus ihnen irgend ein Mißbrauch möglich? Vergessen wir hiebei auch nicht, daß die Übung des Witzes, die beim Scherze stattfindet, noch in sehr wesentlichen Stücken von derjenigen Fertigkeit verschieden sei, deren der Lügner zu seiner Täuschung bedarf; und daher kann es denn geschehen, daß eben derselbe Mann, dessen besondere Fertigkeit in unterhaltendem Scherze wir bewundern, gleichwohl nicht einmal fähig wäre, uns durch eine Lüge zu hintergehen. — So bleibt es denn also dabei, daß nicht ein jeder Scherz verdammlich werden könne, selbst vor dem Richterstuhle der strengsten Sittenlehre. Wer ihn daher mit Allgemeinheit verbieten, wer eine so reichhaltige Quelle des Vergnügens, als es der mit Behutsamkeit gebrauchte Scherz sein kann, den Menschen ganz entziehen will: o, der versündigt sich an der Glückseligkeit unseres Geschlechtes; der hoffe keinen Beifall von jenem guten Gott, der seine Geschöpfe zur Fröhlichkeit geschaffen hat, den wir nicht würdiger und auf keine ihm angeneh-

mere Weise verehren können, als wenn wir mit dankbarem Blicke gen Himmel gestehen, daß wir uns froh und glücklich fühlen! Er hat uns nicht umsonst die Gabe des Witzes in so reichlichem Maße geschenkt; nicht umsonst hat er unser Gemüth so wundersam eingerichtet, daß wir der Lust des Scherzes — wir Einzigen auf diesem Erdenrunde, dieses unsinnlichen Vergnügens fähig sind; er will, wir sollen es genießen und es mit Dankbarkeit gegen ihn genießen!

2. Aber so wahr dieß Alles ist, m. F.; so wahr ist es freilich auch, daß dieses Vergnügen sehr leicht ausarten könne, und dann verderblich für uns sowohl, als auch für Andere höchst verderblich werde. Viele Menschen haben sich durch einen einzigen unüberlegten Scherz zeitlebens unglücklich gemacht; und noch weit öfter ist es geschehen, daß man im Scherze die Unschuld gemordet, daß man den guten Namen seines Nebenmenschen mit einer unauslöschlichen Schande gebrandmarkt, daß man dem Herzen seines Freundes eine tiefe, nie wieder zu heilende Wunde beigebracht hat. Damit uns nicht ein Ähnliches begegne, müssen wir also die wichtige Kunst, den Scherz gehörig zu gebrauchen, lernen. Das Erste ist hier, daß wir die Gegenstände, über welche sich unser Scherz ausdehnen darf, genauer bestimmen. Denn daß nicht jede Sache Gegenstand des Scherzes werden dürfe, ist ausgemacht, ob es gleich neuerlich von Einigen geläugnet worden ist; es bleibt dabei, was unsere Alten schon erkannten, daß gewisse Gegenstände viel zu erhaben und viel zu heilig sind, als daß sie je durch Scherz entweihet werden dürften. Denn so unschuldig auch der Scherz an sich genommen sein mag, ein so großer Unterschied auch zwischen dem Lachen über einen gewissen Gegenstand und zwischen dem Verlachen desselben ist, und so wenig nothwendig es ist, daß man dasjenige verachten müsse, worüber man durch eine zufällige Verbindung mit gewissen Nebengriffen einmal gelacht hatte: gleichwohl ist es unläugbar, daß gewisse Dinge zu heilig und zu erhaben für den Scherz sein können. Dinge von der Art nämlich, die für den sinnlichen Menschen leicht alltäglich und gemein werden könnten, wenn er von ihnen öfterer, als es die Noth erheischt, sprechen wollte, die, nur so lange sie noch neu und ungebraucht sind, ihre gehörige Wirkung hervorbringen; Dinge von der Art, an welche der Mensch nur immer mit hohem Ernste und voller Sammlung des Geistes denken muß, wofern er anders will, daß ihre Betrachtung zu gewissen Stunden sein Herz zur Andacht entflammen soll, denen sehr leicht ein oder der andere lächerliche Nebenbegriff, welcher im Scherze mit ihm verbunden worden ist, anhängen bleibt und unsere Andacht stören könnte: Dinge von dieser Art dürfen wir aus den angegebenen Gründen niemals zum Gegenstand unseres Scherzes machen; ich nenne sie zu heilig für den Scherz. Ohne meine Erinnerung,

aus Ihrem eigenen Gefühle werden Sie es entnehmen, m. F., welche heilige Gegenstände hierher zu zählen sind. Alle die heiligen Worte und Redensarten, die hohe himmlische Geheimnisse bezeichnen, alle die Handlungen, die zur Verehrung Gottes festgesetzt sind oder als Sinnbilder der Mittheilung gewisser höherer Gnaden und Wohlthaten betrachtet werden, sind ohne Zweifel den Dingen beizuzählen, die für den Scherz zu heilig sind. — Noch andere Dinge wieder sind zu gefährlich für die scherzhafte Behandlung. Hierunter verstehe ich solche Dinge, die — wofern man sie nicht mit stetem Ernste behandelt, wofern man dem Witze erlaubt, das Reizende, was sie für sich schon haben, durch manche Ähnlichkeit noch zu erhöhen — gefährliche Begierden wecken und das Grab unserer Unschuld werden. Hieher gehören vornehmlich alle diejenigen Anstalten, die unser weise Gott zur Fortpflanzung unseres Geschlechtes auf Erden zu treffen für gut befunden hat. Alles, was sich auf diese Anstalten bezieht, das soll nie Gegenstand des Scherzes werden; denn viel zu reizbar ist unsere Sinnlichkeit, als daß es nicht eines steten Ernstes bedürfte, um unsere Begierden hier in den gehörigen Schranken zu erhalten; viel zu fein sind die Gränzen, die das Erlaubte hier von dem Unerlaubten scheiden; viel zu leicht und zu schnell geschieht hier der Übergang von dem, was an sich edel, erhaben und heilig ist, zu dem, was gemein, niedrig und schändlich ist, als daß der leichtsinnige Witz, dessen Sache es nicht ist, solche Gränzen und Unterschiede zu bemerken, jemals aufhören könnte, bei derlei Gegenständen gefährlich und verderblich zu werden. Weh' daher Jedem, der über Gegenstände des Geschlechtstriebes mit scherzendem Munde spricht! er schändet sich selbst und wird der Verführer seiner Nebenmenschen! Möchte kein Einziger aus Ihnen, m. F., sich je auf diese Art versündiget haben! und wenn es ja geschehen sein sollte: möchten Sie, heute aufmerksam gemacht auf die Wichtigkeit dieses Verbrechens, in Zukunft sich auf das sorgfältigste vor demselben hüten! — Aber auch davor hüten wir uns, daß wir nie über Dinge scherzen, die unseren ganzen Abscheu, oder die unser lebhaftestes Mitleid rege machen sollten. Ich nenne sie zu häßlich oder nach Umständen auch zu bedauernswürdig für den Scherz. Thorheiten, die nicht viel Schaden anrichten, mag man wohl immerhin durch Scherz bestrafen: Verbrechen aber, welche das Wohl der menschlichen Gesellschaft in seinen wesentlichsten Stützen untergraben, Verbrechen, die wir nie ohne ein lebhaftes Gefühl des Abscheues denken sollen — solche Verbrechen würden viel zu gelinde bestraft, wenn wir sie bloß verlachen wollten. Nein! sie verdienen eine noch schärfere Geißel, als die des Spottes ist; und unser eigenes Gefühl müßte darunter leiden, wenn wir bei der Betrachtung eines solchen Lasters noch scherzen, d. h. noch ein Vergnügen aus demselben ziehen wollten. — Aus einem gleichen Grunde geziemt es sich nicht, daß wir bei

Dingen scherzen, welche für irgend einen aus unseren Mitbrüdern von den kläglichsten Folgen sind und uns daher mit dem lebhaftesten Mitleid gegen ihn erfüllen sollten. Ihrem eigenen Nachdenken will ich es überlassen, m. F., um zu beurtheilen, wie häufig man sich im gesellschaftlichen Leben gegen die Regeln, die ich so eben aufgestellt habe, versündige. Ahmen Sie denn das Beispiel Anderer in diesem Stücke nicht blindlings nach; sondern der Gegenstand Ihres Scherzes mögen nur solche Dinge sein, welche durch ihre innere Natur zum Scherze einladen, die weder an Brauchbarkeit für uns verlieren, noch sträfliche Begierden in uns wecken, wenn wir durch witzige Anspielungen auf sie uns selbst und unsere Gesellschafter ergötzen!

3. Aber es ist noch nicht genug, daß wir den Gegenstand unseres Scherzes mit Sorgfalt auswählen: auch die Personen, welchen wir unsere scherzhaften Einfälle mittheilen wollen, müssen berücksichtiget werden. Denn das Vergnügen des Scherzes hat dieses Eigene, daß es nicht wie so viele sinnliche Vergnügungen, sich in sich selbst verschließt, sondern sich mitzutheilen strebt, ja in der Mittheilung erst recht empfunden wird. Wenn wir uns in der Einsamkeit befinden, pflegt uns wohl selten ein scherzhafter Einfall in den Sinn zu kommen. Geschieht es aber: wünschen wir nicht sogleich, daß Jemand da wäre, dem wir ihn mittheilen und mit dem wir uns an ihm ergötzen könnten? Aber gewiß ist es, daß sich nicht Jedermann zu dieser Theilnahme an unseren launigen Einfällen schicke; und wenn wir etwa aus Drang, uns mitzutheilen, auf diesen wichtigen Umstand vergessen, wenn wir Alles und Jedes, was uns die Laune eingibt, dem ersten Besten, der eben vor uns steht, mittheilen: in welche Verlegenheiten dürften wir da bald uns, bald Andere stürzen! Nach einer Sitte, die wenigstens in unseren Ländern allgemein herrschend ist, wird die Mittheilung scherzhafter Einfälle als ein gewisses Geständniß der Gleichheit im Range und der wechselseitigen Vertraulichkeit betrachtet. Nur gegen Personen, die unseres Gleichen sind, die wir noch überdieß kennen, mit denen wir bereits in einiger Vertraulichkeit leben, erlauben wir uns in unserem Umgange denjenigen Grad von freier Heiterkeit des Geistes, bei welcher Scherz zum Vorschein kommen kann. Wer also unbehutsamer Weise es wagt, einen scherzhaften Einfall in der Gesellschaft solcher Personen vorzubringen, welche am Range weit über ihn erhaben zu sein glauben: der wird sehr übel ankommen; er hat ihre Eitelkeit beleidigt; er hat, so glauben sie wenigstens, die Achtung, welche er ihnen schuldig war, vergessen; er schmeichle sich nicht, daß ihm dieß leicht vergeben werde; er mache sich vielmehr gefaßt auf die empfindlichste Rache, auf die empfindlichste Demüthigung! — Aber auch mit Leuten, welche in ihrem bürgerlichen Range tief unter uns stehen, wird es nicht immer rathsam sein, mit aller Unbefangenheit zu scherzen; manche aus ihnen würden dieß nämlich mißver-

stehen, würden aus unserem Betragen gegen sie den Schluß herleiten, daß wir in eine gewisse Vertraulichkeit mit ihnen eingehen wollten, zu der wir uns gleichwohl aus guten Gründen vielleicht nicht herbeilassen mögen. — Und eben dieß ist auch die Ursache, aus welcher wir mit keinem lasterhaften Menschen, er sei von diesem oder jenem Range, vertraulich scherzen dürfen. Unsere Ehre erfordert es, daß wir mit Menschen dieser Art in keiner Vertraulichkeit zu stehen scheinen. Zwingt uns denn also die Noth, mit ihnen umzugehen; so müssen wir sie stets mit einem solchen Ernste behandeln, daß Niemand Arges schließen könne, und daß der Lasterhafte selbst, bei der Entfernung, welche wir von ihm beobachten, niemals Gelegenheit erhalte, uns seine lasterhaften Zumuthungen vorzutragen. Nur gutartige Menschen also, und unter diesen nur solche, die in der bürgerlichen Gesellschaft einen beinahe gleichen Rang mit uns bekleiden, eignen sich ganz zu jenen Gesellschaftern, mit welchen wir das reizende Vergnügen des Scherzes nach aller Herzenslust genießen können. — Doch selbst bei diesen werden wir noch eine gewisse Rücksicht nehmen müssen auf ihre jedesmaligen Verhältnisse und auf den Gegenstand, worüber wir mit ihnen scherzen wollen. Denn nach den Umständen eines Jeden, nach seiner Denkungsart, nach seinen Kenntnissen, nach der soeben bei ihm vorwaltenden Laune kann ein und derselbe Scherz dem Einen die lebhafteste Unterhaltung gewähren, dem Anderen frostig und langweilig erscheinen, dem Einen überaus ergötzend vorkommen, und für den Anderen wegen gewisser Beziehungen, die er darin auf sich und seine eigenthümlichen Verhältnisse zu sehen glaubt, äußerst empfindlich, äußerst beleidigend und kränkend sein. Wenn es die größte Grausamkeit wäre, unserem Gefährten in dem Augenblicke, da er mit arglosem Sinne erscheint, sich mit uns freundschaftlich zu unterhalten, einen vergifteten Dolch mit lächelndem Munde in das Herz zu stoßen: so müssen wir uns auf das sorgfältigste hüten, daß wir bei unserem Scherze nicht etwas dem Ähnliches begehen, wenn wir aus Unachtsamkeit einen Scherz vorbringen, welcher dem Einen oder dem Anderen aus unseren Gesellschaftern, gleich einem Stiche, in das Herz bringt.

4. Doch diesem Fehler werden wir um desto sicherer entgehen, wenn wir bei unseren Scherzen auch auf die Zeit aufmerksam sind, die wir demselben widmen. Denn wie ein jedes Ding seine bestimmte Zeit und Weile beobachten muß und außerhalb derselben nur lästig und beschwerlich fällt; so ist es auch mit dem Scherze der Fall, und um so mehr mit ihm der Fall, da gerade er eine ganz besondere Aufgelegtheit des Geistes voraussetzt, wenn er uns in der That willkommen sein soll. Wenn wir soeben in einem ernsten Geschäfte begriffen sind; wenn wir mit vieler Mühe in eine verwickelte Gedankenreihe soeben eingedrungen sind; wenn wir gewissen wichti-

gen Entdeckungen schon auf der Spur zu sein vermeinen und einen lange verfolgten, stets vor uns fliehenden Begriff schon zu erhaschen glauben: dann kann uns sicher nichts unangenehmer sein, als wenn man uns durch einen übel angebrachten Scherz aus unserem Nachdenken herausreißt. Und wenn die Arbeit, die wir vorhaben, auch minder schwer sein sollte, und wenn es auch an sich nicht unmöglich wäre, seine Gedanken auf diesen und jenen Scherz zu richten und in seiner Arbeit doch gehörig fortzufahren; so sind gleichwohl die wenigsten Menschen im Stande, dieß zu thun; die wenigsten verstehen die Kunst, Scherz und Ernst auf eine kluge Weise zu verbinden; sie werden irre gemacht in ihren Arbeiten und bringen Ungereimtheiten hervor, wenn sie nicht alle ihre Geisteskräfte versammelt anwenden. Und daher können wir es als eine ziemlich allgemeine Regel ansehen, daß wir zu einer Zeit, in welcher ernste Geschäfte verhandelt werden sollen, scherzhafte Einfälle, auch wenn sie unwillkührlich in uns aufsteigen, nicht äußern, sondern unterdrücken sollen, damit wir nicht, wenn auch nicht uns, doch wenigstens unsere Mitarbeiter stören und irre machen möchten. — Aber noch mehr zur Unzeit kömmt der Scherz, wenn unter den Gesellschaftern ein oder der andere sich befindet, der von einem schweren Unglücke betroffen, in tiefe Traurigkeit versunken ist. Derjenige, der hier noch scherzen will mit ihm, ja der überhaupt in seiner Gegenwart allzu viel Lustigkeit äußert: der wird ihm unleidlich, der mehret nur seinen Schmerz und wird sich in den Verdacht eines empfindungslosen, grausamen Menschen bei ihm setzen; ja es fehlt nicht viel, so wird der Unglückliche glauben, daß er wohl gar nur seiner spotte und ein Vergnügen an seinem Unglücke habe. — Und wenn es unschicklich ist, zu einer Zeit zu scherzen, wo nur ein Einziger aus unsern Gefährten in tiefer Trauer ist: wer sollte nicht einsehen, daß es noch weit unschicklicher ist, Tage, die in der ganzen Christenheit mit einer ernsten Gemüthsstimmung gefeiert werden sollen, Tage, welche dem Andenken des Todes unseres Erlösers geheiliget sind, Tage der Buße, die wir nur mit Empfindungen der Reue und der Zerknirschung über unsere Sünden zubringen sollten, mit leichtsinnigem Scherze zu entweihen? Nein, m. F.! so sehr man sich auch in unseren Zeiten über dieß Alles hinauszusetzen pflegt, so sehr man es auch als eine Thorheit darstellen will, bei seinen Belustigungen erst auf Tage zu merken: es ist doch Unrecht, daß man so verfährt; die Sitte unserer frommen Vorfahren war hier wieder die bessere! es liegt uns ob, sie durch unser Beispiel allmälig wieder in Aufnahme zu bringen. — Endlich versteht es sich von selbst, daß alle scherzhaften Gespräche, auch wenn sie zu der schicklichsten Zeit angeknüpft werden, nie lange dauern dürfen; denn das Vergnügen des Scherzes ist eines von denjenigen, deren wir sehr bald müde und überdrüßig werden. So angenehm uns auch der erste und zweite

launige Einfall des Scherzers überrascht hat — wenn er nun immer fortfährt und gar kein Ende zu finden weiß, wenn er uns unaufhörlich zum Lachen reizen will: er wird uns unangenehm und sogar peinlich. Wie unser Leib dabei ermüdet, so wird auch unser Geist am Ende gegen die Reize des Scherzes abgestumpft; und eben derselbe Einfall, der uns zu einer anderen Zeit recht artig vorgekommen wäre, erscheint uns jetzt matt und fade. So müsse sich denn auch in unserem Scherze, m. F., die goldene Regel der Mäßigkeit erweisen; wir müssen auch hier von dem Genuße abbrechen, bevor noch alle Lust darnach gestillt ist; wir müssen die Stunden, welche der fröhlichen Unterhaltung gewidmet sind, nicht ganz mit Scherzen zubringen, sondern auch ernste Gespräche mit untermengen, und eben durch diese Abwechslung uns selbst und Andere nur desto mehr ergötzen.

5. Dieß wird von selbst geschehen, wenn wir den rechten Zweck, den unsere Scherze haben sollen, nie aus den Augen lassen. Auch über diesen einige belehrende Bemerkungen anzubringen, ist eben das letzte Geschäft, das wir noch übrig haben. Der würde sehr irrig daran sein, m. F., der etwa meinen würde, daß der Scherz nie einen anderen Zweck haben könnte, als jene flüchtige Vergnügung, die er im Augenblicke des Genußes selbst gewährt. Nein! wenn sich der Weise vergnügt; so ist ihm das Vergnügen nie oder nur höchst selten Zweck an sich, fast immer dient es ihm als ein Mittel, um andere höhere Zwecke zu erreichen; bald sucht er es auf, um seinen ermüdeten Geist zu erholen und sich zu neuen Arbeiten zu stärken, bald weiß er es zur Übung irgend einer seiner Leibes- oder Geisteskräfte anzuwenden, bald ist es ihm um irgend eine nützliche Belehrung, die er auf diese Art Jemanden unvermerkt beibringen will, zu thun. Den Scherz weiß er zu allen diesen Zwecken auf das vortrefflichste zu benützen. Wie ganz vorzüglich der Scherz geeignet sei, unseren ermüdeten Geist zu erholen und aufzuheitern, das müssen Sie aus Ihrer eigenen Erfahrung wissen, m. F. In der Zerstreuung, die er uns durch seine sonderbare Verbindung der ungleichartigsten Vorstellungen gewährt, liegt der leicht zu begreifende Grund dieser Erscheinung. — Eben so einleuchtend ist es, daß wir den Scherz zur Übung und Ausbildung einer der wichtigsten Geisteskräfte, des Witzes, brauchen können. Nur durch den Witz, nur durch die Vergleichung der verschiedenartigsten Gegenstände und durch die Auffindung gewisser Ähnlichkeiten zwischen ihnen wird ja der Scherz erzeugt. — Nicht minder gewiß ist es, daß mäßige Scherze auch der Gesundheit unseres Leibes zuträglich sind und als Arzeneimittel gebraucht werden können; denn sie befördern den Kreislauf des Blutes, und bringen die ganze Maschine unseres Körpers in eine höhere Thätigkeit und in ein regeres Leben. — Noch wichtiger aber ist es, daß wir die Gabe des Scherzes

benützen können, um uns die Liebe und Zuneigung unserer Mitmenschen zu erwerben; denn derjenige, der jede Gesellschaft durch seinen munteren Scherz zu beleben weiß, wird allenthalben geliebt und aufgesucht. — Jedoch der wichtigste Zweck, zu welchem wir den Scherz benützen können, ist ohne Zweifel der, daß wir durch ihn sehr oft belehren und unterrichten können. Denn sehr viele Wahrheiten, die wir aus dieser oder jener Rücksicht nicht mit trockenen Worten vortragen dürfen: in einem Scherze eingekleidet, können sie recht gut an Mann gebracht werden. Der Weise benützt solche Gelegenheiten; er lehrt und unterrichtet, auch wenn er scherzt. Und dafür weiß man ihm sehr vielen Dank; man liebt denjenigen, der uns in einem Scherze zu verstehen gibt, was wir im Ernste — nur mit einer gewissen Beschämung hätten anhören können. Entnehmen Sie denn aus diesem Allen, m. F., zu wie vielerlei Zwecken doch der Scherz benützet werden könne, entnehmen Sie dieß, um sich darnach in ihrem eigenen Leben zu richten! Dann wird die Gabe des Witzes, die Ihnen Gott verliehen hat, Ihnen nicht, wie so vielen anderen Menschen, zur Verdammniß gereichen: vielmehr Belohnung werden Sie für den Gebrauch, den Sie von dieser Kraft gemacht, von dem gerechten Richter erwarten, und auch in Wahrheit finden. Denn auch zu Ihnen wird er dann sprechen: Wohl dir, getreuer Diener! du hast das Pfund, das ich dir anvertrauet, gewissenhaft verwendet, hast Weniges getreu verwaltet: sieh', darum setze ich dich nun über Vieles! Amen.

XIII.

Von den Vortheilen des Familienlebens.

(Gehalten am dritten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1812.)

1. Moses 2, 18—23.

Eingang.

Sehr merkwürdig ist es, m. F., daß unser Herr und Heiland bei all den ausgebreiteten, unser gesammtes Geschlecht umfassenden Plänen und Unternehmungen, die ihn beschäftigten, doch auch das Leben und Wirken in einem engen Familienkreise niemals ganz aufgegeben hat. Sein Leben gehörte — es ist uns hinlänglich bekannt — in einem weit höheren Sinne, als es von irgend einem Sterblichen gerühmt werden mag, der

ganzen Menschheit an; die ganze Menschheit zu erlösen, war er auf Erden gekommen: nichts destoweniger hielt er es für keinen Raub, nebst ihr auch einer kleinen Familie noch als Mitglied anzugehören. Heilig und unverbrüchlich waren ihm vielmehr die Bande, durch die ihn die Natur selbst an gewisse Personen, an seine vortreffliche Mutter, an seine nahen Anverwandten, welche die Schrift seine Brüder und Schwestern nennt, geknüpft hatte. Als er in seinem zwölften Lebensjahre, da er zum ersten Male den Tempel Gottes besuchte, so glücklich war, die Aufmerksamkeit so vieler angesehener Personen zu Jerusalem auf sich zu ziehen: wie leicht wäre es ihm schon damals nicht gewesen, das enge väterliche Haus zu verlassen, und seiner edlen Wißbegierde in den vornehmsten Schulen des In- und Auslandes und durch den Umgang mit den weisesten Männern seines Zeitalters volle Befriedigung zu gewähren! Wie wenig Jünglinge von einer gleichen Wißbegierde würden in einer ähnlichen Lage wie Er gewählt haben! Ihn sehen wir das Gute, das er im Umgange und an dem Beispiele seines vortrefflichen Elternpaares, Maria und Joseph, lernen konnte, aller der Weisheit vorziehen, die ihm die Schule anbot. Er kehrte, heißt es im Evangelium, nach einem kurzen Aufenthalte von drei Tagen nach Nazareth zurück mit seinen Eltern; blieb ihnen daselbst unterthan und nahm, so wie an Leibesgröße, so auch an Weisheit und an Wohlgefallen bei Gott und Menschen zu. Bis in sein dreißigstes Jahr blieb er im Schooße seiner Familie, und schien bloß ihrer Beglückung zu leben. Erst dann, als es sein höherer Beruf durchaus erforderte, daß er — nicht beibehaltend, wo er sein Haupt hinlege — von einem Orte zu dem anderen ziehe, dann erst trennte er sich von seinen Angehörigen, obgleich die Liebe nicht zuließ, daß er für immer Abschied nahm, denn auch jetzt noch erblicken wir ihn von Zeit zu Zeit wieder bei seiner Mutter, bei seinen Verwandten. Und was am lehrreichsten für uns ist: übt er nicht, selbst als er schon sterbend am Kreuze hängt, noch immer Kindespflichten aus? ist es ihm nicht sein letztes wichtiges Geschäft, so er auf Erden abzuthun hat, für die Verpflegung und den Trost seiner in stummen Schmerz versenkten Mutter zu sorgen? Können wir dieß erwägen, m. F., ohne zu bemerken, welch' einen hohen Werth Jesus auf das Familienleben, auf ein, nicht einsam, sondern gesellschaftlich und in Verbindungen, welche die Natur selbst knüpft und heiligt, geführtes Leben gelegt haben müsse? Zwar ist er nie selbst Oberhaupt einer Familie gewesen; dieß vertrug sich mit seiner höheren Bestimmung nicht: allein, durfte er kein Oberhaupt werden; so suchte er wenigstens ein treues Mitglied zu sein, so trachtete er doch so gesellschaftlich und häuslich, als es bei seinem außerordentlichen Berufe möglich war, zu leben. Thun wir dieß auch so, m. F.? schätzen auch wir den Werth des Familienlebens so hoch, wie Jesus? versprechen auch wir uns

von demselben so wichtige Vortheile, selbst für unsere sittliche Bildung? Ach, ganz anders sind die Gesinnungen der meisten unserer Zeitgenossen beschaffen! Als eine lästige Bürde betrachten sie jene Verbindlichkeiten, die das Familienleben auflegt; klug und glücklich preisen sie Jeden, der diese Verbindlichkeiten schlau zu umgehen weiß, der, ihrem Ausdrucke nach, ganz frei und ungebunden, und nur sein eigener Herr dahin lebt. Je eher, je lieber suchen die Söhne der Aufsicht ihrer Eltern sich zu entwinden; Alles, was sich im väterlichen Hause befindet, ist ohne Reiz für sie, dünkt ihnen abgeschmackt, eckelt sie an: nur außerhalb ihrer Familie, nur in den geräuschvollen Zirkeln der großen Welt glauben sie sich erholen und erfreuen zu können. Und wenn die Triebe der Natur nicht so mächtig wären, und wenn nicht Staatsgesetze selbst jede unordentliche Befriedigung derselben zu strafen drohten: bald, m. F., würde es gar keine eheliche Verbindungen mehr, gar keine häusliche Gesellschaften, keine Familien mehr geben. Die Wichtigkeit dieser Verirrung ist größer, als daß es nöthig wäre, ein Mehreres darüber zu sprechen: möchte es mir nur durch Gottes Hilfe gelingen, etwas Bedeutendes zu ihrer Vertilgung beizutragen, zum wenigsten bei Ihnen bessere und würdigere Begriffe vom Werthe des Familienlebens in Umlauf zu bringen! Ich will es heute dadurch versuchen, daß ich die wichtigsten Vortheile entwickele, die das Familienleben, man mag nun Oberhaupt oder Mitglied in der Verbindung sein, gewährt. Allein, weil diese Vortheile nur dann erreicht werden können, wenn man sich vor gewissen Thorheiten und Fehlern wohl in Acht nimmt; so werde ich in den nächstfolgenden zwei Betrachtungsstunden die gewöhnlichsten derselben zu ihrer Warnung anzeigen. Um uns in unsere Betrachtung einzuleiten, gibt es in Gottes Worte kaum eine schicklichere Stelle, als es diejenige ist, in der der älteste und ehrwürdigste Geschichtschreiber der Welt erzählt, wie eigentlich die erste häusliche Gesellschaft unter uns gestiftet worden sei. Sie ist zu lesen bei 1. Mos. 2, 18—23.

Abhandlung.

Es würde mich zu weit von meinem jetzigen Vorhaben abführen, m. F., wenn ich die wichtigen Lehren, die in dieser kurzen Geschichte liegen, alle herausheben wollte: ich schränke mich vielmehr nur auf die einzige Bemerkung ein, daß also auch Moses über den hohen Werth des Familienlebens beiläufig ebenso, wie unser Herr Jesus dachte. Es ist dem Menschen nicht gut, daß er allein sei! — das ist nach Mosis Meinung ein Grundsatz, den Gottes eigener Ausspruch zum Range ewiger Vernunftwahrheiten erhob. Und eben deßhalb fand es Gott nöthig, die Einführung des

Familienlebens nicht etwa der Willkür des Menschen zu überlaßen; sondern er selbst wurde durch seine unmittelbare Dazwischenkunft der Stifter der ersten ehelichen Gesellschaft, in welche Menschen traten. Ist es nun nicht völlig dieselbe Ansicht der Dinge, welche auch unser Herr voraussetzt, wenn er sagt: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden —?

1. Und wirklich, m. F., wenn wir den Sinn dieser Worte etwas genauer erwägen; so leitet er uns gleich auf den ersten und einleuchtendsten Grund, weßhalb das Leben in der Familie, allgemein betrachtet, große Vortheile gewähren muß. Der Ausdruck — Gott selbst ist der Stifter des Familienlebens: was heißt er nach christlichem Sprachgebrauche Anderes, als daß die Einführung dieses Lebens kein Werk menschlicher Willkür, sondern die Folge solcher Einrichtungen sei, die von Gott selbst herrühren? Nun ist es allerdings ein sicherer Schluß: wenn es durch Einrichtungen, welche Gott selbst getroffen hat, für die Erhaltung und Fortpflanzung unseres Geschlechtes nothwendig ist, daß, wo nicht Alle, doch die Meisten unter uns ein häusliches Leben führen; so muß diese Lebensart im Allgemeinen auch die zuträglichste für uns sein. Ich werde diesen Schluß gleich deutlicher zu machen suchen. Daß unser menschliches Geschlecht gar nicht erhalten und fortgepflanzt werden könnte, wenn alles häusliche Leben unter uns abkommen sollte, ist eine offenbare Sache. Schon die Erzeugung neuer Menschen setzt ein gewisses gesellschaftliches Leben zwischen denjenigen voraus, die ihre Eltern werden sollen. Noch weniger aber kann man sich eine gehörige Pflege und Erziehung der schon zur Welt gebrachten Kinder denken, ohne daß ihre Eltern bei diesem schweren Geschäfte einander wechselseitig zur Hilfe kommen. Betrachtet man endlich die immer beinahe gleiche Anzahl, die von Personen beiderlei Geschlechtes auf Erden zu finden ist; erwägt man, daß der Gesundheit des Menschen nur eine solche Befriedigung seiner Triebe zusagt, welche den Reiz der Neuheit und der Abwechslung vermeidet: so dringt sich beinahe von selbst das Urtheil auf, daß die Verbindung der Ehe nur immer paarweise, und dieß auf Lebenslang geschlossen werden solle. Und dieses Alles, m. F., beruht auf Einrichtungen, welche doch wahrlich nicht die Willkür des Menschen selbst herbeigeführt hat, die auch durch keines anderen geschaffenen Geistes Wirksamkeit bestehen; sondern nur Der allein, der einst den Menschen aus Staub gebildet, der hat ihn auch gleich damals so gebildet, daß diese eheliche Verbindung und dieß Familienleben nothwendig für ihn ist; Gott selbst, Gott wollte es, daß es Familienverhältnisse unter uns gebe. Können wir hieraus nicht mit völliger Gewißheit schließen, daß er nicht bloß Ein und das Andere,

sondern Alles, was sich am Menschen vorfindet, passend zu diesem Zwecke eingerichtet habe? Wie? erfordert es denn die Weisheit unseres Gottes nicht, daß er all seinen Werken das Siegel der Vollkommenheit aufdrücke? Vollkommenheit aber, ist sie wohl da zu finden, wo keine durchgängige Übereinstimmung aller Theile und Einrichtungen zu Einem Endzwecke herrscht? könnte denn also der Mensch vollkommen heißen, könnte er des Schöpfers Meisterstück sein, wenn keine Übereinstimmung in seinen Kräften und Einrichtungen zu finden wäre, wenn ihn der Welturheber zwar zum Familienleben unläugbar bestimmt, aber doch keineswegs Alles so bei ihm eingerichtet hätte, wie es gerade für dieses Leben am besten sich schickt? O, wenn du bei dem Fische, den Gott zum Schwimmen im Wasser bestimmt hat, nicht Flossen und Schuppen bloß, sondern bis auf die kleinsten Theile Alles so eingerichtet findest, wie es für seinen Aufenthalt in den Fluthen sich eignet; wenn du bei jenem Vogel, welcher die Lüfte durchschneidet, nicht Fittige bloß und Federn, sondern auch innere Theile und Einrichtungen, die ihm den Flug zu erleichtern dienen, antriffst: wie magst du doch im geringsten zweifeln, ob auch beim Menschen Alles in Übereinstimmung zu Einem Zwecke stehen werde? Hat ihn der Schöpfer zur Geselligkeit bestimmt: so hat er auch ganz gewiß allen seinen Kräften und Anlagen eine solche Richtung gegeben, daß sie nur in der Gesellschaft und in der häuslichen Gesellschaft nur, ihre vollkommenste Entwickelung finden können; so hat er ganz gewiß ihm solche Neigungen und Triebe eingepflanzt, daß ihre gänzliche Befriedigung nur im Familienleben möglich ist; so hat er ohne Zweifel unser gesammtes Wesen so eingerichtet, daß wir nur dann erst jene höchste Stufe der Vollkommenheit, deren wir fähig sind, ersteigen, wenn wir gehorchend seinen Rathschlüßen, als Mitglieder oder als Oberhaupt einer Familie leben. Und wie kein Thier lange und gesund leben kann, wenn es aus den Umgebungen, für die es Gott geschaffen hat, grausam herausgerissen wird; wie der Fisch, den man dem Wasser entzogen, in wenigen Stunden verschmachtet; und wie der Vogel, den Gott zum freien Fluge geschaffen, versperrt in einem engen Käfig sein Leben freudenleer vertrauert: so, m. F., kann es auch nimmermehr dem Menschen wohlgehen, der einsam und unstät auf dieser Erde umherirrt, und keine Familie anerkennt, mit der er als Oberhaupt oder Mitglied verbunden ist. Nicht weise *müßte* Gott sein, nicht zweckmäßig müßte er die Natur des Menschen *eingerichtet* haben, wenn Beide, der Hagestolze und der Gesellige, ein und dasselbe Loos auf Erden haben sollten! Aber hiermit will ich nicht etwa sagen, m. F., als ob ein Jeder Unrecht thue, der ein einsames Leben führt. Nein! es können allerdings gewisse Eigenheiten, die sich im Körperbaue oder in der Gemüthsart einzelner Menschen befinden, es können äußere Verhält-

nisse, es kann oft selbst eine um desto freiere und ungehindertere Wirksamkeit für das gemeine Beste es fordern, daß Mancher dem gesellschaftlichen Leben entweder ganz oder zum Theile entsage. Personen, die es aus solchem Grunde thun: ferne davon, daß wir sie tadeln dürften, verdienen sie vielmehr Lob und Bewunderung. Ist jene Lebensart, die sie für sich erwählen, gleich nicht von Allen nachzuahmen: so ist sie doch um so verdienstlicher für sie, je mehrere Beschwerlichkeiten, je größere Opfer und Verzichtleistungen selbe von ihnen fordert, je reiner und edler endlich auch der Beweggrund ist, aus welchem sie sich zu ihr entschloßen haben.

2. Ob und wiefern ein solcher Fall auch bei uns selbst vielleicht vorhanden sei, m. F., das werden wir um desto richtiger beurtheilen können, wenn wir die wichtigsten Vortheile, die das Familienleben gewährt, im Einzelnen noch bestimmter kennen lernen. Wundern Sie sich nicht, wenn ich es gleich als den ersten Vortheil des Familienlebens rühme, daß es uns mancherlei neue Verbindlichkeiten und Pflichten auflege, durch deren gewissenhafte Erfüllung wir unsere sittliche Vollkommenheit überaus erhöhen können. Nicht völlig richtig nämlich ist die Behauptung, die man oft selbst aus dem Munde solcher Personen hört, die einer, mehr als gemeinen Vollkommenheit sich zu befleißen vorgeben „je weniger Pflichten und Obliegenheiten der Mensch auf „sich genommen habe, um desto besser sei es; denn um so weniger werde er „zu verantworten haben." Es ist freilich wahr, daß Menschen, welche gewisse Pflichten und Obliegenheiten mit aller Feierlichkeit auf sich genommen haben, und sie am Ende gleichwohl nicht erfüllten, durch diesen Leichtsinn eine weit schwerere Verantwortung auf sich laden, als etwa jener, der seiner Schwäche bewußt, gleich anfangs nicht gelobt, was er zu leisten sich nicht stark genug gefühlt hat. Aber hieraus folgt im geringsten nicht die Lebensregel, alle Verbindungen, in denen man einige neue Verpflichtungen auf sich nehmen müßte, ängstlich zu meiden und zu fliehen. Denn wofern anders diese Verpflichtungen nichts an sich Nutzloses enthalten; wofern anders aus ihrer Beobachtung uns oder Anderen ein mehrerer Vortheil zuwachsen würde; wofern wir endlich auch Kräfte in uns fühlen, um solchen Obliegenheiten nachzukommen: so ist nicht zu vergessen, daß schon von jenem Augenblicke an die Pflicht für uns bestehe, in jene Verhältnisse wirklich zu treten, und die Obliegenheiten, die sie mit sich führen, wirklich auf uns zu nehmen. Jenen Verhältnissen können wir allenfalls entfliehen; jenen Obliegenheiten entfliehen wir aber nicht, wo wir uns immer hinwenden. Denn wer das Gute zu thun vermag — ruft das Wort Gottes uns zu — und es nicht wirklich thut, dem ist es eine Sünde. Lassen Sie uns hievon die Anwendung auf das Familienleben machen! Wem aus uns sollte es nicht

einleuchtend sein, daß die Verbindung mit einer Familie, man werde nun Oberhaupt oder nur Mitglied in derselben, zwar eine Menge neuer Obliegenheiten erzeuge, aber auch durchaus nur Obliegenheiten von einer solchen Art, aus deren Erfüllung die wichtigsten Vortheile für ihre Mitglieder entspringen? In jeder anderen Gesellschaft auf Erden gibt es mehr oder weniger Gesetze und Verordnungen, die bloß dem Irrthume ihr Dasein danken, und doch befolgt werden müssen, solange die gesetzgebende Gewalt sie noch nicht aufgehoben hat. Nur in der häuslichen Gesellschaft gibt es von solchen nutzlosen Verordnungen nicht eine Spur; Alles, was hier als Pflicht geboten ist, das bringt auch wirklich Nutzen. Und wem? Nicht etwa Fremden, nein: unsern eigenen Angehörigen, eben denjenigen Personen bringt es Nutzen, die wir zu lieben durch die Natur selbst angewiesen sind. Sollte denn also nicht Jeder, der volle Gelegenheit hat, in der Familie zu leben, sollte er sich nicht wirklich versündigen, wenn er es unterläßt, nicht in der Absicht unterläßt, um etwas Besseres zu thun, sondern — aus Trägheit, aus Furcht vor Arbeit und Sorgen, aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit? Er unterläßt ja Gutes, was er zu thun vermag! Wenn er Gelegenheit gehabt, Oberhaupt einer Familie zu werden: hätte er nicht der Freund und Rathgeber, der Lehrer und Tröster, der Beschützer und Pfleger einer geliebten Gattin werden können? hätte er nicht für die Erhaltung der Gesundheit seiner Kinder, für die Bewahrung ihrer Unschuld, für ihren Unterricht, für eine solche Einführung derselben in die bürgerliche Gesellschaft sorgen können, wobei sie den Posten, der ihren Kenntnissen und Kräften angemessen ist, gefunden hätten? hätte er nicht allen seinen Hausgenoßen ein Vorbild in jeder Art von Tugend und Vollkommenheit werden können? Welche Gelegenheit zum Guten hat nicht der Sohn einer Familie, so lange er im väterlichen Hause weilt? soll er je aufhören, seinen Eltern Beweise der dankbaren Liebe und des Gehorsames zu geben? soll er die Schwachheiten derselben nicht mit Geduld tragen? soll er in ihrem Alter nicht für ihre Verpflegung und für die möglichste Versüßung ihrer letzten Lebenstage sorgen? soll er nicht alle seine Geschwister mit zärtlicher Liebe behandeln? soll er den älteren nicht Achtung und Nachgiebigkeit beweisen, den jüngeren sich als ein würdiges Beispiel ihrer Nachahmung darstellen? Und so, m. F., so hat ein jedes Glied der Familie auch seine eigenen Obliegenheiten, deren Erfüllung zum Nutzen der Übrigen dient. Auch selbst derjenige, der einer Familie nicht eigens angehört, der nur als Aufgenommener in ihrem Schooße lebt, hat nützliche Obliegenheiten gegen dieselbe. Oder ergibt sich nicht täglich Gelegenheit, bald diesem, bald jenem Gliede der Familie eine mehr oder minder wichtige Gefälligkeit zu erweisen? kann er durch seine Gegenwart, durch jene Grundsätze, von denen er sich beseelt zeigt, und durch

das Beispiel, das er gibt, nicht Vieles beitragen, daß Tugend und Glückseligkeit in diesem Hause herrschender werde? Und wer dieß Alles thut, wer diese Pflichten alle auf das vollkommenste erfüllt: wie vieles Gute hat er nicht gestiftet! wie viele Menschen verdanken ihm nicht einen bald größeren, bald geringeren Theil ihrer Glückseligkeit und Tugend! wie viele Freude gewährt ihm nicht auch der Anblick dieses Guten! wie sehr ermuntert er ihn nicht, zu versuchen, ob sich das Gute, das er im Kreise dieser Familie gestiftet hat, nicht etwa noch weiter ausbreiten ließe auf seine übrigen Mitbürger! zu welcher Stärke und Vollkommenheit muß nicht die Neigung zum Wohlthun und jede Tugend der Geselligkeit erwachsen, wenn sie so vielfältig geübt wird! Und so behaupte ich denn, wenn ich vom Menschen im Allgemeinen, und nicht von einzelnen Ausnahmen rede: nur im Familienleben könne er die höchste ihm erreichbare Stufe sittlicher Vollkommenheit ersteigen. Nicht in der Schule muß er die Tugend zu erlernen hoffen, nicht in der Schule, wo ihm nur todte Begriffe von ihr beigebracht werden können: im Leben muß er die lebendige erlernen, und im Familienleben hat er vor allem Anderen die Gelegenheit, sie auf die leichteste Art zu erlernen. Hier fängt der Unterricht vom Allerleichtesten an, von der Erfüllung seiner Pflichten gegen Personen, die ihm durch den Naturtrieb selbst lieb und werth geworden sind. Hat er sich hier erst geübt; hat er gelernt, auf sich selbst aufmerksam zu sein, seine Begierden zu beherrschen, Anderen zu Liebe etwas von seinem eigenen Vortheile zuweilen aufzuopfern; hat er erst Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Gattin und Kinder lieben gelernt: wohlan! durch diese sanften Bande knüpft die Natur ihn an das All der Dinge; durch diese Liebe zu seinen Anverwandten führt sie ihn unvermerkt zu einer allgemeinen Menschenliebe. Wer sich erst Manches versagt um seiner Angehörigen willen, der wird schon nicht mehr bloß von niedriger Selbstsucht beherrscht; bald wird er fähig sein, sich auch um fremder Menschen willen zu einem kleinen Opfer zu entschließen. Da es nur eine seltene Ausnahme ist, daß man durch einen Sprung besser, als durch die Betretung aller Mittelstufen, aufsteigt; so gilt es auch beinahe allgemein vom Menschen, daß er nur im Familienleben zu jener höchsten Stufe sittlicher Vollkommenheit gelange, die für ihn überhaupt erreichbar ist. Und die Erfahrung selbst bestätigt, was ich hier sage, m. F., auf das vollkommenste. Oder pflegt man nicht insgemein zu bemerken, daß Menschen, die verehelicht oder doch einverleibt in einer eigenen Familie leben, mehr Liebe zur Ordnung, mehr Fleiß und Arbeitsamkeit, mehr Treue und Verläßlichkeit in ihren Versprechungen beweisen, als jene Unstäten, welche kein eigenes Dach und Fach auf Erden haben? hat man nicht eben deßhalb die Anzahl dieser Letzteren in allen weiseren Staaten selbst durch Gesetze zu beschränken gesucht? ist

der wohlthätige Einfluß, den das Familienleben auf die Veredlung des menschlichen Herzens hat, nicht den Gesetzgebern der ältesten Völker schon einleuchtend gewesen?

3. Aber nicht minder wichtig, m. F., nicht minder wichtig, als die Veredlung des Herzens, ist das Familienlenleben auch für die Erhöhung unserer Glückseligkeit auf Erden. Denn es gewährt uns — und dieses ist eben der zweite Vortheil desselben — die reinsten und edelsten Vergnügungen, welche durch eine gemeinschaftliche Theilnahme noch mehr erhöhet werden. Indem ich dieß sage, versteht es sich freilich, daß ich von' solchen Familien spreche, deren wichtigste Glieder wenigstens von allen gröberen Fehlern und Unarten frei sind. Gelegenheit nämlich zu unserer sittlichen Vervollkommnung finden wir allerdings in einer jeden Familie, wie ihre Mitglieder immer beschaffen sein mögen; ja, böse und thörichte können uns oft nur desto mehr Veranlassung geben, uns in Geduld und manchen anderen Tugenden zu üben. Nicht also ist es mit unserer Ruhe und Glückseligkeit der Fall. Diese, das läugne ich nicht, leidet gar sehr darunter, wenn vielleicht eben die vornehmsten Glieder der Familie, welcher wir zugehören, mit groben Fehlern und Unarten behaftet sind. Im Gegentheile aber, wenn dieses nicht der Fall ist, wenn wir mit einer Familie verbunden sind, deren einzelne Glieder die Pflichten kennen und erfüllen, die ihnen obliegen: welch' eine reichliche, eine nie versiegende Quelle der edelsten Freuden ist dann für uns geöffnet! Daß uns schon das Bewußtsein des vielen Guten, das wir in unserer Familie stiften, mit Freudigkeit erfüllen werde, habe ich bereits erinnert. Das Gute nämlich, welches wir für das Allgemeine thun, o! es verliert sich unter der Menge; es ist ein Tropfen, der in's Meer fällt; höchst selten wird uns das Glück zu Theil, die Früchte unserer Bemühungen mit Augen schauen zu können. Ganz anders lohnt sich dagegen, was wir im engen Kreise unserer Familie und für die Mitglieder derselben thun. Wenn Sie von heute an, m. F., den edlen Vorsatz fassen, Jeder in der Familie, in der Sie gegenwärtig leben, des Guten so viel, als Ihnen möglich wird, zu stiften; wenn Sie mit jedem Tage bald diesem, bald jenem im Hause eine bald mehr, bald minder wichtige Gefälligkeit erweisen; wenn Sie durch Ihr Betragen Allen ein Muster der Nachahmung geben; wenn Alles im Hause besser, zufriedener, glücklicher seit Ihrem Aufenthalte ist: wie sollten nur Sie allein, die Urheber all dieses Guten, nichts davon bemerken? steht es denn etwa in weiter Ferne von Ihnen, dieses Gute? oder verbirgt es etwa die Mißgunst oder die falsche Schamhaftigkeit absichtlich Ihren Blicken? Aber es ist ja bekannt, daß die unedlen Regungen der Mißgunst oder der falschen Schamhaftigkeit sich gegen Niemand weniger, als gegen solche Personen äu-

Zern, die der Familie, zu der man selbst gehört, einverleibt sind, in deren Vorzügen sich Jeder selbst geschmeichelt sieht. Gewiß also, wenn Sie nur Ihre Pflichten wirklich alle gewissenhaft erfüllen; so wird Ihnen der Lohn der Liebe und der Schätzung bei Ihren Angehörigen auch nicht entgehen. Und welch' ein herzlicher Lohn ist nicht der Lohn der Liebe und der Schätzung — der Liebe und der Schätzung, nicht von einem Fremdlinge, der uns nicht kennt, sondern von solchen Personen, die uns ganz nahe umgeben, die unseren Werth oder Unwerth aufs allersicherste zu beurtheilen vermögen, denen auch so wenig möglich wäre, sich zu verstellen, falls sie es nicht mit Ihrer Liebe aufrichtig meinten! O, das Bewußtsein, von solchen Personen geliebt und geschätzt zu werden: wie übertrifft es nicht Alles, was uns die arme Welt zum Lohne für unsere Verdienste anbieten kann! Ihre gewöhnliche Belohnung ist, wie bekannt, der Undank; meistens erkennt sie das Gute nicht einmal, welches wir ihr mit so vieler Aufopferung erwiesen haben. Doch — sie erkenne es, sie lasse es sich einmal beikommen, uns recht auszeichnend zu belohnen: was hat sie denn, das sie uns schenken möchte? Sie kann uns Reichthümer schenken: aber erhalten wir, wenn sie uns diese schenkt, Etwas für uns? erkennen wir es nicht als eine Pflicht, dergleichen Reichthümer, wenn sie der Zufall in unsere Hände führt, wieder von uns zu thun und an Arme zu vertheilen? Sie kann uns Lobgedichte singen: aber wie müssen uns diese aneckeln, wenn wir bedenken, daß aus demselben Munde auch das Lob des Narren ertönt! Sie kann uns mit Ordensbändern behängen, uns Ehrensäulen errichten, kann uns das Höchste zusagen, unseren Namen in den Jahrbüchern der Geschichte Unsterblichkeit verleihen: aber dieß Alles bietet sie auch den Unwürdigen an; und wir empfinden noch ein ganz anderes Bedürfniß, das hiemit nicht befriedigt wird. Liebe, Liebe heißt das große Bedürfniß, dessen Befriedigung allein uns wahrhaft glücklich machen kann; und Liebe, m. F., können wir nur in dem Schooße einer Familie mit Sicherheit finden! Hier aber finden wir sie auch wirklich, wofern wir anders der Liebe würdig sind. Denn die Mitglieder unserer Familie sind es, die unser Inneres kennen; sie wissen es, ob wir es aufrichtig mit allem Guten meinen oder nicht; sie sehen ja doch unser Bestreben, bei jeder Gelegenheit und in jedem Stücke ihnen gefällig zu sein: wie sollten sie uns nicht liebgewinnen? Doch welche Vortheile wird uns diese Liebe bringen? Personen, die wir lieben, und von denen wir wissen, daß auch sie uns lieben: empfinden wir nicht schon bei dem bloßen Anblicke, schon bei dem bloßen Gedanken an sie ein inniges Vergnügen? frohlockt das Herz der Mutter nicht, so oft die Rede fällt auf ihre wohlgerathenen Kinder? verweilt des Bruders Auge nicht mit stillem Wohlgefallen an den bekannten Zügen seiner geliebten Geschwister? Und wie erfinderisch sind

nicht die Personen, die sich lieben, in der Hervorsuchung alles desjenigen, was dem Anderen Freude machen kann! wie sorgfältig und wie so glücklich in ihrer Sorgfalt sind sie nicht, alles dasjenige, was dem geliebten Gegenstande unangenehm sein könnte, zu entdecken und zu entfernen! Wer so geliebt wird von den Seinigen: wie viele Vergnügungen werden ihm nicht jeden Tag hindurch zu Theil! wie viele Anlässe zur Unzufriedenheit werden nicht, ehe er sie noch bemerkt, beseitigt! Wenn aber erst dem oder jenem Familiengliede ein seltenes Glück zu Theil wird, wenn irgend einer seiner Wünsche ihm in Erfüllung geht: wie ist nicht dieser Tag zugleich für alle übrigen ein wahrer Freudentag! und wie gewinnt das Glück, so ihm zu Theil geworden ist, in seinen Augen nicht an Werth und Wichtigkeit gerade dadurch, daß er die übrigen Alle so lebhaft miterfreut sieht! Jedoch, es bedarf nicht erst besondere Anlässe, damit sich eine Familie, welche im guten Einverständniße lebt, gemeinschaftlich freuen könne; denn auch die kleinen, alltäglichen Annehmlichkeiten des Lebens genießt sie mit gegenseitiger Theilnahme, mit erhöhter Empfindung. Das mäßige Mahl, welches sie einnimmt: wie sehr wird nicht durch den Anblick lieber und gewohnter Tischgenossen, durch ihre munteren Gespräche, durch ihre unschuldigen Scherze seine Annehmlichkeit und sein Gedeihen befördert! Die ganze Natur, wie leer und öde ist sie nicht für denjenigen, der verlassen und einsam durch ihre Gefilde zieht! wie so viel heiterer aber lachen uns ihre Gefilde entgegen, wenn wir sie an der Hand eines geliebten Freundes durchwandeln! Wer endlich dann, nachdem er des Tages Last und Hitze getragen, ermüdet durch nützliche Thätigkeit, in den Schooß seiner geliebten Familie zurückkehrt: welch eine angenehme Erholung, welch eine süße Ruhe findet er nicht bei ihr! Häusliche Feste und Belustigungen, wie Vieles haben sie doch vor jenen lärmenden Vergnügungen, die man an öffentlichen Orten zu genießen pflegt, voraus! Nur dort, nur in dem vertrauten Kreise der Unsrigen wird es uns ja vergönnt, uns all des Zwanges, all der Verstellung zu entledigen, welche die Lebensart beim Umgange mit Fremden eingeführt hat; unsere Gesinnungen, unsere unschuldigen Einfälle, wie sie uns kommen, zu äußern, ohne zu fürchten, daß wir uns Mißhelligkeiten und Ahndungen zuziehen werden; zu sprechen, wie wir denken; zu thun, was uns gefällt. Und wer sind diejenigen, in deren Gesellschaft wir uns erfreuen? sind es nicht unsere nächsten Anverwandten, unsere geliebten Eltern, unsere Geschwister, Gattin und Kinder? Ja Personen also, die uns so nahe angehen, sehen wir jetzt vor uns, sehen, wie wohl sie sich befinden, und wie vergnügt sie sind. Und dieser Anblick sollte uns nicht ergötzender sein, als das wilde Freudengeschrei von Menschen, die uns ganz fremd sind? O, es ist ausgemacht, m. F.: wer kein ganz gefühlloses Herz besitzt, muß die Vergnügungen, die man im häuslichen Kreise

genießet, allen den öffentlichen Zerstreuungen und Lustbarkeiten, so prunkvoll sie auch immer sein mögen, bei weitem vorziehen.

4. Aber das menschliche Leben ist freilich keine ununterbrochene Reihe von Freuden und Vergnügungen; es wird bei Jedem aus uns mehr oder weniger auch mit Leiden und Widerwärtigkeiten gemischt sein. Jedoch gerade hier ist es, wo das Familienleben sich in seinem wohlthätigsten Lichte zeigt; denn eben der letzte Punkt, den wir mit wenigen Worten berühren wollen, ist es, daß alle Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens durch die Verbindung mit einer Familie gemildert werden. Wer weiß es nicht, wer hat es nicht an sich selbst schon erfahren, wie sehr die Theilnahme, das fromme Mitleid, das man uns bei einem Unglücksfalle zollt, die Bitterkeit unseres Geschickes zu mildern pflege? und diese Theilnahme, dieß fromme Mitleid, wo finden wir es gewisser, lebhafter, aufrichtiger, als in dem Kreise derjenigen, welche durch Bande der Natur mit uns verknüpft sind? Setzen wir, m. F., gewisse wohlmeinende Versuche wären uns fehlgeschlagen, die süße Hoffnung, jetzt unseren Wirkungskreis zu erweitern, wäre uns vereitelt worden, boshafte Menschen hätten unseren guten Namen und Ruf befleckt und gebrandmarkt: wo wir uns hinwenden, weiset man uns mit frostigen Bemitleidungen, auch wohl mit Achselzucken, mit Spott und Hohn zurück — nur in dem Kreise der Unsrigen werden wir eine Theilnahme, die uns wohlthut, finden. Die Unsrigen kennen die Redlichkeit unserer Absicht; sie wissen, was wir geleistet; sie heucheln auch nicht in ihrem Mitleide; Thränen, der Menschheit ewige Beglaubigung, sehen wir in ihren Augen. Wohl uns, um dieser Thränen willen! wir sind noch nicht so unglücklich, als es die Welt vermeint; denn wir sind auch noch nicht so böse, als sie glaubt. Hier diese Thränen sind uns der Beweis unserer Unschuld sowohl, als der Ersatz für alle Unbilden, die wir erfahren haben! Aber nicht Mitleid bloß, m. F.: oft auch werkthätige Liebe ist bei den Unsrigen zu finden; denn, was Gott in die Macht des Menschen nur gelegt hat, das wird ihr liebendes Herz zur Linderung unserer Schmerzen versuchen. Fesselt uns etwa eine gefährliche Krankheit an unser Lager: ach, wo können wir eine getreue Wartung und Pflege, wo zärtlichere Hände, wo eine gespanntere Aufmerksamkeit in der Entfernung alles dessen, was unseren Schmerz vermehren, unsere Gefahr vergrößern könnte, finden, als in dem Kreise derjenigen, welche durch Bande der Natur mit uns verknüpft sind? O, während wir anderwärts unter der Pflege fremder Menschen ein gewisser Raub des Todes gewesen wären: der Fleiß, die Liebe, die heißen Fürbitten der Unsrigen bei Gott, haben uns noch das Leben erhalten! Und so bestätigt es sich, daß es für jedes Mißgeschick in diesem Leben irgend ein Gegenmittel, irgend ein Labsal wenigstens in

dem Vorrathe einer geliebten Familie gebe. Zu stürmisch, ach zu stürmisch ist die Fahrt durch das Erdenthal, als daß es gerathen wäre, einsam und ohne Gefährten sich auf das kleine Schiff, das uns hindurch führen soll, zu wagen. Aber weise und gütig hat uns Gott Gesellschafter gegeben; in ihrer Vereinigung sind wir das zu thun fähig, was uns allein zu ohnmächtig finden möchte. Hand in Hand, so sollen wir wandeln, so wird uns jedes Ungemach des Lebens leicht, zum wenigsten erträglich. Wahr ist das Wort: Es ist dem Menschen nicht gut, daß er allein sei. Ein jedes Thier — heißt es an einem anderen Orte — hält sich zu seines Gleichen: darum soll sich auch der Mensch zu seines Gleichen halten. Amen.

XIV.

(Fortsetzung.) Von den wichtigsten Fehlern, die das Familienglück zerstören.

(Gehalten am vierten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1812.)

1. Tim. 3, 1—7.

Eingang.

Zu wünschen wäre es, m. F., daß ebendieselben Regeln, welche der h. Apostel Paulus hier für die Erwählung eines Aufsehers in der Gemeinde aufstellt, auch heutzutage noch beobachtet würden, und nicht nur bei der Besetzung geistlicher, sondern auch aller anderen wichtigen Ämter und Würden im Staate beobachtet würden. Wo immer ein Amt von großer Wichtigkeit, ein Amt, zu dessen gehöriger Verwaltung viel Eifer und Gewissenhaftigkeit vonnöthen ist, aus dessen Vernachläßigung ein sehr bedeutender Schaden für die Gesellschaft entstände; wo immer ein solches Amt zu besetzen ist: da sollte man billig nur immer Männer auswählen, die einen mehr als gemeinen Grad von sittlicher Güte und Vollkommenheit bewiesen haben, Männer, die als die besten und vortrefflichsten in ihrem Zeitalter betrachtet werden können. Das ist es wenigstens, was der Apostel in unserem Texte will. Denn weil das Amt eines Aufsehers in der Gemeinde, nach seinem Ausdrucke, ein sehr edles Gut ist, eben aus diesem Umstande zieht er die Folgerung, daß man zu diesem Amte nur einen solchen Mann

erwählen müsse, der von ganz unbescholtenem Rufe ist, der nur mit Einem Weibe lebt, der nüchtern und gesetzt, von gutem Anstande, gastfrei und geschickt im Lehrfache ist, der nicht dem Trunke ergeben, auch nicht zanksüchtig oder geizig ist, der seinem Hause gut vorsteht und gehorsame und wohlgesittete Kinder erzogen hat. — Es leuchtet von selbst ein, m. F., von welcher aus diesen Forderungen wir heutzutage am weitesten abgekommen sind. Daß jener Mann, dem wir ein wichtiges Amt anvertrauen, die zur Verwaltung desselben nöthigen Kenntnisse besitze, daß er durch keine grobe Ausschweifungen sich entehre, daß er vom guten Anstande sei, auf alle diese Erfordernisse sehen wir einigermaßen wohl noch immer: aber wornach wir am allerwenigsten fragen, was uns durchaus nicht unter die Erfordernisse zu einem guten Staatsmanne zu gehören scheint, das ist der Umstand, ob er auch seinem Hause gut vorstehe, ob er gehorsame und wohlgesittete Kinder erzogen habe. O, nein; wie das Familienleben eines Mannes beschaffen sei: nach diesem Umstande forschen wir nicht, wenn wir denselben zu einem Staatsmanne bestimmen wollen. Familie und Staat, vermeinen wir, gehen einander sehr wenig oder gar nichts an, und es kann Jemand ein vortrefflicher Staatsbürger sein, auch wenn er ein sehr schlechtes Familienglied sein sollte. Gerade umgekehrt aber urtheilt der h. Apostel, gerade auf diesen Umstand, der uns so gleichgiltig dünkt, legt er ein ganz besonderes Gewicht. Denn eben bei diesem Stücke verweilt er in unserem Texte am längsten, fügt auch einen besonderen Grund hinzu, warum er diese Eigenschaft verlange. Denn, schreibt er, wer seinem eigenen Hause nicht gut vorzustehen weiß: wie wird er der Gemeinde vorstehen? Und wahrlich, er hat vollkommen Recht, der h. Apostel; und wir würden gewiß unendlich besser daran sein, und unsere wichtigsten Ämter im Staate würden unendlich besser besetzt sein und verwaltet werden, wenn wir, aufmerksam auf den Wink, den er uns gab, nur immer Männer anstellten, die ihrer eigenen Familie gut vorzustehen wissen. Denn wie kann es anders sein? Eine kleine Familie gut regieren, ist dort gewiß unendlich leichter, als an der Regierung eines ganzen Landes Theil zu nehmen! Wer nun das Leichtere nicht trifft: wie wollen wir von ihm das Schwerere erwarten? wer seine eigene Gattin und seine Kinder, die er doch stets um sich hat, nicht weise und tugendhaft, nicht froh und glücklich zu machen versteht: wie können wir erwarten, daß er ganze Gemeinden und Völkerschaften aufklären, bessern und beglücken werde? und wer die Pflichten nicht erfüllt, welche er seinen eigenen blutsverwandten Personen schuldig ist, mit denen er durch Bande der Natur verknüpft ist: wie können wir uns von ihm versprechen, daß er die Pflichten gegen Fremde erfüllen werde? Ach, er ist ja kein guter Mensch: ein Bösewicht! er haßt sein eigenes Fleisch und Blut: wie können wir von

ihm erwarten, daß er uns lieben und beglücken werde? — Aber auch umgekehrt, m. F., wenn wir bemerken können, daß Jemand in seiner Familie, er sei nun Oberhaupt oder Mitglied, alle die Pflichten erfüllt, die ihm hier obliegen, daß er die Zierde und der Stolz, daß er die Freude der Seinigen ist; dann ist es wirklich schon mehr als wahrscheinlich, daß er ein guter edler Mensch sei, und folglich auch als Staatsbürger den Einfluß, den man ihm auf Tausende einräumen will, zu ihrer wirklichen Beglückung anwenden werde. Wie nothwendig ist es also nicht für Sie Alle, m. F., die Sie einst zu den höheren Ämtern und Würden im Staate zu gelangen wünschen, daß Sie die Kunst, in der Familie zu leben, lernen! Gesetzt, der Staat würde dieß auch noch lange nicht zu einer Bedingung Ihrer Aufnahme in seine Ämter machen: Ihr eigenes Gewissen müßte Sie doch für unwürdig erklären, in diese Ämter einzutreten, solange Sie nicht diese Kunst besitzen und mit gesegnetem Erfolge ausüben. Aber was brauche ich erst Beweggründe von dieser Art? Das Glück, das man im Schooße einer Familie genießt, deren Mitglieder mit einander, so wie sie sollen, umgehen, ist ein so hohes, ist ein so überschwengliches Glück, daß man bloß seinetwegen schon Alles aufbieten sollte. Ja, m. F., wofern es mir neulich gelungen ist, Ihnen nur einen schwachen Schattenriß von diesem Glücke zu entwerfen; so zweifle ich nicht an Ihrer Begierde, die wichtigsten Fehler kennen zu lernen, die so oft Ursache sind, daß die Menschen den Genuß dieses Glückes entbehren. Ich will es mit Gott versuchen, Sie heute und in unserer nächsten Betrachtungsstunde auf die gewöhnlichsten dieser Fehler aufmerksam zu machen. Der Himmel selbst entzünde einen heiligen Abscheu vor diesen Fehlern in Ihren Herzen, und lehre Sie durch die Vermeidung derselben glückliche Mitglieder Ihrer Familie sein und werden!

Abhandlung.

Wer die zahllose Menge unglücklicher Familien, die es besonders in allen größern Städten gibt, in Erwägung zieht, m. F., der wird nicht wenig bestürzt darüber, daß doch das reinste und edelste Glück des Menschen, das häusliche, so selten anzutreffen sei; er möchte beinahe zu glauben anfangen, als müsse es eine, wer weiß wie schwere Kunst für den Menschen sein, zufrieden und glücklich in seiner Familie zu leben. Doch die Erfahrung selbst ist es, welche uns von der Irrigkeit dieser Meinung hinlänglich überzeugen kann, wenn sie uns oft in einer niedrigen Hütte den Anblick einer ganz ungebildeten und doch recht froh und glücklich lebenden Familie darbeut. So ist es denn also nur die Verirrung von dem geraden Laufe der Natur, nur die Verkünstelung der Menschen, ihre heftigen Begierden und Leidenschaften, nur ihre Thorheiten und Laster, die das Fami-

lienglück unter ihnen zu einer so seltenen Erscheinung machen. Die Wahrheit dieser Behauptung wird durch dasjenige, was ich soeben vorzubringen habe, hoffentlich Allen einleuchtend werden.

1. Denn soll ich heute die Quellen anzeigen, die das Familienglück vergiften: so muß ich geradezu gestehen, daß fürs Erste schon jede grobe, lasterhafte Gesinnung, ja jedes einzelne grobe Verbrechen mit dem Genuße des Familienglückes in unvereinbarlichem Widerspruche stehen. So ist es wirklich, m. F.; der Lasterhafte kann zwar — wer wollte es, was wir mit Augen sehen, läugnen? — sich in Besitz manches irdischen Gutes versetzen. Durch Schlauheit im Handel und Wandel, durch den Gebrauch bald mehr bald weniger unerlaubter Bereicherungsmittel, durch Härte und Grausamkeit, durch Lug und Trug und falsche Eidschwüre kann er sich Schätze aufhäufen; durch seinen Reichthum kann er Alles herbeischaffen, was Gaumen und Sinne kitzelt; durch Schmeichelei und durch Verstellungskunst kann er sich Ehre und Ruhm bei seinen Zeitgenossen erwerben, durch Glück und Gunst der Großen kann er von Würde zu Würde aufsteigen; durch die Ausführung einiger Pläne, die scheinbar gemeinnützig sind, kann er selbst die betrogene Nachwelt glauben machen, daß er ein hochverdienter Mann gewesen sei. Dieß Alles, sage ich, vermag der Lasterhafte: aber die zarte Blume des Familienglückes, diese vermag er nicht auf seinen Boden zu verpflanzen. Ein Glück, dessen er auf keine Weise werth ist, verbinde die edelste, die liebenswürdigste Gattin mit ihm; des Himmels unverdiente Gnade schenke ihm lauter gesunde, blühende, mit den trefflichsten Anlagen zur Welt geborene Kinder; der Zufall führe ihm auch manchen Hausfreund zu, der zur Erhöhung seiner häuslichen Freuden überaus Vieles beitragen könnte: er wird doch keine genießen, er wird doch unglücklich sein, und alle die Bedauerungswürdigen, welche mit ihm verbunden sind, wird er mit sich zugleich in's Unglück ziehen. Man frägt warum? Schon darum, weil Jeder, der Böses thut, wenigstens dadurch von Gott gestraft werden soll, daß er des höchsten Glückes der Erde, des häuslichen, so sehr er darnach ringet, nicht genieße, weil Gottes strafende Gerechtigkeit sich eben an dieser Erscheinung sichtbar auf Erden darstellen will. Doch ich will auch die nähere Ursache, durch welche Gott dieses hervorbringt, angeben. Es ist die Macht des bösen Gewissens. Wer immer Böses gethan, und sich hierüber noch nicht mit Gott versöhnt hat: an dessen Herzen naget ein Wurm, der fühlt die peinlichsten Vorwürfe in seinem Inneren. Wohl kann es also sein, daß er in dem Gewühle öffentlicher Belustigungsörter, wo seine Aufmerksamkeit durch hundert äußere Gegenstände zerstreut wird, auf seinen inneren Zustand vergißt; wohl kann es sein, daß er, solange der Lärm dieser Vergnügungen in seinen Ohren saust, die Vorwürfe seines

Gewissens darüber verhört: aber er kehre nun in sein Haus zurück, er sehe sich nun von jenen vier Wänden umgeben, welche die stummen Zeugen seiner Verbrechen waren; er habe nun Niemanden um sich, als seine Angehörigen d. h. als eben diejenigen Personen, welche die Mitwisser, ach, durch seine Verführung vielleicht auch die unglücklichen Theilnehmer seiner Verbrechen waren — und ein jeder Anblick derselben erinnert ihn an seine Missethaten; jeder der schüchternen Blicke, die sie verstohlen auf ihn werfen, dient ihm zur Vermehrung seiner Verlegenheit; bald ist es Verachtung, bald ein kränkendes Mitleid, bald der verdienteste Haß und Unwille über ihn, der ihr Verführer und der Urheber all ihres Unglückes ist, was er in ihren Mienen liest oder zu lesen glaubt. Doch solche Besorgnisse — werden Sie mir einwenden, m. F. — solche Besorgnisse kann er nur bei dem Anblicke der Erwachsenen verspüren. Aber hier sehen wir ja zu seinen Füßen auch ein Paar kleiner Kinder spielen, die von dem Elende des Hauses noch nichts wissen; Unschuld und Frohsinn spricht sich in ihrem ganzen Wesen aus, und eben jetzt blicken sie ihn so zärtlich, so holdselig an und verlangen mit aufgehobenen Armen auf seinem Schooße zu sitzen oder von ihm geliebkoset zu werden. Sollte denn diese Scene nicht genießbar für ihn sein? Sie ist es nicht m. F.! er fühlt, wie unwürdig er der Umarmung unschuldiger Geschöpfe sei; es fällt ihm ein, in welches Unglück sie im kurzen durch ihn gestürzt werden sollen, wie sie, ihm einst zu fluchen, sich in Versuchung fühlen werden; er denkt sich dieß Alles und statt sich im Kreise der Seinigen freuen zu können, möchte er in Thränen und in Verwünschungen über sich selbst und über sein ganzes Haus ausbrechen; er eilt hinweg aus diesen Umgebungen, er flieht von einem Orte zum anderen, um den Vorwürfen seines Gewissens zu entgehen. Wie jenes ersten Brudermörders — so, m. F., ist auch das Loos eines jeden Lasterhaften beschaffen; flüchtig und unstät — heißt es — und nirgends zu Hause, irrte der Erstere auf Erden herum: flüchtig und unstät irrt auch jeder Lasterhafte umher, und nicht für ihn ist jenes häusliche Glück vorhanden, das nur bei einem ruhigen Gemüthe genossen werden kann!

2. Aber wenn gleich ein jedes Laster, worin es immer besteht, nicht zu vereinigen ist mit dem Genuße des häuslichen Glückes; so gibt es doch Laster gewisser Art, die noch ganz eigene Verheerungen in dem Familienleben anrichten. Auch diese müssen wir also zu unserer Warnung kennen lernen. Hieher gehört vornehmlich das schändliche Laster der Wollust, das wir gleich als die zweite Ursache, warum es des häuslichen Glückes so wenig auf Erden gibt, betrachten können. Nichts läßt sich strenger erweisen aus allen Einrichtungen, die Gott getroffen hat, nichts wird von allen Weisen des Alterthums und von dem Urtheile jedes gesunden

Menschenverstandes, nichts wird von allen Völkerschaften und in allen Zeitaltern einstimmiger entschieden, nichts wird uns endlich durch den Mund Gottes selbst ausdrücklicher bekannt gemacht, als die, uns Alle angehende Wahrheit, daß eine jede Befriedigung, auch jede Reizung des Geschlechtstriebes außer der Ehe sündhaft und strafwürdig ist. Aber auch für denjenigen, der in der Ehe lebt, gibt es noch sehr bestimmte Gränzen, innerhalb derer sich die Befriedigung seiner thierischen Triebe halten muß, wenn sie von seiner Vernunft sowohl, als von dem einstimmigen Urtheile der Menschen aller Zeiten, auch von Gott selbst gebilligt werden soll. Denn bald verbietet es eine vernünftige Sorgfalt für seine eigene, bald die pflichtmäßige für die Gesundheit seiner Gattin, bald noch verbieten es ganz andere Umstände, den thierischen Trieben jede Befriedigung, welche sie wünschen, zu gewähren. In allen Dingen nämlich haben wir Menschen Gelegenheit — zum größten Ruhme für uns selbst! — an Tag zu legen, daß wir Vernunft besitzen, daß wir nicht bloße Thiere sind, sondern was thierisch in uns ist, durch die Vernunft zu leiten und zu beherrschen wissen. Gelegenheit, sage ich, haben wir überall hiezu; und nur, wenn wir sie wirklich benützen, nur wenn wir unsere Triebe stets von der Vernunft beherrschen lassen: dann können wir ein wahrhaft glückliches Leben führen. Aber nicht also thut es der Wollüstling, er, der die Regeln, jene höchst wohlthätigen Regeln, welche Vernunft, Gemeinsinn und Christenthum für die Befriedigung des Geschlechtstriebes angeben, für lästige, willkürlich ausgedachte Schranken ansieht, die er zu übertreten gar kein Bedenken trägt. Schon lange hat er sie auch wirklich übertreten; hat durch das Lesen der üppigsten Schriften oder durch Umgang mit lasterhaften Personen seine schlummernden Triebe im zarten Jünglingsalter schon geweckt und aufgereizt; hat seine Einbildungskraft mit den wollüstigsten Bildern angefüllt, und eine unendliche Sehnsucht nach Vergnügungen in sich erzeugt, die nirgends anzutreffen sind: ist es ein Wunder, wenn er in Zukunft, vereinigt auch mit der liebenswürdigsten Gattin, dennoch sich nicht zufrieden und nicht glücklich fühlt? wenn er die lang erwartete Befriedigung seiner überspannten Begierden nicht findet? wenn sein verkehrter Sinn, verachtend den Genuß, den die Natur selbst anempfiehlt und heiligt, nur nach Vergnügungen sich sehnt, die theils nicht möglich sind, theils, wenn sie möglich wären, nicht ohne Entehrung genossen werden könnten? wie ist es ferner möglich, daß ein solcher Wollüstling Achtung in den Augen seiner vernünftigen Gattin behalte? kann sie wohl umhin, denjenigen zu verachten, der sich ihr als ein niedriger Wollüstling und als ein Sklave seiner geilen Lüste darstellt? Allein hat einmal der Gatte die Achtung der Gattin verloren, kann sie ihn nicht mehr schätzen: urtheilen Sie selbst, m. F., wie kann in einer solchen

Familie — ich will nicht sagen häusliches Glück, nein — nur häusliche Ordnung und Ruhe fortdauern? Was soll ich erst von dem Falle sprechen, wenn der wollüstige Gatte sogar sich so weit vergeht, daß er die ewige Treue, die er der Gattin vor dem Altare des Allerhöchsten geschworen hat, mit verruchtem Meineide bricht, daß er, die keusche Liebe der ihm von Gott beschiedenen Freundin verschmähend, verächtlichen Buhldirnen anhängt? O, die Betrogene wisse es immerhin nicht, wie sehr er sich vergeht: wird ihn sein eigenes Bewußtsein nicht foltern? wird ihm nicht jede Zärtlichkeit, die seine arglose Gattin ihm beweist, ein Dolchstich sein in sein untreues Herz? Doch über kurz oder lang kommen solche Verletzungen der ehelichen Treue gewiß an das Tageslicht: und welche klägliche Folgen sie dann herbeiführen, welche Schmach, welche Zerrüttungen in der Familie, welche Entzweiungen und Streitigkeiten, die der Vermittelung obrigkeitlicher Personen bedürfen, nicht um völlig beigelegt, sondern nur so geführt zu werden, daß Mord und Todtschlag nicht dort herrschen, wo Liebe und Eintracht herrschen sollte! Das Alles ist, leider, schon oft zur Tagesgeschichte geworden, daß ich nicht nöthig habe, hierüber weiter zu reden. Gäbe es also nicht tausend andere Gründe, m. F., um das Laster der Wollust zu fliehen: o, schon um Ihres eigenen Glückes willen, um sich nicht selbst der höchsten irdischen Glückseligkeit, der häuslichen, zu berauben, fliehen Sie diese gefährliche Feindin! wachen Sie mit strenger Wachsamkeit für die Bewahrung Ihrer Unschuld! Was tausend leichtsinnige Jünglinge in schwelgerischen Umarmungen vergeuden, des Mannes beste Kraft: bewahren Sie diese der künftigen Gattin, und Sie werden vergnügt und glücklich leben!

3. Doch wenn der Reiz zur Wollust besonders in Ihren jetzigen Jahren, im Jünglingsalter, gefährlich und mächtig ist; so gibt es noch eine andere Leidenschaft, m. F., welche den Menschen vornehmlich in seinen Mannesjahren versucht, das Glück des Familienlebens aber nicht weniger, als jene erstere, stört. Ihr Name ist Ruhmsucht. Wer der unseligen Ruhmsucht Eingang in sein Herz verstattet, wer den unglücklichen Gedanken faßt, nach Ruhm und Ehre zu ringen, sich einen großen Namen bei Zeit und Nachwelt zu erwerben: aus dessen Hause weicht der Segen des häuslichen Glückes sicher. Schon den Sinn für jene stillen Freuden und Vergnügungen, die man im Schooße seiner Familie genießt, schon diesen verliert der Ruhmsüchtige. Oder was freut es ihn, daß er von seiner Gattin, von seinen Kindern, von allen seinen Hausgenossen geliebt, geschätzt und geachtet werde? sind ihm denn diese Personen nicht viel zu gering, als daß er sich mit ihrem Beifalle begnügen könnte? Höheren, vornehmeren Personen, Fürsten und Königen wünscht er bekannt zu werden; die Aufmerksamkeit dieser wünscht er auf sich zu ziehen und ihre Gunst und Neigung sich zu

verschaffen. Und sind ihm solche Absichten mißlungen: o, so vermag ihn die herzlichste, freudenreichste Aufnahme im Hause der Seinigen nicht schadlos zu halten; kalt und gefühllos erwiedert er ihre Umarmungen, und ihre Fröhlichkeit ist ihm Beleidigung. Fügen Sie noch hinzu, daß er, um seine Pläne durchzusetzen, in eine zahllose Menge von Geschäften und Sorgen sich verwickelt; daß er die Angelegenheit der Großen besorgend, sein eigenes Haus oft ganz verlassen muß, oft zwar noch wohnend in demselben, doch keine Zeit mehr hat, für die Bedürfnisse der Seinigen, für ihre Erziehung, für ihren Unterricht, für ihre Vergnügungen zu denken; daß er Verbindungen und Bekanntschaften knüpft, die ihn vom Umgange mit seinen Angehörigen oft nicht nur ganz abziehen, sondern in denen er sich seiner Verwandtschaft mit so niedrigen Personen sogar zu schämen bemüßigt ist und es nicht wagen darf, sie daselbst aufzuführen. Erwägen Sie dieß Alles, m. F.; und Sie werden vollkommen begreifen, wie der Ruhmsüchtige selbst in dem seltenen Falle, daß ihm die Ausführung seiner eitlen Absichten nach Herzenswunsch gelänge, dennoch das höchste Glück des Lebens, das häusliche, nicht genießen könne. Seien Sie denn also weise und verbannen Sie jede eitle ruhmsüchtige Begierde frühzeitig aus Ihren Herzen; lernen Sie nur die völlige Nichtigkeit des Ruhmes einsehen; lernen Sie einsehen, daß gar kein Werth und gar nichts Wünschenswürdiges in einem berühmten Namen liege, es sei denn nur insoweit, als man des guten Namens und einer vortheilhaften Meinung von sich bedarf, um Zutrauen bei Anderen zu finden, um auf Sie einwirken zu können! Wenn Sie den Ruhm nur zu diesem Zwecke lieben und suchen werden, m. F.; dann wird die Begierde nach demselben gewiß niemals so heftig werden, daß Sie durch sie in dem Genuße Ihres häuslichen Glückes gestört werden sollten.

4. Doch wie Sie fortrücken werden in Ihren Jahren: werden Sie der Versuchung zu einem vierten Fehler begegnen, der alles häusliche Glück in solchen Familien vernichtet, wo er sich eines der wichtigeren Glieder bemächtigt hat. Ich meine den G e i z, oder die thörichte Leidenschaft, nur immer mehr und mehr Reichthümer anzuhäufen, ohne an einen Gebrauch derselben denken zu wollen. Es ist zwar dieser Fehler kein so verbreiteter bei unseren Zeitgenossen, als mancher andere: aber es gibt doch unter denjenigen Familienhäuptern, die sich dem Greisenalter bereits zu nahen anfangen, sehr viele, deren zu weit getriebene Sparsamkeit sich sehr zum Geize neigt und mit der Verschwendungssucht des Zeitalters um desto auffallender absticht. Ich brauche es nicht erst umständlich darzuthun, wie äußerst lästig ein solcher Geiz, wenn er sich jener Glieder einer Familie bemeistert, welche die Ausgaben für alle übrigen anzuordnen haben, wie äußerst lästig er für die letzteren sein müsse; wie überaus wenig häusliches Glück in einer solchen

Familie, bei aller Gelegenheit dazu, genossen werden könne. Denn das versteht sich von selbst, daß der Genuß fast eines jeden Vergnügens mit irgend einer, und wäre es auch noch so geringen, Ausgabe verbunden zu sein pflege. Wer aber geizig ist, den schmerzt jede auch die geringste Ausgabe, welche gemacht werden soll; und wenn ihr Zweck vollends kein wichtigerer sein soll, als der Genuß eines Vergnügens, dann hält er sich im Ernste für berechtigt, ihre Leistung entweder durchaus zu verbieten, oder falls sie bereits geschehen, dem lebhaftesten Unwillen hierüber nicht nur im Herzen Raum zu geben, sondern ihn auch äußerlich an Tag zu legen. Welch eine *unaufhörliche* Veranlassung zu kleinen Zwisten und Mißhelligkeiten, welche die gegenseitige Liebe, wo nicht verlöschen, doch gewiß sehr erkalten! Wenn aber erst Ausgaben von Bedeutung gemacht, wenn neue Geräthschaften und Kleidungsstücke, Bücher und andere dergleichen Gegenstände von größerem Belange herbeigeschafft werden sollen: wie lange wird das nicht aufgeschoben, wie viele Einwendungen werden da nicht zum Vorschein gebracht, in welche unangenehme Erörterungen, in welche lästige Zergliederungen muß man sich da nicht einlassen, wie viele Abzüge und Einschränkungen endlich — mit welchen die *billigste der Bitten zuletzt* ihre Bewilligung erhält! Wem müßte dieß nicht *empfindlich und lästig* fallen? wer wünschte eine Wohlthat, die er auf solche Art mühsam erbeten hat, lieber nur gar nicht annehmen zu müssen? Es ist zwar ausgemacht, daß *Kinder darum,* weil sie an ihren Eltern die Schwachheit des Geizes bemerken, der Pflicht noch nicht entbunden sind, selbe zu lieben, zu ehren, ihnen Gehorsam und Dankbarkeit zu beweisen: aber wird ihre Achtung und Liebe nicht doch sehr verringert werden? Zwar wissen sie freilich, daß die letzte Triebfeder all dieser Sparsamkeit nur Liebe sei: aber bleibt jene Ausartung derselben nicht doch ein Fehler? und ein Fehler, der zur Geringschätzung sowohl, als auch zum Widerwillen reizt? Dieß Alles, m. F., sage ich zur Warnung nur für Sie selbst. Wenn Sie im Ernste wünschen bis an das Ende Ihres Lebens in der Schätzung und Liebe aller derjenigen, welche Sie kennen, zu verbleiben; so sorgen Sie ja dafür, daß nicht der häßliche Fehler des Geizes einst Wurzel in Ihrem Herzen fasse! Wenn jene Tage einst für Sie eintreten werden, wo man Versuchung zu diesem Fehler fühlt: erinnern Sie sich, wie häßlich er Ihnen in Ihrer Jugend geschienen; erinnern Sie sich, daß man im Alter schon allzu furchtsam sei und zu schwach am Verstande werde, um seinem eigenen Urtheile immer trauen zu können, und lassen Sie deßhalb sich in gewissen Dingen nur lieber von Anderen berathen, leiten und bestimmen! Dann werden Sie frei bleiben nicht von dem Fehler des Geizes allein, sondern auch von so manchen andern Schwachheiten, welche das Alter so oft beschleichen; und sicher werden Sie die Liebe der Ihrigen bis an des Lebens letzten Athemzug behalten.

5. Doch, um der Liebe in der That werth zu sein, muß man auch keine von den Pflichten, die man den Seinigen auf das bestimmteste schuldig war, verabsäumt haben; und dieses leitet mich eben auf eine fünfte Ursache, weßhalb so viele Familien des häuslichen Glückes entbehren. Es ist die Verabsäumung jener besonderen Pflichten und Obliegenheiten, die jedes einzelne Glied der Familie gegen die übrigen auf sich hat. Sei dieser Fehler der letzte, den wir heute noch mit wenigen Worten betrachten! Daß jedes einzelne Mitglied einer Familie (es sei denn ein solches, das den Gebrauch seiner Vernunft noch nicht besitzt) gewisse Pflichten gegen die übrigen habe: das, m. F., wird kein Vernünftiger in Abrede stellen; denn dieß liegt ja schon in dem Begriffe einer gesellschaftlichen Verbindung selbst; man kann sich nicht rühmen, einer Gesellschaft anzugehören, wenn man nicht Beides, gewisse Rechte sowohl, als auch gewisse Verbindlichkeiten, in Rücksicht auf ihre Mitglieder hat. Wahr ist es freilich, daß einige dieser Familienpflichten von einer so unbestimmten Art sind, daß es sich schwer entscheiden läßt, wann eigentlich man sie in ihrem ganzen Umfange erfüllt habe. Von diesen sprechen wir jetzt gar nicht. Aber gibt es denn nicht auch viele andere, die ganz bestimmt und deutlich daliegen vor unseren Augen? Pflichten, die nicht nur jeder gesunde Menschenverstand erkennt, sondern die auch durch die Gesetze des Staates und durch die Gebote der Kirche auf das nachdrücklichste eingeschärft worden sind? Wenn nun ein Glied der Familie eine von diesen Pflichten verabsäumt; dann ist es unmöglich, daß nicht die Ruhe aller übrigen hiedurch gestört werde und alles häusliche Glück verschwinden sollte. Wenn etwa Er, der das Oberhaupt des Hauses ist, der Mann, seine im Range zunächst stehende Gattin nicht mit gehöriger Achtung und Liebe behandelt, wenn er sie keineswegs als seine Freundin, sondern als Sklavin im Hause betrachtet, wenn er sie wohl gar haßt, verachtet und beschimpft: wie ließe sich in einem solchen Hause noch Ruhe und Frohsinn erwarten? wie sollten die Kinder in einer solchen Ehe nicht mißrathen? Wenn etwa die Mutter des Hauses statt ihrer Wirthschaft nachzusehen und für die Pflege und Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, mit Dingen anderer Art beschäftiget ist, und sollten es auch an sich die ehrenvollsten sein, sollte sie diese Stunden selbst der Ausschmückung ihres Geistes mit nützlichen Kenntnissen schenken: doch wird es immer solcher Familie am häuslichen Glücke fehlen. Die Hauswirthschaft wird nicht zur Zufriedenheit des Gatten bestellt worden sein; und jene armen Kinder, die man gemietheten Personen zur Aufsicht anvertraut hat, ach, wie sehr werden sie es erfahren, daß sie nur in den Händen elender Miethlinge sind! Krank und krüppelhaft werden sie werden; frühzeitig wird man sie zu allem Bösen verführen, und — um das Ge-

ringste zu sagen — unmöglich werden sie eine recht zärtliche Liebe zu jenen Eltern fassen können, welche nichts Anderes für sie gethan, als sie ins Dasein gesetzt. **Söhne endlich, — um nun auf das zu kommen, was sich unmittelbar auf Sie bezieht, m. F., — Söhne, die ihren Eltern keinen Gehorsam mehr schuldig zu sein glauben, weil sie ja groß geworden sind, die sie nicht lieben und achten, die vielleicht gar durch eine schlechte Aufführung ihnen die bittersten Kränkungen verursachen: sind solche Söhne nicht als die Mörder alles häuslichen Glückes anzusehen?** O, wenn auch die übrigen Glieder des Hauses alle ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, wenn alle Umstände vereinigt sind, daß man recht froh und glücklich leben könnte: das Eine Unglückskind verdirbt hier Alles! Wenn er auch fern vom Hause ist, dieser mißrathene Sohn, wenn er den Übrigen auch keine Auslagen verursacht: daß er vorhanden ist, daß es ihr Kind ist, dem sie das Dasein gegeben, daß Eines ihrer Kinder ewig zu Grunde gehen soll — das nagt am Herzen der Eltern, das vergällt ihnen jede Freude des Lebens, das bringt sie frühzeitig ins Grab. O, daß kein Einziger, m. F., in dieser Versammlung sei, auf welchen diese Beschreibung auch im geringsten nur anwendbar wäre! Möchte ein Solcher wenigstens von diesem Augenblicke an des Besseren sich besinnen, möchte er beschließen, die schweren Unbilden, welche er seiner Familie bis jetzt zugefügt hat, dadurch in Zukunft wieder gut machen, daß er die Freude der Seinigen zu werden trachte; möchten wir Alle, soviele wir so glücklich sind, noch Eltern und nahe Anverwandte zu haben, der herrlichen Verheißung nie vergessen, die dem Gebote der Elternliebe höchst sinnvoll beigefügt ward! Denn, ehre, spricht das Wort Gottes, ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest, und es dir wohlgehe auf Erden! Amen.

XV.

(Beschluß.) Von den wichtigsten Fehlern, die das Familienglück zerstören.

(Gehalten am fünften Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1812.)

1. Kor. 7, 6—17.

Eingang.

Eine der scheinbarsten Beschuldigungen, die man je wider unsere heilige Religion gewagt hat vorzubringen, m. F., ist ohne Zweifel diese, daß sie den Werth und die Verdienstlichkeit des einsamen Lebens im Gegensatz mit dem gesellschaftlichen zu hoch erhebe. Um dieses zu beweisen, könnte man sich, wie es scheint, auf eine Menge unläugbarer Thatsachen berufen. So viele Schriftsteller in unserer Kirche, die in dem größten Ansehen bei ihr gestanden, denen von ihr sogar der ehrwürdige Name der Väter und Lehrer ertheilt worden ist, wußten nicht Worte genug zu finden, wenn sie die hohe Würde, den Nutzen und die Verdienstlichkeit eines im lebenslänglich jungfräulichen Stande, in aller Abgeschiedenheit von der Gesellschaft, einsiedlerisch geführten Lebens beschreiben sollten. Aufgemuntert durch ihre erhabenen Lobpreisungen, sah man in frühern Jahrhunderten so viele Tausende sich dieser Lebensart ergeben! Und an wie Vielen aus ihnen fand unsere Kirche nicht diesen gefaßten Entschluß so sehr zu loben und an seiner Ausführung so Vieles zu bewundern, daß sie nicht anstand, diese Männer in die Klasse jener Heiligen zu setzen, die sie uns Übrigen zum Muster und zur Nachahmung aufstellte! Noch mehr: bildeten sich nicht vom Anfange des vierten Jahrhundertes ganze Gesellschaften in unserer Kirche, welche zum Theile noch heute bestehen, Gesellschaften, deren einzelne Glieder getrennt und losgerissen von allen häuslichen Verbindungen, und weder Vater und Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Gattin noch Kinder anerkennend, in einem unnatürlichen Vereine miteinander leben? Wem ist es endlich unbekannt, daß seit dem eilften Jahrhunderte dem ganzen Priesterstande die schwere Verbindlichkeit auferlegt worden sei, wenn auch nicht ganz entfernt von aller häuslichen Gesellschaft, wenigstens niemals als Oberhaupt einer Familie zu leben? Scheint nichts aus allem diesen deutlich genug hervorzugehen, daß unsere Kirche den Werth des Familienlebens verkenne, und die einsame Lebensart demselben mehr, als es sein sollte, vorziehe? — So scheint es, m. F.:

aber so ist es bei einer näheren Betrachtung keineswegs. Erinnern wir uns doch nur, wie viele Lobsprüche eben dieselbe Kirche, die uns den ehelosen Stand über sein Verdienst zu erheben scheint, auch dem Familienleben ertheile; erinnern wir uns, daß sie die eheliche Verbindung eine von Gott selbst eingesetzte, eine von ihm geheiligte und mit den außerordentlichsten Segnungen des Himmels ausgezeichnete Verbindung nenne! erinnern wir uns, das sie die Beispiele der Heiligkeit, die sie uns aufstellt, nicht nur aus dem jungfräulichen Stande, sondern so viele sie nur auffinden konnte, auch aus dem ehelichen Leben gesammelt habe; erwägen wir, daß jene erstere Lebensweise, eben weil sie der Sinnlichkeit widerstrebt, auch einer kühneren Lobpreisung bedürfe, um nur nicht seltener, als sie es verdient, zu werden; vergessen wir nicht, daß in der Kirche Gottes Manches geschehen und geduldet werden muß, was sie, die allgemeine, gleichwohl nicht billigt und nicht gutheißt; bedenken wir, daß manche Einrichtungen, die zwar, an sich betrachtet, nicht die zweckmäßigsten wären, doch für gewisse Zeiten und Länder einen sehr großen Nutzen leisten können; bedenken wir endlich, daß nur Beispiele einer mit Übertreibung strengen, einer auf alles irdische Vergnügen Verzicht thuenden Lebensweise wirksam genug sein konnten, um ein in Sinnlichkeit versunkenes Zeitalter aus seinem Schlummer zu wecken und ihm zu zeigen, daß es noch etwas Höheres, als bloße Sinnlichkeit gebe! Dieß Alles führen wir uns zu Gemüthe, m. F.: und wir werden gewiß keine Versuchung fühlen, unsere heilige Kirche hier eines Fehlers zu beschuldigen. Ihre Gesinnungen waren zu aller Zeit nicht minder gemäßigt und vernünftig, als es diejenigen sind, die der heilige Apostel Paulus in dem gelesenen Texte verräth. Er, der Apostel, hütet sich sorgfältig, dasjenige, was nur ein bloßer Rath, eine beherzigungswerthe Meinung sein soll, mit dem zu verwechseln, was durch ein allgemeines Gebot Gottes selbst besteht. Was ich hier sage — spricht er — soll kein Gebot, sondern ein bloßer Rath sein. Auf eine gleiche Weise verfuhr auch unsere heilige Kirche, und unterschied von jeher zwischen Geboten und Räthen, die sie ertheilte. Der heilige Apostel Paulus gibt seinen Mitchristen den Rath, wenn sie es vermöchten, lieber ehelos zu leben. Den Ehelosen, spricht er in unserem Texte, oder den Verwittweten gebe ich den Rath, so zu verbleiben. Und die Ursache, die er nur wenige Zeilen später hinzufügt, lautet: um der Verfolgungen willen, die jetzt bevorstehen. Aber kaum hat er diesen Rath ertheilt, als er auch schon bedächtig hinzusetzt: Sollten sie aber sich nicht enthalten können, so mögen sie doch lieber heirathen; denn es ist besser, sich zu verehelichen, als die Unruhe unbefriedigter Begierden zu erleiden. Kann Etwas vernünftiger sein, m. F., als diese Entscheidung des Apostels? Und wie weit entfernt derselbe von jeder Geringschätzung des häusli-

chen Lebens gewesen, und wie sehr gut er gewußt, daß diese Lebensart selbst zur Veredlung des Herzens ungemein viel beitragen könne: das zeigt uns die schöne Äußerung, die wir am Schluße unseres Textes lesen. Der ungläubige Mann, spricht er, wird durch das gläubige Weib, das ungläubige Weib durch ihren gläubigen Mann geheiligt; ja selbst die Kinder einer solchen Ehe sind nicht mehr unrein, sondern heilig; und wie? weißt du denn etwa, o Weib, ob du den Mann, weißt du, o Mann, ob du dein Weib durch deine Verbindung nicht noch retten und selig machen wirst? So wahr ist es also selbst nach dem Zeugnisse der Schrift, m. F., daß das Familienleben sehr hohe Vortheile gewähre. Doch eben so sicher ist es auch von der andern Seite, daß diese Vortheile nur dann wirklich eintreten, wenn wir uns in der Familie ganz so, wie es sein soll, betragen. Das war es eben, mit dessen Erlernung wir uns schon neulich beschäftigt haben; darum versuchte ich es, die wichtigsten Fehler auszuheben, die den Genuß des Familienlebens stören. Diejenigen, deren ich neulich erwähnte, waren im Grunde alle von einer solchen Art, daß man gleich auf den ersten Blick einsehen konnte, alles Familienglück müße dort vernichtet sein, wo diese Fehler herrschen. Aber es gibt noch viele andere Fehler, m. F., welche nicht minder verderblich sind, obgleich ihre Verderblichkeit weniger ins Auge fällt. Auch diese kennen zu lernen, um sich vor ihnen zu hüten, ist das Geschäft, dessen Verrichtung uns heute noch erübrigt. Der Segen des Höchsten komme uns dabei zu Hilfe!

Abhandlung.

Sehr grobe Fehler sind es gewesen, m. F., die wir als eine Ursache der traurigen Erscheinung, daß es so wenig glückliche Familien in großen Städten gebe, in unserer neulichen Betrachtung angaben. Die Unruhe eines bösen Gewissens macht, daß viele Menschen die stillen Freuden des häuslichen Zirkels zu genießen keine Empfänglichkeit besitzen; der Geist der Wollust verursacht, daß manche Andere in der naturgemäßen Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe keine Ersättigung finden und sich verachtet und gehaßt von ihren eigenen Gatten und Gattinnen sehen; die Ruhmsucht ist es, welche den Sinn gewisser Personen so ganz verkehrt hat, daß sie den Umgang, die Liebe und Schätzung der Ihrigen für ein Geringes erachten, wenn es sich darum handelt, durch ihren Verlust von den Großen der Erde sich einen gnädigen Blick zu erbetteln; der Geiz ist Ursache daran, daß manches Oberhaupt einer Familie den Seinigen alle Freuden des Lebens verbittert und tausend Unannehmlichkeiten zuzieht; durch die Verabsäumung jener Pflichten endlich, die einem jeden Familiengliede besonders obliegen, geschieht es, daß sich unmöglich Ordnung und Ruhe, Zufriedenheit und Wohlstand in vielen

Häusern einfinden können. Doch wenn diese jetzt gerügten Fehler die einzigen wären, die dem Genuße des Familienglückes im Wege stehen: dann ließe sich kaum begreifen, warum man dasselbe so äußerst selten auf dieser Erde antrifft. Denn diese groben Fehler, zur Ehre der Menschheit müssen wir es gestehen, m. F., sie sind doch wahrlich nicht so stark verbreitet unter uns, daß man nicht sehr viele Häuser fände, die gänzlich frei von ihnen sind: nichtsdestoweniger wird das Familienglück auch selbst in diesen Häusern oft vergeblich gesucht. Es muß denn also der Feinde dieses Glückes noch viele andere geben; und je weniger diese gleich auf den ersten Blick einleuchten, um desto nothwendiger ist es, auf ihre Verderblichkeit aufmerksam zu machen.

1. Eine gewisse Nachläßigkeit, welche man sich im Umgange mit den Seinigen erlaubt, dürfte der erste und der ausgebreiteteste aus diesen Fehlern sein. Die meisten Menschen nämlich leben der irrigen Meinung, daß man im Umgange mit seinen Hausgenossen, mit den Mitgliedern seiner eigenen Familie, gar keine Regeln zu befolgen hätte; in seinem eigenen Hause, meinen sie, sei man sein eigener Herr, hier dürfe man sich auch seinem bloßen Behagen und seiner jedesmaligen Laune überlassen. Sorglos also und völlig unbekümmert um jene Eindrücke, welche sie dadurch auf die Ihrigen machen, folgen sie, sobald sie nur von den Ihrigen umgeben sind, bloß ihrem eigenen Behagen und ihrer Laune. Nun ist es freilich wahr und wir haben es unlängst selbst als einen eigenen Vorzug des vertraulichen Lebens in einer Familie gerühmt, daß man im Umgange mit seinen Angehörigen nicht an so viele und lästige Regeln gebunden sei, als man im Umgange mit Fremden beobachten muß. Aber wenn man auch freier leben darf in seinem Hause: folgt denn hieraus, daß man ganz regellos und ungebunden leben dürfe? wie sollte das möglich sein? Wisse! wenn du, entfernt von allen Menschen, auf einer wüsten Insel die einzig lebende Seele wärest: dann allenfalls, dann möchtest du nur auf dein eigenes Behagen und sonst auf nichts Rücksicht zu nehmen haben. Sind aber Thiere neben dir, Geschöpfe, deren vergnügtes Dasein du durch deine Handlungen bald stören, bald befördern kannst: schon darfst du dich nicht gänzlich nach deinen eigenen Launen bestimmen, schon mußt du bei Allem, was du vorhast, auf den Eindruck Rücksicht nehmen, den es auf diese armen Geschöpfe macht. Was soll ich erst sagen, wenn du mitten unter Menschen lebst, und unter Menschen, die so nahe um dich herum versammelt sind, als deine Haus- und Tischgenossen? wie kannst du da vermeinen, thun und lassen zu dürfen, was dir die Laune eingibt, ohne nur im geringsten zu bedenken, was es auf deine Angehörigen für einen Eindruck machen, ob es auch ihnen angenehm oder lästig sein

werde? Nein, m. F.; wenn wir im engen Kreise einer Familie leben; so müssen wir uns bei Allem, was wir da vornehmen, bei Allem, was einen Einfluß auch auf die Übrigen hat, nie bloß nach unserer Laune, sondern auch nach der Empfindung, die es bei ihnen hervorbringt, richten. Und es ist dieß noch nicht das Einzige, was unsere Angehörigen mit allem Rechte von uns fordern können. Sie können auch fordern, daß wir der Gleichgiltigkeit und selbst dem Überdruße, welchen das ewige Einerlei des Umganges allmälig nach sich zu ziehen pflegt, durch eine eigens hierauf verwendete Sorgfalt vorzubeugen suchen; sie können verlangen, daß wir uns ihnen von Zeit zu Zeit von einer neuen Seite zeigen, daß wir die Scherze und Unterhaltungsarten, die Sitten und die Lebensweise, die ihnen bereits an uns gleichgiltig oder gar widerlich zu werden anfangen, bei guter Weile noch ablegen und mit neuen vertauschen; daß wir sie endlich von Zeit zu Zeit mit der Entdeckung eines Vorzuges, den sie an uns bisher noch nicht gekannt, zu überraschen suchen. Auf dieses Alles haben wir zu achten, m. F.: und gleichwohl haben wir noch keine Ursache zu fürchten, daß diese vielfältige Aufmerksamkeit uns lästig fallen werde. Denn hier ist nichts, was ohne Nutzen und umsonst, bloß weil es der Eigensinn der Mode will, geschähe: es ist die Ruhe und die Zufriedenheit, es ist der Frohsinn und das Glück der Unsrigen, welchen zu Liebe wir dieß Alles thun. Wie also könnte es uns beschwerlich fallen? Aber ob man dieß wirklich thue, oder ob man im Gegentheile nicht beinahe allgemein das schädliche Vorurtheil hege, daß in seinem Hause Jeder nach eigenem Belieben schalten dürfe: darüber wage ich es, mich auf Ihre eigene Erfahrung zu berufen. Wie oft werden Sie nicht gesehen haben, daß eben dieselben Personen, die sich vielleicht die größte Mühe gegeben, um einem Fremdling, der heute ihr Gast gewesen war und morgen nicht ferner denken wird an sie, im allervortheilhaftesten Lichte zu erscheinen, ihm so gefällig als möglich zu werden, nicht im geringsten darum bekümmert sind, wie sie den Ihrigen erscheinen! Leute, die außerhalb ihres Hauses, in den Gesellschaften der großen Welt so sehr an sich zu halten wissen, daß sie sich wirklich den Ruf der feinen Lebensart erworben haben: in den vier Wänden ihres Zimmers sind sie die Ungezogensten; hier erlauben sie sich jegliche Unart, welche der Muthwille ihnen nur immer eingeben mag, ohne zu denken, ob sie den Ihrigen hiedurch nicht etwa widerlich und verächtlich werden. Ist es ein Wunder, wenn dieses über kurz oder lang wirklich geschieht? kann denn Jemand unsere Liebe gewinnen oder die schon gewonnene sich erhalten, wenn wir ihm deutlich ansehen, daß ihm an dieser Liebe gar nichts gelegen sei, wenn er um unsertwillen nicht einmal in Einer sehr kindischen Laune sich einschränken lassen will? können wir Achtung für den Mann hegen, der um seine nächsten Angehörigen sich nicht bekümmert, der sich

gerade dort, wo er es am wenigsten sollte, von seiner Sinnlichkeit beherrschen läßt? wer aber einmal unsere Achtung und Liebe verloren hat: wie ist es möglich, daß er in unserem Zirkel noch sein Vergnügen finde? muß er im Gegentheile nicht durch seine Erscheinung jede Freude aus unserer Mitte verscheuchen?

2. Aber sonderbar, m. F.! je weniger die Menschen selbst leisten, um desto gespannter pflegen die Forderungen zu sein, die sie an Andere machen. Und so geschieht es denn, daß mit dem Fehler, von dem wir bis jetzt gesprochen, nicht selten sich noch ein zweiter verbindet — zu überspannte Forderungen nämlich, welche man an die Mitglieder der eigenen Familie macht. Noch ist kein Mensch, kein gewöhnlicher Mensch, ganz ohne Mängel und Schwächen gewesen, und auch in Zukunft wird keiner auftreten. Etwas, das noch getadelt zu werden verdiente, Etwas, das noch verbessert werden könnte, wird sich bei einem jeden Menschen finden; und darum ist es eine sehr nothwendige Regel, die man im Umgange mit allen Menschen, besonders im Umgange mit seinen Hausgenossen beobachten muß: daß man nichts Vollkommenes auf Erden weder erwarte, noch fordere. Dieses will keineswegs sagen, daß wir nicht einen jeden Fehler, den wir an unseren Angehörigen bemerken, durch eine liebreiche Erinnerung, durch ernsten Tadel, ja durch Drohungen und Strafen auch, kurz, durch Anwendung aller Mittel, von denen sich nur ein günstiger Erfolg versprechen läßt, zu bessern bemüht sein sollen; das sind wir allerdings nicht nur berechtigt zu thun, sondern sogar verpflichtet. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir nicht immer und allezeit meistern und tadeln sollen; daß wir unsere Erinnerungen und Verweise nicht zur Unzeit anbringen, daß wir nicht tadeln sollen, wenn wir im Voraus wissen, daß unser Tadel nicht achtet, daß er in Wind geschlagen werde und weder in der Gegenwart, noch für die Zukunft den geringsten Nutzen haben werde; daß wir geringe Versehen und leicht vergebliche Schwächen nicht mit der Strenge behandeln sollen, mit der nur grobe Verbrechen und folgenreiche Thorheiten verdienen geahndet zu werden; daß wir das viele Gute, das sich an unseren Angehörigen befindet, wegen der etlichen Mängel, die sie an sich haben, nicht übersehen und vergessen, daß wir — ob wir gleich niemals aufhören, an unserer eigenen sowohl, als an der weiteren Ausbildung der Unsrigen zu arbeiten — dennoch mit Freudigkeit das Gute anerkennen sollen, das mit der Beihilfe Gottes an ihnen bereits zu Stande gekommen ist; daß wir mit Dank erkennen sollen des Himmels unverdiente Wohlthat, daß er mit Menschen uns vereinigt hat, die im Vergleiche mit Anderen des Guten so überwiegend Vieles an sich haben. So, m. Fr., sollen wir unläugbarer Weise gesinnt sein: aber man braucht sich nur sehr wenig umgesehen zu haben, um die Ent-

deckung zu machen, daß wir nicht so gesinnt sind. Denn sind die meisten Menschen nicht gegen die Mitglieder ihrer eigenen Familie weit strenger, als gegen fremde Leute, und strenger — nicht etwa in der Bedeutung des Wortes, in der es vielleicht noch etwas Lobenswürdiges wäre, daß sie die Ihrigen niemals zum Nachtheile Anderer begünstigen wollen, sondern — in dem Sinne, daß sie den nämlichen Fehler, den sie bei einem fremden Menschen leicht verzeihlich fänden, bei ihren Angehörigen für unausstehlich halten? Daher geschieht es denn, daß sie, mehr als billig ist, über dergleichen Fehler sich ereifern und die Ihrigen grausam und ungerecht behandeln: daher aber auch, daß nach und nach alle Gefühle der Liebe und Dankbarkeit in dem Herzen der Letzteren ersticken, und Furcht und Haß und Widerwille an ihre Stelle treten; und eine weitere Folge ist, daß alle Ermahnungen, alle Verweise und Bedrohungen aus ihrem Munde nur wenig oder gar nichts fruchten; denn nicht die Furcht ist es, sondern die Liebe nur, welche die Menschen wahrhaft bessert. Angelegentlichst also bitte und beschwöre ich Sie, m. F., sich vor diesem Fehler, von dem ich hier rede, in Acht zu nehmen. Versuchung zu diesem Fehler, das läugne ich nicht, Versuchung werden Sie allerdings verspüren. Fehler und Unarten, welche sich an den Unsrigen, d. h. an solchen Personen befinden, die uns sehr nahe angehen, die uns beinahe stets umgeben, müssen uns freilich empfindlicher fallen, als Fehler anderer Leute, mit denen wir nur selten und nur auf kurze Zeit zusammenleben; Fehler, die an den Unsrigen haften, betrachten wir auch als eine Beschimpfung, die auf uns selbst zurückfällt, als einen stillen Vorwurf, der unserer eigenen Erziehungsart gemacht wird: Gründe genug, weßhalb sie uns weit unleidlicher erscheinen müssen, als alle fremden Fehler. Aber dieß Alles müsse uns niemals so weit verleiten, daß wir die Liebe, die Sanftmuth und die Gerechtigkeit verletzen und daß wir, statt zu bessern, das Übel ärger machen.

3. Jedoch nicht minder verderblich, als dieser Fehler der übertriebenen Strenge, wirkt auf das häusliche Glück der Geist des Eigensinnes ein. Denn aller gesellschaftlichen Lebensweise ist und kann ihrer Natur nach nichts mehr zuwider sein, als jener Geist des Eigensinnes, jene ungesellige Gewohnheit, bei dem Entschluße, den man mit oder ohne Grund einmal gefaßt hat, bloß darum zu verbleiben, weil es der eigene ist, und um so hartnäckiger auf ihn zu bestehen, je mehr man sich bemüht, uns von ihm abzubringen. Nachgiebigkeit ist die vornehmste Tugend, die es für das gesellschaftliche Leben gibt. Denn — in Gesellschaft leben: was Anderes heißt das, als in Vereinigung mit anderen Menschen wirken, zur Ausführung eines gemeinschaftlich gefaßten Endzweckes wirken? muß also nicht Jeder, der in Gesellschaft leben will, nach aller Möglichkeit trachten, daß

zwischen ihm und seinen Mitgefährten ein übereinstimmender Wille herrsche? denn ist Gesellschaft unter ihnen nicht, nur insofern vorhanden, als ein gemeinschaftlicher Wille da ist? Von jedem Vorhaben also, für das er den Beifall der Übrigen nicht auch gewinnen kann, muß er, wenn es nicht eine höhere Pflicht gebietet, schon darum abstehen, um die Gemeinschaft nicht zu stören. Allein was thut der Eigensinnige? Kaum sollte man es glauben: eben der Umstand, daß Andere nicht seiner Meinung sind, wird ein Grund mehr für ihn, desto fester auf seinem Entschluße zu bestehen. Wem sollte es denn nicht einleuchten, daß ein Mensch, welcher an dieser sonderbaren Krankheit des Gemüthes leidet, für kein gesellschaftliches Leben, am wenigsten für ein so eng verbundenes taugt, als es die Mitglieder einer und ebenderselben Familie mit einander führen? Setzen wir erstlich, er sei eines der unbedeutenderen Glieder in der Familie, eines derjenigen, auf deren Willen die Anderen eben keine besondere Rücksicht zu nehmen haben: so wird sein Widerspruchsgeist zwar vielleicht nicht die Ruhe und das Vergnügen der Übrigen stören, weil sie auf ihn nicht achten werden; er selbst aber, er wenigstens wird sich zur Qual und Pein in der Familie leben; wo Alle sich freuen, wird sich nur er allein nicht mitfreuen können, weil etwa irgend ein Umstand bei der Anordnung des Vergnügens nicht nach seinem Eigenwillen ist. Setzen wir aber, daß er das Haupt der Familie oder doch eines von jenen wichtigeren Gliedern sei, deren Entschließungen und Befehle den größten Einfluß auf das Ganze haben: o, welch eine Geißel wird er nicht für alle diejenigen sein, welche das Schicksal mit ihm verknüpft hat! Weil es sein Eigensinn will, werden alle die Übrigen in ihren süßesten Freuden gestört und unterbrochen werden; weil es sein Eigensinn will, werden sie Alle thun und verrichten müssen, was ihnen lästig ist, und was sie wünschen zu thun, das wird er sie zu unterlassen zwingen; da wird auf keine Gründe geachtet, da helfen alle Vorstellungen nichts; er will es: und es muß geschehen — sollte deßwegen auch er selbst und seine ganze Familie den Untergang finden! Bei Zeiten, m. F., bei Zeiten seien wir auf unserer Hut vor diesem häßlichen Fehler! Denn es ist einer derjenigen, die sich sehr unvermerkt in das Herz einschleichen; und er ist sehr schwer auszurotten, wenn er erst tiefe Wurzeln gefaßt hat. Führen wir uns daher oft zu Gemüthe, wie äußerst thöricht es doch sei, sich eben das zu einem Bestimmungsgrunde des Willens dienen zu lassen, daß Andere nicht so wollen! erwägen wir doch, wie äußerst lächerlich wir uns durch diese Gewohnheit in den Augen aller Vernünftigen machen, die den geheimen Grund unserer Beharrlichkeit sehr bald durchschauen! bedenken wir endlich auch — zu unserem Entsetzen bedenken wir — zu was für Grausamkeiten an unseren nächsten Verwandten und Freunden uns dieser häßliche Fehler, ohne daß wir es selbst recht wüßten,

fortreißen würde! welch' eine furchtbare Rechenschaft wir einst hierüber abzulegen hätten! Üben wir uns daher bei Zeiten, unseren Willen zu brechen; thun wir nicht immer dasjenige, was unserem Sinne entspricht: nein, auch zuweilen das, was Andere wünschen, bloß weil sie es wünschen! O, das Bewußtsein, Anderen zu Liebe das Köstlichste, so der Mensch hat, den freien Willen zum Opfer gebracht zu haben: es ist ein herrliches Bewußtsein, m. F.! Wer es besitzt, fühlt sich so groß, so mächtig bei demselben, als sich der Eigensinnige nicht fühlt, auch wenn sich Tausende nach seinem Willen fügen!

4. Doch um die hauptsächlichste Ursache zu nennen, weßhalb das häusliche Glück besonders in größeren Städten so äußerst selten ist, muß ich des unglückseligen Hanges erwähnen, den die Bewohner solcher Städte nach dem Genuße theuerer Vergnügungen in großen Zirkeln haben. Der gütige Gott, m. F., hat diese Welt so eingerichtet, daß sie der Mittel und der Gelegenheiten zur Lust und zum Vergnügen für uns Menschen unendlich viele enthält. Nur diesem Umstande haben wir es zu danken, daß trotz aller Bemühungen, welche die Reichen sich von jeher gegeben haben, alle genießbaren Güter der Erde nur an sich selbst zu reißen und sie nur um hohe, kaum zu erschwingende Preise den Übrigen zu überlassen, gleichwohl die reinsten, die edelsten Freuden auf Erden noch nicht verkümmert wurden, noch ziemlich wohlfeil sind und selbst von den Armen noch erstanden und genossen werden können. Aber das Traurigste hiebei ist nur, daß die Menschen selbst die reinen und wohlfeilen Freuden der Erde verschmähen und thörichterweise nur nach jenen theueren Vergnügungsarten sich sehnen, welche die Reichen nur zum Genuße für sich selbst erkünstelt haben. Diese Vergnügungsarten — nicht anders, als hätte es die ewige Gerechtigkeit des Himmels absichtlich so gefügt, um die schwelgenden Reichen für ihre Bosheit zu bestrafen — sie sind vergiftet, fast durchgängig vergiftet; sie bringen Niemanden, der sie genießt, Gedeihen; wohl aber führen sie Tod und Verderben über Jeden, der sich an ihrem Genuße zu ersättigen vermeint. Soviel ist wenigstens unläugbar, m. F.: Genuß des häuslichen Glückes und diese Vergnügungen sind unvereinbarliche Dinge. Denn schon dazu, um jenen erkünstelten, widernatürlichen Vergnügungen der Reichen einen Geschmack abzugewinnen, muß man den Sinn für die naturgemäßen, einfachen Freuden des häuslichen Lebens verlieren; gerade so, wie man die starken Gewürze des heißen Erdstriches nicht eher behaglich finden kann, als bis man die Empfindlichkeit des Gaumens für gemäßigtere Reize gemeiner Nahrungsmittel abgestumpft hat. Wer große Gastereien liebt, wer sie gar selbst veranstaltet, oder sich freuen kann, wenn er dazu geladen wird: wie kann der froh und vergnügt bei jenem einfachen

Mahle sein, das er im Zirkel der Seinigen verzehrt? muß er von diesem ärmlichen Tische sich nicht weg zu den Tafeln der Reichen wünschen? Wem es behagt in jenen großen Zirkeln, in denen die Reichen zu ihren sonderbaren Belustigungen sich versammeln, wer mit Vergnügen Antheil nimmt an ihren Gesprächen, Spielen und Unterhaltungen: wie sollte es möglich sein, daß er, von so verdorbenem Geschmacke, auch in dem Umgange mit seinen Angehörigen und in der Theilnahme an den unschuldigen Spielen und Scherzen seiner Kinder ein wahrhaftes, herzliches Vergnügen finde? spricht sich nicht ein ganz verschiedener, ja selbst entgegengesetzter Geist in diesen und in jenen Freuden aus? ist hier nicht Alles Natur, und ist nicht dort nur Alles Kunst? Wer endlich Musik und Tanz, Schauspiel und Maske braucht, um einmal nach Herzenslust vergnügt und froh zu werden: wie sollte dem auch ein bloßer Spaziergang auf das freie Feld und in den grünenden Wald, in der Begleitung der Seinigen, ein Mittel zum Vergnügen dünken? O, nein, m. F.! im Tempel der Natur ist nichts für den zu finden, der an den kostbaren Vergnügungen der großen Welt Geschmack hat; im Tempel der Natur ist Alles öde, leer und ausgestorben für ihn; ihm singt der Vogel nicht schön, ihm ist die Lilie mit keiner Pracht bekleidet, ihm ist der Duft der Rose nichts, verglichen mit den kostbaren Gerüchen, die in den Sälen der Reichen aus goldenen Schalen aufsteigen. Abgestumpft also gegen alle Freuden des häuslichen Zirkels, eilt er, so oft er vermag, in jene größeren Zirkel hin; weder die flehende Bitte der Gattin, noch das klägliche Händeringen seiner unschuldigen Kinder vermag ihn zurückzuhalten im Hause; er windet sich los aus ihren Armen und eilt fort, gleich einem Rasenden. Mit theuerem Gelde erkauft er sich den Eingang in jene öffentlichen Belustigungsörter; und schwelgt und verprasset hier Summen, die vielleicht hinreichend gewesen wären, seine Familie durch ganze Monate zu erhalten. Der Bettelstab oder das Siechenhaus ist der verdiente Lohn, den er am Ende seines Lebens davonträgt. — Je einleuchtender diese Folge ist, je zahlreicher die sie bestätigenden Erfahrungen sind, je mehrere Familien wir in größeren Städten antreffen, welche sich bloß durch ihren Hang zu den Vergnügungen der großen Welt um den Genuß alles häuslichen Glückes, um ihren ganzen Wohlstand gebracht und völlig zu Grunde gerichtet haben: um desto weniger finde ich es nöthig, Sie erst durch viele Worte vor diesem Fehler zu warnen. Ein etwas geläuterter Geschmack, der das Erkünstelte, das Unnatürliche in jenen theueren Vergnügungen erkennt und mißbilligt; Sinn und Empfänglichkeit für jene naturgemäßen, reinen und unschuldigen Freuden, die das Familienleben darbeut: das sind die sichersten Mittel, die uns vor einem solchen Fehler bewahren können; und es ist ausgemacht, daß er bei weitem nicht so ausgebreitet unter uns sein

könnte, wenn der Geschmack der meisten Menschen nicht so verdorben wäre, wenn sie nur etwas mehr Gefühl und Zärtlichkeit besäßen.

5. Aber so liegt eben in der Unempfindlichkeit der Menschen ein fünfter Grund, weßhalb so Viele das Glück des Familienlebens, bei aller Gelegenheit dazu, nicht recht genießen können. Ich meine nicht, m. F., daß zum Genuße des häuslichen Glückes irgend ein ganz besonderer Grad von Zartheit des Gefühles, wie ihn vielleicht nur wenige Menschen von ihrem Schöpfer empfangen haben, erforderlich wäre: o, nein! für Freuden, die Gott für alle Menschen schuf, hat er auch Alle empfänglich und fähig geschaffen. Aber nur das behaupte ich: die bloße Anlage ist es, die uns Gott angeschaffen hat; soll sie zur wirklichen Genußfähigkeit werden, so müssen wir sie gehörig entwickeln und üben. Das ist es aber, was bei sehr vielen Menschen gänzlich verabsäumt wird. Von ihren eigenen Eltern mit rauher Strenge auferzogen, von wilden, unfreundlichen Geschwistern und Jugendgefährten umgeben, fehlte es ihnen in ihren ersten Kinderjahren schon an der gehörigen Gelegenheit, die zarten Gefühle der Liebe und Freundschaft zu entwickeln. Nie fiel ein freundlicher Blick des Vaters auf sie, nie weilte das Auge des Bruders oder der Schwester liebevoll an ihren holdseligen Zügen, nie drückte sie ein gefühlvoller Lehrer an seine Brust: einsam und ohne Freund wuchsen sie auf, ob sie gleich mitten unter Menschen waren, und wurden Jünglinge, ehe sie noch Jemand auf diesem Erdenrunde mit zärtlicher Liebe umfaßte. In ihrem Jünglingsalter erwachten gewisse Triebe in ihnen, welchen sie fälschlich den Namen der Liebe ertheilten; sie nahmen zur Ehe, nicht weil die Person, die sie erwählten, durch ihre Vorzüge ihr Herz an sich gezogen hatte, sondern um ihre thierischen Bedürfnisse zu stillen und manche sehr eigennützige Absichten zu erreichen. Ist es ein Wunder, wenn sie in ihrem Familienleben kein hohes Glück genießen? Mag doch die Gattin, die sie gewählt, auch noch so liebenswürdige und edle Eigenschaften besitzen: sind sie denn fähig, diese zu schätzen und sich derselben herzlich zu freuen? Mögen die Kinder, mit denen der gütige Gott sie gesegnet, auch noch so treffliche Geschöpfe sein: wissen denn sie die Vorzüge derselben zu bemerken und sich im Stillen darüber zu freuen mit wahrer Elternfreude? verstehen sie es denn, das herrliche Aufblühen ihres kindlichen Leibes und die noch herrlichere Entfaltung ihrer Geisteskräfte mit gerührter Bewunderung der Weisheit Gottes zu beobachten? verstehen sie die Kunst, sich der Liebe dieser Kleinen zu erwerben? und wissen sie wohl den hohen Werth dieser Liebe zu schätzen? ist es eine Wollust für sie, die Thränen dieser Unmündigen zu trocknen und ihren Jammer in plötzliche Freude umzuwandeln? — Sie sehen es, m. F., sie sehen es aus diesen Beispielen, ohne daß ich sie weiter fortsetze, wie viele Freuden des häuslichen Glückes

für den Gefühllosen verloren gehen! Wünschen Sie also dieß Glück in seinem ganzen Umfange einst zu genießen: o, so entwickeln Sie bei Zeiten schon die schöne Anlage zur Menschlichkeit, die sich gewiß auch bei Ihnen vorfindet! entwickeln sie bei sich, nähren und üben, verfeinern und verstärken Sie die edlen Gefühle des Mitleides, der Liebe, der Freundschaft, des Wohlwollens in Ihrem Herzen, bilden Sie sich, um es mit Einem Worte zu sagen, zu recht gefühlvollen Männern; denn nur der Gefühlvolle allein vermag das Glück des Familienlebens in seiner ganzen Fülle zu erfahren!

6. Doch, werden Sie es glauben, m. F., daß selbst Menschen mit dem gefühlvollsten Herzen und bei der günstigsten Gelegenheit von Außen, des häuslichen Glückes doch nicht genießen können, weil sie ein Hinderniß von Innen abhält? Kaum sollte man glauben, daß es ein solches Hinderniß gebe: und doch ist es, leider, nur allzusehr verbreitet, und richtet nur allzu vielen Schaden an, ohne daß man die Menschen bisher recht aufmerksam darauf gemacht hat. Es ist die falsche Schamhaftigkeit, die ich als jenes letzte Hinderniß, welches dem häuslichen Glücke im Wege steht, mit wenigen Worten zu beschreiben habe. Es gibt unläugbar gewisse Gefühle, welche bei aller Vortrefflichkeit, die sie besitzen, bei aller Lobens- und Preiswürdigkeit dennoch ein heimliches Geständniß menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit in sich begreifen: und diese sind es denn, auf welche sich eine falsche Schamhaftigkeit erstreckt; in deren Äußerung ein allzuverfeinertes Ehrgefühl etwas Beschämendes zu finden glaubt, die es daher, wenn nicht ganz unterdrückt, zum wenigsten verläugnet. Dankbarkeit, Liebe, Mitleid und noch so manche andere Gefühle dieser Art schließen ein stillschweigendes Geständniß einer gewissen Schwäche und Unvollkommenheit in sich. Wer das Gefühl der Dankbarkeit empfindet: muß der nicht Wohlthaten empfangen haben, muß der nicht schwach und ohnmächtig gewesen sein? wer Jemand liebt: gesteht er durch diese Liebe nicht ein, daß er des Daseins und der Gesellschaft dieses Menschen zu seinem eigenen Glück bedürfe, daß er abhängig von ihm sei? wer Mitleid fühlt: legt er nicht das beschämende Geständniß ab, daß er ein gleiches Unglück, wie er an seinem Mitbruder beweint, auch an sich selbst befürchte? Das, m. F., das sind die Gründe, weßhalb so viele Menschen sich einer freien Äußerung dieser so eben genannten Gefühle schämen. Ist es aber möglich, daß Menschen dieser Art das hohe Glück des Familienlebens nach seinem ganzen Umfange genießen? Bestehen denn nicht gerade die meisten Freuden dieses Lebens in Gefühlen, wie die vorhin beschriebenen sind? in Freuden, denen sich hinzugeben, diese verirrten Menschen für eine Schande halten? Also nur heimlich, nur wie verstohlener Weise können sie diese Vergnügungen kosten; nur wo es Niemand sieht und merkt, da können sie lieben und sich der Liebe,

die sie gefunden haben, freuen. O, fliehen wir vor dieser Thorheit, m. F., vor dieser Thorheit, die uns die besten Freuden unseres Lebens verbittern würde! Was kann denn ungereimter sein, als sich derjenigen Schwächen und Mängel zu schämen, welche ganz wesentlich zu unserer sterblichen Natur gehören, die wir, solange wir Menschen sind, nothwendig tragen müssen, die jeder Andere mit uns gemein hat, die endlich, je sorgfältiger wir sie verbergen wollen, um desto deutlicher nur in die Augen fallen? Nein, keine Schande ist es, jene Schwächen zu haben: wohl aber ist es eine Schmach, und wohl deutet es auf einen geheimen Hochmuth hin, selbe verheimlichen zu wollen! Lasset es uns also heute aller Welt gestehen, daß wir bedürfen zu lieben, und uns geliebt zu werden freuen! laßt uns nicht schämen, Menschen zu sein; sondern nur unsere Ehre darein setzen, gute Menschen zu sein! Dann werden wir auch das höchste Glück guter Menschen, das häusliche, in vollem Maße genießen! Amen.

XVI.

Über die Vaterlandsliebe.

(Gehalten am Feste der Reinigung Mariens im Jahr 1810.)

Luk. 2, 22—38.

Eingang.

Es gibt der Anlässe zu sittlichen Betrachtungen, die uns der heutige Text darbietet, m. F., gewiß sehr vielerlei: doch Einer aus ihnen scheint mir gegenwärtiger Zeitumstände willen den Vorzug vor allen übrigen zu verdienen. Und dieß ist der Anlaß: über die wichtige Tugend des Gemeingeistes und der Vaterlandsliebe ein Mehreres nachzudenken. Denn gleich mit zwei Personen, die ganz erfüllt mit Liebe zu ihrem Vaterlande waren und die sich zu dem edelsten Gemeinsinne, den es nur geben kann, emporgeschwungen haben, macht uns das heutige Evangelium bekannt. In der Person des Simeon erblicken wir einen ehrwürdigen, des Lebens satten Greis, der nur noch darum fortzuleben wünschte, um die Geburt des großen Retters Israels noch zu erleben. Zu alt, um, ohne ein Wunder zu fordern, das von Gott bitten zu dürfen, daß er ihn einen Augenzeugen von den wohlthätigen Veränderungen werden lasse, die der Messias in seinem Vaterlande vornehmen werde, hegt er nur den bescheidenen Wunsch, Gott möchte ihn nur die Geburt des Retters Israels erleben lassen, Gott möchte ihm nur die Gnade gewähren, denselben wenigstens als Kind einmal zu sehen zu bekommen, auf seinen Armen ihn zu tragen, an seine Brust ihn gedrückt zu haben. Und von dem Augenblicke, da dieser einzige Lebenswunsch ihm in Erfüllung gegangen: da will er gerne diese Welt verlassen! Nun, Herr! — ruft er in seinem heiligen Entzücken — nun laß immerhin deinen Diener im Frieden entschlafen; denn seine Augen haben ihn nun ja gesehen, den Heiland, den du zur Rettung für alle Völker auserkoren, ihn, der das Licht der Heiden und deines Volkes Israel ewiger Nachruhm sein wird! Urtheilen Sie selbst, m. F., wie lieb und theuer diesem Greise sein Vaterland sein mußte, wie nahe am Herzen ihm die Ruhe desselben liegen mußte, wenn er in seinen letzten Lebenstagen noch, wo alle Leidenschaften im Herzen auszusterben pflegen und nur die Vernunft, die kalte und die richtige, entscheidet, doch keinen wichtigeren Wunsch kennt, als die Geburt Desjenigen noch zu erleben, der, wie er glaubte, Israel befreien und seines tief gesunkenen Volkes Rettung und ewiger Nachruhm sein werde! O, gewiß, Simeon muß als Jüngling schon seinen Blick auf das Ganze zu richten gewohnt worden sein, schon als Jüngling muß ihm die Ehre seines

Volkes lieb und theuer geworden sein, wenn er als Greis einen noch so warmen Antheil daran nehmen und sich mit jugendlicher Freude darüber freuen kann, daß er den Retter Israels jetzt auf den Armen hält! Allein daß wir nicht etwa glauben, m. F., nur unser männliches Geschlecht, unser Geschlecht allein sei einer solchen Erhebung zum Gemeinsinne fähig! Die Geschichte des ehrwürdigen Volkes Israel stellt uns mehr als Ein Beispiel auf, daß auch das zarte weibliche Geschlecht vom edelsten Eifer für das Wohl des Vaterlandes entbrennen, und Blut und Leben dafür zu wagen im Stande sei. Anna, in unserem heutigen Evangelium, bietet uns gleichfalls ein Beispiel von einem Weibe dar, welches sich gegen die Gewohnheit dieses Geschlechtes über das Kleinliche hinaus zum Blicke auf das Ganze erhoben hatte, und nur beseelt war von dem Wunsche, daß es bald besser werden möchte im Vaterlande. Wenn uns der heilige Geschichtschreiber erzählt, daß diese ehrwürdige Matrone beinahe ununterbrochen in dem Tempel des Herrn verweilt habe: erklären wir es nicht für eine abergläubige Andeutung, m. F.! Der Tempel von Jerusalem — war er gleich nur ein Schatten von jenem prachtvollen, den der König Salomo einst dem Herrn erbaute, und Nabuchodonosor, der tolle Weltzertrümmerer, wieder zerstört hatte — er war doch das Schönste und Herrlichste, was die gedemüthigteste Nation der Juden in dem Zeitalter Jesu noch bei sich aufzuweisen hatte. Gern weilte der Freund des Vaterlandes in diesen Tempelhallen; gern weidete er seine Augen auf dem prachtvollen Marmor desselben, der in der Sonne so blendend wiederstrahlte; gern besah er und nimmer satt wurde er zu sehen die schönen zierlich gearbeiteten Gefäße vom schweren Gold und Silber, die hier noch übrig waren; gern harrte er hier, vergegenwärtigte sich die Zeiten Salomos und dachte nach bei sich: ob sie nicht wieder zurückgeführt werden könnten, und wann dieß wohl am füglichsten sich thun ließe? O, wie sehr wäre es zu wünschen, m. F., daß eine ähnliche Liebe zum Vaterlande, wie in Simeon und Anna einst lebte, auch uns beseelen möchte! Aber Simeon und Anna fanden, obgleich nur wenige, doch manche Zuhörer, die Sinn für jene Hoffnungen, welche sie ihnen eröffneten, besaßen, die — um mich der Worte des heiligen Schriftstellers zu bedienen — der Rettung Israels gläubig entgegensahen. Allein wer jetzt aufträte und in dem Geiste Simeons redete, der stände in Gefahr, beinahe verspottet zu werden: so wenig Sinn hat man für allgemeines Wohl, und so ganz ausgestorben ist der rechte Geist der Vaterlandsliebe! Möchte es mir gelingen mit Gottes Beistand, Etwas zu seiner Wiederbelebung, bei Ihnen wenigstens, heute beizutragen! Ich werde zu diesem Ende zuerst den wahren Begriff der Vaterlandsliebe genauer bestimmen, dann ihre Unentbehrlichkeit beweisen, hierauf die vornehmsten Ur-

sachen ihres Verfalles anzeigen, und endlich einige Regeln für unser eigenes Verhalten beifügen. Gott, der mein Innerstes sieht, weiß es, daß ich wie immer, so auch heute, nur in der Absicht spreche, um meinem vielgeliebten Vaterlande zu nützen. Er lege denn heute doppelte Kraft und Wirksamkeit in meine Worte, damit sie auch eine gleiche Liebe zu unserem Vaterlande in meinen Zuhörern erwecken!

Abhandlung.

1. Um allen Mißdeutungen zu entgehen, m. F., wird es vor Allem nöthig sein, genauer anzugeben, was wir denn eigentlich verstanden wissen wollen, wenn wir das Wort Liebe zum Vaterlande aussprechen. Denn freilich nimmt man dieses Wort in sehr verschiedenem Sinne; nicht einmal über die Frage ist man einig: welches Land der Erde eigentlich ein jeder Mensch als sein Vaterland zu betrachten, und wie weit er die Gränzen desselben auszustecken habe? Nach unserer Vorstellung hat sich ein jeder Mensch das Land der Erde als sein Vaterland zu denken, von welchem er bisher die meisten Wohlthaten empfangen hat und dem er gegenseitig auch die meisten Dienste zu leisten sich im Stande fühlt. In den gewöhnlichsten Fällen, aber doch nicht immer ohne Ausnahme, ist dieses das Land, in welchem wir geboren sind. Denn setzet, ihr wäret in zarter Kindheit schon aus eurem Geburtslande entfernt worden, ein anderes gastfreundliches Land hätte euch aufgenommen, euch Nahrung und Kleidung und Wohnung geschenkt bis auf diese Stunde, an den Erziehungsanstalten desselben wäret ihr zu vernünftigen und guten Menschen gebildet worden, ihr lebtet noch jetzt hier und sähet euch durch euere Gegenwart im Stande, demselben weit wichtigere Dienste zu leisten, als ihr dem ersteren, von dem ihr durch Berg und Thal getrennt seid, dessen Gewohnheiten und Sitten, dessen Gesetze und Einrichtungen, dessen Bedürfnisse und Mängel ihr nicht kennet, jemals zu leisten vermöchtet: wohlan, so zweifelt denn keinen Augenblick, das Land, in welchem ihr lebt, sei euer wahres Vaterland! Wichtig ist zwar die Wohlthat, welche ihr eurem Geburtslande verdanket, Eltern und Voreltern hat es vielleicht seit unendlichen Zeiten gebildet und ernährt: doch wichtiger sind die Wohlthaten, die ihr im neuen Lande empfangen habt; und — was es vollends entscheidet — ihr könnt dem ersteren nicht so wichtige Dienste leisten, als dem letzteren. Was aber die *Gränzen* betrifft, wie weit das Vaterland sich jedesmal erstrecke; darüber *ist unsere* Meinung, m. F.: so weit, als sich der Staat, von dem wir rechtmäßig beherrscht werden, ausdehnt. In den gewöhnlichsten Fällen erstreckt sich diese Gränze freilich nicht über ein einziges Land und Volk hinaus; ein jedes Volk ist ein für sich bestehendes Ganzes und hat sein eigenes Oberhaupt.

Aber zuweilen sind oft mehrere Völker zu einem einzigen Staate vereinigt; und — ist hier anders die Vereinignng nicht allzugewaltsam und widernatürlich, und ist der Umfang des ganzen Staatskörpers nicht allzugroß, und ist auch alle Hoffnung einer rechtmäßig auszuführenden Trennung und Erhebung zur Selbstständigkeit verschwunden: wohlan, dann reisset auch alle Scheidewände, die euch noch trennen, ab, ihr Völker dieses Einen Staates! hebet alle Unterschiede auf, sprechet nicht „dieß Land ist mein Vaterland, und deines liegt dort!“ weg mit dem Seitengeiste! liebet und umarmt euch gemeinschaftlich als Kinder eines — Eines Vaterlandes! — Aber was heißt das: sich lieben als Kinder Eines Vaterlandes? Es heißt: die Vorzüge dieses Landes kennen und schätzen, und die Erhaltung und den steten Wachsthum derselben als seinen eigenen Vortheil ansehen und betreiben.

a. Die Liebe zum Vaterlande, sage ich, fordert zuerst, daß man die Vorzüge desselben kenne und schätze. Denn Liebe, ist sie denn überhaupt etwas Anderes, als die Bemerkung gewisser Vorzüge an einem Gegenstande, solcher Vorzüge, um dererwillen man ihn der Billigung, und seinen Besitz des Strebens werth findet? Auch unser Vaterland also, wie können wir es mit wahrer Liebe umfassen, wenn wir nichts Gutes und Vorzügliches an ihm zu finden glauben, wenn wir die Vorzüge, die es besitzt, aus sträflicher Unwissenheit nicht kennen? Ich glaube zwar nicht, m. F., als ob eine wahre Liebe zum Vaterlande blind gegen alle Mängel und Unvollkommenheiten desselben machen müßte: im Gegentheile, solch' eine blinde Liebe, die müßte schädlich sein. Besonders die höheren Stände müssen die Mängel und Schäden des Landes, selbst die geheimsten, kennen; müssen sich keine derselben verhehlen; wie könnten sie selbe sonst heilen? Und je weiser und edeldenkender sie sind, desto weniger werden sie sich durch die Bemerkung einiger Mängel von ihrer Liebe abwendig machen lassen. Nur eine Vollkommenheit, m. F., ist es, die auch der Edelste an einem Gegenstande finden muß, den er der Liebe würdig halten soll; der Gegenstand muß der Vervollkommnung empfänglich sein. Nur daran aber lasset uns nicht zweifeln, daß unser Vaterland, so viele Mängel es auch habe, doch der Vervollkommnung nicht unfähig sei! nur das lasset uns fest glauben, daß unser Volk, so ungebildet und sittlich böse es jetzt auch sei, durch zweckmäßige Anstalten gleichwohl am Beiden, an Kopf und Herz, gebildet werden könne! Die Überzeugung läßt uns aus Gründen annehmen: Böhmen, so unglücklich es jetzt ist, es könnte zum glücklichsten der Länder Europas erhoben werden.

b. Denn eben auf dieser Überzeugung beruht der zweite und wesentlichste Bestandtheil echter Vaterlandsliebe: das eifrige Bestreben, die Vorzüge des Landes zu erhöhen, und ihren Wachsthum als

seinen eigenen Vortheil anzusehen und zu betreiben. Nur von demjenigen kann man mit Wahrheit sagen, er liebe einen Gegenstand, der die Vollkommenheiten und Vorzüge desselben stets zu erhöhen bemüht ist, und der, wenn es ihm gelingt mit diesem Bemühen, sich darüber freuen kann, als ob ihm selbst ein großes Glück zu Theil geworden wäre. So mag sich auch nur derjenige mit Recht der Liebe zu seinem Vaterlande rühmen, der ganz beseelt ist von dem Wunsche, sein Vaterland von Jahr zu Jahr in einem vollkommeneren Zustande zu sehen; der nicht nur müßig wünscht, sondern, so viel als es immer nur sein engerer oder weiterer Wirkungskreis erlaubt, werkthätig daran arbeitet, daß seine Mitbürger mit jedem Jahre weiser, besser und glücklicher werden; der sorgfältig aufmerkt, ob sie in dieser dreifachen Rücksicht fortschreiten, stillstehen oder rückwärtsgehen; den jeder bemerkte Fortschritt nicht anders, als wäre er sein eigener Gewinn, erfreut; den jeder Stillstand betrübt, und jedes Rückwärtsgehen bis zur Bestürzung ergreift. Herrscht großes Elend in seinem Vaterlande: er kann es nicht mit kaltem Blute betrachten, kann es nicht anschauen und dabei fortfahren, lustig und guter Dinge zu sein. Werden seine Mitbürger gekränkt, Menschen wie Vieh behandelt: er wallet auf vor Zorn bei diesem Anblicke. Ich dulde es nicht, ruft er, verruchter Bösewicht! ich will dein Ankläger sein, und die mißhandelte Unschuld soll gerächt werden! Er ruft's: und Hunderte vereinigen sich, durch seinen Ruf geweckt, mit ihm; und die verletzte Gerechtigkeit wird wieder hergestellt im Lande.

2. Wenn man die Vaterlandsliebe in diesem Sinne nimmt, m. F.; dann ist es wahrlich nicht schwer, ihre Nothwendigkeit zu zeigen. Denn es ist eine ausgemachte Sache: was immer der Mensch mit allem Ernste betreiben, was er mit Anstrengung aller seiner Kräfte ausführen soll, dazu muß ihn nicht bloß die trockene kalte Vernunft oder die Überzeugung, daß es so sein soll, bestimmen; sondern das Herz, der Inbegriff aller seiner Wünsche und Neigungen, eine edle Leidenschaft muß ihn mit ihren sanften, aber nur um so unwiderstehlicheren Lockungen anziehen. Also auch wenn wir wirken sollen zum Besten für unser Vaterland, wenn wir mit Anstrengung all unserer Kräfte, mit Aufopferung des eigenen Vortheiles, der Bequemlichkeit, des Reichthums, mit Gefahr des Lebens dem Lande aufhelfen sollen: was kann uns Kraft und Muth und Lust hiezu ertheilen, als eine leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande? Wir müssen den Vortheil des Landes für unseren eigenen erachten, es muß Bedürfniß für uns sein, das Vaterland glücklich zu sehen, und höchste Seligkeit, es durch uns glücklich gemacht zu haben; d. h. wahre Vaterlandsliebe, sowie wir sie vorhin beschrieben, muß uns beseelen und durchdringen: oder wir werden für das Wohl des Landes nie so wirksam sein, als wir es können und sollen.

Das ist so wahr, m. F., daß auch kein einziger Stand, die niederen so wenig als die höheren, der Liebe zum Vaterlande gänzlich entbehren können. Denn wahrlich auch die niederen Volksklassen müssen dem allgemeinen Wohle oft viele und schwere Opfer bringen; und nicht immer sind diese Opfer von der Art, daß man sie durch Gewalt aus ihren Händen winden könnte; nur Liebe allein kann sie bestimmen, selbe als eine freiwillige Gabe darzubringen. Was soll ich erst von euch, ihr höheren Stände, sagen? Ach, es ist nur allzuerklärlich aus der Natur der Sache und durch die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigt — beseelt euch nicht Liebe zum Vaterlande: ihr werdet bald die fürchterlichste Geißel desselben, seine Verräther und die eigentliche Ursache seines Unterganges. Die freiere Gelegenheit, die ihr zum Gutes- und Bösesthun besitzet, sie wird allemal zum Bösen mißbraucht, wenn keine Liebe zum Vaterlande in eurem Busen lebt. Da sorgt der Stand der Priester und Lehrer für keine wohlthätige Aufklärung der großen Volksmenge, für keine Ausrottung schädlicher Vorurtheile; im Gegentheil, man findet Gewinn dabei, und sucht sie zu erhalten und zu befördern. Da ist der Stand der Ärzte nur mit der Gesundheitspflege der Reichen und Vornehmen beschäftigt, die jedes Wort ihm theuer bezahlen können: die Armen müssen in ihren Krankheiten hilflos verschmachten. Da wissen die Mächtigen sich immer noch mächtiger zu machen, wissen den ganzen Reichthum der Nation durch schlaue Kunstgriffe allmälig an sich zu bringen, und kümmern sich wenig darum, daß alle Übrigen durch sie — ich will nicht sagen, der Mittel zu ihrer höheren, geistigen Seligkeit, nein — selbst der Mittel zur Fortsetzung ihres bloß thierischen Lebens, der nöthigen Nahrung und Kleidung und Wohnung, entbehren müssen. Schreckliche Entartung der Staaten, wo auf das Elend von Tausenden ein — nur vermeintliches — Glück von etlichen Wenigen mühsam gegründet wird! du kannst nur dort allein stattfinden, wo die höheren Stände erst alle Vaterlandsliebe aus ihren Herzen ausgerottet und nur den Namen, den leeren und hochtönenden allein, als einen Deckmantel für ihre Bosheit beibehalten haben! Aber vielleicht hat man zu fürchten, m. F., daß eine Nation, die ganz durchdrungen von Liebe zu ihrem Vaterlande ist, wohl ihren eigenen Vortheil besorgen, aber desto ungerechter gegen die Nachbarn sich benehmen werde, daß sie zu eingenommen für ihre eigenen Vorzüge, alles Ausländische verachten, und zu begierig nach ihrer eigenen Vergrößerung, jedes noch so widerrechtliche und schändliche Mittel zum Nachtheile anderer Völker anwenden würde? Ich antworte hierauf: Zu jener Vaterlandsliebe, welche wir oben beschrieben haben, gehört keineswegs, daß sich die Nation zu übertriebene Vorstellungen von ihren eigenen Vorzügen bilde; nur daß sie dieselben nach Wahrheit kenne und schätze

forderten wir. Lasset es immerhin geschehen, daß, weil die Menschen so selten die wahre Mittelstraße treffen, eine Nation etwas zu günstig von ihren Vorzügen denke: wird denn dieß gleich so gefährlich sein? Die Nation wird um so vergnügter in ihrer Täuschung leben, um so bereitwilliger zu jeder Anstrengung, die zur Erhaltung und Vermehrung dieser Vorzüge nöthig ist, sich finden lassen. Die benachbarten Völker können sich doch unmöglich durch diesen Nationalstolz so sehr beleidigt fühlen, indem auch ihnen gestattet ist, von ihrer Seite auf eine gleiche Weise sich zu benehmen. Die Weiseren aber, die Weiseren des Volkes auf beiden Seiten werden den Stolz der Nationen, wo er die Gränzen überschreiten und schädlich werden sollte, gehörig zurückzuweisen suchen und zurückweisen müssen. Haben sich aber die Nationen zuweilen zu einer ungerechten Behandlung der Nachbarn verleiten lassen, haben sie unerlaubte und schädliche Mittel zu ihrer eigenen Vergrößerung gebraucht; so klage man doch nicht hier die Liebe zum Vaterlande an, sie ist ganz unschuldig dabei: die sittliche Bösartigkeit eines Volkes, welches sein Glück auf die Beeinträchtigung seiner Nachbarn gründen will, die unrichtigen Begriffe, die es von seinen wahren Vortheilen, vom wahren Wesen bürgerlichen Wohlseins sich bildet, diese klage man als Ursache von jenen Mißgriffen an! Die Liebe zum Vaterlande ist an sich gut und unschädlich; nur zufälliger Mißbrauch kann sie, wie jeden anderen Gegenstand, nachtheilig machen.

3. Aber wenn Vaterlandsliebe ein so vortreffliches Gut ist, m. F.; so muß uns doppelt wichtig die Frage werden: woher es doch komme, daß sie in diesem unseren Lande so sehr in Verfall gerathen ist? Ich finde die Ursache hievon vornehmlich in drei Dingen: nämlich in jener Unkunde mit ihren eigenen Vorzügen, worin sich unsere Mitbürger befinden; in jener Ungleichheit des Grades der Bildung, auf welchem Einzelne aus ihnen stehen; endlich in jener leiblichen sowohl, als geistigen Entkräftung, in der es jetzt darniederliegt.

a. Unkundig sind unsere Mitbürger — der Vorzüge, welche sie und ihr Land wirklich besitzen. Denn freilich, m. F., wie keinen einzigen Menschen, so auch noch weit weniger hat der gütige Gott irgend ein ganzes Volk vergessen; jedem hat er besondere *Anlagen* und *Kräfte* mitgetheilt, jedes in eigenthümliche, für die besonderen Fähigkeiten berechnete Verhältnisse und Schicksale geführt, jedem gewisse Mittel zu seiner Ausbildung und Beglückung so nahe hingelegt, daß es sie leicht bemerken und durch ihren zweckmäßigen Gebrauch sich emporschwingen und glücklich machen kann. Uns Böhmen hat er in seiner Huld am allerwenigsten vergessen; er hat uns viel, sehr viel gegeben. Der Boden, den wir bewohnen, ist er nicht weit und breit der allerfruchtbarste Erdstrich? wie so empfänglich für Thiere

und Pflanzen! Und die Menschen, welche auf diesem Boden das Licht der Welt erblicken, sind sie etwa verkrüppelte und unvollkommene Menschen? sind sie nicht eine edle Menschengattung? Gesund und stark bringt die Natur das Kind zur Welt, hell ist sein Kopf, und aller Bildung fähig sein leichtbegreifender Sinn! Blühen nicht auch ganz durch sich selbst so manche Künste und Handwerke bei uns, um welche die Nachbarn uns vergeblich beneiden? Wie Vieles, was zwar nicht ist, könnte doch sein, weil es schon war! Aber erkennt er dieß wohl der Böhme? weiß er es wohl, was er für Vorzüge, und was für Kräfte und Anlagen zu noch weit größeren Vorzügen er besitzt? Nicht im geringsten weiß er dieß; er hält sich selbst für Nichts; schämt seines Vaterlandes sich vor Anderen, ahmt vom Wichtigsten bis zum Geringsten Alles dem Ausländer nach, nichts seinem Urtheile vertrauend. Wie ist es möglich, daß er bei solch' einer Geringschätzung seines Vaterlandes dasselbe eifrig liebgewinne? kann man auch lieben das, dessen man sich vor den Menschen schämt?

b. Und gleichwohl ist ein noch größeres Hinderniß der Vaterlandsliebe die Ungleichheit des Grades der Bildung, auf welchem die einzelnen Bürger unseres Landes stehen. Denn wie nichts mehr die Liebe befördert, als Gleichheit in den Gesinnungen und in der Denk- und Handlungsweise; so ist nichts mehr der Liebe hinderlich, als ein ungleicher Grad der Bildung. Und dieses Übel, wie sehr drückt es nicht unser Vaterland vor manchen anderen Ländern! Denn jene doppelte Muttersprache, die wir in unserem Lande antreffen, nicht genug, daß sie den wichtigsten Umgang der Bürger mit einander schon an sich selbst erschwert: sie wird auch noch die Ursache, daß der eine Theil der Nation, der deutschredende, einen ganz anderen Weg zu seiner Bildung einschlägt, als der, der böhmisch redet. Der Erstere eilt gewöhnlich dem Letzteren voraus, verachtet denselben um seiner Unwissenheit und seiner Vorurtheile willen: und dieser dagegen betrachtet den Ersteren als eine, durch falsche Aufklärung verdorbene und ihm gefährliche Sekte im Lande; und wird er vom selben verachtet, so rächt er sich durch einen doppelt fürchterlichen Haß. So, armes Vaterland! so herrscht verderblicher Zwiespalt in deinem Inneren, so haßt ein Theil deiner Bürger den anderen: wie sollte bei diesem rauhen Sturme die zarte Blume der Vaterlandsliebe entsprießen und blühen und Früchte tragen können?

c. Und vollends jetzt in diesen ungünstigen Tagen, wo deine Bewohner an einer leiblichen sowohl, als geistigen Entkräftung darniederliegen! Denn, leider, in dieser Zeit der allgemeinen Noth, in welcher beinahe kein einziges Land in Europa von Schlägen des Unglücks mancherlei Art verschont geblieben ist, in dieser bösen Zeit hat freilich auch unser Land viele empfindliche Schäden erlitten! Es ist aufgehalten worden in seinem

schnellen Fortschreiten zur Vervollkommnung, ja sogar rückgängig ist es geworden. Das Licht der Aufklärung, welches seit mehreren Jahrzehenden seine wohlthätigen Strahlen in diesem Lande so mild und liebreich zu verbreiten anfing: der Krieg hat es durch seine erregten Staub- und Rauchwolken verdunkelt. Unwissenheit und Aberglaube werden wieder herrschend; ein zweideutiges Dämmerungslicht hat nur dazu gedient, die Menschen freigeisterisch und lasterhaft zu machen; der Druck der Theuerung und der für gewisse Menschenklassen schwer gewordene Erwerb hat uns selbstsüchtiger und hartherziger gemacht, den Geist der Bestechlichkeit geweckt, zu schändlichen Betrügereien und Unterdrückungen geleitet; ein Laster bietet dem anderen die Hand; Tausende der Menschen in unserem Vaterlande sind schlechter, entkräfteter. Ist es ein Wunder, daß sie auch umso unfähiger zur Übung hoher Tugenden, insonderheit zur Liebe ihres Vaterlandes wurden? kann man das Vaterland lieben, wenn eine kleinliche, zusammengeschrumpfte Seele im Busen nur immer mit ihrem eigenen Ich beschäftigt, zum Blicke aufs Ganze sich nicht einmal erheben kann? kann man das Vaterland lieben, wenn man sich nicht durch alle die unteren Stufen der Nächstenliebe bis zu der Liebe eines ganzen Volkes emporgehoben hat? kann man mehr, als das Wort der Vaterlandsliebe im Munde führen, wenn man sich durch die niederträchtigsten Ausschweifungen entkräftet und jedes höheren Gefühles unfähig gemacht hat? Nein, es ist nicht zu wundern, daß sich bei unseren Mitbürgern jetzt sehr wenig Vaterlandsliebe findet; denn diese ist eine Tugend, welche Kraft der Seele und des Leibes fordert.

4. Doch wozu sage ich Ihnen dieß Alles, m. F.? etwa nur darum, um Sie recht unzufrieden mit Ihrem Zeitalter zu machen? O, nein! sondern weil Sie aus dem Gesagten sehr wichtige Folgerungen für sich und Ihr Verhalten herleiten können. Nur einige der allerwichtigsten von diesen Folgerungen werde ich mit wenigen Worten anführen. Wünschen wir nämlich die so gesunkene Liebe zum Vaterlande in unserem Böhmen zu beleben; so müssen wir die drei erwähnten Ursachen ihres Verfalles aus dem Wege zu räumen trachten.

a. Wir müssen zuvörderst also eine richtige Kenntniß und Schätzung der eigenthümlichen Vorzüge unseres Vaterlandes bei unseren Mitbürgern verbreiten. Es ist sehr viel, m. F., was jeder Einzelne aus Ihnen für diesen wichtigen Zweck schon jetzt leisten kann. Und wieviel Mehreres dürften Sie erst in der Folge leisten können, wenn Sie stets aufmerksam auf die Sache bleiben! In dem Unterrichte, den Sie der zarten Jugend in unserem Vaterlande vielleicht erst in der Folge noch zu ertheilen haben werden, und in allen Gesprächen mit Ihren Mitbürgern, wo sich die Gelegenheit dazu ergeben sollte, einst selbst in Schriften

suchen Sie die Kenntniß, von der wir hier reden, zu verbreiten! Die Nation müsse die Wahrheit anerkennen lernen, daß unser Böhmen das fruchtbarste, das segenreichste Land in Europa sei; daß auch die Menschen, die auf diesem gesegneten Boden geboren werden, von Gott nicht minder begünstigt worden sind; daß der Böhme zu allen Wissenschaften geschickt und aller Tugenden und Großthaten fähig sei, und schon die Anlagen dazu mit sich zur Welt bringe; daß es dem Volke der Böhmen, würde es sich nur gehörig ausbilden, gewiß ein Leichtes wäre, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zu ziehen, wie sein fruchtbarer Boden bisher die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn nur allzusehr an sich gezogen und lüstern gemacht hat. Und damit die Nation, die von sich selbst allzu bescheiden denkt, dieß Alles glauben könne; so müssen wir sie mit der Geschichte der Vorwelt, mit den Großthaten ihrer Voreltern bekannt machen. Sie soll mit Staunen hören, daß ihre Voreltern es waren, welche ganz Deutschland beherrschten und ihren Einfluß auf ganz Europa ausdehnten; daß ihre Voreltern es waren, welche die Wissenschaften mit dem glücklichsten Fortgange betrieben; bei welchen die Weisheit ihren Sitz aufgeschlagen hatte; welchen das Licht der Aufklärung zuerst gedämmert, und die es über ganz Deutschland und über ganz Europa ausgegossen haben! Dieß Alles höre die Nation, und lerne den leichten Schluß daraus ziehen: was ehemals war, muß auch jetzt wieder werden können, denn noch die nämliche Sonne geht über unserem Böheim auf; wir waren einst groß, wir können es also, wenn wir wollen, auch wieder werden! Ist diese Überzeugung erst zur Wirklichkeit gediehen: dann wird die Nation aufhören, sich ihres Vaterlandes zu schämen, und alles Ausländische abgötterisch zu verehren und blindlings nachzumachen. Und hierin müssen Sie ihr vornehmlich mit Ihrem eigenen Beispiele vorangehen, m. F., Sie, die Mitglieder der höheren Stände sind es, nach welchen sich die übrigen Klassen des Volkes richten. Solange Sie selbst noch eine eigene Ehre in der geschickten Nachahmung des Ausländischen suchen, sich in gleichgiltigen Dingen, in Ihrer Kleidung, Wohnung, in der Bereitungsart Ihrer Speisen, in der Benennung aller dieser Dinge nach dem Ausländischen richten, solange Sie sich der vaterländischen Sprache in großen Zirkeln schämen und eine eigene Ehre darin suchen, die Sprachen der Ausländer nicht nur zur Nothdurft zu verstehen, sondern auch zierlich und geläufig zu sprechen: solange kann auch die ganze Nation nie eine echte Liebe zu ihrem Vaterlande fassen; denn ihre höheren Stände selbst verachten es ja in ihren Herzen.

b. Aber es ist nicht genug, daß dieser Unfug aufhöre, wenn Liebe zum Vaterland bei uns gedeihen soll; sondern wir müssen auch zweitens mehr Gleichheit und Übereinstimmung in die Denkungsart der einzelnen Bürger unseres Vaterlandes zu bringen und sie ein-

ander vertraulicher zu nähern suchen. Machen Sie hier den Anfang bei sich, m. F.! Sie selbst sind von den verschiedensten Theilen des Vaterlandes an dieser Lehranstalt versammelt; und es ist in der That eben nichts Seltenes, daß sich auch unter Ihnen gewisse Äußerungen eines Sektengeistes zeigen, daß der geborene Deutsche den Böhmen und dieser aus Wiedervergeltung den Deutschen neckt und verfolgt. Weg denn mit dieser Scheidewand! Böhmen und Deutsche! ihr müsset Ein Volk ausmachen; ihr könnt nur stark sein, wenn ihr euch freundschaftlich vereiniget; als Brüder müsset ihr euch ansehen und umarmen; es lerne der Eine die Sprache des Anderen, nur um sich ihm desto gleicher zu stellen; es theile der Eine seine Begriffe und Kenntnisse dem Anderen brüderlich und ohne Vorenthaltung mit! Und sind Sie erst hier an dieser Lehranstalt, wo Sie in enger Verbindung miteinander leben, Ein Sinn, Ein Geist, Ein Herz geworden: wohl dann, m. F., dann erst zerstreuen Sie sich durch unser ganzes Land, und hauchen Sie den hier empfangenen Geist der Liebe und Eintracht auch Ihren Mitbürgern in allen Gegenden des Landes ein!

c. Dieses wird Ihnen umso gewisser gelingen, wenn Sie auch drittens und letztens die sittliche Bildung Ihrer Mitbürger nach Möglichkeit befördern. Wenn alle Tugenden in einer gewissen Verbindung stehen, so ist es auch mit der Tugend der Vaterlandsliebe der Fall. Ein Herz, in welches sie recht tiefe Wurzel schlagen soll, muß erst durch mehrere andere Tugenden gehörig vorbereitet sein. Wer das Vaterland lieben und für das Wohl desselben vernünftig sorgen soll, der muß erst seine eigene Familie lieben und ihr Wohlsein besorgen lernen. Die Tugenden der Häuslichkeit also müssen in einem Lande zuerst befördert werden, wenn Liebe des Vaterlandes darin gedeihen soll. Wer von dem Wohl und Weh' entfernter Mitbürger, die er mit keinem Auge sieht, die viele Meilen von ihm entlegen sind, gerührt und zur Thätigkeit angespornt werden soll: der muß erst Mitleid fühlen mit jenen Leidenden, deren Elend er vor seinen Augen hat. Der Geist des Mitleides also, Sinn für Wohlthätigkeit gegen den Einzelnen müssen zuvor verbreitet sein in einem Lande, bevor man hoffen kann, daß sich die Vaterlandsliebe in einem hohen Grade äußern werde. Wer seine Liebe auf ein ganzes Volk erstrecken soll, der muß dieß Volk, und was sein Wohl befördert oder stört, zu überschauen vermögen. Ein ernster, bedächtiger Sinn also muß erst begründet, und dem Geiste des Leichtsinnes muß gesteuert werden. Wer endlich im Stande sein soll, um des gemeinschaftlichen Vortheiles willen den eigenen hintanzusetzen, muß eine lebhafte Überzeugung von dieser Pflicht in seinem Busen tragen, und sich schon öfters geübt haben, der Pflicht den Vortheil aufzuopfern. Ein feines sittliches Gefühl also und edle Selbstverläugnung müssen zuerst bekannter in unserem Lande werden; dann kann die

Liebe zum Vaterlande erst gedeihen. Bei uns, m. F., bei uns lasset uns den Anfang von diesem Allen machen; denn Beispiel wirkt mehr, als Wort. Glühen unsere Herzen erst von Vaterlandsliebe; so werden sich auch die Herzen unserer Mitbürger davon erwärmen und entzünden, und ewiger Segen uns, wenn wir der Anfang des Guten sind! Denn die hier Lehrer ihrer Völker waren — spricht das Wort Gottes — und hier Viele zur Tugend angeleitet haben, die werden glänzen dort wie die Sterne, in alle Ewigkeit. Amen.

XVII.

Über das Verhältniß der beiden Volksstämme in Böhmen.

(Gehalten am siebenten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1816.)

Eingang.

Billig sollte man von jedem Mitgliede der Christenheit voraussetzen dürfen, m. F., daß ihm der eigentliche Zweck, den ihre kirchliche Anstalt hat, bekannt sei. Von einem Christen sollte man billig erwarten, er wisse, was Christus beabsichtigt habe. Und dennoch ist es nur allzugewiß, daß man für Tausende unserer christlichen Zeitgenossen etwas Befremdendes sagt, wenn man den Zweck des Christenthums in seiner Vollständigkeit ausspricht. Es klingt ihnen neu, wenn man sagt: der Zweck des Christenthums sei nicht — uns erst im Himmel, sondern auch hier auf Erden schon glücklich zu machen; hier auf der Erde sei es, wo unser Herr ein Reich der Himmel zu gründen willens war; er lehrte diejenigen, die auf die Unterweisungen seiner Kirche merken, nicht nur, wie sie ein jeder für sich selbst ihr Leben einrichten müssen, um zum Besitze der Tugend und zum Genuße der möglichen Glückseligkeit zu gelangen; sondern er suchte auch in jener bürgerlichen Verfassung, die von so großem Einfluß auf uns ist, heilsame Abänderungen allmälig zu Stande zu bringen; er suchte Staaten und Reiche auf Erden zu gründen, die so vollkommen wären in ihren Einrichtungen und in so friedfertiger Verbindung das eine mit dem

andern lebten, daß man im Grunde sie nur ein einiges Reich, das wahre Reich Gottes auf Erden zu nennen berechtigt sein würde. Es zu beweisen, daß der Plan Jesu sich wirklich auch auf unsre irdische Beglückung und insbesondere selbst auf die Verbesserung unserer Verfassungen erstrecke: das, m. F., wäre ein sehr leichtes Geschäft. Wir könnten der Stellen der heiligen Schrift, aus welchen dieses folgt, sehr viele anführen; und es ergibt sich auch schon aus der ganzen Denkart Jesu und aus dem Geiste, in dem er überall zu Werke ging, daß er den Zweck des Christenthums so weit habe ausdehnen müssen, als es nur an sich möglich war. Ja, wer auch sonst nichts Anderes vom großen Propheten von Nazareth wüßte, als daß er einst den kurzen Ausspruch gethan, „es soll nur Ein Hirt und Eine Heerde werden!“ der könnte schon hieraus allein entnehmen, daß die Veränderungen, die dieser Mann (Apostelg. 2, 22.) zu bewirken gewünscht, nicht bloß das Innere der Menschen, sondern auch ihren äußeren Zustand, auch die Verfassung, in welcher sie leben, betreffen solle. Doch je entschiedener dieß ist, m. F., um desto einleuchtender wird es, wie mißfällig unserem Herrn Jesu das Treiben aller derjenigen sei, die statt zur Vervollkommnung unserer Verfassung das Ihrige beizutragen, vielmehr Veranlassung geben, daß deren Mängel noch größer und drückender werden — ein Fehler, um nicht zu sagen ein Verbrechen, dessen sich leider auch in unserem eigenen Vaterlande sehr Viele schuldig machen, obwohl nicht immer auf gleiche Art, nicht immer mit gleich deutlichem Bewußtsein der Bösartigkeit dessen, was sie beginnen. Hieher ist vornehmlich zu zählen der Geist der **Zwietracht**, den die **zwei Volksstämme dieses Landes schon seit Jahrhunderten unter einander nähren**. Wie ich vernehmen muß, so haben sich auch unter Ihnen, m. F., ein und das anderemal Spuren dieser so höchst verderblichen Zwietracht geäußert; es hat sich gezeigt, daß auch unter Ihnen der Böhme den Deutschen, und dieser jenen nicht so liebe, wie sich die Mitbürger eines und ebendesselben Landes nothwendig lieben müssen, wenn sie nicht selbst die Ursache ihres gemeinschaftlichen Unterganges sein sollen. Es scheint also, daß Ihre Begriffe über diesen Gegenstand noch nicht hinlänglich geläutert sind; und so gestatten Sie mir, daß ich, was meine eigene Meinung hierüber sei, etwas umständlicher entwickle. Es wird hiezu nothwendig sein, daß ich zuvörderst die **Ursachen**, woher die Abneigung zwischen den Böhmen und Deutschen in unserem Vaterlande rührt, aufrichtig angebe. Erst dann wird sich beurtheilen lassen, ob diese Abneigung auch billig und vernünftig sei. Und muß die Beantwortung dieser Frage verneinend ausfallen, so wird es wohl die Mühe lohnen, daß wir auch eigens über die Mittel nachdenken, die dieser Abneigung zu steuern dienlich sind. Jede von diesen drei Untersuchungen macht durch ihre Wichtigkeit und ihren Umfang

auf eine eigene Versammlung Anspruch. — Wenn ich es irgend einmal bedurfte, m. F., daß Sie mir zuhören mit einem nicht schon im voraus wider mich eingenommenen Gemüthe, so wird es bei diesen Vorträgen der Fall sein. Ich wüßte nicht besser die Gemüthsstimmung, deren es hiezu bedarf, bei Ihnen hervorzurufen, als indem ich ihnen vorlese, was der Apostel Paulus schrieb, als er sich vorgesetzt, Friede und Einigkeit in einer Gemeinde zu stiften, in welche sich der Geist der Zwietracht eingeschlichen hatte. 1. Kor. 12, 12—27.

Abhandlung.

Anschaulicher, als durch dieses Gleichniß vom menschlichen Leibe, läßt sich gewiß nicht zeigen, wie nothwendig es für das Gedeihen einer jeden gesellschaftlichen Verbindung sei, daß deren Glieder stets in Eintracht mit einander bleiben. Sie wissen sehr wohl, m. F., mit welch glücklichem Erfolge dieß Gleichniß schon bei dem Volke der Römer einmal in einem der gefährlichsten Zeitpunkte ihres Daseins gebraucht worden war.*) Daß es auch bei der Darstellung, welche Paulus demselben verlieh, einen nicht minder gesegneten Erfolg gehabt haben müsse: das könnten wir wohl von selbst vermuthen, wenn es zum Überflusse nicht auch noch die freudigen Lobsprüche bewiesen, welche der Apostel der Gemeinde in seinem nächsten Sendschreiben spendet. Auch die Korinther also wurden friedfertiger gesinnt; Israeliten und Hellenen lernten im Christenthum einander als Brüder betrachten und behandeln. Werde ich eines ähnlichen Erfolges mich auch bei Ihnen zu erfreuen haben, m. F.? Ich habe wirklich ein um so größeres Recht zu dieser Hoffnung, da ich zu keiner gemischten Volksmenge, sondern zu einer Auswahl gebildeter Jünglinge spreche, die es gut wissen, daß ihr Betragen einst vom ganzen Volke wird nachgeahmt werden. Denn wie die Vorsteher, sagt das Wort Gottes, so auch das Volk. Hiezu kommt anderseits, daß selbst die Gründe zur Uneinigkeit, die zwischen den beiden Volksstämmen in unserem Lande obwalten, nicht einmal so wichtig sind, als es diejenigen waren, die einst zwischen Juden und Heiden die Feindschaft unterhielten. Es wird sich dieß zeigen, wenn wir die ersteren nunmehr umständlicher entwickeln und mit den letzteren sie vergleichen. Sie mögen selbst urtheilen, ob ich in Aufzählung jener etwas verkleinere oder gar stillschweigend übergehe.

1. Ich gestehe, daß für's Erste schon *die Verschiedenheit der Sprache selbst*, welche die beiden Volksstämme unseres Landes reden, einen natürlichen Grund enthalte, einander, wenn auch nicht zu hassen, doch jede innigere Verbindung und Verschmelzung mit einander zu fliehen. Denn

*) Menenius Agrippa bei Livius II. 32.

so geringfügig vielleicht auch Manchem auf den ersten Blick der Umstand scheinen mag, daß zwei verschiedene Sprachen in unserem Lande herrschen, deren jede nur von einem gewissen Theile des Volkes mit gehöriger Geläufigkeit verstanden und gesprochen wird, so wichtig ist er doch in der That; und die Geschichte der Menschheit kennt kein Beispiel eines Volkes, bei dem eine ähnliche Verschiedenheit herrschte, und welches nicht darum bald mehr, bald weniger Mangel an Gemeingeist verspürt hätte. Dieß läßt sich auch begreifen.

a. Denn mehrere Sprachen bei einem und eben demselben Volke erzeugen einmal schon den Nachtheil, daß sie das Bild der wesentlichen Gleichheit aller Bürger durch jenen Unterschied, der in der Sprache stattfindet, verdunkeln. Auf den Begriff der Gleichheit gründet sich aller Gemeingeist, der unter den Mitgliedern ein und derselben Gesellschaft angetroffen wird. Je größer die Gleichheit ist, die unter ihnen herrscht oder auch nur zu herrschen scheint; je vollkommener es gelingt, jede Verschiedenheit, die unter ihnen obwaltet, aus ihren Augen zu entfernen: um so leichter fällt es Jedem, in dem Geschicke seines Nachbars sein eigenes sich zu denken, um desto herzlicher fühlt Jeder mit das Wohl und Weh des Anderen, um desto inniger liebt man einander, und findet sich um so bereitwilliger, Mann für Mann zu stehen. Ein jeder Unterschied, der in die Sinne fällt, thut dem Gemeingeiste Abbruch. Der Unterschied in der Sprache, mag der Vernünftige ihn auch für noch so unwesentlich erklären, ein Unterschied bleibt er doch immer, und zwar ein solcher, der sich gar nicht bergen läßt. Und bei unwissenden Menschen gilt dieser Unterschied gar sehr viel; ein Mensch, der anders spricht als sie, machet sich gleich einem Wunderthier aus frembem Lande; sie staunen ihn an, und wissen nicht, wofür sie ihn halten sollen; sie sehen zwar eine der ihrigen ganz ähnliche Gestalt an ihm, doch zweifeln sie, ob er auch innerlich ihnen ganz gleich sei, da er ganz anders tönende Laute von sich gibt, als sie. Und was die Sache bei längerem Umgang vielleicht an Sonderbarkeit, an Tiefe des Eindrucks verliert, das wächst ihr zu von einer anderen Seite. Denn finden sich erst gewisse Unterschiede unter den Menschen, dann ist auch nichts gewöhnlicher, als daß die Frage aufgeworfen wird: welche Partei das Bessere habe? Gewöhnlich gibt Jeder sich den Vorzug, und dieses wird dann der erste Streit, die erste Uneinigkeit unter ihnen. Der Streit pflegt hier die Gemüther nur um so heftiger zu erbittern, je unverkennbarer es beiden Theilen ist, daß die entgegengesetzte Partei seine Sprache ohne gehörige Kenntniß und nur aus Unfähigkeit, ihre kraftvollen oder weicheren Laute nachzuahmen, tadelt.

b. Ein anderer Nachtheil, den die Verschiedenheit der Sprache mit sich führt, ist, daß sie den wechselseitigen Umgang, wenn nicht

ganz unmöglich macht, doch sehr erschwert und hindert. Oder wer weiß es nicht, wie viel Mühe es kostet, seine Gedanken dem Anderen mitzutheilen, wenn man das Mittel der Sprache dazu nicht anwenden kann, wenn man bloß auf die kleine Anzahl natürlicher Zeichen allein beschränkt ist! wie arm und unbehilflich ist nicht ein solcher Umgang! Und daher hält sich denn ein Jeglicher in seinem Umgang nur an Solche, die einerlei Sprache mit ihm verstehen und reden. Die Folge davon ist, daß bei aller äußeren Vereinigung, die zwischen Menschen von verschiedener Sprache durch Gesetze des Staates geknüpft ist, doch keine innere besteht. Sie nennen sich wohl Mitglieder einer und ebenderselben Gemeinde, aber sie haben doch nichts in der That gemein; sie leben wohl neben- aber nicht mit einander, denn sie vermögen ja nicht einmal ihre Gedanken gegen einander frei auszutauschen. Dieß, m. F., sind die Gründe, die ein Volk, das aus verschiedenen Zungen zusammengesetzt ist, zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, wenn es des Mangels an Gemeingeist angeklagt wird. Das mögen denn auch wir Böhmen anführen: aber nur glauben wir nicht, daß diese Gründe uns schon völlig rechtfertigen können! nur glauben wir nicht, daß es unmöglich sei, bei aller Sprachverschiedenheit gleichwohl ein eng verbundenes Ganze zu bilden, und sich durch einen hohen Grad von Gemeingeist auszuzeichnen! Die Christen des ersten Jahrhunderts können uns eines Besseren belehren. Zur Religion Jesu Christi gingen Menschen von den verschiedensten Mundarten über. Und in welch' herzlicher Vereinigung sie gleichwohl Alle mit einander lebten, welch' einen thätigen Antheil sie, ganz ohne Rücksicht auf die Landessprache, der Jemand zugethan war, an ihren wechselseitigen Leiden und Schicksalen nahmen: davon werde hier der einzige Beweis erwähnt, daß für die Armen einer jeden Gegend Beiträge aus allen Gegenden, wo christliche Gemeinden waren, gesammelt werden konnten.

2. Doch freilich ist die Sprachverschiedenheit noch nicht der einzige Umstand, der das Emporkommen des Gemeingeistes bei uns erschwert. Ein zweiter, noch ungleich wichtigerer Umstand ist die Verschiedenheit, die sich in der Gemüthsart, in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Volksstämmen unseres Landes vorfindet. Denn offenbar ist es, daß, wo nicht von jeher, doch zum wenigsten in unseren jetzigen Tagen sich der böhmische und der deutsche Bewohner unseres Landes in den so eben genannten Stücken bedeutend unterscheiden. Es hat der Eine, es hat der Andere gewisse, theils Lob, theils Tadel verdienende Eigenheiten in seiner Gemüthsart und in seinen Sitten; und noch weit auffallender ist der Unterschied in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Theilen, so zwar, daß ich wohl

ohne Besorgniß, Streit zu verursachen, wo ich die Absicht, Frieden zu stiften habe, die Wahrheit aussprechen kann, der Böhme sei in dem Grade seiner Geistesbildung hinter dem Deutschen zurück. Uber die Ursache, woher dieß Alles rührt, ist nur zu viel gestritten worden; m. F., und nur zu oft hat man, um diese Erscheinung zu erklären, schon in der ursprünglichen Naturbeschaffenheit der beiden Volksstämme, die sich in unser Land getheilt, gewisse Verschiedenheiten voraussetzen wollen. Mir deucht — daß ich dieses aufrichtig sage — jede Erklärung dieser Art nicht nur gewagt und unerweislich, sondern auch beleidigend und ehrenrührisch zu sein. Ich werde mich nie überreden lassen, daß ganzen Familien, geschweige denn selbst ganzen Völkerschaften, gewisse fehlerhafte Eigenschaften schon von Natur so unzertrennlich ankleben sollen, daß sie auf keine Art wieder entfernt werden könnten. Ich glaube vielmehr, daß der Mensch Alles, was er ist, durch die Erziehung und durch die Umstände werde, und daß ein jedes Volk, wenn es in günstige Verhältnisse gesetzt wird, zu einer gleichen Vollkommenheit mit jedem anderen gelangen könne. Auch um sich die Unterschiede, die zwischen unseren beiden Volkstämmen obwalten, zu erklären, bedarf es wahrlich nichts weiter, als daß man die ungleichen Schicksale erwäge, die sie in früherer Zeit erfuhren und zum Theile noch jetzt erfahren, und daß man Rücksicht nehme auf die so ungleich günstigeren Gelegenheiten, Mittel und Aufforderungen zu seiner Geistesbildung, welche der eine Theil schon durch Jahrhunderte voraus hat vor dem anderen. Aber woher sie nun auch immer rühren mögen, diese so wichtigen Verschiedenheiten: daß sie dem Geiste der Gemeinschaft Abbruch thun; ist sehr natürlich. Denn wenn schon Unterschiede, der Sprache nämlich, die im Grunde nur bloß den äußeren Menschen betreffen, nicht ohne Nachtheil für den Gemeingeist bleiben: um wie viel mehr ist von solchen Unterschieden zu besorgen, die an der Seele selbst, am Innersten des Menschen haften! Was ist es Anderes, als die gleiche Stimmung der Gemüther, die alle Freundschaft und Verbindung knüpft? Und muß es nicht bei jedem Volke um so mehr Anlässe und Beweggründe geben, sich als ein Ganzes zu betrachten, je mehrere Glieder desselben schon durch natürliche Bande verknüpft sind? Wird ferner nicht zu jeder Unternehmung, welche gemeinschaftlich betrieben werden soll, eine gewisse Gleichförmigkeit in den Begriffen und Gesinnungen erfordert? Kann, wo der Eine sehr aufgeklärt denkt, während der Andere noch voll groben Aberglaubens ist, eine Verabredung unter denselben zu einem gemeinschaftlich zu unternehmenden Werke gepflogen und glücklich beendiget werden? Hält der Gebildete es nicht meistentheils für Schande, mit einem Ungebildeten auch nur in irgend einem Stücke gemeine Sache zu haben? Wenn aber nichts gemeinschaftlich betrieben wird, wenn man sogar sich schämt, gemeinschaftlich zu wirken: wo kann

da noch die Rede sein vom Gemeingeiste? — Aber so wahr dieß Alles ist: dennoch behaupte ich, ein einziger Blick auf die Christen des ersten Jahrhunderts muß uns beschämen durch den augenscheinlichen Beweis, den er uns gibt, daß auch bei allen diesen und noch größeren Hindernissen gleichwohl Gemeingeist, Einigkeit und Liebe stattfinden könne. Oder muß nicht der Unterschied in der Gemüthsart, in den Begriffen und Grundsätzen unter den Christen des ersten Jahrhunderts ohne Vergleich größer und auffallender gewesen sein, als er sich irgendwo unter uns vorfindet? Erwägen wir nur, aus welch ungleichartigen Bestandtheilen jene ersten christlichen Gemeinden zusammgesetzt wurden! aus wieviel Gegenden der Erde das kleine Häuflein gesammelt worden ist! wie wenig Vorbereitung es genossen! in welcher Gährung gerade damals die ganze Masse des menschlichen Denkens sich befand! wie viele einander ganz widersprechende Ansichten, nicht von etwa bloß gleichgiltigen Dingen, sondern selbst von den wichtigsten, über Gott, über die Unsterblichkeit der Seele, über das wahre Wesen der Tugend, selbst bei den Juden, um wie viel mehr bei Griechen und Römern im Umlaufe waren! Und doch, m. F., und doch versichert uns die Schrift, es sei nur Ein Sinn und Ein Herz in der Gemeinde gewesen, man habe in größter Eintracht und Liebe gelebt, und jedes Mitglied habe sein kleines und großes Eigenthum als ein Gemeingut Aller betrachtet! Können wir dieß ohne Beschämung vernehmen? Sollen uns achtzehn Jahrhunderte so gar nicht weiter gebracht haben in der Vollkommenheit, daß wir noch nachstehen?

3. Doch Sie entgegnen mir, daß ich des wichtigsten Grundes der Zwietracht und Erbitterung unter den Bürgern unseres Landes noch nicht erwähnt habe. Sie meinen die Rückerinnerung an jene Vorfälle widrigen Andenkens, durch die es geschah, daß neben der böhmischen Sprache in unserem Lande noch eine deutsche herrscht; ingleichen das zum Theile noch jetzt fortdauernde Verhältniß der Unterdrückung und Übervortheilung, in welchem der eine Theil des Volkes zum anderen steht. So empfindlich auch die Berührung dieses Punktes ist, m. F., so war ich doch nicht gesonnen, ihn mit Stillschweigen zu übergehen. Denn was hälfe es uns, daß wir den Krebsschaden, der an uns nagt, uns selbst und Anderen zu verhehlen suchten? wird eine Wunde dadurch, daß man sie bloß zudeckt, schon geheilt? Gestehen wir es also, gestehen wir es immerhin, das sei wirklich das größte Unglück unseres Volkes, daß die Bestandtheile desselben nicht gleich anfangs, nicht durch freiwillige Vereinigung, sondern größtentheils durch äußeren Zwang zusammengebracht worden sind, und daß auch heut zu Tage der eine Theil — dem anderen zu Trotz — nur allzusehr begünstigt, und über ihn emporgehoben wird! Daß sich die Rückerinnerung an Übervortheilungen und an Unbillen, die man den Vorfahren zuge-

fügt, auch auf die Enkel fortgepflanzt, ist etwas Begreifliches, zumal wenn die Folgen derselben noch immer fortdauern oder wenn man sogar zum alten Unrecht immer neues hinzufügt. Und das geschieht hier wirklich. Denn werden nicht immer noch die Deutschgebornen im Lande und jene, die sich ihnen angeschlossen, in hundert sehr wichtigen Stücken bevorzugt? ist es nicht die deutsche Sprache, in welcher alle höheren Wissenschaften im Lande vorgetragen werden? die man auch zur Geschäftssprache in allen öffentlichen Angelegenheiten erhoben hat? Muß dieß, so wenig es auch an sich getadelt werden kann, dem anderen Theil des Volkes nicht gleichwohl sehr unangenehm sein? muß dieser nicht die Zurücksetzung, welche er hier erfährt, mit Bitterkeit empfinden? Aber noch mehr: sind nicht die Großen und Vornehmen des Landes, sind nicht die Reichen und Begüterten im Volke Alle, Alle nur Eins von Beiden, entweder geborne Deutsche und wohl gar Ausländer, oder doch solche Personen, die, weil sie längst schon die böhmische Sprache und Sitte abgelegt, den Deutschen beigezählt werden? lebt nicht der böhmisch-sprechende Theil des Volkes durchgängig nur in einem bedauernswürdigen Zustande der Armuth und der Unterdrückung? und was das Empörendste ist: hat man diesem nicht allerorts zu seinen Vorgesetzten Personen gegeben, die Deutsche sind, oder doch den Deutschen angehören? Personen, die, weil sie der Sprache, die er spricht, nicht einmal kundig sind, die Beschwerden und Klagen, seine Gesuche und Bitten, die Gründe, welche er zu deren Unterstützung vorbringt, gar nicht zu würdigen im Stande sind? die auch kein Herz zu ihm haben, ihn nicht als ihres Gleichen ansehen, und folglich auch gar nicht väterlich ihn behandeln, sondern vielmehr ganz nach dem Vorbilde jener egyptischen Zuchtmeister beherrschen und bis aufs Blut aussaugen? (2. Mos. 1, 8—13.) Wer kann in unserem Lande gelebt oder es auch nur flüchtig durchgereiset haben, ohne die Wahrheit dessen, was ich hier sage, bestätigen zu müssen? Wer mag sich also noch wundern, daß so gar kein Gemeingeist in unserem Volke anzutreffen ist? daß der Böhme und der Deutsche nie gern gemeine Sache mit einander machen? daß sie vielmehr einander verachten, fliehen und hassen? Nein, m. F., zu wundern hat man sich nicht hierüber; erklärbar und natürlich geht es, wie mit der Entstehung von allem Bösen in der Welt, so auch mit jener Abneigung zu, die zwischen den beiden Volkstämmen unseres Landes herrscht. Aber muß wohl ein Übel darum, weil es erklärbar und natürlich entstanden ist, auch unvermeidlich heißen? Das Beispiel der ersten Christen zeigt uns auch hier wieder das Gegentheil. Denn wenn der böhmische Theil unseres Volkes dem deutschen Unbillen und Übervortheilungen vorwirft: um wie viel mehr Ursachen hatten die Nachkommen Israels nicht, über Mißhandlungen von Seite der Hellenen zu klagen? Aber wer immer das Christenthum annahm, vergaß auch

das Vergangene, und in Betreff der Gegenwart ertrug er mit Geduld, was sich nicht abändern ließ, und suchte im Geiste der Liebe Alles bestmöglich auszulegen und zu entschuldigen durch die Verhältnisse der Zeit. Möchte dieß Beispiel uns nicht umsonst gegeben worden sein, m. F.! möchten wir es in unserer jetzigen Lage erneuern und der Welt zum zweitenmal beweisen, wie mitten unter den stärksten Versuchungen zur Zwietracht und Uneinigkeit ein Reich der Eintracht und des Friedens hervorgehen und Glück und Segen über die Menschheit ausbreiten könne. Nur der Eintracht hat das Christenthum seine Erhaltung und schnelle Ausbreitung zu verdanken. Und, o, wer weiß, wie vieles Gute auch durch uns bewirkt werden kann, wenn wir mit eben dem Eifer, wie jene ersten Christen, befolgen die Worte des Apostels: Betrachtet euch Alle nur als Glieder Eines und ebendesselben Leibes; Christum den Herrn aber als euer Oberhaupt! Amen.

XVIII.

(Fortsetzung.) Über das Verhältniß der beiden Volkstämme in Böhmen.

(Gehalten am achten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1816.)

1. Esdras. 4.

Eingang.

Zu mancher lehrreichen Betrachtung, m. F., kann die Geschichte, welche ich Ihnen soeben vorgelesen habe, Stoff und Veranlassung bieten. Was sie jedoch für uns und die Bewohner unseres Landes besonders merkwürdig macht, ist jene große Ähnlichkeit, welche zwischen dem, was wir hier lesen, und dem, was sich in unserem eigenen Lande theils schon begeben hat, theils noch begibt, so unverkennbar anzutreffen ist. Wie die Bewohner unseres Landes aus zwei verschiedenen Volksstämmen bestehen, so wurde auch das Volk, das Palästina bewohnte, nach jenen Zeiten der Rückkehr aus der Gefangenschaft zu Babylon aus zwei sehr ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt; indem gewisse heidnische Volkstämme, die man zur Zeit der Gefangenschaft in das entblößte Land übersiedelte, jetzt mit dem Überreste der Kinder Israel, der wieder zurückgekehrt war, ein Ganzes ausmachen soll-

ten. Und wie bei uns aus dieser ungleichartigen Beschaffenheit der Theile Zwist und Uneinigkeit entsprang, und noch jetzt fortdauert: so, sehen wir, war es auch damals der Fall. Wie man bei uns dem einen Stamme günstig und dem anderen abgeneigt ist: so, zeigt unser Text, beging man auch damals diesen Fehler. Die Samariter, die sich in ihrem Schreiben an den König des Ausdruckes bedienten: „daß sie das Salz des Hofes essen", galten in seinen Augen für getreue Unterthanen, denen er den Auftrag gab, die anderen zu bewachen, und sie an der Unternehmung, welche dem Throne gefährlich werden könnte, selbst mit Gewalt zu verhindern. Wie schändlich sie diesen Auftrag mißbraucht haben werden, können wir uns leicht vorstellen, m. F. Mit Absicht mochte wohl der heilige Geschichtschreiber sich jeder umständlichen Erzählung der Beleidigungen, die man von beiden Seiten sich jetzt erlaubt haben wird, enthalten haben, um durch die Rückerinnerung an sie den Haß nicht zu verewigen. Er begnügt sich also bloß zu bemerken, daß nun der Bau des Tempels mit gewaffneter Hand eingestellt worden und seit dieser Zeit unterblieben sei bis in das zweite Jahr des Königs Darius. Hiebei versteht sich von selbst, daß man von Seite des Hofes die Juden von jetzt an nur immer mit Augen des Argwohns angesehen, daß man von jeder Vergrößerung ihres Wohlstandes, von jedem Wachsthum ihrer Kräfte, von jeder Zunahme der Aufklärung bei ihnen, Gefahr für das Reich besorgt, und folglich statt etwas zu deren Abhilfe zu thun, immer dahin gearbeitet haben werde, wie sie noch mehr geschwächt und unterdrückt werden könnten. Und dieses Alles, m. F., hätte es nicht glücklich vermieden werden können, wenn man verträglicher gewesen wäre? wenn man den gar nicht übel gemeinten Wunsch der Samariter genehmigt, und die verlangte Theilnahme am Tempelbau, statt mit beleidigendem Stolze abzuweisen, mit Freuden angenommen hätte? Ersehen wir denn aus diesem Beispiel, welche verderbliche Folgen es hat, wenn Bürger mit Bürgern nicht verträglich umgehen, wenn sie den Geist der Zwietracht unter sich ausbrechen lassen! Und wenn — wie der Apostel Paulus so schön bemerkt (2. Tim. 3, 16.) — Alles, was der Geist Gottes in der Schrift niedergeschrieben hat, zu unserer Belehrung niedergeschrieben ist: so lernen wir aus diesem Beispiel, wie wir in unseren ähnlichen Verhältnissen klüger zu Werke gehen sollen. Ich läugne gar nicht, daß Versuchungen zum Zwiste sehr häufig bei uns eintreten mögen; ich habe die Ursachen, die bei uns Uneinigkeit veranlassen können, in unserer neulichen Versammlung selbst aufrichtig angegeben. Aber wenn diese *Uneinigkeiten* auch noch so erklärlich und natürlich sind, so kann ich sie doch *auf keinen Fall als billig und vernünftig ansehen*. Die Gründe, welche mir dieses verbieten, gedenke ich jetzt eben umständlicher zu entwickeln. Ich hoffe, daß auch Sie selbst deren Wichtigkeit einsehen

werden, und wohl unserem Vaterlande, wenn Sie, gestützt auf diese Gründe, Ihr ganzes künftiges Leben hindurch Frieden und Einigkeit unter den ungleichartigen Bestandtheilen unseres Volkes nach aller Möglichkeit zu stiften trachten! Dann wird gerade das, was unserem Volke bisher so hinderlich gewesen ist, die Ungleichartigkeit seiner Bestandtheile — ein wahres Glück für uns und eine Quelle seltener Vorzüge sein.

Abhandlung.

1. Wenn wir auf jene Ursachen der Uneinigkeit, die wir in unserer neulichen Versammlung kennen lernten, nochmals zurückblicken, m. F., so wird uns bald einleuchten, daß keine einzige derselben wichtig und groß genug sei, um diesen Haß völlig zu rechtfertigen. Indem wir dieß zeigen, liefern wir gleich den ersten Beweis unserer Behauptung, daß der Geist der Zwietracht, der zwischen den Bürgern unseres Landes herrscht, Mißbilligung verdiene.

Die Bürger dieses Landes fliehen und hassen einander schon darum, weil es nicht eine und ebendieselbe S p r a c h e ist, die ihre Zungen eingelernt haben. Daß dieser Unterschied keineswegs hinreichend ist, um Spaltungen und Haß zu rechtfertigen, bedarf wohl keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Denn wenn es auch wahr ist, daß die Verschiedenheit der Sprache einen engeren täglichen Umgang erschwert; so folgt hieraus doch nicht, daß sie die Art der Gemeinschaft unmöglich mache, die zwischen den Bürgern eines und ebendesselben Landes obwalten soll. Hier wird nicht täglich berathschlagt, und nicht Jeder braucht seine Meinung dem Anderen unmittelbar zu eröffnen; sondern hier kann man sich zu mehrerer Bequemlichkeit gewisser Mittelspersonen bedienen, die, beider Sprachen mächtig, jedem von beiden Theilen zu erklären wissen, was die Gesinnungen des einen und des anderen sind. Und noch viel offenbarer ist es, daß die scheinbaren Mängel und Unvollkommenheiten einer Sprache, die harten und dem ungeübten Ohr widerlich klingenden Töne derselben nie einen Gegenstand des ernsten Streites abgeben sollen, geschweige denn Erbitterungen und Haß rechtfertigen können. Denn wie? was kann mein Nachbar dafür, daß er von Kindheit an gelehrt worden, die Dinge mit anderen Tönen als ich, mit Tönen, welche mir aus Mangel an Übung sogar widerlich vorkommen, zu bezeichnen? Würde ich nicht ebenso sprechen, wie er, wenn ich es ebenso gelehrt worden wäre? Und sind mir die Töne jener Mundart zuwider, so sind es vielleicht jene der meinigen nicht minder ihm; wer mag entscheiden, wer von uns Beiden mit größerem Rechte klagt, daß sein Ohr beleidigt werde? So viel ist aber gewiß: wenn wir erst eine kurze Zeit Geduld mit einander tragen; so werden

wir uns der Eine an die Töne des Anderen so gewöhnt haben, daß wir, statt selbe widerlich zu finden, zuletzt selbst mit einigem Vergnügen der neuen Tonart, deren Gesetze wir schon zu begreifen anfangen, zuhören können. — Viel wichtiger freilich, viel wichtiger ist der Unterschied, den wir in der Gemüthsart, in den Begriffen und Gesinnungen der beiden Volkstämme in unserem Lande finden. Daß aber auch dieser uns zu keiner Spaltung und zu keinem Hasse berechtige: das, m. F., können wir schon aus dem einzigen Grunde ermessen, weil ja auch unter Bürgern, die zu demselben Stamme gehören, ein nicht geringerer Unterschied in den genannten Stücken herrscht. Oder sollte es nicht Deutsche in unserem Lande geben, die sich von anderen hier lebenden Deutschen, und so auch Böhmen, die sich von anderen ihrer Sprachgenossen ganz eben so sehr unterscheiden, als man den Unterschied, der zwischen Böhmen und Deutschen überhaupt herrscht, nur immer annehmen mag? Wenn also nur Menschen, die ganz und gar in jedem Stücke gleichartig und übereinstimmend sind und denken, gemeine Sache miteinander machen wollten: wo könnte da auch nur unter Böhmen, oder auch nur unter den Deutschen selbst eine Gemeinde bestehen? Nein, nicht jede Ungleichheit in den Gesinnungen und in der Gemüthsart der Menschen macht eine Gemeinschaft unter denselben unmöglich. So groß und vielfältig auch die Unterschiede sind, die zwischen den Böhmen und den Deutschen stattfinden: doch gibt es tausend andere Dinge, in denen Beide gleichförmig miteinander denken. Und wahrlich, wenn man auch nur jene Grundsätze, worüber beide Theile einig sind, gehörig benützen wollte; so könnte schon viel, sehr viel in Gemeinschaft unternommen werden. Aber wir selbst sind es, die wir uns verkennen; wir trauen der eine Theil dem anderen nicht soviel Übereinstimmung zu, als wirklich vorhanden ist, bloß weil wir uns mit Augen des Hasses betrachten, und der Übervortheilungen nicht vergessen wollen, welche der eine Theil sich allmälig über den anderen errungen. Aber was sagt die Vernunft zu einem solchen Betragen? Sie tadelt beide Theile. Jenem, der übervortheilt worden, verweiset sie es als eine Unbilligkeit, daß er das Unrecht, was ihm nicht die jetzt lebenden Bürger, sondern nur ihre Vorfahren angethan haben, an den Jetztlebenden bestraft wissen will: Jenem, der immer noch jetzt fortfährt, Unrecht zu thun und zu gerechtem Unwillen Anlaß zu geben, befiehlt sie mit strengem Ernst, endlich ein Ziel diesen Bedrückungen zu setzen und durch den guten Gebrauch, den er von den erworbenen Vortheilen und Reichthümern macht, durch Güte und Mildthätigkeit die beleidigten Mitbürger mit sich auszusöhnen! Doch wenn auch nicht ein Jeder diesem Gebote der Vernunft gehorcht, wenn es auch viele Bürger in dem begünstigten Volksstamme gibt, welche durch ihr Betragen einen gerechten Abscheu erregen: wird es uns darum erlaubt sein, den

ganzen Stamm zu hassen? ist nicht der größte Theil desselben gewiß sehr gutartig? nimmt er nur den geringsten Antheil an den Bedrückungen, die jene Einzelnen aus seiner Mitte sich erlauben? wird er nicht vielmehr selbst von ihnen fast ebenso hart, wie unser böhmische Volkstamm bedrückt? Wie ungerecht also, wie ungerecht wäre ein Haß im Herzen eines Böhmen, der sich auf alle Deutschen ohne Unterschied erstreckte!

2. Doch wenn wir auf diese Art hoffentlich einsehen, daß es gar keinen Grund des Hasses zwischen den beiden Volkstämmen in unserem Lande gibt, der völlig rechtfertigend wäre: so lassen Sie uns nunmehr erwägen, wie schädlich und verderblich ein solcher Haß sei.

a. Das Erste und Gewisseste ist, daß wir durch einen solchen Haß uns selbst das Leben verbittern, und statt die Gehaßten mit uns auszusöhnen, vielmehr noch Anlaß zu neuen Beleidigungen von ihrer Seite geben. Abgesehen von allen weiteren Folgen, welche der Haß durch seine Äußerungen erzeugt, ist er schon an sich selbst eine sehr bittere Empfindung. Wir können nicht heiter sein, wir können uns keines Glückes, das uns zu Theil wird, freuen, so lange Bruderhaß in unseren Herzen kocht. Wenn wir die Liebe mit Recht die seligste aller Empfindungen heißen, und wenn schon hier auf Erden des Himmels Vorgeschmack genießt, wer gegen alle Menschen ein Herz voll Liebe in seinem Busen trägt: so hat derjenige schon hier auf Erden die Hölle, der nur einen einzigen Menschen, um wie viel mehr einen ganzen Volkstamm haßt, und einen Volkstamm haßt, mit dem er gezwungen ist, in der engsten Verbindung zu leben, den er als einen Bestandtheil jenes Staates, von dem er selbst ein Glied ist, ansehen muß! Also schon um das Leben sich nicht selbst zu verbittern, sollte sich ein Jeder aus uns sorgfältig hüten, daß der Keim des Bürgerhasses nicht in seinem Herzen Wurzel schlage. Aber noch mehr, m. F.; wenn irgend ein Theil unseres Volkes den anderen haßt, und — wie dieß von selbst geschieht — diesen Haß auch hie und da durch Worte oder Thaten äußert: wird dieß nicht weitere Folgen haben? Ich will gern annehmen, daß derselbe durch seinen Haß sich zu keinen Handlungen von solcher Art verleiten läßt, welche ihn einer obrigkeitlichen Bestrafung aussetzen: wird er verhindern können, daß nicht wenigstens diejenigen Personen, welche zu hassen er an den Tag gelegt hat, ihn gleichfalls hassen werden? liegt es nicht in der Natur des Hasses, daß er wieder vergolten wird mit Gegenhaß? Was kann nun die Folge sein von diesem wechselseitigen Hasse? Der Eine wird den Anderen auf alle nur mögliche Art zu beschädigen suchen, und dabei eben nichts Böses, sondern nur Etwas, das ihm von Rechtswegen zusteht, zu thun sich überreden. Denn, spricht ein jeder von Beiden, da mich der Andere haßt, da er nur

meinen Untergang sucht; so fordert es schon die Pflicht der Selbsterhaltung, daß ich auf jede Art, welche mir zu Gebote steht, ihn außer Stand setze, mir zu schaden. Welch ein trauriges Leben wird dieß sein, m. F.! welch ein widerlicher Anblick von Menschen, die ihre beiderseitigen Kräfte nur dazu anstrengen, einander zu Grunde zu richten! Wie ganz anders, wo der Geist der Liebe herrscht, wo Jeder seine Freude und seinen Ruhm darin sucht, recht vielen seiner Nachbarn gedient und geholfen zu haben!

b. Doch dieß erinnert mich gleich an einen neuen Grund, welcher die Schädlichkeit des Bürgerhasses uns zeigt. Unzählige gemeinnützige Unternehmungen, welche nur durch Liebe und Gemeinsinn ausgeführt werden können, müssen in einem Lande, wo diese Tugend fehlt, für immer unterbleiben. Hier komme ich auf einen Punkt zu sprechen, m. F., von dem wir uns in unserem Vaterlande, leider, kaum einen Begriff zu machen im Stande sind. Der schon Jahrhunderte lang fortdauernde Mangel an Gemeingeist nämlich hat uns so ganz vergessen lassen, was Bürger, wenn sie zusammenhalten, bloß für sich selbst vermögen. Von unseren Regierungen also erwarten wir alles Heil, während wir selbst nichts thun zu unserem Besten! Wir klagen über so Manches, was uns belästigt und quält; wir seufzen, daß die Regierung nicht abhilft: und lassen uns nicht in den Sinn kommen, daß ja wir selbst dem allein abhelfen können, wenn wir zusammenhalten wollten! Verlangen Sie von mir nicht, daß ich sie aufzähle, die nützlichen Anstalten alle, welche die Bürger eines Landes für sich allein errichten, oder zu deren Einführung sie doch auch die trägste Regierung gleichsam nöthigen können, wenn sie gemeinschaftlich darum bitten und darauf bestehen. Ich würde kein Ende finden, möchte ich hievon zu sprechen anfangen wollen. Ein Blick auf die Einrichtungen, die man in manchem benachbarten Lande erst kürzlich auf diese Art zu Stande gebracht hat, wird Ihnen Beispiele zur Erläuterung meiner Behauptung genug darbieten; ein weiteres Nachdenken wird Sie belehren, daß es noch ungleich mehr gibt, was sich ebenso gut, als das bisher Versuchte, auf diese Art ausführen ließe. Aber freilich nur, wenn ein vernünftiger Gemeingeist herrscht, wenn sich die sämmtlichen Bürger des Landes als ein zusammenhängendes Ganze ansehen, und es begreifen, wie der Vortheil des Ganzen auch ein Vortheil für jeden Einzelnen ist. Wenn aber Spaltungen da sind; wenn sich der eine Theil gar nicht mit dem anderen vereinigen will zu einem beiderseits nützlichen Zwecke, weil er den Vortheil nur sich allein, nicht aber dem anderen gönnt; wenn deßhalb Jeder lieber selbst darben, als dulden will, daß es der Andere mit ihm zugleich gut habe; wenn Vorschläge, welche der eine Theil macht, schon darum, weil dieser sie gemacht hat, von dem anderen verworfen und mit Hohn zurückgewiesen werden: dann ist es freilich nicht möglich, daß durch

die Betriebsamkeit der Bürger selbst Etwas zu Stande komme; dann sind sie ohnmächtig — nicht durch die Fesseln der Regierung, sondern durch ihre eigene Schuld.

c. Und diese Ohnmacht gibt Veranlassung zu einem neuen Übel. Diejenigen nämlich, welche die Regierung des Landes in ihren Händen haben, fühlen sich versucht, ihre Gewalt zu mißbrauchen, und statt für das Wohl des Volkes, für ihre eigene Bereicherung zu sorgen. Denn daß auch obrigkeitliche Personen nur Menschen, fehlbare Menschen sind, daß eine allzu nahe gebrachte Gelegenheit zum Bösen wie für uns Alle, so auch für sie gefährlich ist: das hätten wir, wenn es je bezweifelt werden könnte, in unseren neuesten Zeiten an so manchen merkwürdigen Beispielen lernen können. In mehr als einem Lande sah man Männer, die anfänglich weit bessere Gesinnungen gehegt, allmälig in wahre Tyrannen umgewandelt, weil die Gelegenheit sie dazu verführt hatte. Und wo ist diese Gelegenheit, wo die Versuchung zum Bösen größer, als bei einem Volke, welchem der Gemeingeist fehlt, das mit sich selbst in Spaltung und Uneinigkeit lebt? Bei einem solchen Volke nämlich kümmert sich Jeder nur um den eigenen unmittelbaren Vortheil; die Unterdrückung seines Nachbars ist etwas Gleichgiltiges, wo nicht sogar Erfreuliches für ihn. Hier also kann die Regierung das ganze Volk bald unter das schmählichste Joch der Sclaverei versetzen und nach Belieben mißhandeln, wenn sie nur die List gebraucht, nicht alle Theile auf einmal, sondern den einen nach dem anderen anzugreifen. Bei einem solchen Volke kommt keine gemeinschaftliche Berathschlagung, um wieviel weniger eine Vereinigung und ein Zusammenwirken aller Mitglieder zu Stande; denn was der eine Theil vorschlägt, der andere Theil hört es nicht an. Hier also kann die Regierung jede auch noch so unbillige Forderung stellen: sie findet nicht nur gar keinen Widerstand, sondern nicht einmal Widerspruch und Tadel; und wenn man ja einzelne Stimmen hört, die sich beklagen, so lauten diese, weil keine Rücksprache getroffen worden ist, doch nicht gleichförmig mit einander, und können darum keine Berücksichtigung finden. Bei einem solchen Volke herrscht, eben weil es sich seiner Ohnmacht nur allzu sehr bewußt ist, auch Furchtsamkeit und als Folge davon der Geist der Schmeichelei und der entehrendsten Wegwerfung seiner selbst. Jeder fürchtet, spräche er ein Wort der Wahrheit, sich die Gunst der Regierung zu verscherzen, sich ihre härtesten Verfolgungen und Strafen zuzuziehen, ohne doch, weil Niemand zustimmen will, dem gemeinen Besten etwas genützt zu haben. Er entschließt sich also lieber, den Schmeichler und Lobredner zu machen, um desto gefälliger zu sein; er setzt sich nicht nur selbst und die Gewalt, welche von Amtswegen ihm zusteht, so tief als möglich herab unter die Macht der höheren Ämter,

sondern er arbeitet auch daran, die Rechte des ganzen Volkes immer mehr und mehr zu vernichten und in Vergessenheit zu bringen. Bei einem solchen Volke endlich herrscht auch der Geist der Verleumdungsucht und falschen Angeberei. Aus wechselseitigem Hasse bemüht sich jeder Theil den anderen zu verkleinern und dessen Absichten bei der Regierung in ein gefährliches Licht zu stellen. Auch die unschuldigsten Handlungen werden, wie wir in unserem Texte sahen, der Obrigkeit auf eine Art geschildert, die sie verdächtig macht, und deren Einstellung bewirkt. Ist es zu verwundern, m. F., wenn durch dieß Alles endlich die obrigkeitlichen Personen selbst verdorben werden? ist es zu verwundern, wenn ganze Behörden dann ein Volk, das mit sich selbst in stetem Kampfe lebt, das so ohnmächtig ist, so ohne Widerstand jede Beleidigung erträgt, die Behandlung, die es erfährt, so falsch und ungereimt beurtheilt, sich selbst freiwillig erniedrigt, und kein angelegentlicheres Geschäft zu kennen scheint, als sich selbst wechselseitig bei der Regierung anzuklagen und in Verdacht zu setzen — ist es zu wundern, wenn die regierenden Personen ein solches Volk am Ende verachten lernen, und die Meinung annehmen, daß es gar keiner besseren Behandlung werth sei?

d. Dieß, m. F., dieß sind die unglückseligen Folgen, welche der Parteigeist bei jedem Volke hervorbringt. Wir aber erleiden durch ihn noch einen ganz eigenen Verlust von größter Wichtigkeit. Die kurze Andeutung desselben habe ich mir absichtlich zuletzt ersparen wollen. Gerade der Umstand, daß wir ein aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetztes Volk sind, gerade dieser Umstand würde, wofern es uns gelänge, den hindurch veranlaßten Parteigeist zu verdrängen, uns zu einem der glücklichsten Völker von Europa erheben. Denn ein merkwürdiges Naturgesetz ist es, daß zur Entstehung eines jeden Ganzen, welches uns den Anblick der Vollkommenheit gewähren soll, eine gewisse Ungleichartigkeit der übrigens wohlverbundenen Bestandtheile nothwendig ist. So wie der Boden, auf dem wir stehen, nur dann recht fruchtbar ist, wenn er aus vielerlei Arten der Erde zusammengesetzt ist: also ist auch das Volk, das sich von diesem Boden nährt, nur dann ein glückliches und vollkommenes Volk, wenn es aus ungleichartigen Bestandtheilen zusammengefügt worden. Familien, die eine allzu große Gleichartigkeit in der Wahl der Personen zu ihren ehelichen Verbindungen beobachten, verlieren je länger je mehr an Geist und Körperkraft; während Ehen, die etwas ungleich sind, eine Nachkommenschaft erzeugen, die sich durch eine ungewöhnliche Vortrefflichkeit auszeichnet und die Tugenden beider Theile vereinigt, ohne die Fehler derselben zu ererben. Das herrlichste Volk des ganzen Alterthums, das hochbegabteste, das bis auf den heutigen Tag von allen gebildeten Völkern bewundertste, das Volk der

Griechen, es war aus den ungleichartigsten Bestandtheilen gebildet: und wer mag zweifeln, daß dieser Umstand zu seiner Vortrefflichkeit sehr Vieles beigetragen habe? Also wer weiß, m. F., was auch wir selbst sein oder werden könnten, wenn wir die Ungleichartigkeit unserer beiden Volkstämme, aus denen man uns nicht ohne Gottes Zulassung zusammengefügt hat, weiser benutzt hätten, und noch jetzt zu benützen anfingen? wer weiß, was aus uns werden könnte, wenn wir statt Haß und Zwietracht unter uns zu nähren, freundschaftlich uns die Hände böten? wenn wir das Gute, das jedem Theile eigenthümlich ist, allgemein machten? die Fehler nach und nach verdrängten? wenn wir, soviel als möglich, suchten, die beiden Volkstämme so mit einander zu verschmelzen, daß endlich nur ein einziger aus ihnen würde? Wer weiß, welch hohe Vortrefflichkeit diesem noch zu erwartenden Stamme aufbewahrt ist, zumal auch soviele andere Umstände uns vermuthen lassen, daß wir ganz und gar nicht die Vergessensten der Kinder Gottes sind! Denn welch ein fruchtbares Land hat er uns nicht zur Bewohnung angewiesen, wohl nicht bloß darum angewiesen, damit wir auf einem so fruchtbaren Boden nur desto schmerzlicher empfinden müßten, wie unglücklich wir, dessen Bebauer, sind! Aber so lang wir uns nicht selbst bessern, m. F., solange wir nicht den Geist der Zwietracht ausrotten: solange wird es uns nie besser, sondern vielmehr stets schlimmer ergehen! Möchte das Wort unseres Herrn nicht eine Weissagung werden, die sich an uns erfüllt, sondern zur Warnung dienen, die uns bessert: Ein jedes Reich, sprach er, das in sich selbst getrennt ist, wird zu Grunde gehen. (Luk. 11, 17.) Amen.

XIX.

(Beschluß.) Über das Verhältniß der beiden Volkstämme in Böhmen.

(Gehalten am neunten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1816.)

Apostelgesch. 6, 1—6.

Eingang.

In unserer vorletzten Versammlung, m. F., war es, in welcher wir die, für die Bewohner unseres Landes beschämende Wahrheit kennen lernten, daß die Christen des ersten Jahrhunderts in größter Eintracht und Liebe unter

einander gelebt, während sie doch der Ursachen zu Uneinigkeit und Zwist in der That mehrere gehabt, als unter uns obwalten. Der eben gelesene Text aber mag uns beweisen, daß jene Eintracht gleichwohl auch ihre Unterbrechung gehabt, daß selbst in der ersten christlichen Gemeinde, die zu Jerusalem bestand, schon eine und die andere Mißhelligkeit sich erhoben, die aber durch Klugheit bald wieder ausgeglichen wurde. Den Christen aus dem Heidenthume schien es, als ob man ihre Armen nicht ebenso freigebig betheilte, wie jene, die aus dem Judenthume stammten. Sei dieß nun Wahrheit oder bloße Täuschung gewesen: genug, es gab zu Klagen Anlaß, welche bei der damaligen Freimüthigkeit der Zeit bald den Aposteln selbst zu Ohren kamen. Die Weisheit, mit welcher diese sich bei einem Vorfall so unangenehmer Art benahmen, verdient Bewunderung, m. F.! Zuvörderst ließen sie die Sache nicht lange anstehen, wohlwissend, daß eine Trennung der Gemüther, die erst vor kurzem entstand, leichter zu heilen ist, als eine Spaltung, die einer veralteten Wunde gleicht. Kaum also hatten sie Kunde von diesem Übel erhalten, als sie auch schon die nöthigen Anstalten zu dessen Abhilfe trafen. Man hatte sie, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, im Verdachte, daß sie bei der Vertheilung der Gelder unter die Armen, wenn auch eben nicht mit parteilicher Vorliebe für ihre jüdischen Stammgenossen, doch wenigstens nicht immer mit der richtigsten Beurtheilung des Grades der Bedürftigkeit zu Werke gegangen seien; man war jetzt noch geneigt, die Schuld hievon auf die so vielfältigen Geschäfte, die ihr apostolisches Amt mit sich brachte, zu schreiben. Noch eine kurze Zeit: und es würde aus diesem Gedanken sich der Wunsch entwickelt haben, daß die Apostel doch lieber zu einer Theilung ihres Amtes sich verstehen, und das Geschäft der Armenpflege in andere minder beschäftigte Hände niederlegen möchten. Doch der Entstehung dieses Wunsches kamen sie weislich zuvor; beriefen die Gemeinde und eröffneten ihr, daß sie der Pflege für die Armen enthoben zu sein wünschten. Dieß war der unzweideutigste Beweis, daß sie dieses Amt bisher gewiß nicht darum verwaltet, weil etwa ihr Eigennutz hiebei irgend seine Rechnung gefunden; sondern nur darum, weil niemand Anderer da war, welcher es statt ihrer hätte übernehmen können. Aber — was wohl zu bemerken — nicht sie selbst erwählten die Männer, die dieses Amt künftig zu versehen hätten; sondern der ganzen Gemeinde räumten sie das Recht ihrer Erwählung ein. So nämlich zeigten sie am allerbesten, wie ganz und gar es nicht ihnen darum zu thun sei, durch die bestellten Personen einen gewissen Einfluß auf das Geschäft selbst noch immerfort auszuüben; so zeigten sie, daß ihr Herz frei sei von jener Eitelkeit, die über Alles herrschen, die sich die letzte Entscheidung in aller Art von Gegenständen nur darum vorbehalten will, auf daß es scheine,

daß Alles von ihnen allein ausgehe. So wurde ihr Beispiel eine Beschämung und Zurechtweisung für alle Machthaber der Erde, die sich das Recht der Ernennung in so vielen, mitunter selbst solchen Fällen anmaßen, wo sie die zu ernennende Person nicht einmal recht kennen. Das so viel weisere Benehmen der Apostel hatte zur Folge, daß die Gemeinde zu Jerusalem, da sie nun sah, wie aufrichtig man in dem Zwiste vorgehe, auch ihrerseits that, was sich zu thun geziemte. Die sieben Amtsvorsteher wurden sämmtlich nur aus der Mitte der Heiden erwählt. Dieß rührende Beispiel der Großmuth, den Heiden von Seite der Juden gegeben: wie hätte es nicht seinen beabsichtigten Erfolg erreichen, und wie die Partei, die sich bisher zurückgesetzt glaubte, nicht alsbald aussöhnen, und sie überzeugen sollen, daß sie Unrecht gethan, sich über Menschen zu beschweren, welche so edel handeln können? O, daß die Zwistigkeiten, welche die Bürger unseres Landes entzweien, doch eben so glücklich beigelegt werden könnten, m. F.! Sie könnten es, wenn wir die Mittel, die hiezu nöthig sind, mit eben der Weisheit, wie die Apostel in jener Zeit bewiesen, erkennen, und die Opfer, die hier von beiden Seiten gebracht werden müssen, mit eben der Großmuth, die wir an der Partei der Juden bemerkt, auf den Altar der Vaterlandsliebe niederlegen wollten! Denken wir nach, m. F., aufrichtig und vor Gott — was hier zu thun sei. Dieses Nachdenken ist der Gegenstand, den wir für unsere heutige Versammlung schon neulich festgesetzt haben.

Abhandlung.

Wenn wir die Abneigung, die zwischen den beiden Volkstämmen unseres Landes herrscht, glücklich bekämpfen und Eintracht und Gemeinsinn unter uns herstellen wollen, m. F.; so muß unsere vornehmste Sorge offenbar darauf gerichtet sein, daß wir die Ursachen, die diese Abneigung hervorgebracht haben oder doch jetzt noch unterhalten, nach aller Möglichkeit beseitigen und unwirksam machen.

1. Der Untersuchung zufolge, die wir in unserer vorletzten Versammlung angestellt, steht dem Gemeingeiste in unserem Vaterlande kein wichtigeres Hinderniß entgegen, als seine Sprachverschiedenheit. Wer diese ganz beseitigte, wer es dahin brächte, daß von den Bewohnern unseres ganzen Landes nur einerlei Sprache gesprochen würde, der würde der größte Wohlthäter unseres Volkes werden; so wie derjenige, der auf dem ganzen Erdenrunde einerlei Sprache einführte, der größte Wohlthäter der ganzen Menschheit sein müßte. Allein mit so viel Zuversicht wir auch behaupten können, daß dieses einst, — nach vielen Jahrtausenden, meine ich — zu Stande kommen werde; so viele Mühe sich auch die weisen Vorsteher der

katholischen Kirche gegeben, diese Zeit herbeizuführen; so unläugbar wir es ihren Bemühungen zu danken haben, daß die Anzahl der verschiedenen Mundarten und Sprachen in Europa und der Grad ihrer Verschiedenheit doch viel geringer ist, als er sonst geworden wäre; so offenbar endlich die Erfahrung lehrt, daß sich die Menge der Sprachen auf Erden mit jedem Jahrhunderte vermindert: so ist gleichwohl der glückliche Zeitpunkt, wo auch in unserem Vaterlande nur einerlei Zunge herrschen wird, noch keineswegs als ein so naher anzusehen. Um desto eifriger müssen wir in Anwendung alles desjenigen sein, was diese Sprachverschiedenheit, solang sie noch unter uns besteht, möglichst unschädlich machen kann. Das erste ist, daß wir den noch ganz ungebildeten Theil unseres Volkes, die Böhmischen so wohl als die Deutschen, über den Unterschied der Sprache gehörig aufklären. Wir müssen es diesen Unwissenden erklären, woher der Unterschied der Sprache auf unserem Erdenrunde komme; wir müssen ihnen zeigen, das es ganz willkürlich sei, ob man die Dinge so oder anders bezeichne, daß man aus Mangel der Verabredung bei den verschiedenen Völkern der Erde nothwendig auch auf verschiedene Bezeichnung der Begriffe habe verfallen müssen; daß der auf diese Art entsprungene Unterschied der Sprache der allerunwesentlichste sei, der unter den Menschen nur immer stattfinden mag; daß es daher die größte Thorheit sei, einen Menschen schon darum, weil er in einer anderen Sprache sich ausdrückt als wir, für etwas Besseres oder für etwas Schlechteres als uns selbst zu halten; daß es bei uns doch nur auf die Gewohnheit ankomme, ob wir gewisse Töne angenehm oder unangenehm, wohl- oder übelklingend finden; daß daher nichts natürlicher als die Erscheinung sei, wenn ein Jeder von uns die Töne seiner Muttersprache für die gefälligsten hält. Soviel, m. F., für den ganz ungebildeten Theil unseres Volkes. Den aufgeklärteren Theil müssen wir überdieß bitten, daß er die Streitfrage, welche von beiden Sprachen doch an sich selbst den Vorzug vor der anderen verdiene, entweder ganz beiseite setze oder doch nur mit der möglichsten Gelassenheit und Mäßigung behandle. Es ist ein zweckloser Streit, weil sich aus seiner Entscheidung, wie sie auch immer ausfalle, gar keine Folgerungen für das Leben herleiten lassen. Und so gleichgiltig es auch jedem Theile im Grunde sein soll, ob seine oder die Sprache seiner Gegner in diesem Streite obsiegt, indem sich ja Niemand die Sprache selbst gegeben hat: so heftig ereifert man sich dabei dennoch insgemein; so tief gekränkt fühlt sich gewöhnlich derjenige, der zuletzt eingestehen soll, daß seine Sprache wirklich die minder gebildete sei. Daher glaube ich denn, m. F., jeder vernünftige Mann sollte es sich zu einer Regel gemacht haben, nie eine Sprache vor den Ohren

Solcher zu mißhandeln, die sie als ihre Muttersprache verehren, wofern er anders nicht mit aller Gewißheit voraussetzen kann, daß er Personen vor sich hat, welche über jeden Zweifel an der Wahrheit, von der ich so eben redete, erhaben sind. Doch dieses Alles kann nur verhindern, daß um des Sprachunterschiedes wegen keine Zwistigkeiten mehr unter Ihnen entstehen. Er, dieser Unterschied selbst, wird noch nicht weggeräumt. Sie aber sollen wissen, daß Sie auch zur Entfernung oder doch zur Verminderung dieses Unterschiedes überaus viel, und weit mehr, als es den Feinden unseres Wohles lieb ist, beizutragen vermögen. Vernehmen Sie: wie! Jenem Theile von Ihnen, den Gott berufen hat, daß er einst für das Heil der Seele in unserem Volke sorge, dem wird auch anvertraut sein die oberste Leitung des Kinderunterrichtes in allen Gegenden des Landes. Und eben deßhalb wird es Ihnen, wenn Sie nicht einige Mühe und Arbeit zu Ihrem großen Zwecke scheuen, in diesem Verhältniß beinahe überall möglich sein, die zarte Jugend, die in Ihre Schule strömt, und nur einer der beiden Landessprachen allein kundig ist, auch mit der anderen spielend vertraut zu machen; fast nirgends werden Sie bei diesem Vorhaben von Seite der Obrigkeit, und noch viel weniger von Seite der Eltern oder der Kinder selbst einen Widerstand erfahren. Kinder und Eltern werden sich vielmehr recht herzlich freuen, daß in Ihren Schulen etwas so offenbar Nützliches gelernt wird. Und wenn Sie diesen Unterricht anders auf die gehörige Art einleiten, wenn Sie ihn nicht durch unmittelbare Sprachübung ertheilen: so werden die schnellen Fortschritte, die Ihre Zöglinge machen, Sie in Erstaunen setzen; in weniger als Jahresfrist wird der Knabe, der vorher auch nicht ein einziges Wort von seiner nachbarlichen Landessprache kannte, in ihr seine Gedanken verständlich und fertig auszudrücken im Stande sein. Welch eine große, nicht zu berechnende Wohlthat, besonders für jeden böhmischen Bewohner unseres Landes! Hat er die deutsche Sprache inne: so kann er nun wandern durchs ganze Land, und findet überall Menschen, denen er sich verständlich mitzutheilen vermag; so fließen nun alle Quellen der Bildung, aus welchen seine deutschen Nachbarn schöpfen, auch für ihn ebenso reichlich als für sie; so kann er sich die nöthige Kenntniß aller Gesetze, die ihn angehen, verschaffen; so kann er sein Recht vor jedem Gerichtstuhle suchen; so kann er sprechen mit der Obrigkeit, deren Oberherrschaft von dem Geringsten anzufangen bis zu dem Höchsten im Lande anerkannt wird. Aber auch wenn der deutsche Landesbewohner die Sprache seiner böhmischen Mitbürger gelernt hat, ist es ein großer Vortheil für ihn sowohl, als für das Ganze. Nun kann er ohne Dolmetsch auch mit jedem Böhmen sprechen; nun sieht er sich nicht mehr gehaßt von diesem, sondern vielmehr geliebt; und auch er selbst gewinnt jetzt Liebe zu einem Volke, von dessen richtiger, gesunder Urtheilskraft, von dessen

Gutmüthigkeit und mancher anderen noch verkannten Tugend er, seit dessen Sprache ihm bekannt ist, täglich neue Proben erhält. Brauche ich es erst zu sagen, m. F., was sich hieraus so einleuchtend ergibt, daß es für jene Deutsche, welche das Schicksal in irgend einer Rücksicht zu Vorgesetzten über Böhmen erhebt, eine der heiligsten Pflichten sein müsse, die Sprache ihrer Untergebenen zu erlernen? Denn ohne diese zu verstehen, ist es fürwahr kaum möglich, daß wir die Pflichten unseres Amtes erfüllen! um wie viel weniger, daß wir die Liebe und das Zutrauen unserer Untergebenen gewinnen! Nur als Miethlinge müßten wir ihnen erscheinen, und könnten auch wirklich nicht viel mehr, als Miethlinge sein! Denn jeder gute Hirt (so meinte schon unser Jesus) muß eine Stimme besitzen, die seine Schafe kennen! (Joh. 10, 4.) Mag es also noch so beschwerlich sein: es muß doch geschehen, soll dem Geringsten selbst in unserem Vaterlande ja einmal aufgeholfen werden. Und wie? kennen wir nicht so viele andere Sprachen? Sprachen, die uns weit weniger angehen? lernen wir nicht die Sprachen der Länder Frankreich, Italien, England mit so viel Fleiß und Kostenaufwand? wie sind wir nicht bestrebt, uns diese in möglicher Vollkommenheit anzueignen, um von den Ausländern den wahrlich zweideutigen Lobspruch zu vernehmen, daß wir wie Einer der Ihrigen sprechen? wer sollte es vermuthen, daß wir bei so vieler Aufmerksamkeit für eine fremde Sprache, so wenig Fleiß nur auf unsere eigene Landessprache verwenden? So wenig Fleiß — sage ich? Auch daß wir sie ganz vernachlässigen, sollt' ich behaupten, ja daß wir uns — ein fast unglaublicher Umstand — auch sogar schämen, sie zu sprechen! O, m. F., bemühen wir uns, unsere Mitbürger von dieser Thorheit, die uns selbst den Ausländern verächtlich macht, zu heilen! Weit mehr, als an die großentheils unnütze Erlernung fremder Sprachen, denken wir doch an die vollkommene Erlernung unserer beiden Landessprachen! muntern wir, so viel wir ein Jeder in unserem Wirkungskreise vermögen, auch alle unsere Mitbürger auf zu einem gleichen Verfahren!

2. Je vollkommener uns dieß gelingen wird, je mehrere Deutsche wir vermögen, die böhmische, und je mehrere Böhmen, die deutsche Sprache zu erlernen: um desto leichter wird sich und zwar zum Theil schon von selbst das zweite Hinderniß beheben, welches dem Gemeinsinn in unserem Vaterlande entgegen steht. Dieses ist nämlich die Ungleichheit in der Gemüthsart, in den Begriffen und Gesinnungen, die zwischen den böhmischen und deutschen Einwohnern unseres Landes statthat. Es ist sich nicht zu wundern, daß Menschen, von welchen der eine die Sprache des anderen nicht versteht, bei aller nachbarlichen Angränzung, in ihrer Gemüthsart, in ihren Begriffen und Gesinnungen gleichwohl sehr von ein=

ander abweichen; ihnen fehlt nämlich das ausgiebigste Mittel zur Verähnlichung, welches im Umgange gegeben ist. Es ist die wechselseitige Mittheilung unserer Meinungen, welche bei öfterem Umgange stattfindet; es ist das Abhören der Gründe unserer Meinung, und die Beantwortung der wider sie erhobenen Gegengründe; es ist das öftere Sehen der fremden Handlungen, und die oft nur unwillkürliche, aber doch niemals unwirksame Nachahmung solcher Handlungen — was dem Umgange diese Kraft der Verähnlichung ertheilt. Je öfter also und je ungehinderter die Bürger eines und eben desselben Landes miteinander verkehren können, um desto mehr Ähnlichkeit erhält auch ihre ganze Art zu denken und zu handeln. Fügen Sie hinzu, daß Menschen, die einerlei Sprache verstehen, auch durch die größte Entfernung von einander noch nicht gehindert sind, eine Art von Umgang zu pflegen, durch schriftliche Aufsätze nämlich ihre Gesinnungen einander mitzutheilen; setzen Sie bei, daß Menschen, die einerlei Sprache reden, ihre Begriffe und Kenntnisse meistens auch aus denselben Quellen schöpfen, indem dasselbe Buch, welches der Eine mit Beifall gelesen und dem Anderen angepriesen hat, auch von diesem wieder gelesen und zur Richtschnur angenommen wird; sie werden demnach gleichsam von einerlei Lehren geleitet, folglich auch beseelt von einerlei Gesinnungen sein. Wie sollte da nicht Eintracht und Gemeingeist herschen unter ihnen? Doch dieß erinnert Sie vielleicht von selbst, m. F., daß es ein Mittel gebe, wodurch man auch bei demjenigen Theile des Volkes, welcher sich die Sprache des anderen noch nicht geläufig gemacht hat, gleichwohl dieselben Begriffe und Gesinnungen, wie sie bei diesem anzutreffen sind, verbreiten könne. Es ist die Übertragung der Schriften, die von dem einen Theile des Volkes am häufigsten gelesen werden und den wichtigsten Einfluß auf seine Geistesbildung haben, auch in die Sprache des anderen Theiles, um sie auch diesem brauchbar zu machen. Wohl freut es mich, sagen zu können, daß auch in dieser unserer Versammlung es Einige gibt, welche an dieses heilsame Geschäft bereits gedacht, ja selbst schon dasselbe in Angriff genommen haben. Der Himmel gebe, daß dieser kleine Anfang von recht gesegnetem Erfolge sei! er gebe, daß sich der Mitarbeiter, welche Sie freundlich unterstützen, Ihnen mit jedem Jahre stets mehrere gesellen! daß keine Eitelkeit und keine Sucht, sich auszuzeichnen, die bisherige Lauterkeit Ihrer Absichten trübe und Veranlassung zu Streit und Spaltungen, zu verderblichen Mißgriffen werde! der Himmel nehme Sie in seinen Schutz, auf daß gewisse böse Menschen, die allem Guten feind sind, nicht Gelegenheit finden, die unschuldigste und friedlichste Unternehmung in einem Lichte darzustellen, in welchem sie der Ruhe des Staates gefährlich erscheinen, und so durch obrigkeitliche Gewalt eingestellt werden könnte!

3. Auf diesem Wege einer schriftstellerischen Thätigkeit ist es, auf welchem auch das dritte Hinderniß des Gemeingeistes unter uns am glücklichsten bekämpft werden könnte. Ich meine das Erbitterung erregende Verhältniß, in welchem die deutschen Einwohner unseres Landes zu dessen älteren Bewohnern in früherer Zeit gestanden sind, und zum Theile jetzt noch stehen. Daß dieses Verhältniß selbst in allen denjenigen Stücken, in welchen es noch besteht, aufgehoben werde: das, m. F., ist eine Sache, die man wohl eher wünschen, als wirklich erwarten kann; zumal da ihre Ausführung, selbst wenn der Staat sie wollte, noch andere große Schwierigkeiten fände. So gibt es also durchaus kein anderes Mittel, wie trotz dieses Mißverhältnisses den Bürgern unseres Landes Gemeingeist eingeflößt werden könnte, durchaus kein anderes, das in unserer Macht stände, als: die Verbreitung solcher Einsichten im Lande, durch welche die Nothwendigkeit des Gemeingeistes immer einleuchtender wird; und das Auftreten einzelner vortrefflicher Personen aus jedem Volkstamme, welche durch ihre eigenen Vorzüge auch ihren ganzen Volkstamm dem anderen liebenswürdig machen. O, daß doch Jeder aus uns in dieser doppelten Rücksicht Alles, was seine Kräfte vermögen, leistete! Jeder, dem höhere Gaben von Gott verliehen sind, der sich geeignet fühlt, auch als Schriftsteller bei seinem Volke aufzutreten, möge für sicher annehmen, daß er das, ihm vom Himmel vertraute Pfund nicht besser anwenden könne, als wenn er Schriften verfaßt, welche den Gemeingeist in unserem Lande befördern, Schriften, durch welche unserem Volke allmälig einleuchtend wird die große Wahrheit, daß es durch seine bisherige Entzweiung, durch jenen Mangel an Gemeingeist, welchen es bisher bei so vielen Gelegenheiten gezeigt, Niemanden mehr, als sich selbst geschadet, Niemanden mehr Freude gemacht habe, als seinen Unterdrückern! Aber auch wem Gott so ausgezeichnete Anlagen nicht verliehen hat, daß er als Schriftsteller mit Glück aufzutreten vermöchte, oder wen seine Verhältnisse an dieser Art von Thätigkeit hindern, der unterlasse nicht, zu thun, was er nur immer für diesen edlen Zweck vermag! Wer er immer sei, in welchem Stande er lebe: wird er nicht überall vielfältige Gelegenheit finden, mit seinen Mitbürgern zu reden von dem gemeinen Besten? gibt es nicht tägliche Zusammenkünfte, in welchen wir uns mit der Erzählung und Anhörung merkwürdiger Veränderungen, die das gemeine Wohl betreffen, unterhalten? Wie viele Anlässe hier, die schiefen Urtheile unserer Mitbürger auf gute Art zu berichtigen; sie mit den Vortheilen, welche der Gemeingeist hat, bekannter zu machen; ihnen zu zeigen, wie Vieles sie ausrichten könnten, wie vieles Gute auch bei ihnen zu Stande kommen müßte, wenn sie nur ernstlich zusammen hal-

ten wollten! — Doch fast noch mehr, als von solcher Belehrung, verspreche ich mir von dem zweiten Mittel, das ich vorhin genannt habe. Denn so ist der Mensch geartet, er haßt und er liebt oft einen ganzen Stand, ja selbst ein ganzes Volk um eines Einzelnen willen, der diesem Stande oder Volke angehört, und ihm sehr liebens- oder hassenswerth dünkt. So kann ein jeder Einzelne von uns, wenn er nur anders will, bloß dadurch überaus viel zur Aussöhnung der beiden Volkstämme in unserem Lande beitragen, daß er an seiner eigenen Person ein hohes Muster der Vortrefflichkeit vor seinen Stammgenossen darstellt, und besonders dem anderen Volkstamme sich von einer recht liebenswürdigen Seite zeigt. Ein jeder Böhme aus uns suche bei jeder Gelegenheit, die ihm der Himmel herbeiführt, dem Deutschen Güte und Liebe zu erweisen; ein jeder Deutsche thue ein Gleiches an dem Böhmen: und ich bin gewiß, wenn nur das kleine Häuflein der hier Versammelten diese so leichte, schon in jedem Augenblick sich belohnende Regel befolgen will — in weniger als zwei Jahrzehnten müßte aller Haß der beiden Volkstämme unseres Landes verloschen und vertilgt sein! um wieviel gewisser, wenn Sie auch noch die übrigen Mittel, deren ich heut erwähnte, alle gewissenhaft anwenden werden! O, thun Sie es, m. F.! Bezeigen wir uns gegen so heilsame Aufforderungen, als es die gegenwärtigen sind, nicht verstockt wie jenes Volk der Juden zu unseres Jesu Zeiten, das ihm die bittere Klage erpreßte, wie er ihnen den Weg der Rettung vergeblich zeigen wollte: daß er vergeblich sich bemüht habe, es zu versammeln, so wie ein Huhn die jungen Küchlein versammelt! (Matth. 23, 37). Ach, schmählichster Untergang war die Strafe dieser Verstockung — zum warnenden Beispiele für alle späteren Völker! Erkennen wir also besser, als jenes Volk, „was uns zum Heile dient" (Luk. 19, 42.), auf daß auch wir in die Reihe derjenigen Völker zu stehen kommen, die eben jetzt von neuem aufzuleben suchen, nachdem die Stütze der Tyrannei zerbrach! Gott, welcher das Wohl der Völker liebt, wird auch uns beistehen im bescheidenen Kampfe für die Freiheit! Amen.

XX.

Das Neujahrsfest — ein Volksfest.

(Gehalten am Neujahrstage im Jahre 1810.)

2. Mos. 12, 1—17.

Eingang.

Wenn wir uns Etwas von dem, was die ehrwürdige Religion des alten Bundes Eigenthümliches besaß, in unser Christenthum zurückwünschen sollten, m. F.; so müßte es der Umstand sein, daß ihre heiligen Feste zugleich Volksfeste in des Wortes eigentlichstem Sinne waren. Der biblische Text, den ich so eben vorgelesen habe, gibt uns ein Beispiel hievon; er schildert uns nämlich die Art, wie das Volk Israel nach der Anordnung seines weisen Gesetzgebers den Anfang eines jeden Jahres festlich begehen sollte. Mit dem dankbaren Andenken an die Errettung seiner Vorfahren aus den Bedrängnissen in Egypten sollte es den Anfang jedes neuen Jahres feiern. Es fällt in die Augen, m. F., wie überaus wohlthätig dergleichen heilige Volksfeste wirken mußten. Was konnte zuträglicher sein, als sie, — um einen heilsamen Gemeingeist unter der israelitischen Nation zu wecken, zu erhalten und zu befördern? was konnte auch geeigneter sein, um die Nation zu einer recht lebhaften Dankbarkeit gegen Gott zu entflammen, als daß es so bestimmte Wohlthaten Gottes waren, deren Empfang die Nation an diesem Festtage sich zu Gemüthe führen sollte? Auch hat der israelitische Gesetzgeber wirklich nicht seinen Zweck verfehlt; die Nation der Juden hat sich durch ihren Gemeingeist, durch ihr Zusammenhalten, vor allen anderen Nationen vortheilhaft ausgezeichnet; und die dankbare Liebe und die Anhänglichkeit an Gott, zu welcher sie sich endlich emporgehoben hat, erwarb ihr Ruhm bei allen Völkern und ein ewiges Denkmal in der Weltgeschichte. Uns Christen, m. F., fehlt es beinahe gänzlich an solchen Volksfesten. Die heiligen Feste des Herrn, sie sind dem Andenken an solche Wohlthaten geweiht, welche nicht einem einzelnen Volke allein, sondern der ganzen Menschheit, zum wenigsten der ganzen Christenheit zu Theil geworden. Wie wohlthätig sie also sind: zur Weckung, Erhaltung und Beförderung des Gemeingeistes bei Einem Volke können sie doch nur wenig beitragen. Was wir am ehesten noch als eine Art von Volksfesten betrachten können: das sind gewisse Feste der Heiligen, solche nämlich, welche dem Andenken gewisser Männer gewidmet sind, die sich besondere Verdienste um ihr Vaterland erworben

haben. Und wirklich, wir Böhmen sind so glücklich, einige dergleichen Feste zu besitzen. Aber wie werden nicht gerade diese Feste der Landesheiligen von unseren gebildeten Klassen so ganz geringgeschätzt und vernachläßigt? und wie so wenig oder gar nicht ihr wohlthätiger Einfluß zur Weckung des Gemeingeistes unter den ungebildeten Klassen von unseren Volkslehrern benützt? Noch ist ein Fest übrig, Eines, das sich vor allen übrigen durch seine eigenthümliche Bestimmung unterscheidet, nämlich dasjenige, welches wir heute begehen, das Fest des Anfanges eines neuen Jahres. Wir irren uns sehr, m. F., und haben einen ganz falschen Begriff von der Bestimmung des Neujahrsfestes, wenn wir dasselbe bloß als ein Fest ansehen, das jeder Einzelne aus uns zwar an einem gemeinschaftlichen Tage, aber nichtsdestoweniger für seine eigene Person nur, feiert, an dem er Gott für seine Wohlthaten dankt, welche er das verflossene Jahr hindurch von ihm empfangen hat, und ihn um die Erneuerung seiner Gnade auch in dem neuen Jahre bittet. Nein! wozu wäre es sonst verordnet worden, daß man den Anfang eines neuen Jahres an einem und demselben Tage gemeinschaftlich begehe? ist denn der Neujahrstag, der durch die Willkür des Gesetzgebers bestimmte, auch für dich Einzelnen der Anfang deiner Lebensjahre? ist es nicht vielmehr nur dein eigener Geburtstag, welchen du zu jenem heilsamen Zwecke ganz ausschließlich benützen kannst und sollst? Der Neujahrstag hat also eine andere und allgemeinere Bestimmung, m. F.: er soll der Tag sein, an welchem die ganze Nation den Anfang eines neuen Jahres feiert; er soll das für die Nation im Ganzen sein, was der Geburtstag jedes Einzelnen für diesen insbesondere ist; er soll, mit einem Worte, ein wahres Volksfest sein. Aber wie selten wird es aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, das hohe Neujahrsfest, m. F.! Je ungewohnter nun diese Ansicht ist, um desto mehr ist es meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, Sie, die es als die zukünftigen Mitglieder der höheren Stände besonders wissen sollen, genau zu belehren, wie und mit welchen Gesinnungen das Fest des Neujahrs, insofern es ein Volksfest ist, von uns gefeiert werden soll. Der gütige Gott, der sich ein Schutzgott zu heißen würdigt nicht nur für einzelne Menschen, sondern auch für alle Völker, der schenke unserer heutigen Betrachtung den Segen, daß, wenn wir unsere Neujahrsfeste durch sie in Zukunft zweckmäßiger begehen lernen, auch unseres Landes gesunkener Wohlstand sich erheben möge!

Abhandlung.

Die große Ähnlichkeit, welche sich zwischen dem Staate und einem einzelnen Menschen vorfindet, hat sich dem menschlichen Beobachtungsgeiste

so von selbst dargeboten, m. F., daß man sogar die Benennungen, die man von einem Staate brauchen wollte, vom Menschen hergenommen hat. Man hat das Ganze des Staates — einen Körper, die einzelnen Bürger desselben — Glieder, den obersten Leiter und Führer des Ganzen — das Haupt, und die Gesetze desselben — den Geist und die Seele des Staates genannt. Nicht mit Unrecht, m. F: nur, glaube ich, hätte man diese Vergleichung nie so weit ausdehnen sollen, daß man die einzelnen Glieder des Staates, die doch freie vernünftige Wesen sind, ganz wie die Glieder des menschlichen Körpers d. h. als völlig willenslose Werkzeuge betrachtete, und eben deßhalb auf die sonderbare Meinung gerieth, nur auf die Gesetze des Regenten allein käme bei dem Wohl oder Wehe eines Staates Alles, und auf den Willen der einzelnen Bürger gar nichts an. So ist es aber nicht; denn so vollkommen auch die Gesetzgebung in einem Staate sein mag, so weise und allen Umständen entsprechend auch jede einzelne Verordnung und die ihr beigesetzte Belohnung oder Strafe sein mag: immer wird es doch einem großen, sehr großen Theile nach nur von dem guten Willen der Bürger selbst abhängen, mit welchem Eifer sie diese Verordnungen befolgen, mit welcher freien Begierde sie auch das, was nach dem Buchstaben der allgemeinen Regel im einzelnen Falle unbestimmt bleiben muß, nach eigener Einsicht leisten, oder wie sehr im Gegentheile sie wider das Gebot sich sträuben und es zu umgehen und Alles, was es unbestimmt läßt, ganz wider den Sinn des Gesetzgebers zu deuten suchen. An dem guten Willen des Volkes also muß einer weisen Regierung allerdings viel gelegen sein; sie muß es wünschen, daß das Volk eine gewisse Kenntniß von seiner Lage, von seinen Bedürfnissen, von allen seinen öffentlichen Angelegenheiten habe, und eben deßhalb auch über die Schritte, die die Regierung thut, mit Urtheil fällen könne, und mit Bescheidenheit zu fällen wage. Denn nur wenn dieß geschieht, und wenn das Volk mit eigenen Augen sieht, wie weise und wohlthätig die meisten Anstalten sind, die die Regierung trifft: dann folgt es willig ihrem Winke und thut das Härteste mit Freuden. Unschädlich ist es also und sogar nützlich und nothwendig, daß man das Volk an den religiösen Volksfesten über seine öffentlichen Angelegenheiten auf eine vorsichtige Art belehre. Vornehmlich aber die höheren Stände, vornehmlich Sie, m. F., sollen sich an diesen Festtagen zu einem solchen Blicke über das Ganze erheben; und es entehrt die Mitglieder höherer Stände nichts mehr, als wenn sie von den öffentlichen Angelegenheiten entweder gar nichts wissen oder dieselben so ganz verkehrt beurtheilen. Am hohen Neujahrsfeste, das bei der Nation gleichsam die Stelle des Geburtstages vertritt, sind es besonders vier Fragen, welche Sie sich vorlegen sollten, um diesen Tag auf eine vernünftige Art zu feiern: welche Fortschritte haben wir in diesem verflossenen Jahre in

unserer sittlichen Vollkommenheit gemacht? in welchen Stücken sind wir wohl gar zurückgekommen? welche Erfahrungen haben wir gemacht, die uns in Zukunft witzigen sollen? welche auffallenden Beweise seiner Fürsehung hat uns der gütige Gott durch dieses Jahr hindurch gegeben? Lassen Sie uns den wichtigen Sinn und Gehalt dieser vier Fragen im Einzelnen etwas genauer erwägen!

1. Ich sage zuerst, am hohen Neujahrsfeste sollte sich jede Nation die Frage vorlegen: welche Fortschritte haben wir durch dieses verflossene Jahr in unserer sittlichen Vollkommenheit gemacht? Dieses ist nämlich ganz ebendieselbe Frage, die auch jeder einzelne Mensch an seinem Geburtsfeste sich vorlegen soll; er soll sich fragen, ob und in welchem Grade er das nächstverflossene Jahr seines Lebens zu jenem Zwecke angewendet habe, zu welchem es ihm von Gott geschenkt worden war, d. h. ob und in welchem Stücke er dieses Jahr hindurch weiser, besser und glücklicher, mit einem Worte, vollkommener geworden sei? Was sich der einzelne Mensch zum Zwecke seines Lebens vorzusetzen hat, das sollen sich auch ganze Nationen zum Zwecke ihres Hierseins und ihrer Ausbreitung auf Erden vorsetzen; auch sie können und sollen immer zunehmen an nützlichen Kenntnissen, an sittlicher Güte, an wahrem Wohlstande, kurz, an Vollkommenheit. Was ist also billiger, als daß sie sich nach jedem längeren Abschnitte ihrer Hierseins, am Schluße eines jeden Jahres die Frage vorlege: ob und in welchem Grade sie jenem Zweck entsprochen habe? Es frage sich also die Nation: ob und inwiefern sie weiser geworden sei d. h. ob jene Wahrheiten, die jedem Menschen zu wissen nöthig sind, allgemeiner unter ihr ausgebreitet worden sind? ob jetzt am Anfange dieses neuen Jahres mehr Kenntniß von den menschlichen Pflichten und richtigere Begriffe über das wahre Wesen der menschlichen Glückseligkeit in ihrer Mitte angetroffen werden, als es am Anfange des verflossenen war? ob es ihr wohl gelungen sei, dem Aberglauben und der Unwissenheit in ihren untersten Volksklassen einen beträchtlichen Abbruch zu thun, und das wohlthätige Licht der Aufklärung nach und nach auch in den finsteren Hütten des Landmannes zu verbreiten? ob Künste und Wissenschaften bei ihr gestiegen sind, und welche nützliche Erfindungen sie anderen abgeborgt oder in ihrem eigenen Schooße erzeugt hat? Es frage sich die Nation fürs Zweite: ob und inwiefern sie besser geworden ist, d. h. ob mehr Arbeitsamkeit und Sinn für Thätigkeit in ihr herrschend geworden sei? ob mehr Mäßigkeit in dem Genuße sinnlicher Vergnügungen bei ihr zu finden sei? ob der unseligen Verschwendungssucht wirksam gesteuert worden sei? ob die Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, die offenbaren sowohl, als auch die, so im Finsteren schleichen, aus ihrer Mitte je

mehr und mehr ausgerottet worden seien? ob sich mehr Treue und Redlichkeit im Lande finden? ob die schändliche Selbstsucht vertrieben, und immer mehr und mehr edle Bereitwilligkeit unter den Bürgern angetroffen werde, den eigenen Vortheil dem Vortheile des Ganzen aufzuopfern? Es frage sich endlich die Nation: ob und inwiefern sie auch wirklich glücklicher geworden sei, ob mehr Gesundheit und Lebenskraft in ihren Bürgern herrsche? ob sich das Heer der Krankheiten, der Grad der Sterblichkeit vermindert habe? ob die erlaubten, unschädlichen, naturgemäßen Freuden des Lebens in einer größeren Menge von ihren Mitbürgern genossen werden? ob man, zwar keine überaus reiche, doch desto mehr wohlhabende und keinen Mangel leidende Familien in ihrer Mitte antreffe? ob Niemand unterdrückt werde, Niemand in seinem Unglücke verlassen und ohne Hilfe sei? Kann sich die Nation alle diese Fragen oder zum wenigsten den größeren Theil von ihnen bejahend beantworten; dann, m. F., dann feiern Sie ein wahres Jubelfest am Neujahrstage, dann stimmen Sie den volltönendsten Lobgesang dem Herrn der Heerschaaren an, und Gottes Engel selbst werden mit Theil nehmen an Ihrem Jubelchore!

2. Aber man kann in einigen Stücken zwar vollkommener geworden sein, m. F., in anderen aber nichtsdestoweniger zurückgekommen sein. Die Nationen müssen sich daher an ihrem Neujahrsfeste auch noch die zweite Frage vorlegen: ob und in welchen Stücken sie vielleicht zurückgekommen sind? Eine sehr wichtige Frage! und umso wichtiger und unentbehrlicher, je leichter und unbemerkter nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch ganze Staaten und Völkerschaften auf ihrem Pfade zur Vollkommenheit rückgängig werden, je leichter und unvermerkter oft eine Nation gewisse Irrthümer und Vorurtheile bei sich aufkommen läßt, in ihrem Eifer zu den Wissenschaften allmälig erkaltet, der Trägheit und dem Müßiggange sich ergibt, dem Hange zur Sinnlichkeit, der unbändigsten Wollust huldigt, und Tugend und Sittlichkeit untergehen läßt. Hieraus ergibt sich nun schon, welches der eigentliche Sinn und Inhalt der Frage sei, von der wir jetzt handeln. Prüft sich nämlich die Nation, ob und in welchem Stücke sie durch das verflossene Jahr vielleicht zurückgekommen sei; so muß sie, um nichts zu übergehen, ihre Aufmerksamkeit auf drei Stücke hinrichten: ob sie nicht etwa in ihren Einsichten, ob sie nicht etwa in ihrer sittlichen Vollkommenheit, ob sie nicht etwa in ihrem irdischen Wohlstande gesunken und herabgekommen sei? Muß sie die traurige Bemerkung machen, daß eines oder das andere von diesen Dingen wirklich geschehen sei: o, dann hüte sich solch' eine Nation, die wahre Ursache dieses Zurückkommens aus blinder Selbstliebe zu verkennen, die eigentliche Schuld desselben gleich von sich selbst hinwegzuwälzen und bald auf

diese, bald auf jene einzelne Person, bald auf gewisse äußere Gegenstände, bald endlich gar auf Gottes unvermeidliche Schickungen zu schieben! Ich will es zwar nicht läugnen, m. F., es kann zuweilen ganz ohne das Verschulden eines Volkes geschehen, daß es rückgängig wird in seinem Wohlstande, ja ich will auch sogar zugeben, daß es in seinen Einsichten und Wissenschaften zuweilen ohne sein Verschulden rückgängig werden könne; ein unerforschlicher Rathschluß des Himmels kann Mißjahr auf Mißjahr folgen lassen, und alle Anstrengungen der Nation dem hieraus entspringenden Mangel an Lebensmitteln, der Noth und Theuerung vorzubeugen, sind hier vielleicht zu schwach, zu ohnmächtig; ein toller Welteroberer bricht in die Gränzen des friedlichen Landes ein und verbreitet Tod und Verwüstung um sich her, ohne daß ihm die mindeste Veranlaßung dazu gegeben worden wäre; eine unweise Landesregierung kann ohne Verschulden der Nation sehr vielen Schaden anrichten, Unwissenheit und Aberglauben kann als die Folge erschwerter Aufklärung sich zu verbreiten anfangen, ohne daß es dem Volke selbst zur Schuld gelegt werden kann. Aber nur das behaupte ich: sehr selten werde sich die Nation das Zeugniß geben können, daß sie an ihrem Herabsinken im Wohlstande und in den Kenntnissen nicht wenigstens doch einen Theil der Schuld trage. Es war nicht ihre Schuld, daß so viele Mißjahre auf einander folgten: aber wenn nur die Reicheren aus ihrer Mitte zur Unterstützung der Ärmeren sich ganz so willfährig bezeugt hätten, als es Vernunft und Christenthum fordern; so hätten Tausende nicht hilflos schmachten müssen. Es war nicht ihre Schuld, daß ein wilder Feind ins Land hereinbrach und Tod und Verderben unter den friedlichen Bewohnern ausbreitete: aber ob dieser Feind bei einer schnellen Ergreifung der Waffen, bei einem tapferen und allgemeinen Widerstande nicht früher zurückgetrieben worden wäre, ist noch die Frage. Es war nicht Schuld der Nation, daß die Regierung derselben ein und das andere zweckwidrige Gesetz aufstellte: aber daß sie keine bescheidene Vorstellung erhob, daß sie bei der erschwerten Gelegenheit zu ihrer Aufklärung zu fahrläßig und träge war, die ihr noch übriggebliebenen Bildungsmittel zu benützen — das wenigstens war doch ihre Schuld. Was soll ich erst sagen, m. F., wenn es das Fach der Sittlichkeit und Tugend selbst betrifft, worin sich die Nation zurückgekommen sieht? Da liegt es ja schon im Begriffe selbst, daß es nicht ohne ihr eigenes Verschulden geschehen sein konnte. Allein in jedem Falle, so oft sich eine Nation an ihrem Neujahrstage den Vorwurf machen muß, daß sie herabgekommen, durch ihre eigene Schuld herabgekommen sei von einer bereits erstiegenen Stufe der Vollkommenheit: o, dann sei ihr der Neujahrstag ein Tag der Traurigkeit und der Buße, dann weine sie über ihre Vergehungen, dann sehe sie ein jedes Ungemach, so ihr das verflossene

Jahr hindurch widerfuhr oder sie vielleicht noch jetzt bedrückt, für das, was es ist, für eine Strafe des gerechten Himmels an, dann denke sie nunmehr mit Ernst an ihre Besserung!

3. Dieß wird umso gewisser geschehen, m. F., wenn sie an ihrem Neujahrstage sich noch die Frage stellt: welche Erfahrungen sie in dem verflossenen Jahre gemacht habe, die sie in der Zukunft witzigen sollen? Auch diese Frage nämlich legt ein vernünftiger Mensch an seinem Geburtstage sich vor: umwieviel mehr ein Staat an seinem Neujahrsfeste! Denn darin besteht eben der wesentliche Vortheil, welchen ein ganzer Staatskörper vor den einzelnen Menschen besitzt, daß er aus seinen eigenen Erfahrungen stets klüger und klüger werden kann. Denn wenn der einzelne Mensch durch seinen eigenen Schaden meistens zu spät gewitziget wird; wo er gewöhnlich erst am Ende seiner Lebensbahn, also zu spät für seine eigene Person erfährt, wie eigentlich er seinen Lebenslauf hätte einrichten sollen: so ist es dagegen ganz etwas Anderes bei einem Staatskörper, der sich in seinen Gliedern mit jedem Jahre verjüngt; bei dem in jedem Jahre eine junge Nachwelt an die Stelle der austretenden Vorwelt tritt, welche den Schatz der Erfahrungen, den diese letztere gesammelt, erbt und dort anfangen kann, wo diese aufgehört hat. Aber man lernt nichts, m. F., aus den köstlichsten Erfahrungen, wenn man nicht Aufmerksamkeit besitzt, wenn man der Frage: was kann ich hieraus lernen? kein eigenes Nachdenken widmet. Deßhalb muß eine kluge Nation auf die Erfahrungen, die sie in dem verflossenen Jahre gemacht hat, am Schluße desselben nochmals zurückdenken und eigens untersuchen, was für Anwendungen sie daraus machen könne, und welche Folgerungen und Lehren für die Zukunft ihr die Vergangenheit darbiete. Es mangelt nie an solchen Folgerungen und Lehren: weiß man sie anders nur zu suchen und zu schätzen; versteht man anders nur die Kunst, durch Schaden wenigstens klug zu werden. Es zähle die Nation an ihrem Neujahrstage die ungeheuere Menge derjenigen aus ihrer Mitte, die sich durch Unwissenheit, Leidenschaft, durch einen unordentlichen Lebenswandel Krankheit und Tod zugezogen, oder durch fremde Sorglosigkeit zu Grunde gehen mußten; sie zähle die Menge erstickter und ertrunkener Personen, die Menge derjenigen, die an den schädlichsten, durch ihre Ausschweifungen sich zugezogenen Krankheiten starben, die Menge der Kinder, die aus fremder Verschuldung das Licht der Welt kaum erblickt hatten! Kann sie aus diesem Allen nicht lernen, daß sie in Zukunft sich mit den Einrichtungen des menschlichen Körpers, mit den nothwendigsten Gesundheitsvorschriften, mit den gemeinnützigsten Kenntnissen aus der Arzneikunde vertrauter machen solle? daß sie alle Ursache habe, auf den wohlmeinenden Rath ihrer Ärzte, wie einer ansteckenden Seuche bei Zeiten vorgebeugt

werden könne, zu achten? daß sie vor jenen Leidenschaften, vor jenen Ausschweifungen fliehe, die sich so fürchterlich bestrafen und von denjenigen, die sich ihnen ergeben haben, zu spät beweint werden? Die Nation zähle an ihrem Neujahrstage die Menge der Familien, welche im verflossenen Jahre durch Feuersbrünste, durch Wasserschäden und was es sonst noch für unvorgesehene und unverschuldete Unglücksfälle gibt, zu Grunde gegangen sind! Kann sie hieraus nicht lernen, daß sie jene wohlthätigen Versicherungsanstalten und Gesellschaften, durch welche der Schaden des Einzelnen, weil er auf Tausende vertheilt wird, beinahe unfühlbar gemacht wird, je mehr und mehr bei sich in Aufnahme bringen solle? Die Nation zähle an ihrem Neujahrsfeste die Menge der Leiden, des Unrechtes, der Übervortheilungen und Unterdrückungen, die sie nur darum erfahren mußte, weil es ihr an hinlänglichem Gemeingeiste, an festem Zusammenhalten, an wahrer Einigkeit und Eintracht gebrach! Kann und soll sie hieraus nicht lernen, in Zukunft aufmerksamer zu sein auf das gemeinschaftliche Wohl, und jene engbrüstige Selbstsucht, welche nur immer mit ihrem eigenen kleinlichen Vortheil beschäftigt, am Ende selbst diesen nicht erreicht, durch einen hochherzigen Gemeinsinn zu verdrängen, der auf das Ganze sieht und nur im Wohlstande des Staates sein eigenes Glück sucht und findet? Dieß, m. F., sind die Lehren, die eine kluge Nation an ihrem Neujahrsfeste aus den gemachten Erfahrungen des zurückgelegten Jahres für sich herausziehen kann; und nur wenn sie dieß thut, wird sie von Jahr zu Jahr weiser, besser und glücklicher werden können.

4. Aber dann lege sie sich an diesem Festtage auch noch die vierte Frage vor: welche auffallenden Beweise seiner Fürsehung ihr der gütige Gott das vergangene Jahr hindurch gegeben habe? Denn dieß ist eben die letzte Frage, die sich auch jeder einzelne Mensch bei seinem Rückblicke auf sein zurückgelegtes Lebensjahr vorlegen soll; er soll den Spuren nachforschen, die sich in seinen Lebensschicksalen von einer weisen und wohlthätigen Leitung Gottes finden; denn nur indem er solche Spuren gewahrt und entdeckt, wird fest und unerschütterlich sein Gottesglaube, und er gewinnt Zutrauen zu diesem Gott und wahre Freudigkeit an ihm. Was von dem einzelnen Menschen gilt, m. F., das gilt auch ebenso von ganzen Völkerschaften. Es gibt einen Gott, welcher die Schicksale ganzer Völkerschaften, wie jene des einzelnen Menschen, leitet, einen Gott, der sie liebt und schützet, der sie von der Unwissenheit und vom Aberglauben zu richtiger Einsicht und Weisheit, vom Laster zur Tugend, vom Elende zu einem festgegründeten Wohlstande zu bringen sucht. Es ist kein Zweifel, daß alle Schicksale, welche ein Volk erfährt, von Ihm, dem Weltregierer, nur lediglich zu dem erhabenen Zwecke —.

dieß Volk zu bilden und vollkommener zu machen, herbeigeführt und zugelassen werden. Aber nicht immer sind die wohlthätigen Folgen dieser Schicksale gleich sichtbar und gleich erkennbar; oft liegen sie zu weit entfernt und zu verdeckt, als daß sie von unseren kurzsichtigen Augen bemerkt werden könnten. So viel aber, als sie uns doch bemerkbar sind, ist es auch unsere edelste Beschäftigung, sie zu beobachten und dankbar anzupreisen. Denn je mehrere und je auffallendere Beweise von Gottes Fürsehung die Nation in ihren Schicksalen bemerkt, um desto fester glaubt sie an einen Gott, und desto inniger freuet sie sich dieses Gottes als ihres gnadenvollen Schutzgottes. Erwäget also, erwäget ja immer an eurem Neujahrsfeste, ihr Völker, die auffallenden Beweise einer göttlichen Fürsorge für euch, nicht nur diejenigen, deren euch Gott in dem nächstverflossenen Jahre gewürdigt hat, sondern auch alle, deren ihr euch seit euerer ersten Entstehung, seit eurem Kindesalter her, soweit nur euer Gedächtniß reichen mag, mit Recht zu erfreuen und zu rühmen habt! Gott hat euch Alle wunderbar entstehen lassen, vergrößert, erhalten, geleitet und erzogen bis auf diese gegenwärtige Stunde; er hat euch aus den Händen eurer Feinde gerettet, als ihr nicht wußtet, wie zu helfen wäre; er hat euch Regen und Sonnenschein und fruchtbare Zeiten gegeben, als ihr vergessen hattet, euch auf den Fall eines Mißjahres mit Vorrath zu versehen; er hat das Licht der Aufklärung unter euch angezündet und Männer unter euch erweckt, die euch belehrt und gebildet, wie sehr es auch die Söhne der Finsterniß und der Bosheit zu hindern gesucht hatten. Danket ihm dafür, dem guten Gott, danket ihm an eurem Neujahrsfeste, denn er ist euer Aller Schutzgott, Ein Gott, der Vater aller Menschen, der Herr der Heerschaaren, dem ewig Preis und Ehre sei! Amen.

XXI.

Von der Pflicht, die Sitten seines Landes zu ehren.

(Gehalten am Feste der Opferung Mariens, im Jahre 1812.)

Luk. 22, 22—38.

Eingang.

In jener alten israelitischen Religion, m. F., welche die dankverdienende Vorläuferin unserer jetzt herrschenden Christusreligion gewesen, finden wir

der Gesetze und Verfügungen so manche, die auf den ersten Blick wirklich nicht wenig auffallend und befremdend für uns sind. Aber wenn wir erst diese Verordnungen von allen Seiten her betrachten, wenn wir erst auf die Beschaffenheit und auf die Verhältnisse der Nation, der sie gegeben wurden, eine genaue Rücksicht nehmen: so werden sie uns, je länger wir nachdenken, umso begreiflicher; auch der wahre Grund von ihrer Einführung enthüllet sich uns allmälig deutlicher; und am Ende erblicken wir als eine höchst weise und höchst wohlthätige Anstalt, worüber wir anfangs beinahe Lust gehabt hätten zu spotten. Die heilige Handlung, zu deren vorschriftsmäßiger Verrichtung wir Marien und Joseph heute sich in den Tempel zu Jerusalem verfügen sehen, gibt uns ein auffallendes Beispiel dieser Art. Denn in der That, jene Verordnung Mosis, daß alles Erstgeborene dem Herrn geheiliget sein solle, daß es als Opfer für ihn — der doch selbst keines Dinges bedarf, da er es selbst ist, der Allen Leben gibt — hingewürgt werden müsse, und daß bei menschlicher Erstgeburt insofern eine Ausnahme zu machen sei, als man das Kind durch irgend ein anderes Opfer auslöse und befreie: diese Verordnung, ist sie nicht wirklich sonderbar? finden wir sie bei unseren gegenwärtigen Begriffen nicht beinahe anstößig? Bei unseren gegenwärtigen Begriffen — sage ich: aber wenn wir uns in das Zeitalter, in welchem sie gegeben wurde, versetzen, wenn wir uns vorstellen, was für ein rohes, grobsinnliches Volk noch damals jene Israeliten waren, als Moses dieses Gesetz ihnen zu geben nöthig fand; dann wird uns nichts mehr anstößig dünken. In der unglücklichen Knechtschaft Egyptens verwöhnt, sich nur durch herrische Befehle, durch Furcht und Züchtigung lenken zu lassen, und für das sanftere Lenkseil der Liebe und des Ehrgefühles, leider, jetzt unempfindlich geworden: wie war es anders möglich, der Vorstellung von Gott eine gewisse Wirksamkeit in ihren Herzen zu verschaffen, als nur dadurch allein, daß man sie diesen Gott als einen höchst furchtbaren Herrn und Gebieter kennen lehrte? wurden sie nicht schon um ein Vieles veredelt, wenn ihre Furcht vor tausend irdischen Gegenständen ihnen benommen und statt ihrer aller nur auf jenen überirdischen Gott hingelenkt wurde, den zwar kein Auge sieht, der aber in der That das einzige Wesen ist, das man mit Recht fürchten mag? Um aber diesen Zweck zu erreichen — sagen Sie selbst, m. F.: ob Etwas schicklicher sein konnte, als die Verordnung, die Moses aufstellte, jene so häufigen Opfer, welche man Gott bei jeder Gelegenheit darbringen mußte? was hätte insbesondere die Unterwürfigkeit, die Alles, was Mensch heißt, Gott schuldig ist, stärker ausdrücken können, als die Verfügung, zufolge welcher man das Leben eines jeden Kindes gleich bei seiner Geburt von Gott gleichsam loskaufen mußte? Und selbst Maria — lesen wir in unserem Texte — hielt sich an diese

Verordnung, so manchen Grund zur Ausnahme sie auch in Ansehung ihres Kindes gehabt hatte. Genau und pünktlich hielt sie sich an das, was einmal Sitte war in ihrem Lande, was sich vom ehrwürdigen Alterthume herschrieb, was, ob es auch nicht eben nothwendig war, doch keinen Schaden nach sich zog, wenn es beobachtet wurde. Ganz anders pflegen wir, m. F., zu verfahren, überaus leicht entschließen wir uns, von diesem und jenem alten ehrwürdigen Gebrauche abzugehen, wenn uns das Nützliche desselben nicht gleich auf der Stelle einleuchtet, wenn wir in irgend einem Stücke bemerken können, daß sich ein Vorurtheil mit ihm verbunden hatte. Ich läugne es gar nicht, daß wir zuweilen berechtiget sind, so zu verfahren: aber nur ist es gewiß, daß wir weit öfter, als es die Noth erheischt und als es unser eigener Vortheil ist, die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren verlassen. Auf diesen Fehler Sie aufmerksam zu machen, Ihre Begriffe hierüber zu verdeutlichen: das ist der Zweck, den ich mir heute vorgenommen habe. An dem Gedächtniße jenes Tages, an welchem Er, der der Sohn Gottes war, für ein Paar Tauben sich im Tempel loskaufen ließ, auf daß die hergebrachte Landessitte nur keine Verletzung durch ihn erleide, an diesem Tage kann wohl nichts paßender sein, als eine Betrachtung über die Pflicht, die jeder Vernünftige hat, die Sitten seines Landes zu ehren. Wie glücklich wären wir, m. F., in diesem unseren Vaterlande, wenn wir stets an den Sitten unserer Vorfahren gehalten, wenn wir nicht allzu leichtsinnig uns einen löblichen Gebrauch nach dem anderen, mit ihm auch eine Gerechtsame nach der anderen hätten entwinden lassen! Doch vielleicht können wir noch Manches retten, wenn wir bei Zeiten klüger werden. Der Segen des Himmels gebe uns diese Klugheit ein!

Abhandlung.

Der Schöpfer selbst, m. F., will es, daß gewisse Verschiedenheiten unter uns Menschen herrschen sollen. Das wunderbare Gesetz der Manigfaltigkeit, das wir in allen seinen Werken finden, das soll auch bei uns Menschen sich bewähren. Darum ist Er es selbst, der uns schon von Geburt aus nicht Alle mit durchaus gleichen Anlagen, weder des Leibes noch der Seele, ausstattet; er schenkt dem Einen größere, dem Anderen kleinere Talente; ja ganzen Völkerschaften verleiht er gewisse Fähigkeiten in einem vorzüglichen Grade, und versagt ihnen dagegen andere. Ebenso manigfaltig ist auch der Himmelsstrich, den wir in den verschiedenen Gegenden der Erde antreffen, die Luft, welche wir einathmen, der Boden, auf dem wir stehen, die Pflanzen und Thiere, die ihr Gedeihen in dieser Gegend finden. Das Alles deutet sehr unverkennbar darauf hin, daß auch die Lebensart der

Menschen, ihr Denken, Empfinden und Handeln, ihre Gebräuche und Sitten bis auf einen gewissen Grad verschieden sein sollen. Denn eben die Sitte, eben der Gebrauch, der für das eine Volk nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit und Lage vollkommen schicklich ist, wird für ein anderes, bei dem ganz andere Umstände obwalten, aus eben demselben Grunde untauglich befunden werden müssen. Ich brauche es wohl nicht erst zu sagen, m. F., daß diese Sitten und Gebräuche, deren nothwendige Verschiedenheit bis auf einen gewissen Grad ich hier behaupte, theils die Staatseinrichtungen, die Gesetze des Landes, theils die Beschäftigungsart, die Art des Lebens und des Umganges der Bürger untereinander, theils endlich selbst die Religion und ihre heiligen Übungen betreffen können. Es mag das Eine oder das Andere sein: so ist es immer ein großer rügenswerther Fehler, wenn ganze Völkerschaften oder einzelne Klassen ihrer Bürger geneigt sind, die althergebrachten Einrichtungen und Gebräuche ihres Landes ohne hinlängliche Gründe, ohne die deutlichste Einsicht, daß sie auch etwas Besseres statt derselben erhalten, mit neuen fremdartigen zu vertauschen. Und der Gefahr, in diesen Fehler zu stürzen, sind besonders die Mitglieder höherer Stände sehr ausgesetzt. Bald ist es schimpfliche Feigheit, welche bei jedem pflichtschuldigen Widerstande sogleich die schlimmsten Folgen für sich selbst befürchtet; bald die Begierde, sich in die Gunst großer und mächtiger Personen einzuschmeicheln; bald Unterscheidungssucht, welche nur darum von dem Gewöhnlichen und Alten abweicht, um die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen; bald ist es Stolz, der immer klüger sein will, als seine Vorfahren; bald die Begierde, seinen Namen durch die Einführung einer neuen Sitte zu verewigen; bald bloße Neuerungssucht, wodurch sich Mitglieder höherer Stände versucht fühlen, neue Einrichtungen und Sitten in ihr Land einzuführen, oder sich doch der Einführung derselben durch Andere, nicht so standhaft, als es wohl ihre Pflicht wäre, zu widersetzen. Damit sich Keiner aus uns einst dieses Fehlers schuldig mache, m. F., damit wir nicht schon jetzt die Verdrängung löblicher Sitten und Einrichtungen unserer Vorfahren mehr, als es sein sollte, begünstigen; lassen Sie uns die doppelte Frage untersuchen: *wann ist es Pflicht, auf alten Einrichtungen und Gebräuchen zu bestehen? und wann im Gegentheile mag man getrost von ihnen abweichen?*

1. a. So viel leuchtet gleich auf den ersten Blick ein: *ist irgend eine Einrichtung, ein Gebrauch, durch ein Gesetz, das noch nicht widerrufen ist, geboten; so kann es schlechterdings nicht erlaubt sein, davon willkürlich abzuweichen.* Alle Gesellschaften unter den Menschen, kleine und große, bestehen nur dadurch und nur insofern, als es gewisse Regeln des Verhaltens gibt, nach welchen alle

Mitglieder sich richten, nur dadurch und insofern, als man Gesetze kennt, die von den Mitgliedern der Gesellschaft geehrt und befolgt werden. Wo es gar keine Gesetze gibt, oder was einerlei ist, wo keine geachtet und befolgt werden: da ist im Grunde gar keine Verbindung, kein Zusammenhang, nichts, was eine Gesellschaft heißen könnte, vorhanden. Hieraus ist leicht zu entnehmen, wie sehr sich ein Jeder am Wohle unseres menschlichen Geschlechtes versündige, der irgend Etwas thut, was den ausdrücklichen Gesetzen einer Gesellschaft, in der er lebt, zuwider ist. Er trägt dazu bei, daß jene Achtung sinkt, die jeder Sterbliche gegen Alles, was ein Gesetz heißt, tragen soll; und er greift eben hiedurch das Wesen aller menschlichen Gesellschaften an, und untergräbt die einzige Stütze, auf der sie ruhen. Ich will hiemit nicht sagen, m. F., daß es dem Weisen nicht in einzelnen, sehr seltenen Fällen vielleicht dennoch erlaubt sein könne, von Etwas abzuweichen, was ein veraltetes Gesetz befiehlt. Wenn er sehr deutlich einsieht, daß die Befolgung dieses Gesetzes von dem größten Nachtheile wäre; wenn er mit guten Gründen annehmen kann, daß der Gesetzgeber selbst, wenn er zugegen wäre und die hier obwaltenden Umstände wüßte, ihn von der Beobachtung seines Gesetzes lossagen würde; wenn es ganz offenbar ist, daß er durch seine That entweder gar kein übles Beispiel gebe, oder daß dieser Schade doch ungleich geringer sei, als der, den die Befolgung des Gesetzes hätte: dann mag der Weise thun, was sein Gewissen ihm eingibt. Allein, wie sollte es je erlaubt sein können, aus bloßer Willkür von Gebräuchen und Einrichtungen abzugehen, die durch bestehende Gesetze doch geboten sind? Maria, ob sie gleich sehr wohl wußte, daß ihr göttliches Kind unter dem mosaischen Gesetze der Opferung nicht begriffen sein könne: gleichwohl, weil diese Ursache doch nur ihr und ihrem Gatten bekannt war; so fügte sie sich nach den bestehenden Gebräuchen, aufdaß nicht einmal der Schein entstehen könne, als ob sie irgend ein Gesetz des Alterthumes leichtsinnig übertrete. Und wenn wir etwa dieß Beispiel der Mutter nicht wichtig genug finden sollten: wie merkwürdig muß es nicht sein, daß selbst ihr Sohn, der Aufgeklärteste aus allen Sterblichen, nicht anders dachte und verfuhr? Oder wie pünktlich richtete sich unser Jesus nicht nach allen Gebräuchen und Sitten seines Landes, wofern sie nur irgend das geheiligte Ansehen eines Gesetzes hatten? entschloß er sich nicht aus diesem Grunde nur, selbst für die Erhaltung des Tempels Steuern zu entrichten? und die Erfüllung dieser Pflicht, schien sie ihm nicht wichtig genug zu sein, um in Ermangelung gewöhnlicher Mittel, sogar durch Wunderkraft das Ärgerniß ihrer Verabsäumung zu verhindern? O, welch' ein Abstand zwischen diesem Beispiele Jesu, m. F., und zwischen dem Verfahren, das unter uns gewöhnlich ist! Wie viel heilige Gebräuche der Religion, wie viele vortreffliche Übungs-

mittel der Tugend könnte ich nicht anführen, die durch ausdrückliche Gesetze eingeführt worden sind, die Niemand widerrufen hat, und die wir gleichwohl frech und leichtsinnig vernachläßigen, zum größten Nachtheile für unser eigenes Seelenheil vernachläßigen! wie manche löbliche Verordnungen gibt es nicht in Betreff sehr vieler Gegenstände; wie viele kluge Einrichtungen haben nicht unsere guten Vorfahren bereits getroffen; wie Vieles haben sie nicht schon bedacht, wie vielen Mißbräuchen nicht durch ihre Verfügungen vorzubeugen gesucht! wie glücklich wären wir, wie gut zu leben wäre es in unserem Lande, wenn wir nur das Alles beobachteten! Aber so wird der größte Theil bestehender Verordnungen gar nicht in Anwendung gebracht, so glaubt man jedes Gesetz nur in den ersten Monaten nach seiner Erscheinung beobachten zu müssen; und wird dann allmälig je länger je nachläßiger in seiner Beobachtung, bis man es endlich ganz der Vergessenheit übergibt. Nicht also, m. F., nicht also lassen Sie auch uns verfahren, nein: wenn irgend ein Gebrauch durch ein ausdrückliches Gesetz geheiliget ist; dann halten wir es für das, was es ist, für eine Gewissenssache — von demselben abzuweichen!

b. Denn auch selbst dann, wenn ein Gebrauch des Alterthumes gar kein Gesetz für sich hat, aber doch etwas an sich ganz Unschädliches ist, sollen wir uns von ihm nicht leicht abwendig machen lassen. Was keinen Nutzen bringt, ist darum noch nicht schädlich und verdient keineswegs sogleich verworfen zu werden. Stammt irgend ein Gebrauch aus hohem Alterthume her; haben wir ihn von unseren geliebten Eltern, diese von ihren Voreltern bis aus undenklichen Zeiten her empfangen: so muß er uns billig schon seines Alterthumes wegen lieb und ehrwürdig sein. Hat er auch keinen Nutzen: wo er nur keinen Schaden erzeugt; so soll er beibehalten werden als ein ehrwürdiges Überbleibsal von unseren Vorfahren, als ein Erinnerungszeichen an sie und ihre Verdienste um uns. Wievieles haben wir nicht unseren Vorfahren zu verdanken, mit welcher Mühe haben sie nicht jene Erfahrungen gesammelt, durch deren Benützung wir uns auf diese gegenwärtige Stufe des Wohlstandes und der Vollkommenheit aufschwingen konnten! Und wir wollten nicht gerne Alles, was uns an diese, um uns so wohl verdiente Menschen zurückerinnern kann, beibehalten sehen? wir wollten ihr Andenken auf dieser Erde nicht, solange es möglich ist, erhalten? Wenn wir dieß thun wollen: so müssen wir nothwendig Gebräuche und Sitten, die sich von ihnen herschreiben, so lange beibehalten, als sie nicht offenbar schädlich und zweckwidrig geworden sind; daß sie bloß unnütz scheinen, muß uns noch kein hinlänglicher Beweggrund sein, von ihnen abzugehen. Und wie sehr würden wir auch, indem wir so bloß

die Pflicht der Dankbarkeit gegen unsere Vorfahren zu erfüllen suchten, unseren eigenen Vortheil beförderrn, m. F.! Denn unvermerkt würde auf diese Art der schon verloschene Geist der Vaterlandsliebe wieder aufleben unter uns; unsere Bürger würden allmälig anfangen, den Werth, Böhmen zu sein, den sie vergessen haben, wieder zu fühlen; sie würden sich schämen, ihre einheimischen Gebräuche und Sitten ohne Noth gegen diejenigen, die sie bei fremden Völkern antreffen, zu vertauschen und eben hiedurch weit lauter, als durch Worte, zu gestehen, daß sie sich tief unter diesen Völkern fühlen. O, möchte es mir gelingen, nur erst in Ihnen Allen, nur in den zukünftigen Mitgliedern der höheren Stände unseres Landes einen edleren Geist zu wecken, Sie eifersüchtiger auf die Ehre unseres Vaterlandes zu machen! Wie vieles Gute würde dieß zu seiner weiteren Folge haben, um wieviel schwerer würde es denjenigen, die uns ein Vorrecht nach dem anderen rauben wollen, werden, ihre lichtscheuen Zwecke an uns auszuführen! Halten wir also, m. F., an einheimischen Gebräuchen und Einrichtungen in unserem Vaterlande! lassen wir uns durch keine List bereden, von ihnen abzugehen und andere fremdartige, die vor den unsrigen doch keine wesentlichen Vorzüge besitzen, anzunehmen!

c. Nein, wenn wir vorsichtig sein wollen; so dürfen wir einen alten ehrwürdigen Gebrauch unserer Vorfahren selbst in dem Falle noch nicht sogleich verlassen, wenn sich nachweisen läßt, daß er aus einem, jetzt nicht mehr stattfindenden Grunde, daß er wohl gar aus einem bloßen Vorurtheile entsprungen sei. Denn nun erst müssen wir sehen, ob ihm nicht eine höhere Deutung ertheilet, nicht irgend ein anderer Zweck untergelegt werden könne. Wenn sich dieß thun läßt; dann sind wir abermals verpflichtet, den alten Gebrauch noch ferner beizubehalten. Es ist sehr oft der Fall, daß eine Sache, die zu jenem Zwecke, zu dem man sie gerade ausgedacht hat, untauglich ist — zuweilen ganz so, zuweilen nur mit geringer Veränderung zu einem anderen Zwecke benützt werden kann. Ist es nicht thöricht, wenn man dieß übersieht, und das mühsam hergestellte Werk wieder zerstören will, weil es zufälligerweise nicht zu dem Zwecke, den man soeben vorhat, tauget? Eine ähnliche Thorheit begehen auch diejenigen, welche von einem alten Gebrauche bloß darum abgehen wollen, weil jener nächste Grund, um deßwillen er eingeführt wurde, nun nicht mehr stattfindet. Sollten sie nicht erst sehen, ob die vorhandene Einrichtung, wenn auch zu jenem Zwecke nicht mehr, so doch vielleicht zu irgend etwas Anderem gut sei? Wir sind besonders geneigt, dieß zu übersehen, m. F., wenn die Einführung eines gewissen Gebrauches auf einer Vorstellung beruhte, die uns nach unserer jetzigen Art zu denken als Vorurtheil erscheint. Dann nämlich mischt sich die Eitelkeit ins Spiel; dann

glauben wir, wenn wir den alten Gebrauch noch immer beibehalten wollten, so würde man uns für ebenso abergläubig, als unsere Vorfahren halten; dann sind wir innerlich froh, daß wir Gelegenheit erhalten haben, unsere Voreltern einmal auch eines Irrthumes zu zeihen; wir eilen, so sehr wir nur können, die alte Einrichtung hinwegzuschaffen: und, siehe, nicht selten übereilen wir uns in diesem Vorhaben. Oft ist dasjenige, was uns Vorurtheil schien, nicht wirklich Vorurtheil. Oft ist es zwar ein unläugbarer Irrthum: aber der alte Gebrauch, ob er sich gleich auf einen Irrthum gründete, ist dennoch gut und nützlich und verdient beibehalten zu werden — wir hätten ihm nur eine edlere Deutung ertheilen, nur einen anderen Zweck unterlegen sollen. So viele heilige Gebräuche, die unsere Vorfahren mit frommem Sinne eingeführt, werden so stolz von uns verschmäht und mit Verachtung belegt! Aus welchem Grunde doch? Weil wir uns einbilden, daß diese und jene Meinung, die unsere Vorfahren gehegt, die sie zur Einführung jenes Gebrauches bestimmte oder vielleicht auch nur als Mitursache wirkte, ein leeres Vorurtheil, ein bloßer Aberglaube sei. Gesetzt, wir hätten Recht, es wäre Alles Vorurtheil, was wir für Vorurtheil in diesen Zeiten halten: darin irren wir doch gewiß, daß wir den Nutzen verkennen, den diese Gebräuche, gehörig beobachtet, noch immer haben könnten; darin fehlen wir grob, daß wir vergessen, eine und dieselbe Handlung könne in ganz verschiedenem Geiste ausgeübt werden; was dieser abergläubig thut, das könne ein Anderer mit vieler Weisheit ausüben; was Menschen früherer Jahrhunderte zu einem niedrigen Zwecke thaten, das könne die Gegenwart und selbst die späteste Nachwelt noch beibehalten, wenn sie damit allmälig edlere und immer edlere Zwecke zu verbinden weiß. Gewiß, m. F., kann sich das Fortschreiten unseres Geschlechtes in keinem schöneren Lichte zeigen, als wenn wir allmälig auch mit denselben Handlungen stets edlere Zwecke zu vereinigen vermögen.

2. Aber freilich gibt es auch Handlungen von einer solchen Art, welchen sich schlechterdings keine edlere Seite abgewinnen läßt; und darum will ich es gar nicht in Abrede stellen, daß wir zuweilen allerdings nicht nur berechtiget, sondern sogar verpflichtet seien, von den Gebräuchen und Sitten unserer Vorfahren abzugehen. Wann dieser Fall vorhanden sei, dieses durch einige Regeln etwas genauer zu bestimmen, war eben das Zweite, so wir uns heute vorgenommen haben.

a. Wir sind gewiß verpflichtet, einen Gebrauch, soviel es uns möglich ist, zu hintertreiben, wenn er auf einem Vorurtheile beruht, das an sich schädlich ist und ohne seine Abstellung nicht wohl gehoben werden kann. Nicht alle Vorurtheile nämlich sind von einer gleichen Beschaffenheit; es gibt deren mehrere, die fast ganz unschädlich sind, ja einige, die sogar nützlich und er-

sprießlich sich erweisen. Aber soviel ist doch gewiß: die meisten Vorurtheile haben nur schädliche und verderbliche Folgen. Finden wir nun, daß irgend ein Gebrauch auf ein dergleichen verderbliches Vorurtheil sich gründe; finden wir, daß dieses Vorurtheil durch jenen Gebrauch nur immer genährt und unterhalten werde; können wir nicht vermuthen, daß es uns je gelingen werde, das erstere ohne die Abstellung des letzteren aufzuheben: dann müssen wir allerdings nicht nur berechtiget sein, sondern es muß uns jetzt als eine Pflicht obliegen, das Unsrige dazu beizutragen, daß dieser Gebrauch je eher je lieber abgeschafft werde. Der Fall, von dem wir hier reden, ist eben nicht so selten, m. F.: aber wie sonderbar! je eifriger wir oft zur Unzeit in der Abstellung manches unschädlichen Gebrauches sind, um desto träger lassen wir uns finden, wenn es sich um die Abschaffung der verderblichsten Gebräuche handelt. Was kann wohl schädlicher sein, als jene Glücksspiele, die unter so mancherlei Gestalten und Einrichtungen unter uns üblich sind? Nebst dem Verluste an Geld, den sie fast unvermeidlich nach sich ziehen: welche verderbliche Vorurtheile von der Natur des Glückes, von der Möglichkeit, die zufälligsten Ereignisse der Zukunft aus einem Traume oder auf irgend eine andere Art vorherzubestimmen, welche unrichtigen Begriffe vom Werthe und von der Wünschenswürdigkeit des schnellen Reichwerdens erzeugen und nähren nicht diese Glücksspiele? Und gleichwohl wie träge ist man nicht in ihrer Abstellung, wie Manches thut man nicht sogar, was den gemeinen Haufen in dieser schädlichen Gewohnheit noch mehr bestärken muß! Hier, m. F., hier beweisen Sie Ihren Muth, Ihre Erhabenheit über gemeine Vorurtheile, und suchen Sie bei jeder Gelegenheit nicht nur durch Ihr eigenes Beispiel, sondern auch selbst durch eine zweckmäßige Belehrung die thörichte Menge von einem der verderblichsten Gebräuche abzuwehren!

b. Ein zweiter Fall, in welchem Sie vollkommen recht thun werden, wenn Sie von einer althergebrachten Sitte nicht nur selbst abgehen, sondern auch Andere davon abzureden suchen, ist der, *wenn diese Sitte durch Mißbrauch so sehr entweihet worden ist, daß ein nachtheiliges Licht auf Jeden, der sie noch beibehalten will, zurückfällt.* Unsere Vorfahren können aus ganz vernünftigen Gründen Etwas eingeführt haben, was gleichwohl heutzutage, weil sich die Umstände geändert haben, zweckwidrig ist. Ein solcher Umstand, welcher Berücksichtigung verdient, ist der Geschmack des Zeitalters. Wem ist es unbekannt, wie sehr sich dieser oft ändert und von wie zufälligen, auf keine Weise vorherzusehenden Ereignissen derselbe abhängt? Was vor Jahrhunderten für anständig und schicklich galt, das wird vielleicht jetzt als höchst unanständig und unschicklich befunden; was ehedem eine sehr ernste Sache war,

das ist vielleicht jetzt durch irgend einen Zufall mit gewissen lächerlichen Nebenbegriffen verbunden worden. Auf diese geänderten Umstände müssen wir nothwendigerweise Rücksicht bei unserem Thun und Lassen nehmen: oder wir werden die Wirkung, die wir beabsichtigen, keineswegs erreichen. Was immer nach dem allgemein herrschenden Geschmacke der Menschen, unter welchen wir leben, für unanständig, unschicklich oder lächerlich gehalten wird: das taugt nicht ferner zu einem Gebrauche unter ihnen, den man zu einem ernsten Zwecke vornehmen will. Aber noch weniger kann dasjenige länger beibehalten werden, was nicht bloß lächerlich, sondern sogar verdächtig und der Ehre dessen, der es noch ferner thun will, nachtheilig geworden ist. Dieses tritt nämlich ein, wenn eine gewisse Handlungsart seit kurzem zu mehreren schändlichen Zwecken gemißbraucht worden ist; wenn man sich ihrer zu einer günstigen Gelegenheit und zum bequemen Ausführungsmittel gräßlicher Verbrechen bedient hat. Sind diese ruchbar geworden, so fällt der Abscheu, den jedes unverdorbene Herz vor dem Verbrechen empfinden muß, auch auf den Gebrauch, der ihm zum Ausführungsmittel gedient hat; und es ist eben deßhalb vortheilhaft für das sittliche Gefühl der Menschen, es dient, den Abscheu für das Laster ungeschwächt zu erhalten, wenn man, durch andere Rücksichten nicht gehindert, den so entweihten Gebrauch für immer aufhebt. Durch andere Rücksichten nicht gehindert — sagte ich: denn es versteht sich von selbst, daß es auch Fälle geben könne, wo der Nutzen, den dieser Gebrauch dem menschlichen Geschlechte leistet, von einer solchen Wichtigkeit ist, daß man sich kaum entschließen mag, seiner je zu entbehren. In solchen Fällen wird man den Abscheu, der das Verbrechen treffen soll, so gut es angehen will, von dem, der unschuldigerweise den Gebrauch belastet, zu unterscheiden und zu trennen suchen; wird den Verbrecher auf das nachdrücklichste strafen, und den Gebrauch, vielleicht mit einigen Abänderungen, wenn sie sich anbringen lassen, noch ferner beibehalten. Aber noch schlimmer ist es, wenn eine bestehende Einrichtung nicht bloß durch einige Verbrechen, sondern durch viele und häufig aufeinander folgende Handlungen entweiht worden ist; wenn der Mißbrauch derselben häufiger, als der gute Gebrauch geworden; wenn selbst derjenige, der sie zu einem guten Zwecke anwenden will, nicht mehr von dem zu unterscheiden ist, der sie mißbrauchen will; wenn jede Anwendung derselben schon Verdacht unlauterer Absichten herbeizieht. Dann, m. F., dann bleibt wohl selten etwas Anderes übrig, als den Gebrauch nicht nur für seine eigene Person von nun an zu unterlassen, sondern auch Andere, soviel man es vermag, zu überreden, daß sie durch diesen Gebrauch doch ihre Ehre nicht beflecken möchten.

c. Jedoch, ich würde ungerecht gegen das stete Fortschreiten des

menschlichen Geschlechtes sein: wollte ich nicht zuletzt noch eines Falles erwähnen, in welchem es erlaubt und pflichtmäßig ist, von altbestehenden Gebräuchen abzugehen. Nämlich selbst dann, wenn eine gewisse Einrichtung ihr unläugbares Gute hat, ist man berechtiget, sie zu verlassen, um zu einer neuen überzugehen, welche erwiesener Maßen noch besser ist. Denn von so vielen Männern es auch bestritten wird: es ist doch wahr und sicher, daß unser menschliches Geschlecht keineswegs verurtheilt sei, auf einer und ebenderselben Stufe der Vollkommenheit für immer stehen zu bleiben; es kann und soll ohne Zweifel mit jedem kommenden Jahrhundert um Etwas weiser, besser und glücklicher werden. Ist das gewiß, m. F.: so würden wir uns ja an unserem eigenen Geschlechte versündigen, wenn wir uns irgend einmal der Einführung eines neuen Gebrauches bloß darum widersetzen würden, weil die hierüber bereits bestehenden Einrichtungen schon gut genug wären. Nein, unser Geschlecht soll sich mit keinem Grade der Vollkommenheit zufrieden geben, wenn es noch einen höheren ersteigen kann. Was unsere Vorfahren nicht besser einzurichten wußten, das sollen wir, durch ihre eigenen Erfahrungen gewitzigt, noch zu verbessern trachten. Und wenn erwiesen ist und zwar recht offenbar erwiesen, daß eine gewisse Einrichtung besser, als die bisherige sei: wie kann uns der Umstand, daß diese letztere nicht schlecht sei, abhalten, sie jener aufzuopfern? hört denn das Gute nicht auf, etwas in Wahrheit Gutes zu sein, wenn es das Bessere verhindert? O, möchte sich denn Niemand aus uns je als Verhinderer des Guten finden lassen! möchte uns nie weder Trägheit, noch Eigensinn, noch falsche Schamhaftigkeit abhalten, das wahrhaft Bessere, von wem es uns immer angeboten wird, für das, was es ist, anzuerkennen und, so wie es verdient, mit Dank anzunehmen! Es ist nur Einer, dem wir widerstehen, m. F., wenn wir der Einführung des Guten widerstehen: Derjenige, der an dem heutigen Gedächtnißtage im Tempel aufgeopfert wurde, der alles Gute auf Erden begünstigt haben will, und der diejenigen als seine Feinde betrachtet, welche die Einführung des Guten anfeinden. Darum heißt es von ihm in unserem Texte, daß er zur Auferstehung und zum Falle Vieler sein werde, daß er ein Gegenstand vieles Streites und Widerspruches wird, und die Gesinnungen und Herzen Vieler sich an ihm offenbaren werden. Es kommt auf unsere Bereitwilligkeit für alles Gute an, daß er uns nicht zum Falle, sondern zur Auferstehung diene, und daß unsere Herzen sich an ihm offenbaren als gute und für alles Edle empfängliche Herzen. Solche belohnt er, und ist ein Retter für sie und ein Beseliger hier und dort. Amen.

XXII.

Über das Gefühl der Achtung.

(Gehalten am Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1810.)

Eingang.

Eine der wesentlichsten Eigenschaften, m. F., wodurch sich der gebildete Mensch vom ungebildeten und rohen unterscheidet, ist die Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe. Bestimmte und deutliche Begriffe hat er, d. h. er ist sich bewußt, auf welche Gegenstände ein jeder seiner einzelnen Begriffe sich eigentlich erstrecke oder nicht erstrecke, und welche Merkmale demselben zum Unterschiede von jedem anderen zukommen. Er ist sich eben darum auch bei seinen Meinungen und Urtheilen bewußt, nicht nur was eigentlich er hiemit sagen wolle, sondern er weiß auch meistens anzugeben, warum und aus welchem Grunde er dieses behaupte und jenes läugne. Nicht so der ungebildete und rohe Mensch, m. F.; dieser ist äußerst schwankend in seinen Begriffen; er weiß das zehnte Mal nicht, ob dieser oder jener Gegenstand unter einen gewissen Begriff gehöre oder nicht gehöre, und welche Merkmale er zu dem Wesen dieses Begriffes mitzählen solle oder nicht; und wenn er Etwas behauptet, so weiß er oft am Ende selbst nicht recht, wie er dieß eigentlich verstanden wissen wolle. Noch größer ist seine Verlegenheit, wenn er uns die Gründe und Ursachen seiner Entscheidungen angeben soll. „Ich sehe dieß mit völliger Gewißheit ein" hören wir ihn oft sprechen „ich möchte mein Leben daran wagen, so sicher bin ich mir, daß dieses wahr und richtig sei; aber den Grund — ja diesen weiß ich nicht." Es hat seine Vortheile, m. F., seine großen Vortheile, gebildet zu sein, bestimmte und deutliche Begriffe zu besitzen. Nicht zwar als ob Begriffe, welchen Bestimmtheit und Deutlichkeit mangelt, auch allemal unrichtige und falsche Begriffe sein müßten: aber soviel ist doch offenbar, daß die Gewißheit unserer Überzeugungen durch das Bewußtsein der Gründe, auf welchen sie beruhen, unendlich viel gewinnen müssen, und daß wir in verwickelten und zweifelhaften Fällen weit richtiger und sicherer entscheiden können, als derjenige, dessen Begriffe verworren und dunkel sind. Können wir also nicht allen unseren Begriffen und nicht mit Einem Male die höchste Bestimmtheit und Deutlichkeit ertheilen; so müssen wir wenigstens trachten, m. F., unsere Begriffe über die wichtigsten und folgereichsten Dinge, unsere Begriffe über sittliche und religiöse Gegenstände bestmöglichst zu bestimmen und zu verdeutlichen. Eine der ersten Stellen däucht mir in dieser Hinsicht wohl unser Begriff von jenem eigenthümlichen Gefühle zu verdienen, das wir

das sittliche Gefühl der Achtung nennen. Denn was kann unbestimmter, dunkler und schwankender sein, als der gewöhnliche Begriff, den man von diesem merkwürdigen Gefühle hat? Wer weiß bestimmt zu sagen, was für ein wundersames Gefühl das sei, das sich in unserem Herzen regt, wenn wir Gefühl der Hochachtung empfinden? welches die einfachen Bestandtheile sind, aus deren vereinigter Zusammenwirkung dieß eigenthümliche Gefühl entsteht? und eben darum auch, welches die Gegenstände sind, die unsere Achtung verdienen, und nach welchen Umständen sich diese Achtung in ihrem Grade richten müsse? Wir wollen versuchen, m. F., diese Fragen heute genauer zu erörtern; wir wollen unseren Begriffen über das sittliche Gefühl der Achtung heut eine größere Bestimmtheit und Deutlichkeit zu geben suchen. Gelingt es uns hiemit; so machen wir einen nicht unwichtigen Fortschritt in dem Geschäfte unserer Geistesbildung. Lassen Sie uns zuvörderst noch eine paßende Stelle aus der heiligen Schrift lesen! (Luk. 11, 27—33.)

Abhandlung.

Eine ebenso unerwartete als ausgezeichnete Achtungsbezeugung war es, m. F., die unserem Jesu in dem gelesenen Evangelio erwiesen wurde. Vor einer gemischten Menge von Zuschauern hatte er eben ganz ohne Vorbereitung und durch ein bloßes Wort die herrlichste That verrichtet, einem Unglücklichen, der taub und stumm war, Beides, Gehör und Sprache geschenkt. Und als man ihm hierauf den Vorwurf machen wollte, er treibe die Teufel durch der Teufel Obersten, Baalzebul, aus: so wußte er diesen Vorwurf mit den triftigsten Gründen in seiner Nichtigkeit darzustellen; und deutlich ging aus seinem ganzen Vortrage hervor, er sei der wirkliche Messias. Durchdrungen fühlte sich von seiner Thaten Größe und seiner Worte Kraft und Wahrheit jeder Vernünftige aus seinen Zuhörern. Aber besonders stark war der Eindruck, den dieß Alles auf eine edle Israelitin hervorbrachte, welche sich gleichfalls unter der horchenden Menge befand. Ihr, als einem Weibe, war der Gedanke natürlich: wie glücklich doch das Weib sei, das dieses großen Mannes Mutter zu sein die Ehre habe! Und dieser Gedanke bemächtigt sich ihrer mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß er, wie unwillkürlich in laute Worte verwandelt, über ihre Lippen hervorbricht. Versunken in den Anblick Jesu, hört man sie ausrufen: Selig der Leib, der Ihn getragen; selig die Brüste, die Ihn gesänget haben! Und unser Jesus, m. F., wie benahm er sich wohl bei dieser Achtungsbezeugung, welche ihn umso stärker rühren mußte, je unvorbereiteter sie ihm zu Theil geworden, und je natürlicher und freier von jedem Verdachte einer Schmeichelei ihre Entstehung war? wußte er sich nicht gleich zu fassen? bemerkte man an ihm, daß er sich

auch nur auf einige Augenblicke in jener süßen Betäubung befinde, worein uns die plötzliche Erfüllung längst gehegter verborgener Wünsche versetzt? Nichts von dem Allen: mit der größten Besonnenheit weiß er die rege gewordene Bewunderung Aller auf einen sittlichen Gegenstand hinzuwenden. Selig vielmehr diejenigen — spricht er — die das Wort Gottes hören und befolgen. Ein Mann, m. F., der sich bei Achtungsbezeugungen, die man ihm selbst erwiesen hatte, so richtig zu benehmen wußte: er muß gewiß die bestimmtesten und deutlichsten Begriffe über das wahre innere Wesen der sittlichen Achtung gehabt haben; er muß also auch für uns der beste Lehrer in diesem Gegenstande sein. So lassen Sie uns denn heute den merkwürdigen Begriff der Achtung zuerst in seine einfachen Bestandtheile zerlegen, dann aber auch einige der wichtigsten Folgerungen, die sich hieraus ergeben, anführen. Zu Beidem aber werden wir uns des Textes unseres heutigen Evangelii bedienen.

1. Wenn wir bloß daraus, m. F., weil das Gefühl der Achtung als ein so eigenthümliches in unserem Bewußtsein zu erscheinen pflegt, die übereilte Folgerung herleiten wollten, daß es ein völlig einfaches Gefühl sei: wären wir freilich der Untersuchung enthoben, welche wir jetzt eben anstellen wollen; aber unser Begriff von diesem Gefühle müßte dann auch für immer dunkel und verworren bleiben. Dagegen wenn wir den Winken folgen, welche uns Jesus in unserem heutigen Texte gibt; so werden wir auf drei Bestandtheile geleitet, aus welchen das Gefühl der Achtung wesentlich besteht. Es setzt erstlich eine Aufmerksamkeit auf die Person voraus, welche der Gegenstand unserer Achtung sein soll; es enthält zweitens eine Verstandesbilligung des Geachteten, ein Fürrechterkennen seiner freien Handlungsweise; und es verbindet sich damit drittens eine Aufforderung unseres eigenen Gewissens an uns, dem Willen des Geachteten zu gehorchen.

a. Daß alle Achtung zuvörderst Aufmerksamkeit auf die Person desjenigen voraussetze, welcher der Gegenstand unserer Achtung sein soll, ist keinem Zweifel unterworfen. In unserem Texte liegt dieß klar am Tage. Jesus verweiset es seinen Zeitgenossen als einen Mangel an Achtung gegen ihn, daß sie nicht aufmerksam genug auf seine Lehren waren. Die Königin von Saba, spricht er, wird am Tage des Gerichtes dieß gegenwärtige Geschlecht verklagen; denn sie kam von den äußersten Gränzen der Erde herbei, um Salomo's Weisheit zu vernehmen; und hier ist mehr, denn Salomo. Als wollte er sagen: der Sohn des Menschen ist einer weit größeren Achtung werth, als es einstens Salomo gewesen; darum sollte er denn auch eine weit größere Aufmerksamkeit bei seinen Zeitgenossen finden, als sie einst Salomo bei seinem Zeitalter gefunden. Es ist auch nichts

gewisser, m. F., und schon selbst aus dem Worte offenbarer, als daß zur Achtung wesentlich Aufmerksamkeit gehöre. Denn heißt nicht „Achten“ ursprünglich soviel als — Aufmerken? So deutlich hat man es gefühlt, daß man auf denjenigen aufmerksam sein müße, vor dem man Achtung hat, daß man sogar das Wort, welches man zur Bezeichnung der Achtung wählte, von dem Geschäfte des Aufmerkens entlehnt hat. Aber zu übereilt würden wir hieraus schließen, m. F., daß etwa Achtung in nichts Anderem, als nur in Aufmerksamkeit bestehe, weil beide Gemüthszustände mit einem und demselben Worte bezeichnet werden. Nein; Achtung begreift noch etwas mehr in sich, als bloßes Aufmerken auf einen Gegenstand; jene kann freilich nie ohne dieses, wohl aber Aufmerksamkeit ohne Achtung sein. Aufmerksam nämlich sind wir auf Alles, was sich uns immer als neu und unbekannt, als groß und wichtig ankündigt; aufmerksam sind wir auf jeden Gegenstand, von dem uns Gefahr droht, auf unsere Feinde und Verfolger, auf Jeden, der eines bösen Sinnes ist. Aber weit entfernt, daß wir hier allezeit das fühlten, was wir Gefühl der Achtung nennen: im Gegentheil, der Anblick eines Menschen, der bösen Sinnes ist, erregt ja eine Aufmerksamkeit in uns, welche den Namen der Verachtung und des Abscheues trägt. An einem Gegenstande also, den wir in Wahrheit achten sollen, müssen wir sittliche Güte gewahren, m. F., und so ist denn

b. der zweite Bestandtheil des Gefühles der Achtung, und zwar der wesentlichste, die Billigung unseres Verstandes d. h. das Anerkennen der sittlichen Güte an dem Geachteten. Wenn Jesus in unserem Texte Achtung von seinen Zeitgenossen fordert, so gründet er seine Forderung offenbar auf seine sittliche Vollkommenheit; und er verlangt keineswegs, daß man ihn achten solle, wenn man sich nicht im voraus von der gänzlichen Reinheit seiner Absichten und von der Tadellosigkeit seines erhabenen Charakters überzeugen könnte. Darum rechtfertigt er sich vorher vor dem Verdachte eines Einverständnisses mit dem Obersten der bösen Geister, Baalzebul, eines Einverständnisses, welches zwar seine Macht, aber zugleich auch die Bösartigkeit seiner Absichten bewiesen hätte, welches ihn also wohl zu einem Gegenstande der Furcht, aber nicht der Achtung gemacht haben würde. Darum vergleicht er sich auch mit dem vortrefflichen Propheten Jonas und klagt mit Bitterkeit über ein Zeitalter, daß ihm, der doch gewiß eine weit größere sittliche Vollkommenheit, als Jonas selbst, an Tag gelegt hat, die Achtung nicht erwiesen wird, welcher Jonas sich erfreute. Die Einwohner von Ninive — sind seine Worte — werden am Tage des Gerichtes dieß gegenwärtige Geschlecht verklagen; denn sie bekehrten sich auf die Ermahnung des frommen Jonas: und hier ist mehr, denn Jonas. Das findet sich denn auch vollkommen bewährt, m. F., wenn wir nur auf die

Fälle merken, wo wir das wunderbare Gefühl der Achtung in seiner größten Lauterkeit verspüren. Sind es nicht allemal diejenigen, wo uns der unerwartete Anblick einer hohen sittlichen Vollkommenheit zu Theil wird, wo wir die Nachricht von einer großen und edlen That erhalten, die unser Verstand nicht anders als billigen und gutheißen kann? Diese Billigung unseres Verstandes, dieses Gutheißen unserer Vernunft ist es, welches den wesentlichsten Bestandtheil der Achtung ausmacht. Denn sie ist es eben, die auch

c. den dritten herbeiführt, ich meine die Aufforderung, die unser eigenes Gewissen an uns macht, dem Willen des Geachteten zu gehorchen. Auch dieser letzte Bestandtheil darf nicht fehlen, m. F., wo wahre, vollkommene Achtung herrschen soll. Jesus verlangt ihn ausdrücklich in unserem Texte. Nicht bloß bewundern sollen ihn seine Zeitgenossen: auch folgen und gehorchen sollen sie ihm, bekehren sollen sie sich, wie sich die Niniviten einst auf die Ermahnung des frommen Jonas bekehrten. Und selbst die Lobpreisung der edlen Frau scheint ihm noch nicht ganz zu genügen, weil dieser Ausruf bloß eine müßige Bewunderung und nicht auch noch den Vorsatz, ihm zu gehorchen, ausspricht. Er gibt ihm diesen fehlenden Bestandtheil, und drückt die vollständigste Achtung, die er sich von den Menschen wünscht, mit folgenden Worten aus: Selig vielmehr diejenigen, die das Wort Gottes hören und befolgen, d. h., nur diejenigen achten mich, ganz wie ich's wünsche, die meine Vorträge zuerst mit Aufmerksamkeit hören, und wenn sie dann erkannt haben, daß, was ich sage, gut und Gottes Wille ist, es auch befolgen und erfüllen. Und fällt es uns hier nicht vielleicht von selbst ein, m. F., wie unverkennbar auch selbst der Sprachgebrauch auf diesen dritten Bestandtheil der Achtung, auf den Gehorsam hindeute? wird denn Unfolgsamkeit und Ungehorsam nicht oft ein bloßes Nichtachten genannt? So wahr ist es, daß man demjenigen, dem man vollkommene Achtung zollen will, auch Folgsamkeit beweisen müße. Denn ist man überzeugt von seiner sittlichen Vollkommenheit; so glaubt man eben darum, daß er nur wolle, was gut und gemeinnützig ist, und alsogleich legt das Gewissen uns die Verbindlichkeit auf, sich seinem Willen nicht zu widersetzen. — So bleibt es denn also dabei: Aufmerksamkeit, Verstandesbilligung und Gehorsam sind die drei wesentlichen Bestandtheile der Achtung. Und eben aus ihrer vereinigten Wirkung wird es uns begreiflich, m. F., wie das Gefühl der Achtung auf unser Empfindungsvermögen jenen ganz eigenthümlichen Eindruck hervorbringen könne, um deßwillen es eben ein Gefühl in dieses Wortes eigentlichstem Sinne heißt. Denn freilich das, was in unserem Gemüthe vorgeht, wenn wir ein Wesen hochachten, ist keine bloße Wirkung der Einen aus unseren Geisteskräften: unsere Erkennt-

nißkraft, wie auch unser Empfindungsvermögen geräth in Thätigkeit dabei; und die Vorstellungen, welche in unserer Seele abwechseln, werden von uns empfunden, und zwar gemischt, theils angenehm, theils unangenehm empfunden. Achtung ist Aufmerksamkeit auf einen gewissen Gegenstand; Aufmerken ist an sich eine angenehme Beschäftigung für unseren Geist. Achtung ist die Bemerkung sittlicher Vorzüge; die Vorstellung des sittlich Guten ist etwas Angenehmes, und doppelt angenehm, wenn wir von dem Wesen, an dem wir sittliche Vollkommenheiten gewahren, selbst irgend einen Vortheil auch nur entfernterweise hoffen können, wenn wir zum wenigsten die Ehre tragen, daß es ein uns ähnliches Wesen sei, das sich zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit emporgeschwungen habe. Doch bei der Achtung befindet sich auch Manches, was uns eine unangenehme Empfindung verursacht. Unangenehm ist das Gefühl der eisernen Nothwendigkeit, womit uns unsere Vernunft die Billigung der fremden That abzwingt, und uns befiehlt, den eigenen freien Willen dem Willen des Geachteten zu unterwerfen. Unangenehm ist uns häufig auch die Bemerkung des großen Abstandes, der zwischen unserer Vollkommenheit und jener des Geachteten annoch vorhanden ist.

2. Aber wir müssen abbrechen von dieser Zergliederung, m. F., um die noch übrige Zeit zur Herleitung einiger nützlicher Folgerungen zu verwenden.

a. Die erste und wichtigste Folgerung ist: wir müssen eine eigene Sorge dafür tragen, daß wir unser Gefühl der sittlichen Achtung in seiner Reinheit und Lebhaftigkeit erhalten und es auf keinen anderen Gegenstand, als nur auf sittliche Güte allein übertragen. Denn eben weil das Gefühl der Achtung nach dem bisher Gesagten ein sehr zusammengesetztes Gefühl ist; so hat es mit manchen anderen Gefühlen gewisse Ähnlichkeiten und Verwandtschaften. Aber es ist begreiflich vom größten Nachtheile für die Tugend, wenn man dasselbe nicht von allen übrigen gehörig unterscheidet, wenn man auch andere Dinge, Dinge von minderem Werthe, als nur die Tugend allein, die Göttliche, der Achtung würdig zu sein wähnt. Und diese Verirrung, m. F., diese klägliche Verirrung ist wirklich nichts Seltenes unter den Menschen, ist besonders unter den mindergebildeten Klassen nichts Ungewöhnliches. Ausgezeichnete Stärke des Leibes wird unter den Wilden, Herrschaft und Macht unter der rohen Volksmenge, außerordentliche Kräfte des Geistes und hohe Wissenschaft sogar unter gebildeten (allein doch einseitig gebildeten) Menschen häufig als ein Gegenstand betrachtet, der ihre Achtung eben so gut und wohl gar noch in einem höheren Grade, als Tugend selbst, verdiene. Aber brauche ich wohl erst zu sagen, m. F., wie sehr eine solche Denkart dem Geiste des Christenthumes, dem

Sinne Jesu widerspreche? dem Sinne Jesu, der selbst das Größte und Außerordentlichste, was es zunächst der Tugend nur immer geben kann, die hohe Wunderkraft, der Achtung unwerth findet, wenn sie mit Tugend nicht verbunden ist; der eben deßhalb auch in unserem heutigen Texte ein Zeitalter, das einen höheren Werth auf solche Wunder und Zeichen, als auf die Tugend legt, für ein durchaus verdorbenes Zeitalter erklärt? Ein böses, verdorbenes Geschlecht — sind seine eigenen Worte — ist dieses gegenwärtige; denn es verlangt nichts, als Zeichen und Wunder ohne Ende. Hüten wir uns denn, m. F., daß wir nicht auch zu einem solchen verdorbenen Geschlechte gehören! achten wir nichts, als nur die Tugend! Das Neue und Ungewöhnliche mag unsere Aufmerksamkeit erregen können; das Große und Schwierige mag unsere Verwunderung in Anspruch nehmen; Macht und Gewalt, wenn sie mit Güte nicht verschwistert ist, mag unsere Furcht, vielleicht selbst unseren Abscheu rege machen; Herrschaft, wenn sie von rechtmäßiger Obrigkeit, obgleich nicht glimpflich ausgeübt wird, mag unseren Nacken beugen; Gelehrsamkeit und hohe Wissenschaft mag uns Bewunderung abnöthigen; Ereignisse, die wir etwa für übernatürlich halten, mögen uns in ein sprachloses Anstaunen versetzen: die Tugend allein, die sittliche Güte des Willens ist es, vor der wir Achtung, sittliche Achtung haben wollen. Die Gottheit selbst, m. F., wenn sie kein sittlichfreies Wesen wäre: nicht achten könnten wir sie, nur zittern würden wir vor ihr. Doch weil sie heilig ist, so sinken wir billig auf unsere Kniee vor ihr nieder und zollen ihr unsere höchste Achtung — die Anbetung genannt.

b. Und dieses leitet uns gleich auf die zweite Folgerung: der Grad der Achtung, welche wir einem jeden Wesen zollen, muß sich nur nach dem Grade der sittlichen Güte dieses Wesens — und nur erst dann, wenn dieser gleich ist, nach dem Grade der Kräfte, besonders der Geisteskräfte richten. Nur freie sittliche Güte nämlich kann an und für sich selbst auf Achtung Anspruch machen; nothwendig also muß sich der Grad dieser Achtung nach dem Grade der sittlichen Güte richten. Gott, dessen sittliche Güte die allervollkommenste Heiligkeit ist, verdient eben darum auch unsere unbegränzte Achtung. Ein jedes andere Wesen, es sei ein menschliches oder ein höheres Wesen, da es ein endlicher, geschaffener Geist doch ist, da es doch Mängel und Unvollkommenheit in seinem Willen hat: so kann es auch nur auf einen endlichen Grad unserer Achtung gerechten Anspruch machen; auf einen um so größeren, je vollkommener dasselbe in seiner Tugend ist. Vergessen wir dieß also nie, m. F.: nicht nach der hohen Geburt, nicht nach dem äußeren Range, auch selbst nicht nach der Wissenschaft messen wir den Grad der Achtung ab, die wir den Menschen zollen — nein! lediglich nur nach dem Grade der Tugend,

den wir an Jedem wahrnehmen, lasset uns den Einen höher als den Anderen achten! „Aber so soll denn Wissenschaft und jeder andere Vorzug „bei dem Gefühle der Achtung so ganz und gar von jeder Rücksichtsnahme „ausgeschlossen bleiben?“ Nicht doch, m. F.! nur soll diese Rücksichtsnahme erst dann eintreten, wenn der Grad der sittlichen Güte, soviel ihn unser Auge zu messen versteht, beiderseits gleich ist. Denn daß wir dann allerdings auch auf die Kräfte eines Wesens Rücksicht nehmen dürfen, das geht eben aus unserer vorigen Zergliederung des Begriffes der Achtung hervor. Größer muß allerdings der Grad der Aufmerksamkeit sein, welchen ein Wesen mit größeren Kräften, ein Mensch mit selteneren Talenten auf sich zieht: denn richtet sich unsere Aufmerksamkeit in ihrem Grade nicht nach der Größe des Gegenstandes, der sie auf sich zieht, und nach der Seltenheit desselben? Größer muß auch der Grad unseres Gehorsames und unserer Bereitwilligkeit, die Zwecke des Geachteten zu unterstützen, sein, wenn seine Einsichten und seine Weisheit größer ist: denn wächst nicht mit dem Maße dieser Einsichten auch die Gewißheit, daß er sich in seinen Urtheilen nicht irre, und daß dasjenige wirklich gut und gemeinnützig sei, was er nur eben in dieser Voraussetzung zum Zwecke seines Strebens angenommen hat? ist es daher nicht unsere Pflicht, unsere Achtung durch einen um so bereitwilligeren Gehorsam an den Tag zu legen, je größer das Zutrauen ist, welches wir zu den Einsichten und zu der Weisheit eines gewissen Mannes aus Gründen gefaßt haben? Gewiß: denn wozu würde uns sonst unsere Achtung dieses Mannes nützen? Und doch ist es eben

c. die dritte und letzte Forderung, welche ich heute an Sie zu machen habe, m. F.: Ihrer Achtung gegen die Tugend die möglichste Lebhaftigkeit und den wirksamsten Einfluß auf Ihren Willen zu ertheilen. Denn, wie ich schon vorhin erinnerte, die Achtung ist ein Gefühl im strengsten Sinne dieses Wortes; sie ist eine Rührung, ein mit Empfindungen begleitetes, nicht völlig trockenes, Erkenntniß. Und eben darum ist sie auch ganz vorzüglich geeignet, auf unseren Willen wohlthätig einzuwirken, und ihn zur Ausübung des Guten, zur Flucht des Bösen zu bestimmen. Was nämlich die rauhen, trockenen Befehle unserer Vernunft allein nicht über uns vermögen würden, das kommt auf eine wundersame Art zu Stande, wenn auch der schwerfälligere Theil unseres Wesens, der sinnliche, durch die Anregungen unserer Einbildungskraft, als einer mittelbaren Wesenart, aus seiner trägen Ruhe geweckt und in eine dem Zwecke der Tugend entsprechende Bewegung gesetzt wird. Mit anderen Worten, m. F.: wir müssen es dahinbringen, daß uns das Gute als schön erscheint, und so ein Gegenstand selbst unseres sinnlichen Begehrens werde. Und dieß geschieht eben, wenn wir unserem Gefühle der Achtung für die

Tugend je mehr und mehr Lebhaftigkeit ertheilen. Die Mittel hiezu sind Ihnen nicht unbekannt: es ist die öftere Betrachtung der inneren Natur und Wesenheit der Tugend; eine Betrachtung, durch welche man sich je länger je anschaulicher überzeugt, daß nur die Tugend allein ein in sich selbst begründetes, vollkommen übereinstimmiges Ganze gebe; daß jedes Laster mit sich selbst in einem inneren Widerspruche stehe; daß nur die Tugend allein die Welt beglücken könne, und daß sie eben so, wie sie sich die allgemeine Beglückung des Ganzen zu ihrem unmittelbaren Zwecke vorsetzt, zugleich auch der sicherste Weg zur eigenen Ruhe und Glückseligkeit sei. Noch wirksamer, als diese Betrachtung, ist die lebhafte Vorstellung des Beispieles tugendhafter Männer, vor allen Anderen, m. F., des Beispieles Jesu, den Gott dazu in die Welt gesandt hat, daß sich die Tugend an ihm in ihrer vollendetesten und deßhalb auch in ihrer liebenswürdigsten Gestalt dem Auge der Sterblichen offenbare. Endlich — daß ich nur Eines Mittels noch gedenke, welches ganz vorzüglich für Sie geeignet ist — Sie sollten die rührenden, das Herz so mächtig ergreifenden Darstellungen benützen, in welchen die Dichtkunst uns die ewig liebenswürdige Schönheit der Tugend zeigt, ihr Gegentheil aber, das Laster, mit einer unvergeßlichen Schande brandmarkt. Nur durch den Gebrauch all dieser Mittel, m. F., schwingt man sich auf zu einer so innigen, so allumfassenden Tugendliebe, daß man in Wahrheit von sich selbst sagen kann: Ich achte nichts, als nur die Tugend. Und dann, nur dann ist man ein wahrer Weiser geworden, und glaubt an Einen Gott: denn alles Andere ist Abgötterei. Amen.

XXIII.

Von der guten Lebensart.

(Gehalten am Feste der Heimsuchung Mariens im Jahre 1819.)

Luk. 1, 39—56.

Eingang.

Wenn man noch beiläufig vor einem Menschenalter mit allem Rechte darüber klagen konnte, m. F., daß der gebildetere Theil unserer Landesgenossen auf die Beobachtung jener Regeln, die ihm das Wesen der Höflichkeit und der feinen Lebensart auszumachen schienen, einen zu hohen

Werth gelegt habe und darin zu ängstlich gewesen sei: so dürfte dagegen wohl die Zeit, in der wir jetzt leben, den entgegengesetzten Vorwurf verdienen. Nicht nur in unserem Lande, sondern beinahe in allen Ländern Europas hat sich seit einigen Jahrzehenden, besonders unter der Jugend der höheren Stände, ein gewisser Geist der Ungebundenheit verbreitet, der die Beobachtung der Regeln des guten Anstandes zu einschränkend findet, und in dem Muthe, mit dem er sich hinaussetzt über sie, eine Art von Ehre sucht. Woher dieß komme, ist leicht zu begreifen, m. F. Die Menschen lieben es, von einem Äußersten in das andere zu übergehen: schon darum also, weil unsere Väter etwas zu viel auf die Regeln der Höflichkeit hielten, fühlen sich ihre Enkel versucht, ihnen allen Werth abzusprechen. Hiezu kommt noch, daß viele dieser Regeln nicht ganz zweckmäßig ausgedacht waren, daß man durch ihre Befolgung zu steif und ungelenksam wird, daß sie zu viele Beschwerlichkeiten verursachen, ohne doch irgend Jemanden zu nützen. Das Gefühl von Kraft, das in den Menschen unserer Zeit erwacht ist, trägt auch das Seinige bei, sie zu Verächtern der ihnen so kleinlich scheinenden Regeln der Höflichkeit zu machen. Je kraftvoller nämlich sich ein Mensch zu sein bedünkt, um desto weniger glaubt er, sei es von ihm zu begehren und zu erwarten, daß er sich in die herkömmlichen Formen, deren Beobachtung man die gute Lebensart nennt, zwänge. Ist es denn also zu wundern, wenn die Kraftmenschen unserer Zeit diese Formen verwerfen, und zum Theile eben durch ihre kühne Verachtung derselben uns einen Beweis geben wollen von ihrem Muthe und von der Stärke ihres Geistes? Und woher kamen uns die meisten dieser Formen? kamen sie uns nicht von einem Volke, das wir jetzt eben so ausschweifend hassen, als wir es einst verehrten? Auch darum also, damit nun gar kein Andenken unserer ehemaligen Geistesabhängigkeit von diesem Volke übrig bliebe, verlassen wir die Sitte, die es uns beigebracht; und zu ungeschickt, um bessere an ihre Stelle zu setzen, werden wir ungesittet. Kann der Vernünftige dieß billigen, m. F.? kann er den Werth der Höflichkeit und guten Lebensart verkennen? muß er nicht ernstlich darauf dringen, daß wir zurückkehren zu einer, zwar nicht übermäßigen, aber doch billigen Schätzung derselben? muß er nicht fordern, daß wir in allen denjenigen Stücken, wo wir es für durchaus unthunlich erachten, die vorige Sitte noch ferner beizubehalten, uns eine bessere ersinnen? Auf dieses Alles muß der Vernünftige dringen. Und nicht nur gegenwärtig ist es höchst nothwendig, dieses zu thun; sondern so lang es Menschen auf Erden gibt, wird es von Zeit zu Zeit zweckmäßig sein, sie auf die Wichtigkeit der Tugend, welche den Namen der guten Lebensart trägt, aufmerksam zu machen, ihnen die letzten Gründe, auf welche sich alle Regeln der guten Lebensart stützen, zu einem deutlichen Bewußtsein zu

bringen, und sie zu ermahnen, daß sie dasjenige, was sich in ihren Sitten etwa Zweckwidriges oder doch einer Verbesserung Fähiges findet, mit Klugheit abändern. — Damit es uns Predigern nie an Gelegenheit, dieses zu thun, gebreche, hat der Geist Gottes das Fest, welches wir eben heute begehen, angeordnet. Das Fest der Heimsuchung Mariens, kann man es nicht sehr wohl als das Fest wahrer christlicher Höflichkeit betrachten? Maria kömmt zur Elisabeth und wünscht ihr Glück zum Besitze eines Sohnes, dessen Bestimmung im Grunde doch keine höhere war, als nur ein Vorläufer Dessen zu werden, den bereits sie selbst in ihrem jungfräulichen Schooße nährte. War diese Handlung nicht ein Zug der liebenswürdigsten Bescheidenheit, ein Zug derjenigen Tugend, welche das wichtigste Erforderniß zur guten Lebensart ist? Wie lebhaft empfindet aber auch Elisabeth den Werth dieser Herablassung, wie eifrig bemüht sie sich nicht, Marien die Achtung, die sie verdient, zu beweisen! O seligste unter den Weibern — ruft sie bei ihrem Anblicke aus — selig die Frucht deines Leibes! wie aber habe ich es verdient, daß mich die Mutter meines Herrn besuche? diese Ehre hat selbst das Kind, das unter meinem Herzen ruht, empfunden; denn, siehe, wie nur der Laut deines Grußes in mein Ohr gedrungen war, hüpfte das Kind in meinem Schooße auf vor Freude; o, wie selig bist du, dieweil du nicht gezweifelt, daß die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen werde! — Möge das Beispiel der Frauen — des Geschlechtes, dem man es überhaupt nachrühmen kann, daß es von jeher um die Verfeinerung der Sitten sich verdient gemacht hat — heute auch uns, m. F., als eine Aufforderung erscheinen, an unseren Sitten zu bessern, was immer einer Verbesserung bedürftig ist. Da hier nicht der Ort ist, wo von den einzelnen Regeln der guten Lebensart gesprochen werden könnte; so lassen Sie mich bei gewissen allgemeinen Betrachtungen verweilen! Lassen Sie mich heute zuerst erklären, was unter guter Lebensart in dieses Wortes eigenthümlichster Bedeutung verstanden werde oder doch verstanden werden solle; dann will ich zeigen, welch einen hohen Werth die gute Lebensart besitze, welch einen wohlthätigen Einfluß auf die Tugend sowohl, als auf die Glückseligkeit der Menschen sie habe. Die allgemeinsten Grundsätze aber, aus denen die einzelnen Regeln der guten Lebensart fließen, bin ich gesonnen, in unserer nächsten Versammlung vorzutragen. Von den wesentlichsten Erfordernissen und Mitteln, die dazu nöthig sind, um es zu einem höheren Grade der Vollkommenheit in dieser Tugend zu bringen, soll noch zum Schlusse in einer dritten Versammlung gesprochen werden. Daß wir nicht zu viel thun, wenn wir diesem Gegenstande die wichtige Zeit dreier Versammlungen widmen, das, m. F., wird Ihnen hoffentlich noch gegenwärtige Stunde beweisen.

Abhandlung.

1. So wenig es auch erlaubt sein mag, Wörtern, die eine durch den Sprachgebrauch bereits bestimmte Bedeutung haben, eine ganz andere willkürliche unterzuschieben: so verdienstlich ist es doch, für jeden wichtigen und der Aufmerksamkeit der Menschen würdigen Begriff auch eine eigene Bezeichnung einzuführen; und es ist sehr zu billigen, wenn man zu diesem Zwecke eines derjenigen Wörter, die bisher eine verwandte, aber schwankende Bedeutung hatten, vorschlägt. Daß der Begriff, den man bisher mit der Benennung guter Lebensart verbindet, ein äußerst schwankender sei, daß der Eine mehr, der Andere weniger, Manche auch ganz entgegengesetzte Dinge zur guten Lebensart zählen, wird Niemand in Abrede stellen. Immerhin muß es uns also erlaubt sein, diesem Worte eine bestimmtere Bedeutung anzuweisen; und es kömmt Alles nur darauf an, daß der Begriff, den wir in Vorschlag bringen, seiner Wichtigkeit wegen es werth sei, eine Bezeichnung zu erhalten, und daß er zugleich von demjenigen, was man bisher sich unter diesem Worte dachte, nicht allzusehr abweicht. Aus diesem Gesichtspunkte, m. F., kann man beurtheilen, ob ich wohl recht daran thue, zu verlangen, daß man unter guter Lebensart künftig den Inbegriff aller derjenigen Regeln verstehe, deren, durch Übung uns schon zur Fertigkeit gewordene, Befolgung macht, daß unsere Art des Umganges mit unseren Nebenmenschen für uns sowohl als für Andere so angenehm und ersprießlich ausfällt, als es bei der Beschaffenheit der Zwecke, die wir uns vorgesetzt haben, nur immer möglich ist. Offenbar ist es, daß unter guter Lebensart, wenn man dieß Wort nicht ganz wider den Sprachgebrauch anwenden will, nichts Anderes verstanden werden dürfe, als *eine* gewisse Art, wie man sein Leben, und zwar sein geselliges Leben, oder den Umgang mit seinen Mitmenschen einrichtet. Ebenso deutet schon das Wort „Art" darauf hin, daß zu der Lebensart eines Menschen nicht das, was er thut, sondern die Art, wie er es thut, gezählt werden müsse. Suchen wir aber diesen an sich sehr schwankenden Unterschied zwischen dem Stoffe und der Art einer Handlung etwas genauer zu *bestimmen*: so dürfte sich nicht wohl etwas Anderes dazu finden, als daß wir zum Stoffe und Inhalte einer Handlung Alles dasjenige zählen, was wir an ihr mit deutlichem Bewußtsein und beabsichtigter Weise thaten — zu der Art aber, wie sie verrichtet worden ist, nur Alles das, was ohne deutliches Bewußtsein oder doch ohne Beabsichtigung, aus bloßer Gewohnheit geschah. Nach dieser Bestimmung also werden wir überhaupt zur Lebensart eines Menschen alle diejenigen Regeln des Handelns zählen, nach denen er sich mit keinem

deutlichen Bewußtsein, sondern aus einer, durch öftere Übung ihm schon zur Gewohnheit gewordenen, Fertigkeit richtet, während die Zwecke, deren Erreichung er sich mit einem deutlichen Bewußtsein vorsetzt, bald diese, bald jene sein mögen. Soll diese Lebensart den Beinamen einer guten erhalten; so versteht sich von selbst, daß dieß ein Lobspruch derselben sein soll, und daß also jene, uns bereits zur Fertigkeit gewordenen Regeln, die man zu unserer Lebensart zählt, irgend eine löbliche Eigenschaft an sich tragen müssen. In dem bisher Gesagten also müssen wohl alle Begriffe, die man je mit dem Namen der guten Lebensart belegt hat, mit einander übereinstimmen. Abweichen könnten sie von einander nur darin, daß man bald diese, bald jene löbliche Eigenschaft allein im Sinne hatte, wenn man auf eine Lebensart den Lobspruch, daß sie gut sei, anwenden wollte. Liegt es nun nicht am Tage, daß eine Lebensart erst dann den Lobspruch, daß sie gut sei, im strengsten Sinne des Wortes verdiene, wenn sie nicht bloß nur diese und jene, sondern alle löbliche Eigenschaften, die eine Lebensart besitzen kann, vereinigt, wenn sie in aller Rücksicht gut und untadelhaft ist? Muß es nicht schädlich sein, wenn wir diese Strenge verlassend, den Lobspruch einer guten Lebensart einem Betragen beilegen, das doch nur Eine gewisse löbliche Eigenschaft hat, während demselben manche andere mangelt? sind wir da nicht selbst Schuld daran, wenn sich die Menschen, durch unser Lob bethört, gar nicht einfallen lassen, an eine Besserung ihrer Lebensart zu denken? Nicht also lassen Sie uns eine Lebensart schon eine gute nennen, wenn wir nur Eine gute und löbliche Eigenschaft an ihr finden, wenn sie nur das Gute hat, daß sie den herrschenden Gebräuchen angemessen ist, oder nur das Gute, daß sie den Menschen angenehm ist, oder nur das Gute, daß sie die Achtung beweist, die wir für Alles, was Mensch heißt, in unserem Herzen tragen: nein, m. F.; das Alles sind Begriffe von einer guten Lebensart, die nur durch einseitige Auffassung entstanden. Der wahre und vollständige Begriff der guten Lebensart fordert, daß sie die jetzt genannten und noch viele andere gute Eigenschaften, kurz, daß sie Alles in Vereinigung besitze, was immer Gutes an einer Lebensart sein kann. Nur derjenige besitzt in Wahrheit gute Lebensart, der eine solche Art des Betragens sich zur Gewohnheit gemacht hat, daß er sich selbst sowohl, als Anderen so viele Annehmlichkeiten und Vortheile verschafft, als es bei der Beschaffenheit der Zwecke, die er vorhat, nur immer möglich ist. Durch diese Erklärung — es ist wahr — dehnen wir den Begriff der guten Lebensart auf so manche Dinge aus, dahin er bisher noch selten oder nie bezogen wurde. Aber dieß wird nicht schaden: denn sind wir sparsamer mit der Ertheilung eines Lobspruches, daß Jemand gute Lebensart habe, verweigern wir ihn einem Jeden, der sich nur irgend eine Art des Handelns angewöhnt hat, durch die er,

wenn auch unbewußt, bald sich, bald Anderen eine Beschwerde verursacht; so wird dieß nur die Menschen nachdenkender machen, und ein Antrieb mehr für sie werden, sich eine jegliche Unart, worin sie immer bestehe, abzugewöhnen. Fürchten wir uns auch nicht, daß wir uns hiedurch zu sehr vom herrschenden Sprachgebrauche entfernen: denn die vernünftigsten Männer haben schon von jeher gefühlt, daß man den Begriff der guten Lebensart zu enge aufgefaßt habe, sie waren immer bestrebt, ihn weiter auszudehnen; und es wird kaum einen Gegenstand, den die gute Lebensart nach der von uns jetzt angenommenen Bedeutung zum Stoffe haben kann, geben, auf den man nicht wenigstens Einmal schon diesen Begriff anzuwenden versucht hätte. Wir erfüllen also im Grunde nichts Anderes, als was alle vernünftigen Männer schon längst gewünscht haben, wenn wir den Vorschlag thun, man möchte den Begriff der guten Lebensart künftig in der von uns vorhin aufgestellten Bedeutung nehmen.

2. a. Nehmen wir sie jetzt schon an, diese Bedeutung: o, dann bedarf es wahrlich nicht vieler Worte, um die Wichtigkeit einer guten Lebensart zu beweisen. Denn wenn sie das ist, was wir soeben gesagt; so kann man sich die Frage: ob gute Lebensart sich auch in allen Stücken mit echter Tugend verträgt? so wenig aufwerfen, daß es vielmehr aus ihrem Begriffe schon folgt, sie sei ein wesentlicher Bestandtheil wahrer Tugend, sie sei diejenige Tugend, die wir auch ohne deutliches Bewußtsein, aus bloßer Gewohnheit schon üben, sie sei diejenige sittliche Vollkommenheit, die wir bei jedem Zwecke, den wir uns vorgesetzt haben, durch die Art selbst, wie wir ihm nachstreben, äußern. Wer sollte nicht einsehen, daß diese sittliche Vollkommenheit von der größten Wichtigkeit sei? wer sollte nicht begreifen, daß auf die Art, wie wir Etwas thun, auf jene tausendfältigen Nebenverrichtungen bei einer That, die wir mit keinem deutlichen Bewußtsein begleiten, überaus viel ankomme? Können nicht auch Handlungen, die wir aus einem bloß eigennützigen Zwecke verrichten, durch die gute Art, mit der wir sie verrichten, gemeinnützig werden und einen gewissen sittlichen Werth erhalten? und kann im Gegentheile nicht eine Unternehmung, bei der wir den besten Zweck haben, durch die *ungeschickte* Art, mit der wir vorgehen, bald uns, bald Andere *beschädigen und aufhören*, wohlthätig zu sein?

b. Doch auch Diejenigen, die den Begriff der guten Lebensart nicht ebenso allgemein als wir auffassen wollen, die ihn nur so nehmen, wie er von allen besseren Menschen immer verstanden worden ist, dürfen den wichtigen Einfluß der guten Lebensart auf die Beförderung der Tugend nicht verkennen. Denn wenn die Menschen in ihrem wechselseitigen Umgange mit einander auch nur diejenigen Regeln alle genau

beobachten würden, die man bei jedem gebildeteren Volke, vornehmlich aber unter uns Christen zur guten Lebensart zählt; o, wieviel Böses würde da ungeschehen bleiben, wieviele Verbrechen würden da zu keiner Ausführung kommen, wieviele Gelegenheiten und Versuchungen zur Sünde nie eintreten! alle die traurigen Ausschweifungen, auf die der gereizte Geschlechtstrieb verfällt, alle die zahllosen Leiden, unter denen die Menschheit, als einer Folge von diesen Ausschweifungen, seufzet: wie glücklich würden sie vermieden, wenn man allenthalben nur an jenen Regeln des guten Anstandes hielte, welche das Christenthum hierüber eingeführt hat! Gilt nicht ein Ähnliches auch von allen Sünden der Unmäßigkeit in Speise und Trank? werden diese Sünden anders, als durch die Verletzung des guten Anstandes begangen? Dasselbe können wir auch von den Beleidigungen sagen, die sich der Zorn, die Hoffarth, die Verleumdungssucht und andere böse Leidenschaften zu Schulden kommen lassen, und das nur darum, weil sie erst eine Regel des guten Anstandes nach der anderen zu überschreiten sich erlauben. Wie vieles Böse endlich, das selbst die bösesten Menschen verüben — wenn es doch ohne Verletzung der guten Lebensart geschieht: wird es nicht eben dadurch viel weniger auffallend, in manchen Fällen auch viel weniger schmerzlich selbst für denjenigen, dem es zugefügt wurde? Für den Verbrecher dagegen welche Beschämung, wenn sein Bewußtsein ihm sagt, daß er, so böse sein Wille auch sei, doch nicht den Muth habe, die Regeln des Anstandes zu verletzen, d. h., das Kleid der Tugend abzulegen und sich den Augen der Welt in seiner abscheulichen Nacktheit zu zeigen! wie fühlbar muß es ihm aus diesem Umstande werden, daß doch die Tugend eine unendliche Liebenswürdigkeit habe, das Laster dagegen des stärksten Hasses werth sei! Müssen wir nicht Alle in der Geläufigkeit, mit der wir die Regeln des guten Anstandes befolgen, eine Art Vorwurf für uns selbst entdecken, wenn wir nicht bei den Zwecken, die wir uns mit deutlichem Bewußtsein vorsetzen, eine gleiche Rücksicht auf das Wohl Anderer nehmen, wie es bei der Befolgung jener Regeln, uns selbst unbewußt, geschieht? müßten wir uns nicht selbst einer Art Heuchelei beschuldigen, wenn wir im Äußeren die Regeln der Höflichkeit befolgend, im Inneren doch darauf abzielten, Andere zu übervortheilen? versichern wir nicht, wenn wir die Regeln der Höflichkeit befolgen, einen jeden aus unseren Mitmenschen unserer Aufmerksamkeit, unserer Theilnahme an seinen Schicksalen, unseres Wohlwollens, unserer Achtung, unserer Bereitwilligkeit, ihm zu helfen und zu dienen, wo wir nur können? wie sollten wir dieses thun, und nicht zugleich die Pflicht empfinden — was wir durch Worte und äußere Zeichen versprechen, auch durch die That zu erfüllen? Den Regeln der guten Lebensart zufolge geben wir Jedem Gelegenheit, seine Vorzüge sichtbar zu machen; erkennen wir

gerne an, welche Verdienste er hat; lassen es Niemanden fühlen, wie tief unter uns er stehe; hören wir den Rath und die Bemerkungen auch des Geringsten an: wie können wir Alles dieses thun, ohne daß es uns einfiele, bescheiden auch im Herzen zu werden? Und so gibt es fast keine einzige Tugend, deren Vortrefflichkeit uns durch die Befolgung der Regeln einer guten Lebensart nicht anschaulicher gemacht, und näher gelegt wird. Und wohl nur daher, von diesem innigen Zusammenhange der guten Lebensart mit der Tugend, kömmt es, daß man in mehr als Einer Sprache beide mit einerlei Namen belegte. Die gute Lebensart nennt man auch gute Gesittung, und die Tugend — Sittlichkeit. Gibt man durch diese Verwandtschaft der Bezeichnung nicht deutlich zu verstehen, man meine, daß der gesittete Mensch, wenn auch nicht schon ein sittlicher, doch ihm sehr ähnlich sei, und daß vom gesitteten zum sittlichen Betragen nur noch ein kleiner Schritt fehle? So ist es auch in der That; denn das Urtheil des gemeinen Menschenverstandes, des Bildners der Sprachen, irrt sich in Dingen dieser Art niemals.

c. Und doch, m. F., ist der wohlthätige Einfluß, den die gute Lebensart auf die Beförderung unserer Sittlichkeit hat, noch nicht ihr einziger Vortheil. Sie trägt auch überaus viel zur Erweiterung unseres Wirkungskreises bei; sie ist ein treffliches Hilfsmittel zur Ausführung vieler Zwecke, die wir ohne sie aufgeben müßten. Durch die Befolgung der Regeln einer guten Lebensart machen wir uns bei allen Menschen beliebt. Sie, diese gute Lebensart, ist es, die ihnen gleich in den ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit uns bemerklich wird, und sie für uns einnimmt; während die innere Güte des Herzens und die Rechtschaffenheit unserer Gesinnung ein Vorzug ist, von dessen Dasein man sich erst nach einem jahrelangen Umgange überzeugt halten kann. Haben wir aber erst die Liebe und Zuneigung der Menschen gewonnen: o, wie so Vieles können wir da zu unserem, ihrem und Anderer Besten zu Stande bringen! Doch auch bei jeder einzelnen Unternehmung, zu der wir der Mitwirkung Anderer bedürfen, kömmt uns die gute Lebensart zu Statten; denn eben in einer klugen Befolgung der Regeln, die sie uns an die Hand gibt, finden wir meistens die ausgiebigsten Mittel, die sich nur anwenden lassen, um jene andere Menschen für unsere Zwecke zu gewinnen, um *ihnen die Nothwendigkeit* der Unternehmung einleuchtend zu machen, um sie zu leiten, ohne daß es den Anschein davon hat, um ihre Ehrliebe aufs beste zu benützen, um einen Jeden, der durchaus nicht für uns sein will, wenigstens dahin zu bringen, daß er nicht wider uns sei.

d. Hieraus ersehen wir, daß die gute Lebensart endlich auch zur Verannehmlichung des menschlichen Lebens sehr Vieles beitrage. Mag dieß nach Allem, was wir bisher gezeigt haben, gar nicht ihr wich-

tigster Nutzen sein; so ist es gleichwohl so wichtig, daß wir, auch wenn sie sonst nichts leistete, verpflichtet wären, uns ihrer zu befleißen. Denn durch Befolgung der Regeln, welche die Höflichkeit und der gute Anstand vorschreiben: wie viele unangenehme Gefühle können wir nicht uns sowohl, als Anderen ersparen! wie viele Reize und Genüsse können wir nicht durch gute Lebensart in einen Umgang legen, der ohne sie vielleicht für beide Theile nur trocken und langweilig wäre! wie manche bittere Belehrung, die wir dem Anderen zu seinem Heile nicht vorenthalten dürfen, können wir nicht durch die gute Art, wie wir sie vorbringen, versüßen! wie angenehm ist es nicht für uns selbst, zu fühlen, daß wir nie völlig regellos handeln, daß eine jede Äußerung unserer Kräfte, auch selbst die ohne deutliches Bewußtsein erfolgte, eine gewisse Zweckmäßigkeit habe, daß sich in keiner unserer Thaten, in keinem einzigen Worte, das unserem Munde entschlüpft, in keiner Miene, die wir uns erlauben, der rohe Naturmensch verrathe; sondern daß vielmehr Alles an uns das Gepräge einer veredelten Menschenbildung zeige! Gestehen wir es also nur, m. F., daß wir die Wichtigkeit der guten Lebensart bisher zu wenig erkannten, gestehen wir, daß sie viel wichtiger sei, als man in unserer Zeit insgemein glaubt, und der wahre Werth, den sie hat, noch ungleich höher steigen könnte, wenn wir erst unsere Begriffe davon, was zu ihr eigentlich gehöre, vollkommen ausbilden würden! Doch solange dieß auch noch nicht geschehen ist, solange noch Manches für eine Regel der guten Lebensart angesehen wird, was im Grunde vielleicht nur eine lästige Einschränkung ist: lassen Sie uns gleichwohl behutsam verfahren und nicht durch eine kühne Verachtung solcher Regeln den übrigen schaden! Denn ungleich besser ist es doch, daß sich die Menschen an unvollkommene Regeln halten, als daß sie gar keine haben. Nur um das Einreißen einer gänzlichen Regellosigkeit zu verhüten, lassen Sie uns ehren die Regeln, die bereits vorhanden sind, so mangelhaft sie auch sonst sind. Nicht durch den gewaltsamen Umsturz aller bestehenden Ordnung, sondern durch eine allmälige Verbesserung wird die vollkommnere herbeigeführt. Amen.

XXIV.

(Fortsetzung.) Von der guten Lebensart.

(Gehalten am sechsten Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1819.)

Eingang.

Wenn Alles, was in den Händen der Menschen sich befindet, mancherlei Mißbräuchen und Verderbnissen ausgesetzt ist, m. F.; so darf es uns wohl nicht wundern, wenn auch an demjenigen, was man bei einzelnen Völkern und in bestimmten Zeitaltern zur allgemein herrschenden Sitte und Lebensart erhoben hat, Manches zu tadeln und zu verwerfen ist. Die herrschende Lebensart also muß man nicht durchaus für einerlei mit der guten Lebensart halten. Denn in so vielen Stücken auch diese mit jener übereinstimmen mag, so wahr es auch ist, daß es ein wesentliches Erforderniß der guten Lebensart ausmache, auch auf die herrschende eine Rücksicht zu nehmen und von ihr alles dasjenige, dessen Nachahmung keinen beträchtlichen Schaden besorgen läßt, ohne Widerspruch beizubehalten: so ist doch nicht zu vergessen, daß es gewisse Stücke gibt, in denen der Mann von guter Sitte sich genöthiget sieht, das gerade Gegentheil von dem, was herrschende Sitte ist, zu thun, und daß auf jeden Fall zu einer guten Lebensart noch ungleich Mehreres, als nur die Befolgung dessen, was die allgemein herrschende Lebensart vorschreibt, gehöre. Nicht diese letztere, sondern die gute Lebensart war es, zu deren Annahme ich Sie neulich ermuntern wollte, und deren Werth und Wichtigkeit ich etwas umständlicher auseinandersetzte. Doch keine leichte Aufgabe ist es, in jedem gegebenen Falle genau zu bestimmen, was hier die gute Lebensart verlange; keine leichte Aufgabe ist es, zu sagen, wann und in wieweit die gute Lebensart es sich erlauben dürfe, von der herrschenden abzugehen. Nur von gebildeteren Menschen, m. F., nur von Personen, die ihren Geschmack und ihre Urtheilskraft zu einem höheren Grade der Vollkommenheit erhoben, läßt sich erwarten, daß sie dieß richtig werden zu beurtheilen wissen. Und daher kömmt es denn auch, daß sich die größere Menge von Menschen in diesem Stücke von selbst des Rechtes zu urtheilen begibt und nur dasjenige nachahmt, was sie von den Gebildeten als Sitte beobachten sieht; daher denn auch ferner, daß jeder gebildete und in seiner Umgebung geachtete Mann einen entscheidenden Einfluß auf die, in seiner Gegend herrschende Sitte hat, und durch Verbesserung derselben auch zur Vervollkommnung der guten Lebensart selbst das Seinige beitragen kann. Auch Sie, m. F., stehen schon jetzt Anderen zum Beispiele da; es

richten sich jüngere, zuweilen wohl selbst ältere Personen nach dem, was sie von Ihnen sehen. Um wieviel größer wird die Anzahl derjenigen, die sich nach Ihrem Beispiele richten, in Ihren späteren Jahren sein! Wird man da nicht beinahe von jedem Einzelnen aus Ihnen rühmen können, es gebe Hunderte, die sich nach ihm bilden, die seine Art und Sitte auch zu der ihrigen machen? Welch eine Aufforderung für einen Jeden aus uns, m. F., sich ja wohl vorzusehen, daß sich in unseren Sitten nichts finde, was mit den Grundsätzen einer guten Lebensart nicht übereinstimmend ist! Um das Wenige, was ich hiezu nach meinen Kräften beitragen kann, zu leisten, habe ich schon neulich beschlossen, heute die allgemeinsten jener Grundsätze zu entwickeln. Es gibt der Vortheile, die ich mir von dieser Entwickelung verspreche, mehrere. Wenn Sie die Grundsätze, die ich heute angeben werde, Ihrem Gedächtnisse einprägen und in der Folge noch oft zu einem Gegenstande Ihres Nachdenkens machen, wenn Sie die einzelnen Sitten und Gebräuche, die man in unserer Zeit zur guten Lebensart zählt, nach diesem Grundsatze prüfen; so werden Sie hoffentlich den wahren Grund erfahren, auf dem so manche Regel beruht, die Sie bisher aus bloßer Nachahmung befolgten. Dieß wird Ihnen ohne Zweifel ein eigenes Vergnügen gewähren: denn wen erfreut es nicht, sich der Gründe, auf denen sein Betragen beruht, deutlich bewußt zu werden? Dieß wird Sie ferner auch geneigter machen, strenge zu halten auf diese Regeln, wird Sie in den Stand setzen, Jene, die diese Regeln frech verspotten und zu übertreten wagen, auf eine gründliche Art zurechtzuweisen und zum Geständnisse, daß sie sich übereilt hätten, zu bringen. Dieß wird Sie aber auch vermögen, so manche andere Sitten, die man mit Unrecht zur guten Lebensart zählt, für das, was sie sind, zu erkennen und auch Anderen darzustellen. Dieß wird Sie vermögen, solche zweckwidrige Sitten glücklich durch bessere und vernünftigere zu verdrängen. — Die Stelle der h. Schrift, die ich jetzt vorlesen werde, soll uns in einem Beispiele zeigen, wie jeder große Mann die Sitten, die er in seinem Zeitalter antrifft, nicht blindlings nachahmt, sondern mit Auswahl einige beibehält, und andere so verändert, daß seine eigene Sitte bald selbst zur herrschenden wird. 2. Theff. 3, 7—18.

Abhandlung.

Fast ebendasselbe Vorurtheil, m. F., das wir in unserer Zeit so allgemein verbreitet antreffen, der Wahn, daß es gewisse Arbeiten gebe, die, obgleich nützlich und nothwendig für die menschliche Gesellschaft, dennoch erniedrigend wären, daß sich Personen von höheren Ständen durch die Verrichtung einer gemeinen Handarbeit, wofern sie anders nicht als ein bloßes

Spiel von ihnen vorgenommen wird, entehren: dieß Vorurtheil herrschte auch zu den Zeiten des Apostels Paulus. Und wie es, als eine Folge hievon, von unseren Zeitgenossen nicht eingesehen wird, daß träger Müßiggang, neugierige Einmischung in fremde Angelegenheiten, stetes Gespräch von dem, was Dieser oder Jener gethan oder nicht gethan hat, Versündigungen wider die gute Lebensart sind: so sah man dieß auch in jenem Zeitalter nicht ein. Aber wie wenig sich Paulus dieses beirren ließ, zeigt uns die Stelle, die ich vorgelesen habe. So wenig es Sitte war, daß ein Mann seines Standes, daß ein Gelehrter sich mit Handarbeiten ernähre: doch that er dieß unbedenklich, und that es nicht etwa nur im Verborgenen, sondern berühmte sich dessen in seinem Briefe mehrmals als einer Sache, auf die er stolz sein könne. Gerade durch diese so feste Zuversicht machte er Eindruck auf Andere; und es erkannte Jeder kraft des ihm beiwohnenden gesunden Menschenverstandes, daß Paulus Recht habe, und Niemand wagte es, ihn darüber zu verspotten. Vielmehr wir finden, daß ihm Unzählige nachgeahmt und daß Gebräuche, die Paulus gehabt, bald zu Gebräuchen der ganzen Christenheit wurden. So war es der Fall auch mit dem löblichen Gebrauche, den er uns selbst am Schlusse des heutigen Textes beschreibt. In der ganzen Christenheit wurde es Sitte, nicht allein Briefe, sondern auch jeden anderen schriftlichen Aufsatz, auch jede längere Rede und jedes wichtigere Gespräch mit einem Segenswunsche zu schließen, ähnlich demjenigen, den der Apostel sich zur Gewohnheit gemacht hatte. Noch bis auf den heutigen Tag besteht diese Sitte zum Theil, und hat des Guten gewiß so viel gestiftet, daß der Apostel, auch wenn er nichts Anderes, als nur der Urheber dieses Gebrauches wäre, doch schon ein wichtiges Verdienst um alle Christen hätte. Allein damit auch wir die Hoffnung nähren könnten, es werde uns vielleicht gelingen, eine und die andere heilsame Sitte, die unser Zeitalter bisher nicht kennt, in Umlauf zu setzen; so untersuchen wir doch jetzt mit Fleiß, auf welchen allgemeinen Gründen Alles, was eine gute Sitte heißt und zu dem Inhalte der guten Lebensart mit Recht gezählt werden kann, beruhe! Ich setze voraus, m. F., daß es auch Ihnen einleuchtend geworden sei, wie nützlich und nothwendig die Erweiterung sei, die ich in unserer neulichen Versammlung für den Begriff der guten Lebensart vorschlug; ich setze voraus, daß Sie deßhalb beschloßen, selbst darauf hinzuarbeiten, daß dieses Wort künftig jene erweiterte Bedeutung erhalte; ich setze also voraus, daß Sie zur Art eines Menschen Alles dasjenige zählen, was er bei der Verfolgung seiner Zwecke aus einer bloßen Gewohnheit, und ohne sich dessen selbst deutlich bewußt zu sein, thut, und daß Sie, um dieser Art den Beinamen einer guten zu geben, verlangen, daß sie nicht irgend eine einzelne Vollkommenheit, sondern alle diejenigen löblichen Eigenschaften, die einer

bloßen Art nur immer zukommen können, in Vereinigung besitze. Wollen wir also die allgemeinen Grundsätze, auf die das Wesen der guten Lebensart sich stützt, bestimmen; so müssen wir untersuchen, welche wohlthätige Wirkungen schon durch die bloße Art, mit der sich ein Mensch bei der Befolgung seiner Zwecke benimmt, erreicht werden können. Da diese sehr vielfältig sind, so lassen sich auch sehr viele Grundsätze der guten Lebensart liefern. Doch nur diejenigen, die uns die wichtigsten und die anwendbarsten dünken, gegen die man sich auch am öftesten verstößt, werden wir hier erwähnen.

1. Für unseren eigenen Vortheil gehörig zu sorgen, nichts außer Acht zu lassen, wodurch wir uns selbst das Leben möglichst verannehmlichen können: dazu, m. F., treibt uns schon unsere Selbstliebe hinlänglich an, dazu bedarf es also nicht erst der Aufstellung besonderer Grundsätze. Allein daß wir auch unserem Nebenmenschen jede unangenehme Empfindung, die wir ihm schon durch die bloße Art, mit der wir uns bei unseren Zwecken benehmen, zu ersparen vermögen, auch in der That ersparen sollen, daß wir im Gegentheil bestrebt sein sollen, ihm unseren Umgang so angenehm, als es nur ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen darf, zu machen: das ist der erste Grundsatz der guten Lebensweise. In einem gewissen Verkehre mit Anderen bringt fast ein jeder Mensch, der nicht das Leben eines Einsiedlers führt, die meisten seiner, im wachenden Zustande verlebten Stunden zu; in einem gewissen Verkehre mit Anderen sind wir begriffen, sooft wir irgend eine von unserer Willkür abhängende, bewußte Einwirkung auf Andere ausüben, sooft wir gemeinschaftlich mit ihnen arbeiten oder ein Gespräch mit ihnen führen, oder auch nur durch unsere bloße Gegenwart und durch die Art der Arbeit, die wir verrichten, gewisse Eindrücke auf sie hervorbringen. In allen solchen Fällen gibt es Gelegenheit, die Grundsätze, die ich jetzt ausgesprochen habe, bald zu beobachten, bald zu verletzen. Wenn wir bei einer Arbeit, die wir in Gesellschaft mit Mehreren unternommen haben, schon durch die Art, mit der wir uns dabei benehmen, den Anderen lästig werden; wenn wir so gar keine Rücksicht auf ihre Kräfte und Verhältnisse nehmen; wenn wir nicht schnell bemerken, welche Theile der Arbeit ihnen beschwerlicher fallen, als uns, und diese nicht ungebeten und mit Lust auf uns nehmen; wenn wir die Ruhepunkte immer nach unserem Bedürfnisse nur, und nicht auch eben so oft nach dem vermuthlichen Wunsche der Anderen bestimmen; wenn wir in unseren Gesprächen mit Anderen Niemand zu Worte kommen lassen oder von Dingen sprechen, die sie nur langweilen oder schmerzliche Erinnerungen in ihnen anregen oder sie in Verlegenheit setzen, während doch durch dieses Alles kein sittlicher Vortheil

erreicht werden kann; wenn wir, am einerlei Orte mit Anderen, bei unserem Betragen nicht nach dem Eindrucke fragen, den es auf sie machen wird; wenn wir sie stören und beunruhigen; wenn unser bloße Anblick schon von der Art ist, daß er gewisse widerliche Gefühle in Anderen anregen muß; wenn wir in unreinem Anzuge erscheinen, häßliche Stellungen und Geberden annehmen; wenn sich Verdruß, Mißmuth und Übellaunigkeit oder sonst irgend eine jener Gemüthsstimmungen, die sich, gleich einer ansteckenden Krankheit, durch Umgang mittheilen, an unserer Stirne ausspricht: so sind dieß Alles Verstöße und sehr grobe Verstöße gegen die gute Art zu leben; denn durch dieß Alles bereiten wir ja Anderen so manche schmerzliche Empfindung, die wir durch eine bessere Art ihnen ersparen könnten. Das gerade Gegentheil also von allem jetzt Erwähnten müssen wir thun, m. F., wenn wir auf gute Lebensart Anspruch machen wollen. So angenehm, als es nur ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann, müssen wir Jedem die Stunden unseres Umganges mit ihm zu machen suchen.

2. Doch es gibt kein Vergnügen, welches wir Anderen leichter und öfter verschaffen könnten, keines, was auch für alle Menschen, die sich nur etwas über die rohe Sinnlichkeit emporgehoben haben, genußreicher wäre, als das Vergnügen, das sie aus der Bemerkung, daß man sie achte, schöpfen. Darum verdient es als ein eigener Grundsatz der guten Lebensart herausgehoben zu werden: man müsse einem Jeden so viele und so unzweideutige Beweise der Achtung ertheilen, als es nur mit der Pflicht der Wahrhaftigkeit und dem Bestreben, Böse zu bessern, vereinbarlich ist. Daß wir den Bösen, den Lasterhaften achten: gebietet keine Regel der guten Lebensart, m. F. Im Gegentheil, können wir etwa hoffen, daß es zu seiner Besserung oder zur Abschreckung Anderer beitragen werde, wenn wir ihm unsere herzliche Verachtung an den Tag legen; so dürfen und sollen wir dieß, selbst wenn wir vorhersehen, daß er sich durch die Beschuldigung der Grobheit rächen werde. Von jedem anderen Menschen dagegen, von dem wir noch keine Beweise der Bösartigkeit haben, sollen wir eben deßhalb vermuthen, daß er gut sei, und ihm daher Beweise der Achtung, wie jeder Gute sie verdient, *geben.* Wir sollen dieß thun, sage ich; weil dieß erstlich dem Menschen *sehr viele* Freude verursacht; dann aber auch, weil es den wichtigen Nutzen hat, daß wir durch edle Zumuthungen die Menschen selbst veredeln. Denn wie ein unvorsichtig geäußerter Verdacht, daß Jemand schlecht sei, ihn oft erst wirklich schlecht macht; so ist im Gegentheil jede Zumuthung einer Tugend, die Jemand noch nicht besitzt, eine Ermunterung für ihn, sich diese künftig beizulegen. Mit Achtung also, mit jener eigenen Achtung, die der vorausgesetzten Würde und Sittlichkeit eines Menschen gebührt, sollen wir Jeden

behandeln, wie niedrig auch der Rang, den ihm die bürgerliche Gesellschaft angewiesen hat, sein mag. Wer sich hiegegen versündigt, wer Jemand wegwerfend behandelt, bloß weil er ein armer, gemeiner, unwissender Mensch ist: der rühme sich nur nicht einer guten Lebensart, und sollten auch Fürsten Behagen an seinem Umgange finden. Doch gute Lebensart will, daß wir selbst dort, wo es die Klugheit erheischt, uns auf den möglichen Fall eines Betruges sicher zu stellen, unsere Maßregeln entweder verbergen oder durch die Erinnerung, daß sie der guten Ordnung wegen nothwendig wären, entschuldigen und so minder schmerzlich machen. Die gute Lebensart fordert, daß wir im Umgange mit allen solchen Personen, die uns an Jahren übertreffen, bemerken lassen, daß wir den Vorzug des Alters, dessen sie genießen, anerkennen. Die gute Lebensart verlangt, daß wir in Gegenwart von Personen, die durch die Größe ihrer wirklichen oder nur zu vermuthenden Verdienste Anspruch auf unsere Ehrfurcht machen können, Ernst und Aufmerksamkeit beweisen, und nur erst dann uns eine freie Äußerung unserer Gefühle und Gesinnungen gestatten, wenn sie es ausdrücklich erlauben.

3. Doch nebst Beweisen der Achtung fordert die gute Lebensart auch noch, Jedem Beweise von unserem Wohlwollen und unserer Dienstwilligkeit zu geben. Denn Achtung, bloße Achtung, wenn sie mit Liebe nicht vereinigt ist, kann dem Vernünftigen noch nicht genügen, m. F.; er kann nur dann recht froh werden, wenn er sich auch geliebt sieht. Und diese Freude, warum sollten wir sie ihm nicht verschaffen, warum bei jeder Gelegenheit nicht ihm bezeugen, daß wir ihn lieben und ihm herzlich wohlwollen, da wir doch in der That verpflichtet sind, Gefühle der Liebe und des Wohlwollens gegen Alles, was Mensch heißt, in unserem Herzen zu nähren? Gesetzt also, es sollte uns wirklich zuweilen etwas schwer vorkommen, eine recht herzliche Empfindung des reinsten Wohlwollens für Jemand in unserem Herzen anzuregen: wir folgen den Regeln der guten Lebensart und handeln großmüthig, wenn wir ihm gleichwohl Versicherungen unserer Dienstwilligkeit mit dem Munde geben, und zugleich auch im Herzen glauben, was unser Mund verspricht. Wir folgen den Regeln der guten Lebensart und handeln großmüthig, wenn wir von einer Beleidigung, die Jemand uns zugefügt hat, keine Erwähnung mehr thun, und zugleich auch im Herzen sie zu vergessen uns bestreben. Wir folgen den Regeln der guten Lebensart und handeln großmüthig, wenn wir nicht bloß zum Scheine, sondern auch in der That unsere Ansprüche gern den Ansprüchen Anderer nachsetzen, und in der Beförderung des Wohles Anderer auf unsere eigenen kleinlichen Vortheile ganz vergessen.

4. Aber so viel dieß auch ist, m. F.: die gute Lebensart fordert doch

gleichwohl Mehreres von uns; denn sie verlangt, daß wir nicht nur das irdische, sondern auch selbst das ewige Wohl derjenigen, auf die wir Einfluß haben, befördern; sie legt uns die Pflicht auf, in unserer ganzen Art des Umganges mit unseren Nebenmenschen Alles aufs sorgfältigste zu vermeiden, was nur in irgend einer Rücksicht einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Sittlichkeit und Tugend äußern könnte. Wer diese Vorschrift verletzt, wer sich irgend Etwas zu Schulden kommen läßt, wodurch er Andere ärgert, ja auch nur ärgern könnte; wer sich nicht ehrbar beträgt; wer durch leichtsinnige Scherze und Reden die Unschuld zu erröthen zwingt; wer nur auf irgend eine Art diejenigen, die mit ihm verkehren, in Gefahr setzt, minder gute Menschen, als sie es vordem waren, zu werden, an Eifer für das Gute, an Liebe zu Gott, an innerer Ruhe und Zufriedenheit zu verlieren: der hat, so viel Süßigkeit er übrigens auch in seinen Umgang möchte zu legen wissen, doch keine gute, sondern eine sehr schlechte Lebensart. Zur guten Lebensart gehört nichts wesentlicher, als daß wir in unserer Art, mit Anderen umzugehen, Alles dasjenige aufs sorgfältigste vermeiden, was ihrer Tugend und Sittlichkeit nachtheilig werden könnte; daß sich in unserem Betragen vielmehr eine gewisse herzliche Liebe zur Tugend und eine ungeheuchelte Achtung vor ihren heiligen Gesetzen ausspreche; daß sich ein Jeder, der in unsere Nähe tritt, an unserem Eifer erwärme und von sich sagen könne, daß er uns besser, als er gekommen war, verlasse. Ein Vorurtheil also, ein arges Vorurtheil ist es, zu glauben, die gute Lebensart fordere, Alles zu billigen und gut zu heißen, Niemanden zu widersprechen, Niemand zurechtzuweisen, Niemand an seine Pflichten und Obliegenheiten zu mahnen, jedes Gespräch über Gott, Tugend und ernste Gegenstände zu meiden, Thorheit und Laster zu schonen, und durch die Benennungen schon, die man für sie erfindet, den Abscheu, den sie verdienen, zu mildern und sie mehr in Ehren zu halten. Nein, m. F.; man kann von dem Allen das gerade Gegentheil thun, tadeln, wasimmer zu tadeln ist, warnen, werimmer der Warnung bedarf, strafen, wer Strafe verdient: und gleichwohl durch die Art, wie man es thut, so viele Liebe zum Nächsten, so viele Nachsicht mit dem Irrenden, so viele Mäßigung in seiner Leidenschaft, so viele Güte und Vortrefflichkeit des Herzens an den Tag legen, daß kein Vernünftiger anstehen wird, uns zu bezeugen, wir hätten auch dort, wo wir Unangenehmes thun mußten, Beweise von guter Lebensart gegeben.

5. Wollen wir aber vollkommen sicher sein, daß man uns eine gute Lebensart nirgends absprechen werde; so müssen wir uns freilich auch noch bequemen, die einmal herrschend gewordenen Sitten und Gebräuche in soweit zu beobachten, als es nicht überwiegende

Nachtheile hat. Die Gründe dieser Vorschrift liegen nicht tief verborgen. Für das gemeine Beste der Menschheit ist es entschieden vortheilhaft, wenn statt des regellosen Waltens allmälig bestimmtere Sitten und Gebräuche sich bilden. Wer also ohne Noth von ihnen abweicht und dadurch den Rückfall in die Regellosigkeit befördert, versündigt sich am allgemeinen Wohle und erregt verdiente Mißbilligung — um desto mehr, da wir vermuthen, daß die Triebfeder, die ihn zu dieser Abweichung bestimmte, entweder Stolz, der sich durch die Beobachtung einer nicht von ihm selbst eingeführten Sitte erniedriget glaubt, oder doch Eitelkeit sei, die durch das Unterscheidende, das sie an sich nimmt, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich allein ziehen will, gerade dadurch aber jeden Anderen, der gleichfalls nicht unbemerkt zu bleiben wünscht, beleidigt. Endlich ist auch gewiß, daß wir die Formen, an die sich Auge, Ohr und Verstand bei uns gewöhnt haben, mit kleinen Abänderungen sehr gerne wieder antreffen; weil wir nur diese leicht zu verstehen vermögen und durch ihre öftere Beobachtung die Fertigkeit erlangen, das Zweckmäßige, das sie an sich haben, dunkel zu fühlen, d. h., sie schön zu finden. Wer sich daher in seiner Art, sich auszudrücken, in seinen Mienen und Gebärden, in seinem ganzen Thun und Lassen an das bisher Gewöhnliche anschließt und nur zuweilen abweicht: der wird von uns ohne Mühe verstanden, und gefällt uns. Wer sich dagegen erlaubt, alle bisherigen Gebräuche und Sitten zu verlassen, und in ganz neuen Formen auftritt: der — möchten sie auch noch so vernünftig sein, diese Formen — mißfällt uns doch, weil es uns soviele Mühe verursacht, ihn zu fassen. Also nur dort, m. F., wo eine herrschende Sitte offenbar unvernünftig ist, und wo wir hoffen können, daß wir durch Abweichung von ihr etwas Gutes stiften: nur dort erlauben wir uns, sie zu verlassen! In allem Übrigen aber halten wir uns an das, was herkömmlich ist, was von dem gebildetesten und edelsten Theile des Volkes, unter dem wir leben, geübt wird, wenn wir gerechte Ansprüche auf das Lob einer guten Lebensart haben wollen!

6. Thuen wir dieß aber so, daß man uns dabei gar keinen Zwang anmerke, sondern daß unser ganzes Betragen ein uns natürliches Betragen scheine. Dieß ist nämlich der letzte Grundsatz, den ich mit einigen Worten noch zu berühren habe. Wenn unsere Art Anderen gefallen soll, wenn es ihnen ein Wohlbehagen verursachen soll, uns zuzuschauen; so ist nichts nothwendiger, als daß unser Betragen, ist es uns nicht in der That natürlich, doch in den Augen unserer Zuschauer als ein natürliches erscheine. Kann man den Zwang, den es uns kostet, kann man die widernatürliche Anstrengung unserer Kräfte uns ansehen: o, dann vermag man durchaus kein Wohlgefallen an unserem Betragen zu finden; dann fühlt man sich durch unseren Anblick vielmehr in eine ähnliche Beklommenheit versetzt, als diejenige

ist, die man an uns vermuthet; dann wünscht man das natürliche Spiel je eher, je lieber nur geendigt zu sehen. Ein Gleiches geschieht, wenn man an unserer Art bemerkt, daß wir uns selbst beobachten, daß wir dasjenige, was andere Menschen sonst keiner Beobachtung würdigen, sondern bloß so zu verrichten pflegen, wie es von selbst ihnen ankömmt, mit einer eigens darauf verwendeten Aufmerksamkeit bald so, bald anders einrichten. Dieses mißfällt, weil es theils die Absicht, Andere zu täuschen, verräth, theils ein Beweis von einer kindischen Eitelkeit ist, die einen Vorzug sucht in Dingen, die ihrer Geringfügigkeit wegen gar keiner Rücksicht werth sind. So wenig sich also auch an einem Betragen mag ausstellen lassen, so genau es auch allen übrigen Regeln der guten Lebensart entsprechen mag: wenn ihm Natürlichkeit fehlt, so wird es doch immer mißfallen, so kann es den Namen einer guten Art nicht tragen. Natürlich also, wahr und natürlich lassen Sie uns stets sein und bleiben, m. F.! Wie viele Regeln, welche die Natur in ihrer freien Äußerung beschränken, die herrschende Sitte auch eingeführt haben mag: ganz soll sie doch nicht den natürlichen Ausdruck unserer Gefühle und Gesinnungen verdrängen; immer soll doch Etwas noch an uns übrig bleiben, worauf die Sitte keinen Einfluß hat, was sich nach unserem innersten Gefühle, nach seiner natürlichen Wahrheit äußert. Der Ton unserer Stimme, die Züge unseres Angesichtes sind das Heiligthum, das keine Mode anzutasten und zu verändern wage! Tausendmal schöner, als Alles, was durch die Kunst erzeugt werden kann, ist die natürliche Stimme des Menschen, sind seine Züge, die die Natur in sein Antlitz gelegt hat. Er bewahre sie heilig, und sorge nur dafür, daß sie das Laster nie entstelle! Amen.

XXV.

(Beschluß.) Von der guten Lebensart.

(Gehalten am siebenten Sonntage nach Pfingsten im Jahr 1819.)

2. Sam. 14, 1—21.

Eingang.

Daß schon das hohe Alterthum, m. F., den Vorzug, den wir in unseren Tagen die gute Lebensart nennen, gekannt und auch nach Würde zu schätzen gewußt habe beweiset uns der biblische Text, den ich jetzt eben

vorlas. Die Frau, die uns der h. Geschichtschreiber unter dem Namen einer „klugen Frau" hier aufführt, hatte die Kunst der Höflichkeit, die einen wesentlichen Bestandtheil der guten Lebensart ausmacht, in einem ausgezeichneten Grade inne; und sie hatte um deßwillen auch, wie wir sehen, sich der Aufmerksamkeit und Achtung manches sehr angesehenen Mannes in ihrem Lande zu erfreuen. Joab, der Staatsmann, läßt die Bewohnerin von Thekoa holen, um eine Unterredung mit dem Könige zu pflegen, die soviel Schwierigkeiten hat, daß sich niemand Anderer daran versuchen will. Sie wagt es: und der glücklichste Erfolg beweist, daß das Vertrauen, das man in ihre Geschicklichkeit gesetzt, nicht zu groß gewesen sei. Fern davon, durch den ihr ungewohnten Anblick des Königes in seiner Pracht etwa verlegen zu werden, sehen wir sie vielmehr mit aller Besonnenheit handeln, und ihren Vortrag den, zum Theile wirklich sehr unerwarteten Antworten, die ihr der König gibt, mit der größten Gewandtheit anpassen. Wie sinnreich ist besonders ihr Einfall, durch die ganz absichtslos scheinende Erwähnung des Namens Jehova und durch die Anstellung, als ob sie noch immer nicht ganz beruhigt wäre, den König zu verleiten, daß er mit einem Eidschwure verspricht, ihren Sohn in Schutz zu nehmen! So wahr Gott lebt, rief er aus, es soll deinem Sohne kein Haar gekrümmt werden! Kaum hatte sie dieß erreicht, so zögerte sie auch, um die Geduld des Königes nicht länger zu ermüden, keinen Augenblick mehr, die Bitte, die der eigentliche Zweck ihrer Erscheinung vor seinem Throne war, auszusprechen. Doch diese Bitte enthielt der Gefahren so viele, eine Empfindung zu wecken, die nicht geweckt werden durfte! Mit welcher Vorsicht geht hier die Bürgerin von Thekoa zu Werke! Sie weicht Allem aus, was nur auf irgend eine Art an die Verirrungen Absalons zurückerinnern könnte, wagt nicht einmal den Namen des Unglücklichen zu nennen. Statt dessen redet sie nur von der Barmherzigkeit, die ja Gott selbst jedem Sünder beweise, und die es Königen gezieme nachzuahmen. Auch schildert sie weislich die Bitte, die sie vorträgt, als eine Bitte, die das ganze Volk mit ihr theile; und wegen der kleinen Täuschung, die sie sich anfangs erlaubt, entschuldigt sie sich auf eine Weise, welche dem Herzen Davids ungemein schmeichelhaft sein mußte. Nachsicht und Gnade, sagt sie, pflege der König nur gegen Fremde zu üben, gegen sich selbst und die Seinigen sei er höchst strenge; wollte man also einmal auch über Einen aus den Seinigen einen milden Spruch aus seinem Munde hören, so habe man dieß nicht anders erreichen können, als durch die Erdichtung eines ähnlichen Falles, in dem sich ein Fremder befinde. Allein damit auch die Eitelkeit des Königes sich durch die Bemerkung, daß man ihn habe belehren wollen, nicht beleidigt fühle: wie so zu rechter Zeit werden nicht zuletzt auch seiner Weisheit einige Körner des Weihrauchs gestreut!

Als endlich sein Scharfblick erräth, daß wohl bei dem Allen Joab im Spiele sein dürfe: war es jetzt nicht das Klügste, dieß ohne Weigerung einzugestehen? Aber wie fein ist die Art, mit der es das Weib von Thekoa thut! Beim Leben meines Herrn! — ruft sie mit heiterer Miene aus — wenn unser König redet, trifft er Alles so, daß man ihm weder rechts noch links ausweichen kann; allerdings ist es dein treuer Diener Joab, der deiner Magd dieß Alles in den Mund gelegt hat; wir aber freuen uns des Glückes, einen König zu haben, der uns an Weisheit Alle so übertrifft, als ob er ein Wesen höherer Art wäre, denn wahrlich im ganzen Lande geschieht nichts, was dir verborgen bliebe. Darf ich nun nicht behaupten, m. F., daß uns die h. Schrift in dem Benehmen dieser Frau ein in der That lehrreiches Muster der feinen Lebensart aufstelle? Und wenn sich bei einem genaueren Nachsuchen zeigt, daß dieses Beispiel gar nicht das einzige ist, daß wir noch viele andere Muster der guten Lebensart in den Büchern des alten sowohl, als in jenen des neuen Bundes antreffen: sollte ich nicht berechtiget sein, zu behaupten, daß Gottes Wort es nicht zu geringfügig finde, uns selbst in der guten Lebensart zu unterweisen? Diese Frage ist, wie ich hoffe, wenigstens nicht zur Unzeit an einem Tage vorgebracht, an dem wir uns eigens versammeln, um über die Mittel, die zur guten Lebensart führen, mit Mehrerem nachzudenken; denn dieß ist eben der Gegenstand, den wir in unserer vorletzten Versammlung schon für unsere heutige Betrachtung festsetzten. Findet es das Wort Gottes selbst nicht unter seiner Würde, uns über die Regeln einer guten Lebensart Etwas zu sagen; so dürfen wir wohl nicht besorgen, es werde eine Entweihung dieser heiligen, unserer Erbauung gewidmeten Stunde sein, wenn wir sie anwenden, um über die Mittel nachzudenken, durch die wir in der Kunst der guten Lebensart fortschreiten können. Was immer die Menschen besser und glücklicher macht, das ist zweckmäßige Erbauung.

Abhandlung.

Daß die gute Lebensart, wenn wir den Ausdruck in der von uns empfohlenen Bedeutung nehmen, eine Sache von größter *Wichtigkeit sei*: das, m. F., suchte ich Ihnen schon in unserer vorletzten Versammlung einleuchtend zu machen. Aber bei gleicher Gelegenheit ward uns auch anschaulich, daß sich ihr Gebiet viel weiter ausdehne, als man sich insgemein vorstellt. Denn nicht die leichte Beobachtung etlicher, in unserem Lande jetzt eben herrschend gewordener Sitten und Gebräuche ist es, was die gute Lebensart ausmacht: nein, sie umfaßt vielmehr Alles und Jedes, was nur zu unserer Art gehört, d. h., zu jenem Theile unserer Handlungen, die wir

aus bloßer Gewohnheit, und ohne uns ihrer immer deutlich bewußt zu sein, verrichten; und dieses Alles muß so vollkommen, muß allen leiblichen sowohl als geistigen Bedürfnissen der Menschen so zusagend sein, als es von einem, aus bloßer Gewohnheit entspringenden Wirken nur immer möglich ist. Wer sollte diesen Begriff aufgefaßt haben, m. F., und nicht einsehen, daß es keine so leichte Sache sei, gute Lebensart zu erlernen? wer sollte nicht insbesondere erkennen, daß man sehr zeitlich anfangen müsse, wenn man zu einer mehr als gemeinen Vollkommenheit in dieser Kunst gelangen will?

1. Betrachten wir also eine schon von der Kindheit angefangene Übung gleich als das erste Mittel, das zu dem Zwecke, von dem wir heute sprechen, nothwendig ist. Denn so verhält es sich in der That; schon in der Kindheit, schon in den ersten Jahren unseres Lebens, da wir noch gar nicht im Stande sind, das, was wir thun, vernünftig zu überlegen, bilden sich uns Gewohnheiten, gute und schlimme Gewohnheiten an; und, was das Wichtigste ist, gerade diese uns in der Kindheit angebildete Gewohnheiten wachsen durch den Verlauf der Jahre mit unserer Natur so innig zusammen, daß es in späterer Zeit äußerst schwer, oft wohl gar unmöglich ist, sie wieder abzulegen. Wer also so unglücklich ist, daß ihm, noch von seiner frühesten Kindheit an, gewisse Sitten und Gewohnheiten ankleben, die mit der guten Lebensart gar nicht vereinbarlich sind; wer noch von dieser Zeit her gewisse Unarten an sich hat, die ihn in seinem Umgange mit Anderen bald lächerlich, bald lästig und widerlich machen: der hat einen schweren Stand, wenn er in reifer Jugend oder im männlichen Alter erst anfängt, aufmerksam auf dieß Alles zu werden und die Kunst der guten Lebensart zu lernen; mit allem Fleiße wird er es nach einer mehrjährigen Übung noch nicht dahin bringen können, daß ihm so ganz und gar nichts mehr von seinen früheren Unarten anzumerken sei; mit allem Fleiße wird er gewisse Fertigkeiten, die man schon in der Kindheit erlernt haben muß, jetzt nicht mehr nachholen können, wird in Verrichtungen von dieser Art noch immer eine gewisse Steifheit und Unbehilflichkeit beweisen. Schließen Sie denn hieraus, m. F., was allen Denjenigen obliegt, denen die Jugend zur Aufsicht und Leitung anvertraut ist! Sie sollen stets aufmerksam darauf sein, daß ihre Zöglinge keine Gewohnheiten annehmen, die der guten Lebensart widersprechen; sie sollen, soviel es möglich ist, verhindern, daß dieses zarte, so sehr zur Nachahmung geneigte Alter keine üblen Beispiele sehe; sie sollen dem Eindrucke derer, die nicht vermieden werden können, dadurch entgegen arbeiten, daß sie vor ihrer Nachahmung ausdrücklich warnen, auch wohl das Schädliche derselben, soviel es die Fassungskraft ihrer Zöglinge erlaubt, auseinander setzen; sie sollen, wo gute Worte nichts helfen, auch Strafen und Zwangsmittel brauchen, um eine

Unart, die das Kind angenommen hat, ihm noch bei Zeiten abzugewöhnen; sie sollen das Kind nicht allzu einsam erziehen, sondern es frühzeitig an den Anblick fremder Personen, mitunter auch solcher gewöhnen, die es durch ihre hohe Würde in späteren Jahren oft in Verlegenheit und Furcht zu setzen pflegen; sie sollen das Kind nicht immer einen bloß stummen Zuschauer abgeben, sondern zuweilen auch handeln lassen, sollen es bald eine Botschaft überbringen, bald eine Wohlthat erweisen, bald dieses, bald jenes kleine Geschäft, das seine Einsichten nicht übersteigt, mit Anderen abthun lassen, und es voraus immer mit den Regeln des guten Anstandes, die es hiebei wird zu beobachten haben, bekannt machen; sie sollen, sowie die Jahre und Einsichten wachsen, auch diese Übung erhöhen und so lange fortsetzen, bis der gereiftere Verstand des Jünglinges selbst einsieht, wie nothwendig die Kunst der guten Lebensart sei.

2. Dann wird er von freien Stücken thun, was zur Vervollkommnung in dieser Kunst beiträgt; er wird daher keine Gelegenheit versäumen, das Benehmen solcher Personen, die man ihm als ein Muster der guten Lebensart empfiehlt, theils selbst zu beobachten, theils aus verläßlicher Beschreibung kennen zu lernen. Denn dieß ist eben das Zweite, was geschehen muß, wenn Jemand zu einer mehr als gemeinen Vollkommenheit in der Kunst der guten Lebensart gelangen soll. Denn so fest wir es uns auch in den Jahren der reiferen Überlegung vornehmen mögen, daß wir nicht blindlings nachahmen wollen: so geschieht es doch unwillkürlich, daß wir von jener Art des Umganges, die unsere tägliche Gesellschafter haben, sehr Vieles anziehen. Eine Handlungsweise, die wir so oft schon an Anderen wahrgenommen haben, fällt uns auch dann wieder ein, wenn wir uns selbst in einer ähnlichen Lage befinden. Fällt uns nun keine andere Art des Benehmens ein, haben wir keine Zeit, umständlich nachzudenken, oder scheint uns der Gegenstand keines besonderen Nachdenkens werth: so thun wir nothwendig das, was wir an Anderen gesehen; und darum ist es auch für Erwachsene, auch für uns Alle, m. F., gefährlich, viel Umgang zu pflegen mit Menschen, die manche üble Sitte und Gewohnheit an sich haben; wir müssen uns also, soviel es nur höhere Pflichten erlauben, von ihnen entfernt halten, und dagegen den Umgang mit solchen Personen suchen, die in einem verdienten Rufe der guten Lebensart stehen. Dieses ist umso nothwendiger, da es kaum möglich ist, daß wir, ohne durch Beispiele daran erinnert zu werden, durch bloßes Nachdenken auf Alles verfallen, was zur Verannehmlichung des Lebens beitragen kann und zur guten Lebensart gehört. Denn läßt es sich etwa durch eine nur mäßige Anzahl von Regeln erschöpfen? oder hat man hier nicht vielmehr eine Kunst vor sich, von der sich Niemand rühmen kann, daß er in ihr ganz ausgelernt

habe? ist denn auch nur dasjenige, was wir in unseren Tagen zur guten Sitte zählen, von einem einzigen Manne erdacht und aufgestellt worden? ist es nicht das langsame Werk vieler Jahrhunderte? Man muß in Wahrheit eine sehr stolze Einbildung von sich selbst haben, wenn man sich zutrauen kann, daß man ganz ohne fremde Belehrung, bloß durch sein eigenes Nachdenken das Alles herausbringen werde, was durch die vereinigte Wirkung so Vieler kaum noch zu Stande gebracht ist. Und wie? ist denn nicht Vieles von dem, was zur guten Lebensart gehört, ein bloß willkürlicher Gebrauch, eine Sitte, die durch bloß zufällige Übereinkunft aufgekommen ist? wie wollen wir dieses erfahren, wenn wir nicht auf das Betragen Anderer merken, wenn wir nicht lernen wollen von Jenen, die man ihrer guten, gefälligen Sitte wegen allgemein liebt und rühmt? Für einen Vortheil also, für einen wichtigen Vortheil sehen wir es an, m. F., Personen von solcher Art näher beobachten, mit ihnen umgehen zu können! Allein auch wenn uns dieß versagt ist, wenn die Person, die sich durch ihre gute Art so berühmt gemacht hat, viel zu entfernt von uns lebt oder schon vor Jahrhunderten gelebt hat: geben wir nicht die Hoffnung, von ihr zu lernen, auf, wenn wir nur einige genaue und verläßliche Beschreibungen ihres Benehmens bei dieser und jener Gelegenheit erhalten können! Vergessen wir endlich nicht, selbst Schriften zu benützen, die in erdichteten Beispielen zeigen, wie man sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens anständig, edel und würdig ausdrücken und benehmen könne! ahmen wir das Benehmen, das uns in solchen Schriften zum Muster aufgestellt wird, bei ähnlichen Umständen nach, wenn wir uns nur erst hinlänglich versichert haben, daß es in Wahrheit lobenswerth sei!

3. Dazu ist aber nöthig, daß wir die allgemeinen Gründe, nach denen jede einzelne Regel der guten Lebensart beurtheilt werden kann, inne haben. Die Kenntniß dieser Gründe sich zu verschaffen und sie zur Beurtheilung des eigenen Betragens anzuwenden, ist das dritte Geschäft, das Niemand vernachläßigen darf, der in der guten Lebensart fortschreiten will. Denn wenn wir so gar keine Kenntniß von jenen allgemeinen Grundsätzen haben, m. F.; so ist sehr zu befürchten, daß wir bei vielen vernünftigen Sitten auch manche thörichte, die der Neuheit wegen gleichwohl beliebt ist, nachahmen, daß sich durch unser Beispiel auch mehrere Andere zu einer gleichen Nachahmung verleiten lassen, und daß auf diese Art die guten Sitten im Lande, statt daß sie durch uns verbessert werden sollten, Rückschritte machen. Und dieser Gefahr zu irren entgehen wir nicht, selbst wenn die Muster, die wir uns vorsetzen, noch so vortrefflich wären; denn es ist wohl zu merken, daß eine jede Nachahmung der Handlungsweise eines Anderen, soll sie nicht albern werden, einer ge-

wissen vernünftigen Rücksichtsnahme auf unsere eigenthümliche Verhältnisse bedürfe. Nichts, auch das Beste darf nicht bis auf die kleinsten Züge hin nachgeahmt werden; sondern es muß nach der Verschiedenheit unserer Verhältnisse und nach der Eigenthümlichkeit unserer Natur zweckmäßig abgeändert werden, wenn es uns eben so gut lassen soll, als jenem, von dem wir es erborgen; denn eben nur dadurch geschieht, daß es das Aussehen einer erborgten Sitte verliert und als unser Eigenthum erscheint. Wie aber sind wir im Stande, eine zweckmäßige Abänderung zu treffen, wie sind wir sicher, daß wir nicht etwas recht Ungeschicktes begehen, nicht weglassen, was gerade zum Wesen der guten Sitte gehört, wenn wir die letzten Gründe, auf denen jede gute Sitte beruht, nicht kennen? Jedoch für Sie, m. F., die Sie mit diesen Gründen bereits neulich bekannt geworden sind, für Sie bedarf es wohl nicht erst vieler Aufforderung, um Sie dahin zu bestimmen, daß Sie das einmal Erkannte Ihrem Gedächtnisse nicht wieder entfallen lassen. Also nur dazu ermuntere ich Sie, daß Sie die Kenntniß dieser Gründe auch fleißig zur Beurtheilung Ihres eigenen Betragens anwenden. Es ist nicht zu viel gefordert, wenn ich verlange, daß Sie von Zeit zu Zeit alle Ihre Sitten und Gebräuche, besonders alle, die Sie erst kürzlich und ohne sich dessen selbst deutlich bewußt gewesen zu sein, angenommen haben, einer genauen Sichtung und Prüfung unterwerfen; daß Sie durch ein Zusammenhalten derselben mit jenen Grundsätzen entscheiden, welche aus ihnen zu billigen, welche zu mißbilligen sind; daß Sie es sich recht ernstlich angelegen sein lassen, die letzteren bei Zeiten abzugewöhnen; daß Sie zu diesem Endzwecke weder die Mühe der Aufmerksamkeit auf sich selbst, die hiezu nöthig ist, noch die Beschwerlichkeit jenes Zwanges, den alle Abgewöhnung verursacht, sich gereuen lassen. Auch möge Niemand glauben, daß es gerathener sei, eine üble Gewohnheit, die man hat, schon aus dem Grunde für immer beizubehalten, weil ihre Ablegung doch einen Zwang verursacht und, wie wir es neulich selbst gestanden haben, alles Erzwungene mißfällig ist. Nicht also, m. F.: denn ob es auch wahr ist, daß unser Benehmen, solange es uns noch nicht geläufig ist, noch Zwang und Anstrengung kostet, auch nicht recht wohl gefallen werde; so wird es uns doch mit jedem Tage natürlicher und eben deßhalb auch den Menschen immer gefälliger werden. Bleiben wir aber bei unserer üblen Sitte: o, so möge sie uns auch noch so natürlich vorkommen — den Menschen sind wir doch immer ein Stein des Anstoßes, ein Gegenstand, der ihren Ärger erregt. Was also immer fehlerhaft an uns ist: das werde abgelegt, werde verbessert, wie viele Gewalt wir uns auch darüber thun müßten — liegt es nur überhaupt noch in unseren Kräften.

4. Wovor wir uns aber allerdings sehr zu hüten haben, ist ein gewisser Kleinigkeitsgeist und eine mit ihm verwandte Ängstlichkeit,

die den freien Gebrauch aller unserer Kräfte beeinträchtigt. In meinen Augen, m. F., sind dieser Kleinigkeitsgeist und diese Ängstlichkeit wirklich zwei so mächtige Hindernisse der guten Lebensart, daß ich die Vorsicht, sich ihrer zu erwehren, als ein eigenes Mittel betrachte, das uns die Fortschritte in dieser Kunst erleichtert. Zu bedauern ist wahrlich Jeder, der es sich in irgend einer Art von Dingen angewöhnt hat, dem, was hier Kleinigkeit ist, zu viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu schenken. Da es dem Menschen nicht möglich ist, auf Alles zugleich zu denken; so begegnet es einem Solchen immer, daß er mit einer Kleinigkeit beschäftigt, bald dieß, bald jenes viel Wichtigere verabsäumt, und eben deßhalb bei allem Fleiße, den er angewandt hat, doch nichts nur einigermaßen Vollkommenes hervorbringt. Geschieht dieß überall, so ist es dort, wo sich der Kleinigkeitsgeist in Sitten und Gebräuchen äußert, doppelt der Fall; denn vollends hier gewährt es einen sehr lächerlichen Anblick, auf unbedeutende Worte und Zeichen einen Fleiß verwendet zu sehen, der sich nur für wichtige Dinge ziemt. Das Schlimmste aber ist, wenn zu diesem Kleinigkeitsgeiste auch noch, wie es gewöhnlich der Fall ist, Ängstlichkeit hinzukömmt, wenn die Besorgniß, daß wir uns gegen die Regeln der guten Lebensart vielleicht verstoßen werden, unser Gemüth so erfüllt, daß wir eben deßhalb den freien Gebrauch unserer Kräfte verlieren. Dann sind wir außer Stande, auch nur das Leichteste richtig zu beurtheilen, sehen das Naheste nicht, treffen nicht einmal das, was wir sonst täglich zu thun pflegen; und durch die Bemerkung der Thorheiten, die wir begehen, steigt unsere Verwirrung nur noch immer höher, bis sie selbst Anderen bemerklich wird und sie durch Mitgefühl in die peinlichste Lage versetzt. Wer sich dieser Fehler erwehren will, m. F., muß ihrem Anfange schon widerstehen. Sind Sie uns einmal zur Gewohnheit und Natur geworden; dann ist es zu spät, sie zu bekämpfen. Möge sich also Jeder den Grundsatz einprägen, daß es, wenn überall, umdesto häufiger dort, wo es um bloße Gebräuche sich handelt, gewisse Kleinigkeiten gebe, die keiner Aufmerksamkeit werth sind! möge sich Jeder es gesagt sein lassen, daß man das minder Wichtige dem Wichtigeren nachsetzen und, um in dem Letzteren nicht zu fehlen, die Sorge für das Erstere zuweilen aufgeben müsse! möge auch Jeder die Überzeugung annehmen, daß vernünftige Menschen ein kleines Versehen wider die Regeln der Höflichkeit demjenigen, der nur sonst guten Willen und Verstand bezeugt, nirgends so hoch anrechnen! möge deßhalb Niemand so sehr in Verlegenheit gerathen, wenn er jetzt inne wird, daß er Etwas gesprochen oder gethan, was gegen die herrschende Sitte und gute Lebensart ist, möge er glauben, daß sich bald wieder eine Gelegenheit, es zu verbessern, und durch die Art, wie er dieß thut, vielleicht selbst eine Gelegenheit darbieten werde, seinen Verstand sowohl, als sein Herz von

einer nicht unvortheilhaften Seite zu zeigen! sei endlich Jeder versichert, daß, wofern er nur Verstand und gutes Herz hat, schon dieß allein ihn in Stand setze, die wichtigsten Regeln der guten Lebensart überall zu befolgen!

5. Und eben darum, m. F., bleibt es zu aller Zeit das beste und das ausgiebigste Mittel, Fortschritte in der Kunst der guten Lebensart zu machen, daß man für die Ausbildung seines Verstandes und für die Veredlung seines Herzens sorge. Denn ohne einen wirklich gebildeten Verstand, ohne eine schnelle und richtige Urtheilskraft, ohne ein gutes, wohlwollendes Herz zu besitzen, kann man unmöglich eine in Wahrheit gute Lebensart beweisen. Bei aller Kenntniß der Regeln, welche die feinste Höflichkeit vorschreibt, wird man bald hier, bald dort etwas sehr Unhöfliches thun und sehr beschwerlich fallen, wenn man nicht Einsicht genug hat, diese Regeln anzuwenden, und zu beurtheilen, welchen Eindruck man durch sein Betragen auf Andere mache. Und konnte ich neulich mit Recht den wohlthätigen Einfluß rühmen, den die Beobachtung der Regeln einer guten Lebensart auf die Veredlung des Herzens hat; so ist es noch gewisser, daß die Veredlung unseres Herzens auch unsere Lebensart veredelt. Denn was ist gute Lebensart in ihrem eigentlichsten Wesen Anderes, als Güte des Herzens, in unserer Art des Umganges geäußert? was ist sie Anderes, als eine uns zur Gewohnheit gewordene, auf unsere kleinsten Handlungen, selbst auf diejenigen, die wir mit keinem deutlichen Bewußtsein ausüben, angewandte Sittlichkeit? Wenn wir alle Menschen mit einer aufrichtigen Liebe lieben; wenn Niemand lebt, dem wir nicht Gutes wünschten und nicht geneigt wären, wo die Gelegenheit es mit sich bringt, auch Gutes zu erweisen; wenn wir selbst unsere Feinde nicht hassen, sondern das Gute, das sie an sich haben, bereitwillig anerkennen; wenn wir in jedem Menschen, so tief er uns auch untergeordnet sein mag, die Würde des Menschen ehren: so fühlen wir uns wahrlich schon durch unser Herz zu Allem bestimmt und angetrieben, was die gute Lebensart fordert. Was keine Regel uns anzeigen würde, was wir bei aller Klugheit uns nicht würden einfallen lassen: das wird uns unser Herz eingeben, wird das Gefühl uns sagen. Wünschest du also ein Meister in der Kunst der guten Lebensart zu werden, wünschest du, daß man dich deiner feinen Sitten wegen rühme: o, so wähne ja nicht deinen Zweck erreichen zu können, wenn du nicht erst der Tugend huldigen, wenn du dich nicht entschließen willst, nicht ihren äußeren Schein bloß, sondern ihr innerstes Wesen in dein Herz aufzunehmen. Die Tugend lassen Sie uns ehren und unsere Herzen ihr weihen: dann haben wir Alles in Allem, auch gute Lebensart besitzen wir dann; denn wenn wir selbst gut geworden sind — kein Zweifel, daß dann auch unsere Art gut ist. Amen.

XXVI.

Von den Vortheilen, die unser Vaterland davon erfahren würde, wenn es sich Jesu und seiner Lehre völliger ergäbe.

(Gehalten am Geburtstage unseres Herrn Jesu Christi, im Jahre 1810.)

Luk. 2, 1—20.

Eingang.

Wenn es irgend bestimmte Zeiten gibt, in welchen sich Alles vereiniget, uns träge, sinnliche Geschöpfe zu einer recht innigen, lebhaften Freudigkeit an Gott emporzuheben; so sind es die großen festlichen Tage, die wir soeben feiern, m. F. Von Kindheit an hat man uns diese Tage als Tage der Freude vorgestellt, hat alle unsere kindischen Hoffnungen auf diese Tage hin vertröstet. Wir waren noch zarte Kinder, und freueten uns schon mit kindischer Freude der nahen Erscheinung des lieblichen Christtages, auch all' der köstlichen Geschenke, die uns das neugeborene Christkind bescheeren, und all' der erfreulichen Spiele und Unterhaltungen, die uns sein heiliger Abend herbeiführen würde. Gestehen wir es, m. F.: auch noch der Jüngling und der Mann, wenn er gleich nicht mehr solche Geschenke erwartet und solcher Spiele sich erfreut — die Rückerinnerung an jene Kinderfreuden trägt auch bei ihm noch bei, ihm diese Tage lieb zu machen. Und diese festlichere Art zu leben, die wir an diesen Tagen beobachten, die prächtige Bekleidung, das reinliche, schmucke Aussehen, das wir für diese Festtage nach einer löblichen alten Sitte selbst unseren Wohnungen und Geräthschaften zu geben pflegen, der freudige Jubel unter den Kleinen, dem zuzuhören auch das verschloßenste Herz sich öffnen muß, die festlich geschmückten Gotteshäuser, die triumphirende Musik der Chöre, das freundliche, lachende Aussehen, das beinahe Alles, was uns umgibt, an solchen Tagen annimmt: muß nicht dieß Alles beitragen, uns einen heiteren Sinn an diesen Tagen zu verschaffen? Und ist erst unser Geist heiterer und gestimmter zur Freude: muß er nicht eben darum auch aufgelegter sein, Freude an Gott, den er als Urheber all' dieser Freuden ansehen muß, zu finden? Es ist keine Zeit geschickter, um uns mit Überzeugung einsehen zu lehren, daß der Herr freundlich sei, als diese großen festlichen Tage, die wir soeben feiern. Gleichwohl, wer sollte es glauben, m. F.? — gleichwohl werden diese heiligen Festtage von Jahr zu Jahr mit einer sichtbar größer werdenden Gleichgiltigkeit und Kälte unter uns gefeiert.

Mit jedem Jahre mehrt sich die Anzahl derjenigen unter uns, die sich der allgemeinen Feier dieser Tage schämen, die sich gerade an diesen Tagen der allgemeinen Fröhlichkeit entziehen, und die — um nicht zu sagen, ihr Mißfallen, doch — ihren Kaltsinn gegen diese Tage schon so weit ausgebreitet haben, daß es bereits für altmodisch bei uns gehalten wird, zu dem Erleben dieser Freudentage einander Glück zu wünschen. Dieser so ausgebreitete Kaltsinn gegen die Feste des Herrn: aus welcher anderen Quelle kann er entspringen, m. F., als aus einem sträflichen Kaltsinne gegen Denjenigen, zu dessen Ehre wir diese Feste begehen sollen? aus einem Kaltsinne gegen den großen Wohlthäter der Menschheit, der heute zu Jerusalem geboren ward? Ich nenne Jesum den großen Wohlthäter der Menschheit: denn es ist nicht nur gewiß, daß er dem menschlichen Geschlechte auf mehr als Eine Art unendlich viel genützt habe, sondern es ist auch sicher, daß wir von seinen Wohlthaten einen noch ungleich größeren Nutzen ziehen könnten — wollten wir sie nur aufs bestmöglichste gebrauchen. Habe ich Sie, m. F., auf die erste dieser beiden Wahrheiten mehr als einmal aufmerksam gemacht: so mag dießmal Etwas, das zum Beweise der zweiten dienen kann, vorgenommen werden. Laßen Sie uns von den Vortheilen sprechen, die unser eigenes Vaterland davon erfahren würde, wenn es sich Jesu und seiner Lehre völliger ergeben würde. Diese Untersuchung zerlegt sich gleichsam von selbst in zwei Theile: wir müßen zuerst genau bestimmen, was es eigentlich heiße, sich Jesu und seiner Lehre völliger ergeben; dann werden wir erst die Vortheile einsehen können, die auch für unser Vaterland hieraus erwachsen würden. Laßen Sie uns das erste von diesen beiden Stücken heute, das zweite in unserer morgigen Betrachtungsstunde untersuchen. Er selbst, der zwar am Tage seines Eintrittes in diese irdische Welt als ein ärmliches Kind in einer Krippe lag, nun aber hoch über dem Sternenhimmel zur Rechten des allmächtigen Vaters sitzet, Er selbst erleuchte uns bei dieser Untersuchung und verhelfe uns zu der Erkenntniß, wie seine herrlichen Geschenke von uns gebraucht und benützet werden sollen!

Abhandlung.

Es ist nicht nur sehr unrichtig an sich, sondern sehr nachtheilig auch für die Ehre der Religion, m. F., daß man die größere oder geringere Ausbreitung des Christenthumes nur lediglich nach der bald größeren, bald kleineren Menge der Menschen abschätzt, welche die h. Taufe empfangen haben, und auf die Frage: weß Glaubens sie sind? die Antwort „ich bin ein katholischer Christ" ertheilen. Nein! die bloße Taufe allein, der bloße Name eines katholischen Christen macht noch nicht Alles aus: auch auf die Begriffe, die man sich vom Christenthume macht, auf die bald mehr, bald

minder vollständige Kenntniß, welche man von den wesentlichen Lehren Jesu hat, kömmt es und zwar vornehmlich an. Denn sagen Sie selbst, m. F.: was kann uns wohl der bloße Name eines Christen nützen, wenn wir die Lehre, die beseligende, nicht kennen? und die h. Taufe, so reich an übernatürlichen Gnaden sie ist, kann sie allein uns zu weisen, tugendhaften und glücklichen Menschen umschaffen, wenn wir die übrigen Mittel, welche uns Jesus zu unserer Vervollkommnung und Beglückung hinterlassen hat, nicht kennen und nicht brauchen? soll eine einzige Kraft die Wirkung hervorbringen, welche nur durch die Vereinigung aller möglich gewesen wäre? Sie sehen also, worauf es ankömmt, wenn man in Wahrheit von einem Lande oder Volke soll rühmen können, daß bei demselben das Christenthum im Steigen begriffen sei, daß es sich Jesu und seiner Lehre völliger und immer völliger ergebe. Hier kömmt es nämlich offenbar auf den bestimmten Grad der Kenntniß an, welche die einzelnen Volksklassen von den verschiedenen Lehren Jesu besitzen, und auf den Gebrauch kömmt es an, den sie von ihrer Kenntniß machen. Bestimmen wir dieß etwas genauer; so zeigt es sich endlich, das Christenthum sei bei einem Volke im Steigen, wenn erstlich die Begriffe dieses Volkes über das wahre Wesen der menschlichen Tugend und Glückseligkeit immer vollkommener werden, wenn zweitens Alle, Geringe und Vornehme, mit Liebe die Vorstellungen ergreifen, die uns das Christenthum von Gott und unseren Verhältnissen zu ihm ertheilt, wenn endlich drittens Alle auch die vortrefflichen Erbauungsmittel, welche das Christenthum in so großer Menge enthält, ehren und brauchen. Wir werden von jedem dieser drei Stücke im Einzelnen das Mehrere bemerken.

1. Finden Sie es nicht sonderbar, m. F., wenn ich es als das erste Erforderniß in einem Lande angebe, von welchem man in Wahrheit sagen soll, das Christenthum sei daselbst im Steigen, daß die Einsichten seiner Bewohner über das wahre Wesen der menschlichen Tugend und Glückseligkeit immer vollkommener werden müßten! Nichts ist natürlicher und gewisser, als dieses; und nur bedauern muß man es, daß eine Wahrheit von solcher Art so oft verkannt zu werden pflege. Oder kann man vernünftiger Weise wohl sagen, das Christenthum sei im Steigen, wenn jener letzte und oberste Zweck, welchen der göttliche Stifter des Christenthumes selbst bei dessen Einführung in dieser Welt beabsichtiget hatte, nicht immer mehr und mehr befördert und erreicht wird? Was ist nun aber gewisser, als daß der oberste und einzige Zweck, den Jesus bei der Einführung seines neuen Glaubens auf diesem Erdenrunde hatte, kein anderer gewesen sei, als möglich größte Beförderung menschlicher Tugend und Glückseligkeit? Ihr, die Ihr Jesum als einen bloßen Menschen be-

trachtet, könnet ihr es läugnen, daß er der Tugendhafteste aus allen Sterblichen gewesen sei? Und wenn sich nun kein guter Mensch irgend ein wichtigeres Geschäft erlauben darf, ohne sich der Beförderung der allgemeinen Tugend und Glückseligkeit als seines letzten Zweckes dabei deutlich bewußt zu sein: wie könnet Ihr glauben, daß der Vollkommenste aus Allen, Jesus von Nazareth, bei seinem wichtigsten Geschäfte, bei der Einführung seiner neuen Glaubenslehre irgend einem anderen, einem minder wichtigen, minder edlen, einem wohl gar nur eigennützigen Zwecke bei sich selbst Platz gegeben habe? wie ist es möglich, daß er sich etwas Anderes, als nur die Beförderung der Tugend und Glückseligkeit vorgesetzt haben sollte? Was soll ich erst Euch sagen, die Ihr bereitwillig seid, dem Herrn die Ehre ganz zu geben, die er verdient, die ihm Gott selbst gegeben hat, als es vom Himmel herab erscholl „dieß ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe": wähnet Ihr ihn würdiger zu ehren, den Sohn Gottes, wenn ihr dem Christenthume einen anderen Zweck, als lediglich nur die möglich größte Beförderung der Tugend und Glückseligkeit beileget? kann selbst die Gottheit, die Unsichtbare, sich etwas Würdigeres vorsetzen, als die Tugend und Glückseligkeit der Wesen? Sie kann es so wenig, daß Jesus aufhören müßte, der wahre Gottessohn zu sein, wenn seine Anstalt auf Erden nicht Tugend und Glückseligkeit allein zu ihrem obersten und letzten Zwecke hätte. Wenn dieß unläugbar ist, m. F.; so ist es auch völlig gewiß, daß man nur dann sagen könne, das Christenthum sei im Steigen, wenn die Tugend und mit ihr das allgemeine Wohlsein steigt. Und damit dieß geschehe, dazu wird unumgänglich erfordert, daß erst die Einsichten der Menschen in die Natur der Tugend und in das Wesen der Glückseligkeit wachsen und vollkommener werden. Die Menschen können nicht anders tugendhafter und nicht anders glücklicher werden, als wenn sie zunehmen an richtiger Einsicht in das innere Wesen Beides, der Tugend und der Glückseligkeit. Das ist es also, m. F., worauf bei dem Steigen des Christenthumes vor allem Übrigen zu sehen ist. Die Menschen müssen über ihre Pflichten und Obliegenheiten richtiger und immer richtiger denken lernen; jeder einzelne Stand muß nicht nur seine Pflichten, sondern auch selbst die Pflichten der übrigen Stände gehörig zu beurtheilen vermögen; die Kenntniß des letzten Grundes aller unserer Pflichten muß wenigstens bei allen höheren Ständen angetroffen werden. Worin denn eigentlich das wahre Wesen menschlicher Glückseligkeit bestehe, von welchem Werthe eigentlich die so verschiedenen irdischen Güter sind, in welchem Grade jedes einzelne derselben werth unseres Strebens sei und zu welchem Zwecke es von uns gesuchet werden soll: das sind die Dinge, m. F., worüber ein Volk von Kanzeln und in der Schule unterrichtet werden muß, worüber es nicht nur in seinen einzelnen Gliedern, sondern in seiner ganzen Masse immer richtiger

und der Wahrheit gemäßer denken muß; wenn man mit Recht soll sagen können, das Christenthum sei bei demselben im Steigen begriffen. Mag sich das Christenthum dem Namen nach auch noch so schnell verbreiten, mag sich die Anzahl der Getauften mit jedem Jahre um viele Tausende vermehren — wenn die Begriffe über Tugend und Glückseligkeit nicht immer vollkommener werden: so ists ein elender Gewinn in unseres Jesu Augen, der nicht nach Christen, sondern nach Menschen frägt, die tugendhaft und glücklich sind.

2. Aber wenn richtige Begriffe über Tugend und Glückseligkeit das Vornehmste sind, wornach Jesus frägt: so sind sie doch nicht das Einzige, m. F.; er hat den Menschen auch gewisse bildliche Vorstellungen von Gott und ihren Verhältnissen zu ihm mitgetheilt, und auch von diesen will er, daß sie gekannt und angewendet werden sollen; denn sie sind taugliche Mittel, um uns zur Tugend anzueifern und glücklich zu machen. Soll es also von einem Lande mit allem Rechte heißen können, das Christenthum sei daselbst im Steigen begriffen; so wird auch zweitens noch erfordert, daß Alle, Geringe und Vornehme, mit Liebe die Vorstellungen ergreifen, die uns die christliche Religion von Gott und unseren Verhältnissen zu ihm ertheilt. So ist es, m. F.; man braucht die Lebensgeschichte Jesu nur mit Bedacht gelesen zu haben, um zur Genüge einzusehen, es sei seine Absicht keineswegs gewesen, eine Religion auf Erden einzuführen, die sich bloß auf Vernunftgründe allein stützen würde, er habe im Gegentheile nur zu gut eingesehen, daß sich die menschliche Natur mit dem Wenigen, was uns die bloße Vernunft von Gott und unseren Verhältnissen zu uns erkennen lehrte, niemals befriediget finde, daß sie noch mehr verlange, daß ihr insonderheit gewisse Bilder Noth thun, die ihre Einbildungskraft in Anspruch nehmen und ihre Sinnlichkeit erregen könnten. Da suchte er denn — zwar ganz ein Fremdling in der spitzfindigen Gelehrsamkeit gemeiner Weltweisen, doch mit dem feinsten und richtigsten Gefühle, das je ein Sterblicher hatte, begabt — suchte und wählte er die Bilder aus, worunter der Mensch das hohe Himmlische sich noch am würdigsten und am wohlthätigsten vorstellen könne: und, siehe, Gott selbst bestätigte sie, und gab durch Zeichen, die er durch die Hand Jesu wirken ließ, uns zu erkennen, daß es sein ernstester Wille sei, wir sollen Alles, was der Mund Jesu ausgesprochen hat, mit gläubiger Gesinnung annehmen und befolgen. So sind denn also die höheren und übervernünftigen Lehren, m. F., die wir im Christenthume, in dem katholischen vornehmlich, antreffen, zum inneren Wesen dieses Christenthumes gehörig, und dürfen keineswegs davon getrennt und ausgesondert werden. Es ist also noch nicht genug gethan für die Verbreitung des Christenthumes in einem Lande, daß man bloß für die

Verbreitung richtiger Begriffe über die Tugend und Glückseligkeit sorge: man muß auch ferner noch für die Verbreitung jener Lehren sorgen, die sich aus keinen Vernunftgründen mit Strenge darthun lassen, die wir bloß auf das Zeugniß Jesu und seines Vaters im Himmel annehmen; es muß dahin gearbeitet werden, daß diese Lehren allmälig von allen Einwohnern des Landes, von den Geringen sowohl, als von den Vornehmen, von den Ungelehrten wie von den Gebildeten und Weisen mit Liebe ergriffen und festgehalten werden; es muß dahin gearbeitet werden, daß jeder einzelne Stand nach jenem eigenthümlichen Grade der Bildung, auf dem er steht, auch eine angemessene Erklärung über den eigentlichen Sinn und die Bedeutung jener Bilder erhalte; es muß dahin gearbeitet werden, daß die gebildeteren Stände das, was bloß bildlich und uneigentlich in jenen Lehren ist, von dem, was eigentlich geglaubt werden soll, genau unterscheiden lernen, und daß die unteren Volksklassen von jeder schädlichen Mißdeutung dieser Bilder (durch eine allzu weite Ausdehnung derselben) abgehalten werden; daß endlich alle Stände genau belehrt werden, wie eigentlich sie jene Begriffe und Bilder zu ihrem wahren Zwecke, zur Rührung des Herzens, zur Aneiferung in allem Guten, zur mehreren Abschreckung vom Bösen, zum Troste und zur Beruhigung in Leiden und zur Versüßung ihres Lebens in allen Umständen anwenden und benützen können. Das ist es, was ein Volk lernen muß, wenn man in Wahrheit sagen soll, das Christenthum sei bei demselben in Aufnahme. Und wenn dieß nicht geschieht, wenn von Jahr zu Jahr größer und größer die Anzahl Jener wird, die einen inneren Eckel an allen höheren Lehrsätzen des Christenthumes finden, weil man nicht dafür sorgt, daß sie auf eine vernünftige Weise darüber aufgeklärt würden: was nützt es dann, daß man durch Zwangsmittel, durch Strafen und durch Belohnungen die äußeren Ausbrüche des Unglaubens verhindert? Das ist ein elender Gewinn in unseres Jesu Augen, das ist ein Gräuel — ihm, dem Heuchler ein Abscheu sind, und der nicht Sklaven, sondern freie Verehrer, Verehrer im Geiste und in der Wahrheit sucht!

3. Aber noch nicht genug, m. F., wo bloß die bildlichen Vorstellungen, welche das Christenthum von Gott und unseren Verhältnissen zu ihm angibt, mit Liebe ergriffen und festgehalten werden: das Christenthum enthält auch treffliche Erbauungsmittel in einer zahlreichen Menge; auch diese müssen denn also geehrt und gebraucht werden, wenn es um die Sache des Christenthumes in einem Lande gut stehen soll. Der göttliche Stifter unseres Glaubens war nämlich auch damit noch nicht zufrieden, daß er in seiner Kirche richtige Begriffe über Tugend und Glückseligkeit und neue, vor ihm noch nie vorhandene bildliche Vorstellungen von Gott eingeführt hatte: er wußte, daß wir schwache sinnliche Menschen nebst

diesem Allen noch eigener Erbauungsmittel und zweckmäßiger Tugendübungen bedürfen. Auch hieran ließ er es denn nicht fehlen. Er setzte bei seinen Lebzeiten schon einige besonders wirksame Erbauungsmittel ein, und er ließ den Vorstehern seiner Kirche die Vollmacht, nach Beschaffenheit der Umstände noch manche andere dergleichen Erbauungsanstalten und Tugendübungen einzuführen; bei welchem Geschäfte er ihnen zugleich einen besonderen Beistand von Oben herab zusicherte. Die Vorsteher waren nicht träge in der Erfüllung dieses Auftrages, m. F.; und die katholische Kirche kann sich einer so zahlreichen Menge so wirksamer Erbauungsmittel rühmen, wie keine andere Religion auf Erden dergleichen aufzuweisen hat. Hier ist für jedes Bedürfniß des Lebens, hier ist für jeden wichtigen Augenblick gesorgt, hier jede Gelegenheit, bei der — und jedes Mittel, mit dem man wohlthätig auf das menschliche Herz einwirken kann, benützt. Kaum ist das Kind geboren: so wird es schon durch das heilige Bad der Taufe in den Schooß der mütterlichen Kirche aufgenommen; und kann es keine eigene Erbauung aus dieser Handlung ziehen, so werden doch Eltern, Verwandte und andere Zuschauer erbaut. — Hat es die Jahre erreicht, wo man das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen unterscheiden und einen überlegten und festen Entschluß faßen kann; so wird der Jüngling befragt, ob er den Glauben, in dem er bisher erzogen und unterrichtet worden sei, aus eigener Wahl behalten wolle? Und wenn er die Frage bejaht und im Angesichte der ganzen Gemeinde in die Hände ihres Vorstehers verspricht, den Vorschriften Jesu allezeit getreu zu leben; so wird er von eben diesem Vorsteher unter Gebeten und heiligen, sinnvollen Handlungen in seinem Christenthume neuerdings bestätigt und bestärkt. — Damit das Streben nach sittlicher Vervollkommnung niemals erkalten möge, damit ein Jeder umdesto schneller fortschreite und von dem Bösen, selbst von dem unerkannten Bösen umdesto gewisser abgehalten werde: verpflichtet uns die Kirche, die katholische allein, daß wir ein Jeder uns einen vertrauten Freund und Gehilfen zu dem Geschäfte unserer sittlichen Vervollkommnung aus dem ehrwürdigen Stande der Priester auswählen sollen. — Weil nur der Glaube Aller den Glauben des Einzelnen stärkt, versammelt die Kirche ihre Gläubigen an jedem Sonn- und Feiertage zu gemeinschaftlichen Gebeten; und damit der Gedanke an unseren Lehrer und Beseliger und an das Muster unserer Nachahmung uns nie entfallen könne, so sehen wir mit dem Auge des Glaubens Jesu mitten in unserer Versammlung gegenwärtig, und werden ein jeder Einzelne mit ihm bei dem Genuße des h. Abendmahles aufs innigste vereinigt. — Daß wir die Sinnlichkeit, den größten Feind unserer Vollkommenheit, umdesto sicherer besiegen lernen, hält uns die Kirche, die katholische, zu öfteren Übungen der schweren Kunst, sich selbst zu überwinden, zu öfteren Übungen des Fastens und der Enthaltung von sinnlichen Vergnügungen an.

Damit der Glaube an Menschentugend durch keine Verdorbenheit des Zeitalters ganz unterdrücket werde, und weil nichts stärker auf den Menschen wirkt, als seines Nebenmenschen Beispiel: siehe, die Kirche, die katholische, sammelt die Beispiele von guten und tugendhaften Menschen mit vielem Fleiße auf, macht ihre Namen und ihren Lebenslauf, auch die Beweise des göttlichen Wohlgefallens, die sie etwa erfahren haben, der Welt bekannt, und fordert alle Menschen zu ihrer Verehrung und Nachahmung auf. Ich würde kein Ende finden, m. F., wenn ich heute alle Mittel und Anstalten, welche die katholisch-christliche Kirche zur Erbauung ihrer Gläubigen eingeführt hat, auch noch so kurz berühren wollte. Aber wir sehen schon aus dem Bisherigen zu Genüge, daß diese Erbauungsmittel mit zu dem wesentlichen Inhalte des Christenthumes gezählt werden müssen. Denn um zu geschweigen, daß die vorzüglichsten dieser Mittel von dem Stifter des Christenthumes selbst eingesetzt und angeordnet sind: hat er denn nicht den Vorstehern der Kirche die Macht eingeräumt, schickliche Anstalten zur Erbauung nach der Beschaffenheit der Umstände noch in der Folge der Zeiten anzuordnen? ists also nicht er selbst, dem wir uns widersetzen, wenn wir uns diesen Anstalten der Kirche widersetzen? Und sind denn diese Anstalten, gehörig verwaltet und gebraucht, nicht von der größten und wohlthätigsten Wirksamkeit, so daß sie allerdings um ihrer inneren Güte willen allezeit beibehalten zu werden verdienten, auch wenn kein höherer Befehl der Gottheit für sie spräche? sind sie nicht wichtig genug in ihrer Wirksamkeit, um als ein eigener wesentlicher Theil des ganzen Christenthumes betrachtet und beurtheilt zu werden? — In einem Lande also, wo diese Anstalten verachtet, wo ihr Gebrauch vernachläßiget würde: unmöglich könnte man von einem solchen Lande sagen, daß sich das Christenthum daselbst in einem blühenden Zustande befinde. In Ehren halten muß der Geringe und Vornehme die h. Erbauungsanstalten, welche das Christenthum enthält; aus eigenem Antriebe, das Herz erfüllt mit einer heiligen Sehnsucht, muß er zu ihrem heilsamen Gebrauche sich einfinden. Nicht zwingen muß man ihn, sondern erklären muß man ihm den Zweck und Ursprung dieser Anstalten, und ihre Heilsamkeit ihm klar vor Augen legen; entfernen muß man, was den Gebildeteren am äußeren Gewande dieser Anstalten etwa anstößig oder widerlich vorkommen könnte; so einrichten muß man Alles, wie es nach den Bedürfnissen der Zeit am allerzweckmäßigen ist. Dann wird man nicht mehr Ursache haben, über Verachtung und Vernachläßigung dieser Anstalten zu klagen; dann werden sich die Christen, Geringe und Vornehme, gern und willig einfinden bei dem Gebrauche derselben; dann wird man wahrhaft sagen können, daß sich das Christenthum in einem blühenden Zustande befinde; und selig die Menschen, die dieses Zeitalter erleben werden! Amen.

XXVII.

(Beschluß.) Von den Vortheilen, die unser Vaterland davon erfahren würde, wenn es sich Jesu und seiner Lehre völliger ergäbe.

(Gehalten am zweiten Weihnachtsfeiertage, im Jahr 1810.)

Apostelg. 6, 7. — 7, 54.

Eingang.

Daß Menschen, welche die Erkenntniß der Wahrheit auszubreiten, Aufklärung zu befördern suchen, von gewissen Ständen allezeit aufs hartnäckigste verfolgt werden und meistens als Opfer ihrer edlen Bemühungen fallen, daß aber nichts destoweniger die gute Sache am Ende doch den Sieg davon trage: das ist die große Wahrheit, m. F., welche in der soeben gelesenen Geschichte ausgesprochen wird. Der h. Stephan, ein würdiger Schüler seines erhabenen Lehrers und Meisters Jesu, hatte bei seinen Volksvorträgen keine andere Absicht, als die wohlthätigste Aufklärung seiner Zeitgenossen, die Verdrängung gewisser herrschender Vorurtheile, welche der Aufnahme des Christenthumes, der Wahrheit im Wege standen. Aber eben diese Liebe zur Aufklärung seiner Zeitgenossen, dieses edle Bestreben, die Wahrheit auszubreiten, war es, das ihn gewissen Personen aus seinen Zeitgenossen im innersten Grunde des Herzens verhaßt machte. Sie brachten es dahin, daß er zuletzt als ein vermeintlicher Gotteslästerer den Tod der Steinigung erdulden mußte. Und — daß ich es nicht sagen müßte, m. F.! — auch heutzutage noch geht es denjenigen, welche das echte reine Christenthum je mehr und mehr auszubreiten suchen, nicht viel besser; denn nicht nur, daß sie von den erklärten sowohl, als heimlichen Feinden des Christenthumes auf manigfaltige Weise in der Ausführung ihrer Pläne gehindert werden, sondern — wer sollte es glauben? — von den eifrigsten Freunden des Christenthumes werden sie aus Mißverstand nicht selten angefeindet. Aus Mißverstand — sage ich: denn es gibt, leider, unter den eifrigsten Freunden des Christenthumes Manche, welche der guten Sache, für die sie zu fechten glauben, mehr schädlich, als nützlich werden. Denn weil sie, oft bei der ausgebreitetesten Gelehrsamkeit, nur von dem Geiste dieses Zeitalters keine genügsame Kenntniß besitzen, weil sie den eigentlichen Geschmack der jetzigen Zeit, die Grundsätze und die Sprache, die man jetzt führt, nicht kennen und verstehen; so ist es eine nothwendige Folge, daß sie oft mit dem besten

Willen verkehrte und ihrem eigenen Zwecke entgegenwirkende Maßregeln ergreifen, um das gesunkene Ansehen des Christenthumes zu erheben, und daß sie Andere, welche zweckmäßigere Mittel anwenden, in ihrer Wirksamkeit stören und oft mit kränkender Bitterkeit behandeln. Aber lasset Euch nicht irre machen durch diesen doppelten Widerstand, Ihr Alle, die Ihr das echte reine Christenthum mit aufrichtigem Herzen zu verbreiten suchet: euere Sache wird doch am Ende den Sieg davon tragen, gesetzt auch, daß Ihr selbst dabei das Opfer werden solltet! Stephan wurde zwar als ein Gotteslästerer gesteinigt: das Christenthum aber wurde durch seinen Martyrertod nur schneller ausgebreitet. Denn daß es die gute Sache der Menschheit sei, für die Ihr streitet, wenn Ihr für die Verbreitung des echten Christenthumes streitet: nur daran zweifelt nie, nur diese Überzeugung lasset Euch durch nichts verdunkeln! Selbst heute, m. F., werden wir uns durch einen neuen Beweis von dieser Wahrheit überzeugen; denn wir werden unserem gestrigen Vorsatze gemäß heute von den Vortheilen reden, die unser eigenes Vaterland davon erfahren würde, wenn es sich Jesu und seiner Lehre völliger und immer völliger ergäbe. Finden wir wirklich Vortheile, welche die Lehre Jesu bringt, und in immer größerem Grade bringt, je völliger man sich ihr widmet: kann es dann noch ein Zweifel sein, ob sie auch wirklich die gute Sache der Menschheit sei, für die noch Niemand umsonst gekämpft hat, die allezeit fortschreitet und einst den vollkommensten Sieg über die Macht der Finsterniß und der Bosheit davon tragen wird? Ja, so wird es geschehen nach deiner eigenen Verheißung, göttlich erhabener Urheber und Vollender unseres Glaubens! Auf einen Felsen hast du sie gegründet, deine Kirche, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen: schenke nur unserer heutigen Betrachtung deinen Beistand!

Abhandlung.

Wir haben uns gestern darüber erklärt, m. F., was wir darunter verstehen und nach dem Geiste Jesu verstehen müssen, wenn wir sagen, die Lehre Jesu sei bei irgend einem Volke *im Steigen begriffen.* Es soll nämlich heißen: daß erstlich die Einsichten dieses Volkes über Alles, was Tugend und Glückseligkeit betrifft, immer vollkommener werden; daß *ferner* auch Alle, Geringe und Vornehme, mit Liebe die sinnbildlichen *Vorstellungen* ergreifen, die uns das Christenthum von Gott und seinen Verhältnissen zu uns ertheilt; daß endlich auch die vortrefflichen Erbauungsmittel, welche das Christenthum in so zahlreicher Menge enthält, von Allen in Ehren gehalten und gebraucht werden. Aus dieser Erklärung ergibt sich von selbst,

m. F.: wiefern das Christenthum unsere Begriffe über Tugend und Glückseligkeit berichtigt und vervollkommnet, sofern ist es mit der Beglückung eines Volkes in unzertrennlichster Verbindung. Es ist ganz überflüssig, zu beweisen, daß unser Vaterland umso blühender werden müßte, jemehr der Theil des Christenthumes, der eine bloße, unmittelbare Anleitung zur Tugend und Glückseligkeit ist, bei uns in Aufnahme käme. Aber hier handelt es sich auch um die übrigen Lehren und Gebräuche des Christenthumes; und man soll darthun, daß auch diese wohlthätig auf unser Vaterland einwirken könnten, und daß dieses unglückliche, jetzt so bedrängte Land alsbald die blühendste Gestalt erhalten würde, wenn die sinnbildlichen Begriffe und die vortrefflichen Erbauungsmittel von allen Bewohnern desselben, von den Geringen sowohl, als von den Vornehmen, mit Liebe ergriffen und mit Eifer benützt würden. Das können wir auch wirklich beweisen, m. F., das können wir mit einer solchen Strenge beweisen, als man bei einem Gegenstande von dieser Art nur immer begehren kann; und wenn wir alle Vortheile erwägen sollten, die unserem Vaterlande aus einer vollkommeneren Hingabe an Jesum und an seine Lehre zufließen würden, so würde es uns dazu an Zeit ermangeln. Wir werden also nur die vorzüglichsten aus diesen Vortheilen in der gedrängtesten Kürze darstellen.

1. Ein blühenderer Zustand des Christenthumes in unserem Vaterlande würde zuvörderst mehr Liebe und Einigkeit zwischen den unteren und oberen Volksklassen zur allerwohlthätigsten Folge haben. Daß kein Gemeinsinn unter uns Böhmen herrscht; daß jeder Einzelne aus uns mit kaltem Blute zusieht, wenn man — nicht ihn, nein — seinen Nachbar nur verletzt und unwürdig behandelt; daß es daher einem schlauen Feinde, der unsere Schwäche kennt, ein Leichtes wird, uns sämmtlich unter sein Joch zu bringen; daß Jeder, solange er nur noch nicht der Angegriffene ist, ein Ruhiges „was geht das mich an?" spricht: das, m. F., ist der gerechteste Vorwurf, welchen man unseren Landsleuten nur immer machen kann. Mit blutendem Herzen sieht der echte Vaterlandsfreund diesem verheerenden Übel zu, spürt nach den Ursachen desselben, und findet unter andern auch hier die große Verschiedenheit, welche in den Glaubensmeinungen bei den Bewohnern unseres Landes herrscht. Ich schweige davon, daß sich Glaubensverwandte von den verschiedensten Religionen in unserem Lande aufhalten: aber sind denn nur selbst diejenigen, die sich zu einerlei Kirche zählen, sind die katholischen Christen nur eines gleichen Sinnes? werden die niederen und ungebildeten Klassen nicht von den höheren und gebildeteren um ihres Aberglaubens willen verspottet? und dagegen die Oberen, werden sie nicht von der gemeinen Volksmenge in dem Verdachte eines gänzlichen Unglaubens gehalten? Daher kömmt es nun, daß die Oberen ihre Untergebenen

fast durchaus so erniedrigend behandeln; daher, daß die Untergebenen fast allenthalben ein solches Mißtrauen in ihre Obrigkeiten setzen. Lassen Sie das Christenthum, das echte und reine, zu einer größeren Aufnahme gelangen: und wie wohlthätig wird sich dieß jetzt ändern? Jetzt werden die oberen Stände keine Veranlassung mehr haben, die unteren Volksklassen um ihrer ungereimten Begriffe und Neigungen willen zum Gegenstande ihres Spottes und ihrer Verachtung zu machen; auch der Glaube des Volkes wird nämlich, zwar einfach, aber doch vernünftig sein. Dagegen die unteren Volksklassen, wenn sie nun sehen werden, daß auch die Oberen eben den Gott, wie sie, verehren, daß nicht der Diener allein, sondern auch sein Gebieter im Tempel Gottes, beim Tische des Herrn, der Eine neben dem Anderen, erscheine: o, welches Zutrauen werden sie da nicht zu den höheren Ständen fassen, und wie so versichert sich nicht halten, daß diese nichts beschließen werden, was nicht zum Wohle derer dient, die, ihnen gleich, Erlöste Jesu Christi sind? Gewiß, es müßte bald mehr Liebe und Einigkeit, ein inniger Gemeingeist bald in unserem Vaterlande emporkommen, wenn erst das echte und reine Christenthum daselbst in einen blühenderen Zustand käme.

2. Und ebenso auch eine gewissenhaftere Befolgung aller Gesetze des Staates. Denn — daß ich es freimüthig sage, m. F. — gewissenhafte Befolgung aller bestehenden Gesetze halte ich immer für eines der wichtigsten Erforderniſſe in einem Staate, der sich zu einem dauerhaften Wohlstande erheben soll. Und je beschwerlicher diese Gesetze sind, und je zweckwidriger die meisten entweder wirklich sind, oder dem Volke nur scheinen, endlich je häufiger man sich diese Gesetze bereits schon in der That zu übertreten erlaubt: umdesto nöthiger ist es, daß wenigstens einige Stände das Beispiel der strengsten Gewissenhaftigkeit geben, durch dessen Verbreitung und Nachahmung der Staat von seinem nahen Untergange errettet werde. Leider liegt es nur allzu sehr am Tage, m. F., wie es in dieser Hinsicht mit unserem Vaterlande steht. Die wichtigsten Gesetze und Verordnungen des Staates werden überschritten; ja, wenn man nur nicht verrathen und bestraft zu werden fürchtet, so glaubt man sich aller Verbindlichkeit enthoben, dem Willen des Staates zu gehorchen; es wäre thöricht, glaubt man, auch dann gehorchen zu wollen; und ohne zu ahnen, daß man etwas Unrechtes gethan, rühmt man sich seiner Klugheit noch gegen Andere. Woher dieß, m. F.? Unter andern auch daher, weil man die Gebote des Christenthumes, die göttlichen sowohl, als die kirchlichen, so allgemein, so ohne Scheu und Ahndung hintansetzen und übertreten sieht. Denn daraus zieht der Ungebildete den Schluß, daß den Geboten des Staates, welche ihm doch weit minder wichtig, weit minder heilig, als die Gebote des Christenthumes dünken, auch umso unbedenklicher entgegengehandelt werden könne. Würde

das Christenthum sich einer höheren und allgemeineren Achtung unter uns erfreuen: wie so ganz anders wäre dieß? Lehrt denn das Christenthum nicht, daß alle Obrigkeit von Gott gesetzet sei, daß die Befehle eines rechtmäßigen Oberen, sie mögen gut oder nicht gut sein, befolgt und aus Gewissenspflicht und um Gottes willen befolgt werden sollen, daß die Verachtung dieser Befehle eine Sünde, welche Gott, der ins Verborgene sieht, auch dann bestrafen werde, wenn sie kein menschlicher Richter gewahrt und ahndet? Wenn diese Grundsätze des Christenthumes recht allgemein unter uns ausgebreitet wären, wenn sie geglaubt und nicht bloß geheuchelt würden von unteren und oberen Ständen: mit welcher Gewissenhaftigkeit würde man dann Alles, was Recht und Gesetz heißt, beobachten! Und dann, m. F., würde ein Staat, dessen Gesetze noch so unvollkommen seien, sich doch in einem blühenderen Zustande befinden, als es derjenige ist, worein sich so manches Reich durch seine jemehr und mehr überhandnehmende Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze gestürzt hat.

3. Aber mit diesen Vortheilen, die unser Vaterland von dem Christenthume ziehen könnte, m. F., ist noch ein dritter verbunden: wir würden den Menschen ehren und unsere Hände von der Unterdrückung der Unschuld rein erhalten lernen. Daß diese wohlthätige Veränderung vornehmlich die höheren Stände betrifft, brauche ich erst nicht zu sagen; es ist nämlich nur allzu offenbar, und es wird dadurch, daß man es verschweigen und zudecken will, noch nicht gebessert: die höheren Stände in unserem Vaterlande haben den Menschen noch nicht genugsam achten gelernt! Menschen verschmachten zu lassen, zu Hunderten und Tausenden hilflos dahin schmachten zu lassen, ist ihnen Kleinigkeit. Hilflos — sage ich — ja hilflos dahin schmachten zu lassen: denn — täuschen wir uns nicht, m. F. — die Art von Hilfe, die wir den Elenden in unserem Vaterlande angedeihen lassen, trägt nur den Namen einer Hilfe; die armen Leidenden wissen oft wenig davon, was wir uns vor der Welt an ihnen ausgeübt zu haben rühmen. Woher nehmen wir doch den Muth, dergleichen Grausamkeiten zu verüben? O, teuflische Eingebung ist es, welche uns diesen Muth verschafft, eine teuflische Eingebung, welche uns zuflüstert: „der Mensch ist nichts, als ein kurzweilig Taggeschöpf; Unsterblichkeit und künftige Vergeltung, ha! das sind Lügenbilder; was scheuest du dich, etliche Hunderte von diesen Taggeschöpfen um einige Jahre früher in ihr Nichts aufzulösen, wenn es dein Vergnügen also fordert? es lebt kein Gott im Himmel, der es bestrafen wird.“ So, m. F., denken wirklich nicht nur Einige, sondern leider schon Viele aus unseren höheren Ständen: oder wie anders wäre es möglich, daß man sich jene himmelschreiende Sünden erlauben könnte, daß man die heiligen Rechte der Menschheit in unserem Vater-

lande so mit Füßen treten würde? Wird das noch so bleiben, wenn das gesunkene Ansehen des Christenthumes vornehmlich bei den höheren Ständen wieder emporkommen wird? Nein, m. F.! das Christenthum ehrt den Menschen; und wo es immer herrscht, muß man sich die erhabensten Begriffe vom Werthe der Menschheit bilden. Das Christenthum lehrt, der Mensch sei kein kurzweilig' Taggeschöpf, sondern zur Ewigkeit sei er von Gott geschaffen, und dieses kurze Erdenleben sei nur der kleinste Anfang seines Wirkens; das Christenthum lehrt, der Mensch sei nach Gottes erhabenem Ebenbilde geschaffen und einer solchen Vervollkommnung fähig, daß Einer aus seinem Geschlechte, der Sohn Mariens, sogar den Namen eines Gottessohnes zu tragen werth gefunden ward; das Christenthum lehrt, daß alle Menschen auf diesem Erdenrunde von einem und ebendemselben Elternpaare entsproßen und in allen wesentlichen Stücken einander gleich sind, und daß auch der geringste Mensch von Gott gekannt, beschützt und geleitet werde, ja einen solchen Werth in Gottes Augen habe, daß der Sohn Gottes für ihn zu bluten sich würdigte; das Christenthum lehrt, daß jede Wohlthat, die wir auch dem Geringsten aus unseren Brüdern erweisen, vom künftigen Richter der Welt also belohnt werden soll, als hätten wir sie ihm selbst erwiesen, daß aber gegenseitig auch die Seufzer der Unschuld und das Geschrei der Unterdrückten die Wolken durchdringe, und daß ein unbarmherziges Gericht einst über den ergehen werde, der hier auf Erden nicht Barmherzigkeit geübt. Ist es möglich, m. F., daß diese herrlichen Lehren geglaubt würden, daß sie insonderheit von den Mitgliedern unserer höheren Stände mit wahrer, inniger Überzeugung geglaubt würden — und daß man dennoch so viele Bedrückungen, so viele Beispiele verruchter Grausamkeit und himmelschreiender Verrätherei in diesem Lande zählen sollte, als jetzt, leider, darin begangen werden? Nimmermehr! Wenn jene Begriffe bei uns allgemein herrschend wären: sie würden mit Nothwendigkeit die wohlthätige Wirkung äußern, daß wir den Menschen ehren und unsere Hände von Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen rein erhalten würden.

4. Und ebenso gewiß ist es auch viertens, m. F., daß das steigende Ansehen des Christenthumes die stillen Freuden der Häuslichkeit, die unter uns, leider, beinahe ausgestorben sind, wieder erwecken und emporbringen würde. Denn wenn wir das Verderben, in dem sich unser Vaterland befindet, ganz ohne Verhehlung eröffnen sollen; so müssen wir zu unserer Schande gestehen: wir haben es nicht nur verlernt, Bürgerpflichten zu üben, sondern wir wissen auch nicht einmal mehr als gute Menschen zu leben, d. h., die Pflichten zu erfüllen, die wir theils gegen uns selbst, theils gegen unsere kleine Familie haben. Diese Pflichten sind es, welche ich unter dem Namen der häuslichen verstehe; und es ist

gar nicht Verleumdung, wenn ich behaupte, die stillen Tugenden der Häuslichkeit seien in unserem Vaterlande beinahe ausgestorben: oder wie wenige Familien dürften wir wohl in dieser großen und weiten Hauptstadt aufweisen können, welchen die stillen Tugenden der Häuslichkeit nicht bereits fremd geworden sind! wie äußerst wenige Familien dürften wir ausfindig machen, bei denen Mäßigkeit im Genusse der sinnlichen Freuden, Fleiß und Arbeitsamkeit in den Geschäften des Tages, Geist der Genügsamkeit, eheliche Treue und Liebe zwischen den Gatten, Eintracht unter den Geschwistern, Unschuld und Herzensreinheit bei den heranwachsenden Söhnen und Töchtern, kurz, Alles angetroffen würde, was dazu wesentlich erfordert wird, daß man ausrufen könnte: sehet einmal eine glückliche Familie! Ach dieser freudige Anblick wird uns nur äußerst selten! Was uns dagegen an allen Orten in die Augen fällt: das sind Familien, welche sich durch Verschwendung und Müßiggang in die betrübtesten Umstände versetzt haben; das sind Gatten, die in Uneinigkeit und Spaltung leben; das sind Geschwister, welche einander anfeinden und verfolgen; das sind Jünglinge und Mädchen, in deren entstellten Gesichtszügen die Spur verruchter Laster, die mir die Ehrbarkeit zu nennen verbietet, nur allzu deutlich ausgedrückt sind. Es ist hier nicht der Ort, m. F., den unglückseligen Zusammenfluß der mannigfaltigsten Umstände, aus welchen alle diese Übel hervorgegangen sind, auseinander zu setzen. Aber soviel ist gewiß: die christliche Religion, wenn man ihr eifriger anhängen wollte, könnte von diesen Übeln uns aufs glücklichste befreien. Die wöchentlichen Übungen in der Enthaltsamkeit, welche die katholische Kirche uns vorschreibt, wie ganz geeignet sind sie nicht, uns an die Pflicht der Mäßigung in allen unseren Freuden stets zu erinnern sowohl, als auch zu gewöhnen? Das so ausdrückliche Gebot des Christenthumes, das wir bei dem Apostel lesen „wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen": in welcher nützlichen Thätigkeit würde es auch die reichsten Familien erhalten müssen? Was soll ich erst von den Verdiensten sagen, welche das Christenthum um den Stand der Ehe hat, den es zu einem heiligen, eigens von Gott gesegneten Stand erhebt? Wenn die erhabenen Begriffe, welche die christliche Religion von der Heiligkeit der Ehe, von ihrer Unzertrennlichkeit gibt, fester geglaubt würden: könnte man wohl die eheliche Treue so leichtsinnig verletzen, als es jetzt geschieht? Wenn die Vorschrift, welche das Christenthum von der Unterordnung des Weibes unter den Willen des Mannes geachtet würde: wieviele Zwistigkeiten und Ehescheidungen würden nicht unterbleiben? Der unglückliche Ausgang des ersten Bruderzwistes, in welcher anderen Absicht ist er für uns aufgezeichnet, als um Geschwister zur Eintracht und Liebe aufzumuntern? Die heilige Buß- und Besserungsanstalt des Christenthumes, würde sie nicht das wirksamste Bewegungsmittel der

jugendlichen Unschuld und Herzensreinheit sein? ist es nicht meistens nur Unkunde der schädlichen Folgen, kindische Neugier und Lüsternheit, welche den Jüngling bald auf diese, bald auf jene Art um das köstliche Kleinod der Unschuld bringt? kann diesem Unglücke sicherer vorgebeugt werden, als wenn der Jüngling einen vertrauten und weisen Freund besitzt, welchem er Alles entdeckt, was er Geheimes denkt und wünscht und thut? O, m. F., wieviele Jünglinge würden den unersetzlichen Verlust ihrer Unschuld und Kraft nie zu beweinen haben, wenn sie die Buß- und Besserungsanstalt niemals vernachläßiget haben würden! wieviel mehr häusliches Glück würde in unserem geliebten Vaterlande blühen, wenn diese und alle übrigen Anstalten des Christenthumes in völlig allgemeinem Gebrauche wären, kurz, wenn das Christenthum in einem blühenderen Zustande sich befände!

5. Zumal — und dieß sei eben der letzte Vortheil, dessen Berührung Sie mir erlauben mögen, m. F. — zumal, da uns das Christenthum auch Lust und Muth und Kraft ertheilen würde zu mancherlei großen und schweren, aber gemeinnützigen Unternehmungen. Denn bluten möchte dem Menschenfreunde das Herz, daß selbst die wenigen Männer in unserem Vaterlande, die Gott mit höheren Kräften begabt und etwas Großes zu leisten fähig gemacht hat, in träger Unthätigkeit ihr Leben zubringen. Und forderst du sie auf zur Thätigkeit; so sprechen sie: „Es ist nicht möglich, die äußeren Umstände sind nicht darnach; auch ist das jetzige Geschlecht unserer Bemühungen nicht werth, und die Welt wird niemals besser werden; ein thörichtes Bestreben also ist es, ihr höher aufhelfen zu wollen.“ Das ist die Sprache, m. F., welche die Weisheit der Welt führt: allein wie so ganz anders spricht nicht das Christenthum, und mit ihm Jeder, der ihm Glauben beimißt! Das Christenthum spricht: das menschliche Geschlecht sei kein Geschlecht der Biber, verdammt, stets auf derselben Stufe zu bleiben; es könne, es werde und müße im Ganzen stets weiser, besser und glücklicher werden; es sei ein Zeitpunkt zu erwarten, wo es zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit sich wird emporgeschwungen haben, daß alle Sterblichen der hohen Lehre Jesu empfänglich und theilhaft sein werden. Das Christenthum stellt uns an seinem eigenen Stifter und dessen ersten und treuen Gehilfen und tausend anderen Männern, die sich durch große und schwere Thaten ausgezeichnet haben, die aufmunterndsten Beispiele auf, daß es zu keiner Zeit und in keiner äußeren Lage der Dinge unmöglich sei, dem menschlichen Geschlechte aufzuhelfen. Das Christenthum lehrt, daß ein aufrichtiges Bestreben, die gute Sache der Menschheit zu befördern, niemals, nein, niemals vergeblich sei; es lehrt, daß eine unverwelkliche Krone des Lohnes diejenigen erwarte, die für die gute Sache der Menschheit hier gekämpft haben, und daß wie Sterne dort glänzen werden, die ihre Nebenmenschen hier zur Tugend und

Glückseligkeit geleitet haben. Das, m. F., sind die Ansichten, welche das Christenthum ertheilt: entscheiden Sie selbst, ob die Weisheit der Welt — oder die Weisheit des Evangeliums geeigneter sei, die Menschen zu großen gemeinnützigen Thaten aufzumuntern! Und müssen Sie zu Gunsten des Christenthumes entscheiden: o, so lassen Sie die, nur jetzt angeführten Lehren auf Ihre eigenen jungen Herzen einwirken, und entschließen Sie sich heute Alle zu dem großen gemeinnützigen Werke, das Christenthum selbst, das reine, in unserem Vaterlande jemehr und mehr auszubreiten und zu begründen! Der Segen Gottes wird Ihre Bemühungen sichtbar begleiten. Amen.

XXVIII.

Nachdenken über Gott — warum es so selten ist unter uns?

(Gehalten am Feste der allerh. Dreieinigkeit, im Jahr 1812.)

Eingang.

Nicht leicht gibt es ein heiligeres Fest im Jahre, m. F., das unser Zeitalter schon durch den bloßen Zweck seiner Einführung so sehr beschämen und zurechtweisen könnte, als eben dasjenige, welches wir heute feiern. Das heutige Fest nämlich wurde von unseren frommen Vorfahren zu dem bestimmten Zwecke angeordnet, um unserem gütigen Gott Dank zu sagen für die so deutliche, so viel umfaßende Erkenntniß Seiner selbst, die er dem menschlichen Geschlechte, insonderheit uns Christen hat zu Theil werden lassen. Denn nicht den Thieren, den Vernunftlosen, hat sich der Schöpfer geoffenbart, nicht diesen hat er einen Begriff von seinem Dasein und eine auch noch so leise Ahnung seiner wunderbaren Eigenschaften mitgetheilt: dem Menschen nur, dem Wesen, das mit Vernunft begabt ist, hat er den Trieb ins Herz gepflanzt, Ihn, der die letzte Grundursache von allen Dingen ist, zu suchen, und die unschätzbare Fähigkeit verliehen, ihn zu finden. Der Mensch allein vermag Gott zu erkennen; und es ist in der That nicht wenig, was er von diesem Unbegreiflichsten der Wesen zu begreifen vermag, wofern er sein Nachdenken auf dasselbe richtet und jene Aufschlüße benützt, die ihm Gott selbst in seiner Offenbarung über sein eigenes Wesen mitgetheilt hat. Und diese Pflicht haben unsere frommen Vorfahren mit vielem

Eifer erfüllt; Gott war ihnen der wichtigste Gegenstand, womit ihr Nachdenken sich hatte beschäftigen können. Um sich bestimmtere, deutlichere und vollständigere Begriffe von Gott zu verschaffen, boten sie alle ihre Geisteskräfte auf und ließen keine auch noch so leise Andeutung der Offenbarung, die sich auf Gott und göttliche Verhältniße bezog, unbeachtet; sie sammelten Alles, was ihnen immer nähere oder entferntere Aufschlüße über dieß Wesen geben konnte: und so gelang es endlich ihrem verdienstvollen Fleiße, denjenigen Begriff von Gott ans Licht zu stellen, den man in unserer heiligen Kirche unter dem Namen der Dreieinigkeit kennt. Heut, m. F., ist der Tag, an welchem wir Alle Gott mit den gerührtesten Herzen danken sollten, daß er uns zur Erkenntniß dieses Begriffes hat gelangen lassen. Aber in welcher Verlegenheit befinde ich mich nicht, wenn ich zu diesem Danke Sie in einem Zeitalter auffordern soll, das weit entfernt ist, diese Kenntniß für einen wichtigen Gewinn zu halten! Ach, ein sehr großer Theil unserer Zeitgenossen glaubt ja, ich weiß nicht was für, Ungereimtheiten und Widersprüche in der katholischen Lehre von der Dreieinigkeit zu finden: ein anderer, der dieser Lehre zwar keine Widersprüche vorwirft, will doch nicht einsehen, was für ein Nutzen für die menschliche Gesellschaft aus dem Glauben an solche Lehrsätze hervorgehen könne; zu den unfruchtbaren, leeren, müßigen Spitzfindigkeiten wirft er sie hin, und glaubt schon viel zu thun, wenn er sich nicht öffentlich wider sie erklärt und sie aus Schonung gegen unsere Vorfahren an ihrem Platze stehen läßt. Daß man bemüht sein sollte, jene Begriffe von Gott, die unsere Vorfahren uns hinterlassen haben, wo möglich, noch immer weiter auszubilden und zu vervollkommnen: das läßt man sich nicht einmal einfallen. Kaum ist ein Gegenstand auf Erden anzutreffen, worüber der Fleiß und die Betriebsamkeit der Menschen unserer Zeit nicht Untersuchungen angestellt, nicht ganze Bücher geschrieben haben sollte: aber wie wenig ist das, was über Gott gedacht, gesprochen und geschrieben wird? kann man uns nicht im Ernste vorwerfen, daß wir über der Betrachtung der geschaffenen Dinge, Ihn, den Urheber vergessen? Doch wir vergessen Seiner nicht; sondern vielmehr ein gewißer Eckel ist es, den wir vor allem Nachdenken über Gott und Gottes Eigenschaften fühlen. Ob dieß ein gutes Zeichen sei und ob wir recht daran thun, das Nachdenken über Gott von unseren Untersuchungen auszuschließen? — das ist die Frage, deren Beantwortung ich mir heute vorgenommen habe. Laßen Sie uns zuerst die eigentlichen Ursachen erforschen, woher es kommen mag, daß wir in unseren Tagen über Gott so wenig nachdenken wollen. Kennen wir diese; so wird sich leicht entscheiden lassen, ob wir Recht oder Unrecht thun, ihnen zu folgen. Sollte sich das Letztere zeigen; so wird es dienlich sein, daß wir in unserer nächsten Betrachtungsstunde die rechte Art und Weise bestimmen, wie ein vernünftiges

Nachdenken über Gott beschaffen sein müße. Die Worte des Apostels, welche die Kirche heute ihren Gläubigen vorliest, sind zwar wenige, aber sehr kraftvolle Worte, die auch zu unserer Belehrung und Erbauung dienen können. Röm. 11, 33 — 36.

Abhandlung.

1. a. Gewiß, m. F., nach einem jeden etwas anhaltenden Nachdenken über Gott und seine Führungen wird zuletzt ein Jeder von ebenderselben Empfindung ergriffen sein, mit welcher Paulus in unserem Texte seine vorhergegangene Betrachtung über den wunderbaren Plan der Gottheit in der Vertheilung ihrer Gaben beschließt. Mehr oder weniger wird man sich jederzeit gedrungen fühlen, den Ausruf, den der Apostel thut, zu wiederholen: O, Tiefe der Allmacht, der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! wie unbegreiflich sind doch seine Rathschlüße, wie unerforschlich seine Wege! wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? — Aber sollten Sie es glauben, m. F., daß gerade in diesem Umstande einer der vornehmsten Gründe liege, weßhalb sehr viele Menschen das Nachdenken über Gott und Gottes Eigenschaften meiden? So ist es wirklich; jenes Gefühl der eigenen Niedrigkeit, worein die Betrachtung von Gottes unergründlicher Erhabenheit versetzet, ist dem Hochmuthe Vieler unangenehm, und gleich die erste Ursache, warum sie an Gott nicht gerne denken mögen. Stolz und Hochmuth — es läßt sich, leider, gar nicht verbergen — ist ein sehr ausgebreitetes und sehr gemein herrschendes Laster unter unseren Zeitgenoßen. Bescheidenheit und Demuth wird nicht nur geringgeschätzt, sondern sogar für Niederträchtigkeit erklärt; und schon die Namen selbst, die Namen dieser beiden ehrwürdigen Tugenden, klingen den Menschen unserer Zeit widerlich in den Ohren. Der Gegenstand aber, worauf die Menschen unserer Tage vornehmlich stolz zu sein pflegen, ist der Verstand, die Einsicht und die Wissenschaft; in unseren Tagen gibt es gar keine mittelmäßige Köpfe mehr, sondern ein Jeder, der nur nicht ganz unglückliche Anlagen hat, hält sich schon eben darum für einen Geist von außerordentlichen Kräften und Fähigkeiten, glaubt nicht nur Alle, die ihm gleichzeitig sind, durch seine Einsichten weit hinter sich zu lassen, sondern erfrecht sich sogar, den Gedanken zu hegen, daß auch die ganze Vorwelt Niemand, der mit ihm verglichen werden könnte, aufzuweisen habe. Es würde mich zu weit von meinem Zwecke abführen, m. F., wenn ich die unglücklichen Ursachen angeben sollte, von welchen dieser Stolz und Hochmuth herrührt: genug, daß die Erfahrung selbst beweist, daß ich nichts übertreibe, wenn ich sage, es wimmelt um und um von Menschen, welche ihr Stolz sogar

bis zu einer Art von Wahnsinn gebracht habe. Wer daran zweifelt, forsche nur, in welchem Tone unbärtige Jünglinge von Kunst und Wissenschaft reden; wie sie nach wenigen Monaten, da sie auf diese oder jene Kunst sich verlegen, schon Alles erschöpft zu haben glauben, was man bisher geleistet hat; wie sie schon Alles meistern und tadeln und in eine ganz neue Form umgießen wollen; wie sie von nichts als dicken Finsternißen sprechen, welche vor ihrer Erscheinung in diesem und jenem Felde der Wissenschaft geherrscht haben sollen; und wie unsinnig und kaum einer ernsten Widerlegung werth die neuen Meinungen sind, die sie statt der bisherigen in Gang gebracht wissen wollen. Freilich sollte man glauben, der Hochmuth solcher Menschen werde sich zum wenigsten an ihrem Gott nicht vergreifen, ihr stolzes Haupt werde sich doch vor dem Unendlichen beugen: allein auch dieß geschieht nicht. Der Hochmuth ist eines derjenigen Laster, das keine Gränzen kennt; wer sich erst an den Gedanken gewöhnt, daß er unter den Menschen Niemand über sich habe, dem wird es bald zu viel, in der unsichtbaren Welt noch Manches über sich anzuerkennen; es kränkt ihn, daß Geister vorhanden sein sollen, vor deren Verstand das offen daliegt, was für ihn ein unaufhörliches Räthsel ist. Der Engel nun entledigt er sich gar bald, er läugnet ihr Dasein, inwiefern man unter diesem Namen Geister von höherer Einsicht, als wir, versteht; auf allen Himmelskörpern, sagt er, falls es ja Wesen auf denselben gibt, so sind sie doch nicht vollkommener, als wir. Aber was thut er in Rücksicht Gottes, des Unendlichen? Eines von Beiden, m. F.: entweder er wagt es — o, ich entsetze mich, indem ich es sagen soll — auch selbst das Dasein dieses Wesens, durch das und in dem wir Alle sind, mit frecher Zunge zu bestreiten, in Zweifel zu ziehen, ob wohl der letzte Grund aller Dinge auch ein verständiger und allwissender sei — oder er flieht zum wenigsten jede Erinnerung an dieses, ihm so unendlich überlegene Wesen, soviel er kann; er wünschte sich und Andere, wofern es möglich wäre, gänzlich vergessen zu machen, daß es ein solches Wesen gebe; er hütet sich wenigstens vor einem jeden solchen Nachdenken über dasselbe, bei dem er lebhafter, als gewöhnlich empfinden müßte, welch' ein unendlicher Abstand doch zwischen ihm und diesem Gott sei, wie so ganz Nichts er im Vergleiche mit dem Unendlichen sei! — Vielleicht erinnern Sie, m. F., diese Versuchung zur Gottesvergeßenheit trete nur bei einem ganz außerordentlichen Grade des Stolzes ein. Ich sage dagegen, daß wir vielleicht kein Einziger ganz frei von dieser Versuchung sind, vielleicht kein Einziger sich rühmen könne, ihr niemals nachgegeben zu haben: oder — gestehen wir es vor unserem eigenen Gewissen! — empfinden wir niemals einen gewissen heimlichen Verdruß darüber, wenn uns die Offenbarung zuruft, daß wir die Gottheit, wie sie an sich ist, nie zu begreifen vermögen, daß wir uns gar nicht beikommen

lassen sollen, durch unsere eigene Vernunft erforschen zu wollen, wie und warum es in dem einigen Wesen der Gottheit jene drei Kräfte gebe, welche die Kirche geheimnißvoll Personen nennt? haben wir nie unseren Blick, wenn er soeben mit der Betrachtung Gottes beschäftiget war, plötzlich nur darum weggewendet, weil irgend eine Unbegreiflichkeit, die uns im göttlichen Wesen aufstieß, eine Empfindung, als ob uns Jemand beleidigt hätte, in unserem Gemüthe hervorbrachte? was war dieß Anderes, als der beleidigte Stolz, der sich auf diese Weise regte? Und so gestehen wir uns denn zu unserer eigenen Beschämung, daß wir uns Alle zuweilen schon durch unseren Stolz haben abhalten lassen, so fleißig, als wir es sonst thun würden, über das Wesen der Gottheit nachzudenken, weil es demüthigend für uns ist, seine unendliche Erhabenheit über uns lebhaft anzuerkennen!

b. Aber mit dieser Ursache ist gleich eine zweite verwandt: stolze Verachtung nämlich Alles desjenigen, was nur von unseren Vorfahren kömmt. Der muß sich gar nicht umgesehen haben unter den Menschen unseres Zeitalters, der es nicht weiß, welch eine hohe Meinung sie von ihrer Überlegenheit über die Menschen aller Jahrhunderte besitzen. In früheren Jahrhunderten, so meint man allenthalben, waren die Menschen gleichwie mit Blindheit geschlagen; auch selbst die einleuchtendsten Dinge begriffen sie nicht, und waren insbesondere den gröbsten Vorurtheilen in Betreff der Religion ergeben; die auffallendsten Widersprüche verehrten sie als göttlich geoffenbarte Wahrheiten, die fabelhaftesten Erzählungen nahmen sie ohne Prüfung an; und jeder Betrüger konnte sie durch vorgespiegelte Wunderwerke, wozu er nur immer wollte, bewegen. Dieser ungünstige Begriff, den wir uns von unseren Vorfahren bilden, dieß große Unrecht, das wir ihnen thun: es bleibt nicht ungerochen, m. F.; nebst vielen anderen Nachtheilen, die es nach sich zieht, hat es auch den Schaden, daß es uns lau in unserem Nachdenken über Gott macht. An unseren Vorfahren nämlich läßt sich ein rastloser Eifer, in der Erkenntniß Gottes jemehr und mehr zu wachsen, auf keine Weise verkennen. Gerade dieser Umstand ist schon Grundes genug, uns einen solchen Eifer verhaßt zu machen, uns zu bestimmen, daß wir das gerade Widerspiel von ihm, Lauheit und Trägheit in der Erkenntniß Gottes beweisen. Denn was unsere Vorfahren gethan, denkt man, muß das nicht thöricht sein? Und wäre es auch nicht thöricht: so ist es doch schon darum zuwider, weil es an ihnen, die so viel Thörichtes an sich gehabt, befindlich ist. Noch mehr; unsere Vorfahren gingen in ihrem Eifer für die richtige Erkenntniß Gottes ein und das andere Mal wirklich zu weit. Alle Erkenntniß Gottes soll nur ein Mittel sein zur mehreren Tugend und Glückseligkeit unter den Menschen: sie ließen aber zuweilen über dem Mittel den Zweck selbst außer Augen; in ihren hartnäckigen Streitigkeiten bald

über diese, bald über jene Eigenschaft Gottes ward oft die wechselseitige Liebe und Eintracht verletzt, Erbitterung, Haß und Verfolgung erzeugt; statt jene Meinung, die ihnen die richtige schien, durch die Gewalt siegreicher Gründe zu verbreiten, erlaubte sich Mancher das Mittel, irdische Belohnungen und Strafen anzuwenden. Das tadeln denn unsere Zeitgenoßen mit Recht: um aber zu zeigen, wie weit entfernt von dieser Schwachheit sie selbst sind, verfallen sie, wie es gewöhnlich geschieht, in den entgegengesetzten Fehler. Noch nicht zufrieden damit, die Andersdenkenden nur neben sich zu dulden, behaupten sie sogar, es sei ganz gleichgiltig, ob man so oder anders glaube. Die Folge hievon ist die, daß sie für ihre eigene Person im Grunde weder das Eine, noch das Andere glauben, daß sie das Nachdenken über Gott und göttliche Verhältnisse zu uns als etwas Überflüßiges ganz unterlassen. Dieß geschieht umdesto nothwendiger, m. F., weil wir gewiß mit keinem glücklichen Erfolge über Gott nachdenken können, wenn wir nicht das, was unsere Vorfahren uns hierüber überliefert haben, dankbar von ihrer Hand annehmen und benützen. Denn wenn es sich um eine richtige und soviel möglich vollständige Erkenntniß Gottes handelt: so ist es in Wahrheit nicht die bloße menschliche Vernunft, die man zu Rathe ziehen muß; sondern die Offenbarung des Allerhöchsten selbst ist es, die uns hierüber am besten belehren kann. Aber nicht wir, sondern unsere guten Vorfahren sind es, denen sich Gott unmittelbar geoffenbaret hat; von ihnen sollen wir den Inhalt seiner Offenbarung kennen lernen. Aber wie werden wir das vermögen, wenn wir uns schämen, von unseren Vorfahren zu lernen? wenn wir uns einbilden, sie wären unfähig gewesen, Wahrheit und Irrthum, echte und unechte Offenbarung zu unterscheiden? Und dennoch sind sie nicht bloße Empfänger, sondern auch noch Bearbeiter dieser Offenbarung gewesen; sie überliefern uns nicht bloß die Worte Gottes selbst, wie sie ihr Ohr vernommen, sondern sie haben auch Vergleichungen mit diesen Worten angestellt, sie haben Folgerungen aus denselben gezogen, sie haben ein Ganzes daraus gemacht, sie haben uns ein Denkmal ihres Fleißes, das niemal untergehen wird, einen Begriff von Gottes Wesen hinterlassen, der so vollkommen richtig und vollständig ausgebildet in allen Nebenbestimmungen ist, daß wir nicht das Geringste an ihm zu tadeln und wohl nur wenig zuzusetzen finden. Aber gerade dieß ist es, was unseren Stolz verdrießt. Hätten sie irgendwo in der Entwickelung dieses Begriffes gefehlt, könnten wir sie dieses oder jenes Versehens beschuldigen, möchten sie etwa die Worte Gottes selbst unrichtig ausgelegt oder sonst einen inneren Widerspruch begangen haben: mit Freuden würden wir uns dann mit diesem Gegenstande befassen, nur um Gelegenheit zu haben, unsere Vorfahren hier eines Besseren zu belehren. Allein, da wir nicht umhin können, als zu billigen, was sie

uns von Gott sagen: nun schämen wir uns stumme Schüler zu machen, die nur zu lernen und nichts einzuwenden wissen; und eben darum sind wir so thöricht und nehmen den Unterricht lieber gar nicht an; wir denken, sage ich, nur wenig oder nichts über Gott und seine Eigenschaften nach — aus stolzer Geringschätzung unserer Vorfahren, von denen wir hier das Meiste lernen müßten.

c. Aber auch die Behauptungen einer verirrten und durch Mißverstand noch schädlicher gewordenen Weltweisheit dürften wir als eine dritte Ursache der Gottesvergessenheit, wenigstens bei einem Theile unserer Zeitgenossen betrachten. Behauptungen, m. F., die dem gesunden Menschenverstande geradezu widersprechen, d. h., über Dinge, worüber doch der Verstand eines Jeden ein Recht zu urtheilen hat, und über die auch wirklich von Allen auf gleiche Art entschieden wird, anders entscheiden: solche Behauptungen kann man wohl, ohne sich erst in die Prüfung ihrer inneren Gründe einzulassen, Verirrungen nennen. Oder wie sollte es wohl möglich sein, daß alle Menschen ohne Ausnahme in einer Sache sich irren, zu deren Beurtheilung nichts, als Verstand, erforderlich ist? und wenn sie sich irreten: wie wäre es möglich, daß es auf eine und ebendieselbe Art geschieht, daß sie in ihrem Irrthume Alle übereinstimmen? Ist es nun nicht eine unläugbare Erfahrungssache, daß alle vernünftige Menschen bei allen Völkern und in allen Zeitaltern darüber einverstanden waren, daß ein Gott sei und daß der Mensch gewiße wichtige Begriffe von ihm sich bilden könne, daß diesem Gott die Fähigkeit, sich uns zu offenbaren, nicht abgesprochen werden dürfe, und daß es sichere Kennzeichen, woran man eine solche Offenbarung von jedem Betruge unterscheiden könne, gebe? Muß also dieß Alles nicht gewiße Wahrheit sein? muß eine Weltweisheit, welche dieß läugnen will, nicht eine falsche Weltweisheit sein? Gleichwohl, welch' einen großen Anhang diese Weltweisheit und die eben jetzt gerügte Behauptung derselben in Deutschland gefunden habe, ist Niemanden aus uns unbekannt. Bemerken Sie aber auch, welche betrübte Folgen hieraus für die Erkenntniß Gottes hervorgehen mußten! Zwar haben jene Männer, welche den Sinn der neuen Weltweisheit noch am richtigsten aufgefaßt zu haben scheinen, niemals behauptet, daß Gottes Dasein zweifelhaft wäre: aber wohl meinten sie, es könne der Mensch durch all sein Nachdenken von diesem Gott nie mehr, als die drei Eigenschaften erkennen, daß er allmächtig, weise und heilig sei; ein Mehreres kennen zu lernen, sei für den Menschen ebenso unmöglich, als überflüßig es wäre; der Gottheit selbst sei es in keiner Offenbarung möglich, uns eine nähere Belehrung über ihr inneres Wesen und ihre Verhältniße zu uns mitzutheilen. Sagen Sie selbst, m. F., wenn dieses kühne, absprechende Urtheil unter der großen Volksmenge

verlautete, wenn es von uns — und zwar von einem Theile aus einer abgöttischen Verehrung, Alles, was aus dem Munde eines angeblichen Weisen kömmt, zu ergreifen, von einem anderen Theile aus sinnlicher Trägheit — angenommen würde: in welch' einem unvortheilhaften Lichte müßte jetzt nicht derjenige Begriff erscheinen, den uns das Christenthum von Gott ertheilt? Er müßte nun nothwendig als ein bloßer Wahn erscheinen. Und weit entfernt, daß man sich Mühe gegeben hätte, diesen vortrefflichen Begriff etwa ferner auszubilden, gab man von dieser Stunde an vielmehr alles Nachdenken über Gott und göttliche Dinge als eine ganz vergebliche Bemühung auf. Gott ist kein Gegenstand für unser Nachdenken, sprach man; denn er ist übersinnlich.

d. Doch in der That würde durch alle diese Gründe keine so völlige Gottesvergeßenheit, als wir sie, leider, in unseren Tagen treffen, erzeugt worden sein, wenn nicht, verborgen im Hintergrunde des menschlichen Herzens, noch eine vierte Ursache gewirkt hätte. Ich meine die Sinnlichkeit, der jedes Andenken an Gott mehr oder weniger lästig zu fallen pflegt. Es bedarf nur weniger Worte, um mich über diesen Punkt mit Ihnen zu verständigen, m. F. Denn daß die Sinnlichkeit, — die Neigung zu dem, was angenehm, und die Abneigung von Allem, was unangenehm ist — dem Nachdenken über Gott sich meistens widersetze: das wissen wir, leider, Alle aus unserer eigenen Erfahrung. Wenn es auf unsere sinnliche Neigung ankäme: wir möchten uns nie mit dem Gedanken an Gott beschäftigen; denn es ist ein so schwer zu faßender Gedanke, und fast niemals bringen wir ihn zu einem deutlichen Bewußtsein bei uns selbst, ohne daß unser Gewißen uns allerlei Vorwürfe zu machen anfange, ohne daß unser Herz mit einer gewissen Unruhe erfüllet werde, ohne daß unsere Vernunft uns allerlei neue und lästige Vorschriften zur Befolgung für die Zukunft auferlege. Aber — so werden Sie mir hier vielleicht einwenden, m. F. — ebendieselbe Sinnlichkeit, welche uns heutzutage von der Betrachtung Gottes abhält, hätte wohl auch schon unsere Vorfahren abhalten können: oder waren sie etwa frei von den Banden der Sinnlichkeit? Nicht im geringsten! nicht einmal dieß wollte ich behaupten, daß die Menschen unseres Zeitalters der Sinnlichkeit in einem besonders hohen Grade unterworfen wären. Aber ist es zu wundern, daß eine und dieselbe Ursache, wenn sie zu anderen bereits vorhandenen Gründen hinzukömmt, mehr wirket, als wenn sie einzeln dasteht? wenn unsere jetzige Zeit, wie wir aus dem Bisherigen gesehen, so manche eigene Versuchung hat, das öftere Andenken an Gott zu unterlassen: ist es zu wundern, daß, wenn mit diesen Gründen auch noch die Sinnlichkeit sich vereiniget, eine umdesto völligere Gottesvergeßenheit entstehet? Und wie wenn sich zeigen ließe, daß es gewiße Umstände gebe, um derer willen unsere

Sinnlichkeit uns wirklich leichter verführen könne, als unsere Vorfahren die ihrige? wem ist es nicht bekannt, daß unsere guten Alten es als eine bestimmte Pflicht und Schuldigkeit des Menschen angesehen, gewiße Tage einer Woche, gewiße Stunden des Tages dem Andenken an Gott zu widmen? meinten sie nicht, sich zu versündigen, wofern sie dieses unterlassen würden? und ihre Vorstellung von Gott, war sie nicht mehr die eines Herrn und Königes, den zu beleidigen man zittern müsse und der ein Eiferer seiner Ehre sei? trieb sie denn also nicht der mächtige Trieb der Furcht zu einer fleißigen Betrachtung Gottes an? und wird es der Furcht nicht ein Leichtes, die Abneigung der Sinnlichkeit zu überwältigen? war endlich ihr Begriff von Gott nicht eben darum, weil er sinnlicher war, auch etwas leichter zu fassen, und fand derjenige, dem sein Gewissen eben nichts Böses vorzuwerfen hatte, in seiner Vorstellung von Gott nicht selbst einige Züge von der Art, die seine Sinnlichkeit ergötzen konnten, die ihn mit einer gewissen sinnlich-geistigen Liebe an dieses Wesen anzuknüpfen vermochten? Dieß Alles hat sich bei uns geändert; wir sind zu aufgeklärt, als daß wir noch glauben wollten, gewisse Tage und Stunden könnten dem Andenken an Gott nicht ohne Versündigung entzogen werden; wir haben uns zu frühzeitig überredet, daß die Empfindung der Furcht vor ihm für uns nicht nöthig wäre, daß wir bereits die Fähigkeit hätten, durch eine edlere Triebfeder, durch die der Liebe und des kindlichen Zutrauens allein, geleitet zu werden; wir lachen der Thoren, die sich einbilden konnten, daß Gott ein Eiferer für seine Ehre sei; wir haben endlich von unserem Begriffe Gottes alle sinnlichen Vorstellungen so sehr entfernt und abgesondert, daß er nun viel zu schwer zu fassen, viel zu trocken ist, als daß er uns mit angenehmen Rührungen erfüllen könnte. Durch die vereinigte Wirkung aller dieser Umstände: kann es wohl anders kommen, als es geschieht? ist es ein Wunder, wenn unsere Sinnlichkeit eine sehr heftige Abneigung vor der Betrachtung Gottes fühlt, wenn wir uns durch diese Abneigung meistens beherrschen lassen, wenn öfters ganze Wochen, Monate und Jahre dahin streichen, ohne daß wir auch nur ein einziges Mal recht deutlich und recht lebhaft an unseren Herrn und Schöpfer gedacht hätten?

2. Aber bedarf es nun noch vieler Beweise, daß wir sehr unrecht hieran thun? O, m. F., wenn die Quellen, aus welchen unsere Gottesvergeßenheit entspringt, von so unlauterer Beschaffenheit sind, als alle jetzt genannten: so liegt es ja am Tage — was Stolz und Eitelkeit, Irrthum und Sinnlichkeit hervorbringen, kann auch nicht gut und lobenswerth sein; im Gegentheile ist nichts einleuchtender, als daß ein öfteres **Nachdenken über Gott eine der nützlichsten Beschäftigungen sei, die der vernünftige Mensch nur immer vornehmen kann.** Gott ist das

wichtigste Wesen, und keine seiner Eigenschaften kann für den Menschen gleichgiltig sein; jemehr er von diesem Wesen erfährt und kennen lernt, umdesto wirksamer kann sich die Vorstellung desselben bei ihm bezeugen; auch selbst zur Übung unserer Denkkraft kann es endlich keinen schicklicheren Gegenstand geben, als die Betrachtung Gottes.

a. Ein öfteres Nachdenken über Gott ist schon darum eine der nützlichsten Beschäftigungen, die ein vernünftiger Mensch nur immer vornehmen kann, *weil Gott doch unläugbar das Wichtigste aus allen Wesen ist, und weil gewiß die Kenntniß nicht einer einzigen aus seinen Eigenschaften, die unser Verstand zu erforschen vermag, gleichgiltig für uns sein kann.* Gott ist der letzte Grund aller Dinge; er ist das Wesen, aus dem und in dem Alles ist, in dem auch wir sind, wie der Apostel sich ausdrückt; er ist es, von dem Alles abhängt, durch dessen Leitung Alles gerade so erfolgt, wie wir es erfolgen sehen: und dieses Wesen sollte nicht der wichtigste Gegenstand unseres Nachdenkens sein? er sollte nicht das Erste sein, wovon wir anfangen, und das Letzte, worauf wir bei aller Forschung wieder zurückkehren? Wenn Alles in dieser Welt nur seine Wirkung ist, und wenn es ausgemacht ist, daß sich die Wirkung nie völlig begreifen und verstehen läßt, solange man nicht ihre Ursache erkannt hat: muß uns die ganze Welt mit ihren sämmtlichen Einrichtungen nicht ein verschloßenes Buch sein, solange wir Gott, den Baumeister, nicht kennen? Im Gegentheile wird uns nicht jede neue Eigenschaft, die wir von ihm erfahren, auch zur Enthüllung gewißer Räthsel dienen? kann eine einzige derselben unfruchtbar sein? ist denn in Gott nicht Alles Kraft und Thätigkeit?

b. Gewiß, m. F., wenn sonst nichts Anderes wäre, wenn die *Erkenntniß einer gewißen Eigenschaft Gottes* sonst keinen anderen Nutzen brächte: den müßte sie wenigstens haben, daß sie *der Vorstellung von ihm mehr Wirksamkeit bei uns verschafft.* Denn das ist einleuchtend: wenn der Gedanke an Gott bei uns recht wirksam werden soll, wenn er uns dienen soll zu all' dem, wozu er uns seiner Natur nach zu dienen geeignet ist; so muß er eine sehr hohe Geläufigkeit bei uns besitzen. Nur wenn uns dieser Gedanke beinahe ununterbrochen begleitet, nur wenn ein jeder Gegenstand, den wir erblicken, uns an Gott zu erinnern vermag, nur wenn es uns zu *jeder* Zeit und an jedem Orte ein Leichtes ist, unser Gemüth zu Gott zu erheben, und ihn, den Unsichtbaren, uns klar und lebhaft vorzustellen: nur dann wird der Gedanke an Gott bei uns recht fruchtbar werden *können.* Allein um es zu dieser Geläufigkeit zu bringen, gibt es kein anderes *Mittel,* als öfteres Nachdenken über Gott und jede Eigenschaft, die wir von ihm in Erfahrung bringen können; sie dient wenigstens

dazu, daß unsere Aufmerksamkeit bei diesem Wesen länger verweilt, daß wir es öfter betrachten und mehr Stoff und Unterhalt in unserem Nachdenken über dasselbe finden. Aber noch mehr, m. F.; jede neue Eigenschaft, die wir von Gott erfahren, besteht doch aus gewissen Begriffen und Vorstellungen; diese, sie mögen beschaffen sein, wie sie wollen, stehen mit verschiedenen anderen Begriffen und Vorstellungen unseres Gemüthes in Verbindung; mittelbar wird also auch der Gedanke an Gott mit diesen anderen Dingen in eine gewiße Verbindung gesetzt, dergestalt nämlich, daß die Erinnerung an diese Gegenstände uns auch an Gott zu erinnern vermögend sein wird. Willkommen also muß uns jede neue Eigenschaft sein, die wir von unserem Gott in Erfahrung bringen können; denn sie erleichtert uns das stete Andenken an ihn, sie macht es uns möglich, mit dem Gedanken an Gott unaufhörlich und doch ohne ermüdende Einförmigkeit beschäftiget zu sein.

c. Ist es denn also, da wir so wichtige Gründe haben, über Gott und seine Eigenschaften recht fleißig nachzudenken, ist es noch nöthig, daß ich des dritten Vortheiles, der uns hieraus erwächst, erwähne? Selbst wenn es sich darum handelt, unsere Denkkraft zu üben und zu vervollkommnen; so gibt es kein besseres Mittel, als ein öfteres und angestrengtes Nachdenken über Denjenigen, der unerforschlich ist. Was immer leicht und ohne alle Schwierigkeit begriffen und aufgefaßt werden kann, was nicht gesucht zu werden braucht, sondern von selbst sich darbietet und in die Augen strahlet: darüber nachzudenken, kann unserem Geiste keine Vortheile gewähren. Schwer muß der Gegenstand sein, den wir zum Stoffe unseres Nachdenkens erwählen; nicht sinnlich muß er sein, und nicht von selbst, sondern nach mühsamer Erörterung müssen sich seine verborgenen Eigenschaften vor unserem erstaunenden Blicke entfalten: dann erst wird die Beschäftigung mit ihm ein wahrer Gewinn für unsere Denkkraft sein, und ein umso größerer Gewinn, je größer die Anstrengung war, die jene Erörterung uns gekostet hatte. Und hier frage ich Sie selbst, m. F., ob es wohl einen schwereren Stoff der Betrachtung gibt, als Gott, welchen wir mit Recht den Unerforschlichen nennen? — nicht zwar, als wäre es unmöglich, Etwas von ihm zu erkennen: wohl aber, weil es nicht möglich ist, sein Wesen ganz zu erschöpfen, weil er unendlich ist und wir nur endlich sind, weil wir bei jeder Eigenschaft, die wir an ihm erkennen, auch zugleich fühlen, daß wir sie nicht ganz erkennen. Ein Thor muß es sein, der durch diese Schwierigkeit sich abhalten läßt, dem Wesen Gottes nachzuforschen. Der Weise freut sich der Übung, die dieses Ringen des Endlichen nach dem Unendlichen gewährt; er ringet und ringet, solange er lebt, nach einer immer deutlicheren Erkenntniß Dessen, der unendlich ist; er weiß es freilich, daß sein Wissen nur Stückwerk ist, aber dieß Stückwerk ist doch nicht überflüßig, es wächst, und wird

dort oben ein vollendetes Ganzes werden. Hier sehen wir, spricht das Wort Gottes, in einem Spiegel: dort aber werden wir zur Anschauung gelangen. Amen.

XXIX.

(Beschluß.) Nachdenken über Gott — wie es beschaffen sein soll?

(Gehalten am zweiten Sonntage nach Pfingsten, im Jahre 1812.)

Röm. 1, 19—28.

Eingang.

Demüthigend für unser menschliches Geschlecht, m. F., aber nur allzu wahr und treffend ist das Gemälde, das der h. Apostel Paulus in unserem Texte von dem Zustande entwirft, in welchem sich die Heiden zu seiner Zeit in Rücksicht ihrer Sittlichkeit befanden. Die Beschreibungen, welche uns ihre eigenen Schriftsteller darüber geben, beweisen hinlänglich, daß auch nicht Ein Zug des Apostels Erdichtung oder Übertreibung sei; die Schriftsteller der Heiden selbst erzählen uns von jenen schändlichen Ausschweifungen und von den widernatürlichen Lastern, welche bei ihren Landsleuten im Schwunge gewesen waren. Wir ersehen hieraus, nicht ohne Erstaunen, welch' eine sonderbare Verkehrtheit des Sinnes bei jenen unglücklichen Menschen stattgefunden habe, wie sie vor Allem, was die Natur selbst anempfiehlt und will und heiligt, einen gewißen Eckel und Widerwillen empfanden, und sich dagegen nur nach demjenigen hinsehnten, was den ewigen Gesetzen der Natur widerstrebt, was alles Lebensglück zerstört, was nichts, als Tod und Untergang gebiert. Und wie betrügerisch, wie Jeder auf seinen eigenen scheinbaren Vortheil bedacht, wie lieblos, hart und grausam die Menschen jener Zeit gewesen seien: ach, wer verlangt hierüber stärkere Beweise, als jene ungeheuere Reichthümer und jene üppige Verschwendungssucht einzelner Bürger, während die Übrigen in der drückendsten Noth und Armuth schmachteten, als jene unaufhörlichen Kriege und Blutvergießungen, die man nicht einmal mit einem Rechtsvorwande zu entschuldigen bestrebt war, als jene leidenschaftlichen, nicht die Einführung einer besseren Ordnung der Dinge, nein, die Ungebundenheit nur und die Sättigung des Eigennutzes gewisser Men-

schen bezweckenden Volksaufwiegelungen, wovon die heidnische Geschichte jener Zeit voll ist? Aber nichts ist merkwürdiger, als daß der Apostel den Grund von jenem traurigen Verfalle aller Sittlichkeit in keinen anderen Umstand, als in die gänzliche Gottesvergessenheit setzet, deren sich dieß Zeitalter schuldig gemacht hat. So wie sie es nicht der Mühe werth erachtet hatten — spricht er in unserem Texte — sich eine richtige Kenntniß von Gott zu verschaffen, so überließ er sie auch jenem verkehrten Sinne, immer nur das, was sich nicht ziemt, zu thun. Die Geschichte bestätigt diese Erklärung des Apostels vollkommen. Woimmer bei einem Volke unrichtige Begriffe von Gott allgemein herrschend gewesen waren: da blieben auch die nachtheiligen Folgen solcher Irrthümer nicht lange aus, Sünden und Laster aller Art kamen zum Vorschein; und das bisher glückliche Volk sank immer tiefer und tiefer herab, bis es ganz unterjocht und ausgerottet wurde. Wir machen uns also um unser ganzes Land verdient, m. F., wenn wir die mangelhaften Begriffe über Gott, die sich bei unseren Zeitgenossen eingeschlichen haben, bei Zeiten zu verdrängen suchen, und bessere und richtigere an ihre Stelle pflanzen. Aber dieß können wir nicht thun, wenn wir nicht über das Wesen Gottes und seine Eigenschaften selbst recht oft nachdenken, und immer größere Einsichten hierüber zu erlangen suchen. Denn wie in allen Stücken, so gibt es auch hier keinen Stillstand für den Menschen; strebt er nicht weiter zu kommen in jenen Einsichten, so geht er schon zurück. Jedoch wir haben uns in unserer neulichen Erbauungsstunde bereits überzeugt, daß ein öfteres Nachdenken über Gott auch für uns selbst von den ersprießlichsten Folgen sei, und daß es nur höchst tadelnswürdige Bestimmungsgründe sind, um derer willen die Menschen unserer Zeit ihre Aufmerksamkeit von dem Gedanken an Gott so gerne abziehen. Ferne sei es von uns, diesen Menschen jemals zu gleichen, m. F.; vielmehr in der Betrachtung unseres Gottes oft und recht lange verweilen zu können, sei unsere größte Lust und Wonne; wie es die ehrenvollste Beschäftigung geschaffener Geister ist, an ihren Urheber zu denken, so sei es uns auch die freudenreichste! Allein daß wir bei diesem Geschäfte mit einer besonderen Vorsicht verfahren müssen, wenn es in Wahrheit recht ersprießlich werden soll, das brauche ich nicht erst weitläufig zu beweisen. Kann es denn einen schweren Gegenstand der Betrachtung geben, als Gott, den Unendlichen? wie leicht ist es hier nicht irre zu gehen, und wie gefährlich können und müssen hier nicht alle Verirrungen sein? wie vielen Weltweisen des grauen Alterthumes, ja auch wie Vielen unserer Zeit ward ihr Nachdenken über Gott nur eine Gelegenheit zum Falle? wie nothwendig ist es also, daß wir auch einmal eigens untersuchen, wie ein vernünftiges Nachdenken über Gott beschaffen sein müsse! Er selbst erleuchte uns bei dieser Untersuchung!

Abhandlung.

Wenn unser Nachdenken über Denjenigen, welcher der letzte Grund von allen Dingen ist, in der That für uns ersprießlich ausfallen soll; so versteht es sich von selbst, m. F., alle diejenigen Regeln, die man auch sonst beobachten muß, um glücklich in seinem Nachdenken zu sein, müssen hier gleichfalls beobachtet werden. Wir müssen also mit einem unbefangenen Gemüthe forschen; wir müssen uns nicht etwa schon im voraus vorgenommen haben, die Sache so oder anders entscheiden zu wollen; am allerwenigsten können wir hoffen, Wahrheit zu finden, wenn wir aus Leidenschaft nur immer Gründe aufsuchen, welche das Dasein eines Gottes zweifelhaft zu machen scheinen, und auf die Gründe dafür nicht merken; wir müssen keiner Ansicht trauen, auf welche wir erst seit kurzem gerathen sind; wir müssen uns nur an dasjenige halten, was sich durch eine längere Prüfung bewährt und erhält. Auch das, m. F., versteht sich leicht von selbst, daß wir bei unserem Nachdenken über das unendliche Wesen niemals uns einbilden dürfen, daß wir es ergründet und so, wie es an sich selbst beschaffen ist, begriffen hätten. Dieß Alles werde ich heute mit Stillschweigen übergehen, um desto mehr Zeit für solche Bemerkungen zu gewinnen, welche das Nachdenken über Gott eigentlich betreffen, und die zugleich von unseren Zeitgenoßen so häufig übersehen werden. Wenn wir im Ernste wünschen, daß uns das Nachdenken über Gott ersprießlich werde: so müssen wir es fürs Erste nie beginnen, ohne Gott selbst zuvor um Erleuchtung unseres Verstandes in Demuth angefleht zu haben; wir müssen ferner unserer Einbildungskraft bei diesem Nachdenken keinen zu freien Spielraum gestatten; wir müssen dem Urtheile des gemeinen Menschenverstandes bei diesem Gegenstande sehr viel Gewicht beilegen; wir müssen nicht bei bloßen Vernunftschlüßen stehen bleiben, sondern auch nachsehen, was die Erfahrung aussagt; wir müssen besonders die Aufschlüße, die uns Gott selbst in seiner Offenbarung mitgetheilt hat, aufs dankbarste benützen; wir müssen endlich von Allem, was wir von Gott erlernen, die ungesäumteste Anwendung auf uns selbst und unseren Lebenswandel machen.

1. Ich habe gesagt, daß wir unser Nachdenken über Gott nie beginnen sollen, ohne Ihn selbst zuvor um Erleuchtung unseres Verstandes in Demuth angefleht zu haben. Der Sinn dieser Worte bedarf keiner Erklärung: aber wie altmodisch erscheinen sie nicht den Menschen unserer Zeit, wie sehr zuwider sind sie ihnen nicht! Schon vom Gebete überhaupt hören sie nicht gerne sprechen, am allerwenigsten aber von einem Gebete um Erleuchtung; und dieses Gebet vollends in Demuth zu verrichten, ist eine ganz unausstehliche Forderung an sie;

Alles, was ihnen widerlich ist, Alles, was ihren stolzen Sinn beugt und beleidigt, finden sie hier in wenige Worte zusammengedrängt. Und wenn man endlich verlangt, daß solch' ein demüthig' Gebet um Erleuchtung von Oben herab dem Nachdenken über das Dasein Gottes und seine Eigenschaften vorausschickt werden soll; so finden sie diese Forderung sogar im Widerspruche mit sich selbst. „Denn" sagen sie „wie wäre es, wenn uns das Dasein eines Gottes oder zum wenigsten die Eigenschaft desselben, vermöge der er Gebete hören und erhören soll, noch gar nicht ausgemacht schiene, wenn wir dieß eben erst durch unser gegenwärtiges Nachdenken über Gott entscheiden wollten? ist da nicht ungereimt, von uns zu fordern, daß wir noch vor der Untersuchung das, was eben untersucht werden soll, als schon entschieden ansehen? daß wir zu einem Gott, an dessen Dasein wir noch zweifeln, um Beistand und Erleuchtung flehen sollen?" So thöricht dieß auch gewißen Leuten dünken mag, dennoch bestehe ich darauf und wiederhole es: werimmer mit Glück über das Wesen Gottes nachzudenken, werimmer Wahrheit zu entdecken wünscht, der schicke ein demüthiges Gebet um Erleuchtung seines Verstandes voraus; denn dieß vermag ein Jeder, selbst derjenige, zu thun, der noch so unglücklich ist, daran zu zweifeln, ob es auch wirklich einen Gott im hohen Himmel gebe, der darauf merket, wenn wir ihn anflehen; denn weil er zweifelt, so ist er ja eben darum noch nicht vom Gegentheile überzeugt. Und welcher vernünftige Mensch sollte sich auch je von diesem Gegentheile überzeugt fühlen können, daß er mit völliger Gewißheit zu erkennen meinte, es gebe keinen Gott, oder falls es doch einen Solchen gibt, so dürfe und könne er bei seiner Leitung unserer Schicksale durchaus gar keine Rücksicht auf unsere Wünsche und Gebete nehmen? Wenn du hierin noch zweifelst, wenn du es nur für eine Möglichkeit hältst, daß ein Gott sei und menschliche Gebete erhöre: so kannst du eben darum schon zu ihm zu beten versuchen; du kannst es, sage ich, und sollst es thun, damit, wofern er wirklich vorhanden ist, er dich erhöre und erleuchte. „Bist Du vorhanden" — so kannst du und sollst du vor jeder deiner Untersuchung mit himmelwärts erhobenen Händen sprechen — „bist Du vorhanden, erhabenes Wesen, das wir den Inbegriff aller Vollkommenheiten nennen, und ist es in keinem Widerspruche mit Deiner eigenen Natur, daß Du auf die Gebete Deiner Geschöpfe achtest: o, so erbarme Dich auch meiner, sende nur einen einzigen Strahl von Deinem Lichte in dieses Nebelthal herab, kläre mein Auge auf und lehre mich Dich erkennen, und so wie es Dir wohlgefällt, erkennen!" Dieß ist die Bitte, m. F., die wir in jedem Falle aussprechen können; und wenn wir sie unterlassen, so verdienen wir eben darum, daß uns Gott seinen Beistand entziehe und sich nicht von uns finden lasse. Nur daher kömmt es auch gewiß, daß in unserer Zeit so viele Gelehrte von

so viel Geisteskraft doch in die kläglichsten Verirrungen gerathen, wenn sie von Gott und göttlichen Verhältnissen zu sprechen kommen. Sie haben es unterlassen, ihn zuerst um seine Erleuchtung demüthig anzurufen; ihr Stolz verleitete sie zu glauben, daß sie den Ewigen zu ergründen Weisheit genug besäßen: und darum schlug der Ewige sie mit Blindheit, darum verwirrte er ihren Sinn, darum ließ er sie Albernheiten reden, daß selbst die Kinder ihrer spotten können. Während sie sich für Weise ausgaben — um sich der Worte unseres Textes zu bedienen — waren sie doch sehr große Thoren, verwandelten das wahre Wesen Gottes in lauter Dichtungen, und wollten lieber Geschöpfen, Kaisern und Königen, als dem anbetungswürdigen Schöpfer selbst, göttliche Ehre erweisen. So ist es wirklich, m. F.; nicht ohne eine besondere Gnade seines Schöpfers vermag sich das Geschöpf zu einer richtigen und sicheren Kenntniß seines Urhebers emporzuheben: es bitte ihn also um seine Gnade, es flehe ihn um seine Erleuchtung an, so oft es über ihn nachdenken will!

2. Haben wir dieß gethan; dann sei es unsere zweite Sorge, daß wir bei diesem Nachdenken unserer Einbildungskraft keinen zu freien Spielraum gestatten. Eine sehr köstliche Gabe des Himmels, das läßt sich nicht läugnen, ist die Einbildungskraft unseres Geistes; sie ist es, der wir unzählige Freuden des Lebens verdanken; die wilde und unfruchtbare Gegenden in Paradiese umschafft; die uns für edle, große Endzwecke begeistert; die selbst den trockensten und übersinnlichsten Gegenständen ein solches Gewand umhängt, wodurch sie uns zu rühren und alle unsere Kräfte in rege Thätigkeit zu versetzen vermögen. Aber so vortheilhaft wir uns der Einbildungskraft bedienen können, wenn es sich um die Erregung unserer Gefühle und um die Leitung unseres Willens handelt, so schädlich ist es, ihr einen Einfluß auf unser Denken und Urtheilen zu gestatten. Wenn wir bei unserem Nachdenken, es mag nun diesen oder jenen Gegenstand betreffen, uns durch die Einbildungskraft beherrschen lassen, d. h., wenn wir ihr die Erlaubniß ertheilen, uns allerlei sinnliche Bilder von jenen Gegenständen vorzumalen, mit deren Betrachtung wir uns beschäftigen wollen, wenn wir so unvorsichtig sind, diese sinnlichen Bilder, so zufällig und so gering auch zuweilen ihre Ähnlichkeit ist, mit den vorgestellten Dingen selbst zu verwechseln, wenn wir die Urtheile, die nur von jenen gelten, auf diese übertragen: kann es dann anders kommen, als daß wir uns in vielerlei und grobe Irrthümer verstricken? Aber wie muß dieß nicht vollends dann der Fall sein, wenn der Gegenstand unseres Nachdenkens Gott, der Allmächtige, ist? wer ist so einzig in seiner Art, wer so durchgängig verschieden von Allem, womit die Einbildungskraft ihn zu vergleichen sucht, als Er, der Unnennbare? Welche Verirrungen müssen nothwendig zum Vorschein

kommen, sobald man der Einbildungskraft bei seiner Forschung über das Wesen Gottes und seine Eigenschaften einen zu freien Spielraum gestattet! Die blinden Heiden haben dieß hinlänglich erfahren: denn woher kommen ihre ungereimten Vorstellungen von Gott, als von dem Bestreben ihrer Einbildungskraft, das übersinnliche Wesen in sinnlichen Gestalten auszudrücken? Die Herrlichkeit des unsichtbaren und unvergänglichen Gottes, sagt der h. Paulus, verglichen sie mit dem Gebilde sterblicher Menschen, vierfüßiger und kriechender Thierarten. Geneigt, mehr oder weniger geneigt, seiner Einbildungskraft einen gewißen Einfluß auf seine Vorstellungen einzuräumen, fühlt sich wohl jeder Mensch: denn wie so schwer, um nicht zu sagen, wie sogar unmöglich ist es, Gott ohne Bild zu denken! Aber noch niemals wurde der Einbildungskraft ein freierer Spielraum beim Denken — nicht etwa von Dichtern, sondern — von den Weltweisen selbst angewiesen, als es in unseren Tagen geschieht. Denn eine falsche Weltweisheit, die, kaum vor einem Jahrzehend entsprungen, sehr viele Anhänger bereits gesammelt hat, verschmäht jede Wahrheit, welche aus deutlich gedachten Begriffen durch strenge Schlußreihen mühsam, doch sicher hergeleitet wird; sie setzt Bilder statt der Dinge selbst; und nach den oberflächlichsten Ähnlichkeiten, die unter den Ersteren sich zeigen, beurtheilt sie die Letzteren unbedenklich. Nichtmehr Verstand, wie einst im Alterthume, nichtmehr Vernunft, wie in der neueren Zeit: Einbildungskraft, diese allein heißt ihr die oberste aus allen Geisteskräften, diejenige, die allen übrigen Gesetze vorzuschreiben hat. Bedauerungswürdig, wie es vorherzusehen war, sind die Verirrungen, in welche die Anhänger dieser Weltweisheit in Rücksicht auf Gott und göttliche Dinge geriethen; ihre Begriffe von Gott, fürwahr, nur wenig besser sind sie, als jene grobsinnlichen Vorstellungen der alten Heiden waren. Hüten Sie sich, m. F., wenn ich Sie warnen darf, sorgfältig hüten Sie sich vor diesem Abwege; betrachten Sie es als eine ausgemachte Sache, daß man der Einbildungskraft bei allem Nachdenken, besonders aber, wenn man das übersinnliche Wesen der Gottheit erforschen will, keinen zu freien Spielraum gestatten dürfe!

3. Jedoch, daß ich es aufrichtig gestehe: auch bei dem regelmäßigsten und durch wilde Sprünge der Einbildungskraft gar nicht gestörten Forschen kann man immer noch irren — bei einem Gegenstande von solcher Schwierigkeit, wie die Betrachtung Gottes. Nur dadurch, daß man sein Urtheil mit dem Urtheile Anderer vergleicht und übereinstimmig findet, kann man zur Sicherheit gelangen. Hierauf gründet sich eben die dritte Regel: wir müssen dem Urtheile des gemeinen Menschenverstandes im Betreff dessen, was Gott angeht, ein großes Gewicht beilegen. Fehlbar in seinem Urtheile bleibt der geübteste Denker, solange er noch ein Mensch

auf dieser Erde wandelt; je länger aber und je verwickelter die Reihe der Schlüße ist, durch welche er zu einer gewissen Folgerung gelangte, umdesto mehr Gefahr ist da, daß er sich irgendwo geirrt habe. Aus diesem Grunde wird kein bescheidener Mensch irgend einer seiner Meinungen ein völliges Zutrauen schenken, solange er nur noch der Einzige ist, dem es so vorkömmt, solange er seine Gedanken nicht mehreren Anderen mitgetheilt und ihre Beistimmung erhalten hat. Und wie? was wir bei Untersuchungen gerathen finden, die von unendlich minderer Wichtigkeit, auch ungleich leichter zu entscheiden sind: das sollten wir bei unseren Nachforschungen über das Wesen der Gottheit für überflüßig erachten? dort sollten wir die Meinungen Anderer mit Mühe aufsuchen: hier aber sollte es uns gleichgiltig sein, ob Andere ebenso, wie wir urtheilen, oder nicht? O, nimmermehr, m. F.! sondern wofern es uns wirklich darum zu thun ist, daß wir in unserem Begriffe über Gott nicht etwa irren; so werden wir gewiß, soviel es uns nur immer möglich ist, die Meinungen auch aller anderen Menschen, jetzt lebender sowohl, als auch jener, die vor Jahrhunderten auf dieser Erde lebten, kennen zu lernen suchen. Wir werden da freilich sehr viele Verschiedenheiten und Widersprüche finden: aber wir werden auch gewisse Stücke finden, in welchen alle Menschen auf Erden einstimmig gedacht haben; wir werden finden, daß sie beinahe durchgängig geglaubt, es müsse überhaupt irgend ein Wesen geben, welches den letzten Grund von allen übrigen enthält, dieß Wesen müsse Vernunft und Freiheit besitzen, gerecht und heilig sein, das Laster strafen und die Tugend lohnen. Diese so allgemein auf dieser Erde ausgebreitete Meinung, dieses so deutlich ausgesprochene Urtheil des menschlichen Verstandes selbst, können wir es wohl ohne Rührung vernehmen? muß es uns nicht mit einer hohen Zuversicht, daß wir nicht Irrthum, sondern Wahrheit vor uns sehen, erfüllen? kann wohl das ganze menschliche Geschlecht in einer Meinung irren, welche den sinnlichen Neigungen so mächtig widersteht, die jeder Bösewicht so gern läugnen möchte? Wenn wir auf dieses Zeugniß der ganzen Menschheit hinsehen: kann uns jetzt noch die abweichende Meinung einzelner Weltweisen beirren? die Meinung oft solcher Menschen, in deren wüstem Lebenswandel wir die natürlichste Erklärung ihres Unglaubens finden? können wir anstehen, ob wir dem ersteren oder dem letzteren Zeugnisse mehr Zutrauen schenken wollen? So wichtig also, m. F., so wohlthätig für unsere eigene Befestigung im Glauben ist die Berücksichtigung des Urtheiles, das der gemeine Menschenverstand über das Dasein Gottes und seine Eigenschaften fällt. Wer immer zweckmäßig über Gott nachdenken will, muß dieses Urtheil betrachten, und ihm unstreitig einen großen Werth einräumen.

4. Allein die Gewißheit, die wir auf diese Art von dem Dasein Gottes und den vornehmsten seiner Eigenschaften erhalten werden, sei noch so

groß: lieb und willkommen muß es uns immer sein, wenn wir durch irgend ein Mittel zu immer noch lebhafteren und anschaulicheren Überzeugungen gelangen können. Und solch' ein Mittel steht uns wirklich zu Gebote in der vierten Regel: wir sollen nicht bei bloßen Vernunftschlüßen stehen bleiben, sondern auch nachsehen, was die Erfahrung aussagt. Nichts kann wichtiger sein, als diese Vorschrift, m. F. Der Glaube an Gott, das wissen Sie bereits, soll auf das Leben wirken, soll uns Bestimmungsgrund sein bei unserem ganzen Thun und Lassen, soll uns zum Troste und zur Ermunterung in jeder Lage unseres Lebens dienen. Um dieses leisten zu können, muß dieser Gottesglaube nicht nur sehr fest und unerschütterlich sein, sondern auch eine solche Geläufigkeit muß er besitzen, daß es uns leicht fällt, ihn zu jeder Stunde und an jedem Orte zu erneuern. Aber was ist das Mittel, wodurch wir dieß Alles bewirken können? Das einzige, doch völlig hinreichende Mittel zu diesem Zwecke heißt — die Betrachtung der Welt, aller Einrichtungen und Ereignisse in ihr aus dem Gesichtspunkte der Werke Gottes. Wenn wir nämlich von dem Begriffe Gottes, daß er der letzte Grund aller Dinge sei, ausgehen: so folgt von selbst, daß wir aus der Beschaffenheit, welche die Dinge dieser Welt besitzen, auf die Beschaffenheit des Urhebers derselben, d. h., auf Gott und seine unendlichen Vollkommenheiten zurückschließen können. Was an ihm unsichtbar ist — heißt es beim Apostel — seine Macht, Weisheit und Güte: das ist, seit der Weltschöpfung an, den Geschöpfen sichtbar. Betrachten wir also diese Geschöpfe Gottes mit Aufmerksamkeit, untersuchen wir, ob und welche Spuren der Allmacht, Weisheit und Güte sie verrathen: so kann es nicht lange dauern, wir werden aus der Erfahrung selbst entscheiden können, ob jener Gott, den wir bisher nur durch Begriffe erkannt haben, wirklich vorhanden sei. Wo wir das Auge nur immer hinwenden, wo wir nur immer mit etwas aufmerksamen Blicke verweilen: da zeigen sich uns noch immer neue und bewunderungswürdige Spuren der Allmacht, Weisheit und Güte unseres Gottes. In der Bewegung, im Baue und in der Verbindung der großen Himmelskörper, so wie in jenen wunderbaren Kräften, welche die Erde und Steine, die Salze und Metalle auf dieser Erde bewohnen, in den Einrichtungen, welche die Pflanzenwelt besitzt, in jenen Instinkten und Trieben, womit die Thiere ausgerüstet sind, in den Ereignissen, die sich mit unserem menschlichen Geschlechte zutragen, ja in den Schicksalen, die wir ein Jeder in unserem eigenen Leben erfahren, in allen diesen Dingen sieht ein aufmerksamer Betrachter die unverkennbare Leitung eines höchst weisen, höchst heiligen Wesens, den Finger Gottes sieht er. Jetzt also erst entwickelt sich in ihm ein recht lebendiger und anschaulicher Begriff von dieses Gottes Dasein und seinen Eigenschaften. Zwar sprach er freilich auch schon vorhin

„es gibt einen Gott, und der ist allmächtig, allweise und allgütig": aber was war dieß mehr für ihn, als trockene Worte? Jetzt erst, nachdem er der Proben von Gottes Dasein so viele tausende mit Augen vernommen hat, jetzt ruft er mit Bedeutung aus: O Gott, wie allmächtig bist Du! Jetzt erst, nachdem er der Beispiele von Gottes Weisheit so viele durchgedacht hat, legt er den Finger an den Mund und spricht: Gott! Du bist weiser, als wir Dich begreifen können. Jetzt, nachdem er so unzähligemal gesehen, wie Alles gut und heilsam und nur zum Gebrauche der Lebendigen eingerichtet ist, glänzt eine Thräne in seinem Auge, wenn er der Güte Gottes, der unendlichen, nachdenket. Und diese lebhaften Begriffe könnte er je vergessen? erinnert ihn nicht ein jeder Gegenstand an sie? ist denn Gott ganz unsichtbar für ihn? ist er im Gegentheile nicht vielmehr das Einzige, was ihm aus allen Dingen in die Augen strahlt? denn in ihm leben und weben wir ja — wie der Apostel spricht. O, m. F., ich weiß es, daß diese Ansicht von der Natur in unseren Zeiten nicht sehr gewöhnlich ist: aber ich fühle mich durch mein Gewissen gedrungen, Ihnen dieselbe aufs nachdrücklichste anzuempfehlen. Nur bei demjenigen allein findet ein echter, lebendiger und wirksamer Gottesglaube statt, der sich aus der Betrachtung der Natur selbst von dieses Gottes Dasein und seinen unendlichen Vollkommenheiten überzeugt hat.

5. Doch wir sind Christen, wir genießen des unschätzbaren Glückes einer höheren Offenbarung. Auch das, was uns diese über das Wesen der Gottheit und seine Eigenschaften mittheilt, müssen wir also mit freudigem Danke benützen, wenn wir uns mit Recht rühmen sollen, daß wir von unserem Gott so viel, als wir nur immer vermögen, kennen zu lernen trachten. Dieses war eben die fünfte Regel, welche ich vorhin aufstellte; und wir können uns bei ihrer Erklärung desto kürzer fassen, jemehr wir bereits Verschiedenes, was sich hierher bezieht, in unserer neulichen Betrachtungsstunde berührt haben. Denn schon neulich erinnerte ich, wie uns gerade über dieß, was Gott und göttliche Verhältnisse betrifft, die eigenen Aufschlüße dieses Wesens am unentbehrlichsten wären; denn überaus schwer fällt es dem menschlichen Verstande, von diesem Wesen, dessen Unendlichkeit er einsieht, bestimmte, deutliche und zu einer sicheren Überzeugung führende Begriffe aufzufassen. Je länger er nachdachte, jener bekannte Weise des Alterthumes, je deutlicher er sich der Eingeschränktheit seines Wesens und der Unendlichkeit des göttlichen bewußt ward, umdesto weniger traute er sich, diese große Frage, was denn Gott eigentlich sei, genügend zu beantworten. Und doch auch dieses bewiesen wir neulich, doch muß dem Menschen, dem Vernünftigen, nichts willkommener sein, als nur recht viele und nur recht gewisse Kenntnisse von seinem Schöpfer zu erhalten. Mit welcher freu-

bigen Dankbarkeit müssen wir also nicht die Wohlthat der Offenbarung, die uns zu Theil geworden, nach der die Edelsten des Alterthumes sich fruchtlos sehnten, ergreifen und zu unserem Besten anwenden! mit welcher Begierde müssen wir nicht die Aufschlüße, die sie uns über das Wesen der Gottheit ertheilt, auch alle Winke und Andeutungen, die sie uns über diesen Gegenstand ertheilt, sammeln, vergleichen und entwickeln, und dazu anwenden, um den vollständigsten Begriff von Gott, der uns in dieser Lage möglich ist, zu Stande zu bringen! Dieß ist die edelste Beschäftigung, welche besonders die Weisesten aus jedem Zeitalter, sich selbst zur Freude und zum Ruhme, treiben sollten. Sie thaten dieß auch in den verfloßenen Jahrhunderten immer: und nur in unseren Tagen findet aus Gründen, welche ich Ihnen neulich angegeben habe, eine unrühmliche Ausnahme hievon statt. Aber dieß Beispiel soll Sie nicht irre führen, m. F.; es bleibt — und sollte es auch kein Einziger der stolzen Weltweisen unserer Tage eingestehen — doch wahr, daß Gottes Offenbarung den größten Dank von uns verdiene, und daß wir besonders bei unseren Forschungen über das Wesen Gottes ihrer Belehrung nicht entbehren können.

6. Doch das ist freilich wahr, auch der vollständigste Begriff, den wir von diesem Wesen Gottes durch ihre Hilfe uns zusammensetzen könnten — er würde uns nicht das Geringste nützen, wenn wir es nicht zu einer unverbrüchlichen Regel bei uns erheben: von Allem, was wir von Gott erlernen, die Anwendung auf uns selbst und unseren Lebenswandel zu machen. Dieß ist eben die letzte Regel, zu deren Annahme ich Sie zu bewegen wünsche. Ich glaube es nicht kräftiger thun zu können, als durch die Worte der Schrift (Jak. 2, 19.): Du rühmst dich des Glaubens an einen Gott, und du thust wohl daran: doch wisse, auch jene Teufel erkennen Gott — allein sie zittern vor ihm. Entnehme denn Jeder hieraus, daß nicht der Glaube, sondern die Werke selig machen. Der Glaube ohne Werke, d. h., eine richtige Erkenntniß Gottes, die aber von keinem ihr angemessenen Lebenswandel begleitet wird, ist todt und unfruchtbar, und gereicht dir nur zur Vermehrung deiner Strafen. Denn wer ohne Kenntniß des Gesetzes sündigte, der wird auch ohne Kenntniß des Gesetzes gerichtet werden: wer aber das Gesetz kannte und dennoch sündigte, der wird auch nach dem Ausspruche des Gesetzes schärfere Strafen erfahren. Anders, m. F., läßt es sich auch gar nicht denken. Also gewiß unsere eigene Strafwürdigkeit würden wir thörichter Weise vermehren, wenn wir durch unser Nachdenken über Gott zwar unsere Begriffe von diesem Wesen jelänger jemehr vervollkommneten, aber davon gar keine Anwendung auf unseren Lebenswandel machten. Im Gegentheile aber wie glücklich werden wir nicht sein, wenn unsere Erkenntniß Gottes keine unfruchtbare ist, wenn eine jede

neue Ansicht, die wir von Gott erhalten, auf unser Leben übergeht, in unseren Handlungen sich ausspricht! Dann, m. F., werden wir mit jedem Tage zunehmen an innerer Vollkommenheit und Güte, mit jedem Tage werden wir zufriedener mit allen Einrichtungen werden, die uns in dieser Welt umgeben; nicht nur zufriedener werden wir mit ihnen sein, sondern freuen werden wir uns derselben und unsere Lust in ihrer Betrachtung finden. Auch alle Schicksale, die uns hier treffen, auch selbst die unangenehmsten, werden wir dennoch mit heiterem Sinne ertragen, und in der festesten Überzeugung, daß sie zu unserem Besten sind, zu unserem Besten auch wirklich anzuwenden wissen. Ohne zu zagen, werden wir den Blick in die Zukunft richten; was es auch immer sei, das unser noch in der Zukunft wartet — wir wissen mit Sicherheit, daß es nichts Schlimmes sei; denn denen — so lautet die Versicherung des Wortes Gottes selbst — denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zu ihrem Besten dienen. Nur unser Gottesglaube also, nur er allein, wird uns denn über Alles erheben, zu Allem fähig machen, wird unser Glück hier zeitlich und dort ewig gründen. Alle Güter der Erde — so werden wir mit dem Apostel sprechen — und alle Wissenschaft, ich achte sie für Nichts, ein eitel Nichts im Vergleiche mit der erhabenen Kenntniß Gottes, die ich habe durch Jesum Christum! Amen.

XXX.

Von der Kunst, Gott überall zu finden.

(Gehalten am Feste der Opferung Mariens, im J. 1813.)

Luk. 2, 22—32.

Eingang.

Nichts Widersprechendes liegt in der Behauptung, m. F., daß unser menschliches Geschlecht in einem steten Fortschritte begriffen sei, und doch in einigen einzelnen Stücken auf eine Zeit zuweilen rückwärts gehe. Es ist oft sehr begreiflich und war wirklich schon im voraus zu erwarten, daß ein gewisser Fortschritt, den wir in Einem Stücke gethan, in einigen anderen uns zunächst rückgängig machen, im Ganzen aber dem Ziele der Vollkommenheit uns doch bedeutend näher bringen werde. Klagen wir also, wie

wir das öfters thun, über gewiße Rückschritte in der Vollkommenheit, die unser Zeitalter gethan, behaupten wir, daß es in diesem und jenem Stücke sich von der Vorwelt schimpflich übertreffen lasse; so wollen wir hiemit doch keineswegs das Fortschreiten unseres Geschlechtes im Ganzen läugnen. Ist das Zeitalter, in dem wir leben, in einigen Stücken stehen geblieben oder gar rückwärts gegangen; so gibt es dagegen auch viele andere Stücke, in denen es unläugbar fortgeschritten ist. Eine recht unparteiische Untersuchung würde zeigen, daß die Summe der Fortschritte größer, als die der Rückschritte sei. Daß aber in Stunden, die der Erbauung gewidmet sind, die Aufmerksamkeit des Geistes meistens nur immer auf die Rückschritte hingerichtet werde, um von den Mitteln zu ihrer Verbesserung zu sprechen, kann Niemanden auffallend sein. Auch heute, m. F., bin ich gesonnen, aus der Veranlassung, die unser Evangelium mir gibt, von einem solchen Rückschritte zu sprechen; es ist der wichtige, den unser Zeitalter in der Weisheit, Gott überall zu finden, sich hat zu Schulden kommen lassen. In unserem Texte sehen wir eine sehr ehrwürdige Gesellschaft von Personen sich versammeln, welche die wichtige Kunst, Gott überall zu finden, aufs vollkommenste verstehen und in Ausübung bringen. Wie gut Maria und Joseph diese Kunst verstanden, davon zeugt uns ihr ganzer Lebenswandel; in allen Ereignissen, von welcher Beschaffenheit sie immer sein mochten, sahen sie die Hand der Fürsehung, und selbst aus seinen Träumen wußte der fromme Nährvater unseres Herrn den Willen Gottes zu entziffern. Von Simeon aber und Anna, der Prophetin, heißt es in unserem Texte ausdrücklich, daß sie verschiedenen Eingebungen des Geistes Gottes gewürdiget worden wären. Wie gut also mußten sie nicht die Weisheit, Gott am gehörigen Orte zu finden, inne haben! Simeon hatte, wie es unser Text erzählt, vom heiligen Geiste selbst die Versicherung empfangen, daß er nicht eher sterben werde, als bis er den Gesalbten des Herrn gesehen. Und von der Prophetin Anna wird gesagt: auch sie erkannte Jesum und weissagte von ihm — vor Allen, welche der Rettung Israels gläubig entgegensahen. Diese letzten Worte beweisen uns zugleich, daß jene vier Personen noch nicht die Einzigen in ihrem Lande waren, welche die Kunst, Gott überall zu finden, inne hatten. Auch tausend andere Menschen theilten gemeinschaftlich mit ihnen die frohe Überzeugung, daß es den Menschen gar nichts Unmögliches sei, Beides, die Eigenschaften sowohl als auch den Willen des Schöpfers, aus seinen Werken zu erkennen. Daher die Aufmerksamkeit, mit der sie vernahmen, was jene Ersteren ihnen als den erkannten Rathschluß der Gottheit vortrugen. Und wie damals, m. F., so glaubte man auch in allen Zeitaltern an eine Möglichkeit, den Willen des Schöpfers aus seinen Werken zu erkennen, ob ich gleich zugeben muß, daß man den Willen Desselben oft sehr verkehrt auslegte. Nur unser neuestes Zeitalter macht eine traurige

Ausnahme in diesem Stücke; es schämt sich, Gott in seinen Werken anzuerkennen; ja es bezweifelt sogar die Möglichkeit dieses Geschäftes. Es mag sich ereignen, was da will: nie hören wir die Menschen unserer Zeit — ich meine diejenigen, die auf Bildung Anspruch machen — gestehen, hier sei der Finger Gottes sichtbar geworden, das habe Er gethan, bei dieser Gelegenheit habe es sich gezeigt, daß ein Gott lebt im Himmel, der alles Gute fördert und allem Bösen steuert, dieß sei Belohnung und jenes Strafe Gottes. Ach, es ist wahrlich nicht gut, m. F., daß es bis dahin gekommen ist, daß wir die wichtige Kunst, Gott in der Welt zu finden, so ganz verlernt haben. Wenn wir die Äußerung des Apostels hierüber hören, so ist es der vornehmste Zweck der Einführung des Christenthumes: Gott überall finden zu lernen. Durch eine bestimmte Zeit hindurch, spricht der Apostel in jener Rede zu Athen, überließ Gott die Völker sich selbst, ob sie vielleicht von selbst auf ihn kommen und ihn finden würden, da er ja doch nicht weit von einem Jeglichen aus uns ist; sie fanden ihn nicht, Gott aber vergibt diesen Zeiten der Unwissenheit, und kündiget nun erst allen Menschen Buße und Sinnesänderung an. So wichtig ist es also, daß wir die Kunst, Gott überall zu finden, kennen lernen. Lassen sie uns gegenwärtige Gelegenheit dazu benützen! Gerade heute feiern wir den Tag, an welchem Derjenige, der Gott in sichtbarer Gestalt war, von Menschen sich auffinden ließ, die ihn bisher noch nie gesehen hatten. Möchte es Ihm denn gefallen, sich auch noch jetzt von uns in seinen Werken finden zu lassen!

Abhandlung.

Vor allem Anderen, m. F., müssen wir genauer festsetzen, wie wir die Redensart „Gott überall finden" hier verstehen. Denn allerdings lassen sich diese Worte in einem Sinne nehmen, in welchem es ungereimt ist, das Dasein einer solchen Kunst zu glauben. Wenn der Ausdruck, Gott finden, soviel bedeuten soll, als Ihn selbst, den Übersinnlichen, mit diesen Sinnen wahrnehmen, eine Empfindung erhalten, deren nicht mittel- sondern unmittelbare Ursache Er, der Unendliche, ist: so ist es freilich nicht möglich, Gott jemals irgendwo zu finden. Was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, ist eben darum auch nur etwas Sinnliches; was unser Aug und Ohr umfaßt, das muß sehr endlich und eingeschränkt sein, es ist nicht Gott, sondern nur Gottes Werk. Aber auch das heißt noch nicht, Gott finden, wo man gefunden hat und weiß, daß er die Ursache, die nähere oder entferntere, einer gewissen Erscheinung sei; denn dieß gilt ja von einer jeden Erscheinung ganz ohne Ausnahme; und es bedarf wahrlich nicht viel, es bedarf nur eines recht deutlich gedachten Begriffes von dem, was Gott genannt wird,

um sich zu der Überzeugung zu erheben, daß Alles, was wir in der Welt antreffen, durch seine Wirkung bestehe, sein Werk zu nennen sei. Verständen wir also unter der Kunst, Gott überall zu finden, nicht mehr, als diese Überzeugung: dann wäre sie wirklich sehr bald erlernt, diese Kunst, oder besser zu sagen, sie würde den Namen einer Kunst gar nicht verdienen. Wir also, wenn wir von Jemanden sagen, er habe Gott hier oder da gefunden: so wollen wir sagen, er sei bei der Betrachtung eines gewissen Ereignisses inne geworden, nicht nur, daß dieses Ereigniß von Gott herrühre, sondern auch, welche bestimmte Absicht Gott bei der Hervorbringung desselben habe. Wer nach reiflicher Betrachtung eines gewissen Ereignisses mit Überzeugung erkennt, daß Gott, der Allweise, bei seiner Anordnung desselben nebst manchen anderen Absichten, die er sich gern nicht zu wissen bescheidet, gewiß auch diese Eine habe; wer, ohne zu zweifeln, schließt „durch dieß Ereigniß belehrt mich Gott, daß ich dieß thun oder jenes lassen soll, mir ist sein Wille offenbar geworden“: der ist's, von dem wir sagen, er habe Gott in dem Ereignisse gefunden. Und wer die Fertigkeit besitzt, diesen Gott oft und an so vielen Orten, als es für Menschen thunlich ist, zu finden: dem legen wir die Kunst, die wir heute lernen wollen, bei. Bedarf es mehr, m. F., als dieses bloßen Begriffes derselben, um einzusehen, daß sie von höchster Wichtigkeit sei? um schon begierig zu werden, sich in die nähere Kenntniß derselben zu versetzen? Aber vielleicht ist die Ausübung dieser Kunst nicht einmal möglich für die Menschen? Dieser Zweifel wird sich von selbst beheben, wenn wir die Art und Weise, wie diese Kunst geübt wird, näher beschreiben. Es gibt der Grundsätze, auf welchen sie beruht, vornehmlich vier: jede unläugbar wohlthätige Folge, die wir aus einem gewissen Ereignisse hervorgehen sehen, berechtigt uns zu der Annahme, daß unter anderen Absichten, die Gott bei Anwendung jenes Ereignisses gehabt, auch die Hervorbringung dieser Folge begriffen sei; und diese Annahme wird umso sicherer und wir können schließen, daß die Erzeugung dieser Folge wirklich die vornehmste Absicht Gottes bei Anordnung jenes Ereignisses gewesen sein müsse, wenn sich sehr viele Umstände vereinigen mußten, um sie hervorzubringen; jede Gelegenheit zum Guten, die sich uns darbeut, berechtiget uns zu der Behauptung, daß Gott nur darum uns in dieselbe versetzt habe, damit wir dieß Gute auch wirklich thun; und diese Behauptung ist umso gewißer, und unsere Pflicht, das Gute auszuüben, umso größer, je zahlreicher die Menge der Umstände ist, die sich vereinigen mußten, um jene Gelegenheit zu erzeugen. Die nähere Erläuterung wird diese Wahrheiten zur Überzeugung bringen.

1. Sehr viele Streitigkeiten wären vermieden worden, m. F., wenn man den Willen Gottes von seinen Absichten immer gehörig unterschieden hätte.

Denn Alles, was immer in dieser Welt geschieht, erfolgt wohl freilich dem Willen Gottes gemäß, und wider seinen Willen wird auch kein Haar gekrümmt: aber nicht Alles, was in der Welt geschieht, ist auch, an und für sich betrachtet, des Heiligen Absichten gemäß, deren Beförderung sich Gott in der Welt vorgesetzt hat; Manches ist diesen Absichten, an und für sich betrachtet, offenbar zuwider, und es wird nur darum von ihm gewollt und zugelassen, weil die Verhinderung desselben ein noch viel größeres Übel wäre, weil es in dem Zusammenhange des Ganzen nöthig ist. Was also schlimme und an sich nachtheilige Folgen eines Ereignißes sind, von diesen sagen wir keineswegs, daß sie von Gott beabsichtiget seien: von jeder guten, von jeder wohlthätigen Folge aber, die ein gewisses Ereigniß mit sich führt, können wir allerdings behaupten, auch sie sei Eine von jenen Absichten gewesen, die Gott zur Anordnung dieses Ereignißes bestimmt haben. Nur eines richtigen Begriffes von Gottes Weltregierung bedarf es, um dieses einzusehen. Denn, sagen Sie selbst, m. F.: ob Gott die Welt auf eine, seiner unendlichen Vollkommenheit würdige Art regieren würde, wenn er von jedem Ereigniße, das sich in ihr ergibt, nicht wüßte, daß es sich ergibt, und wenn er nicht alle gute und schlimme Folgen desselben, und sollten sie sich auch in die Ewigkeit erstrecken, nicht vollständig übersähe? kann eine einzige derselben von ihm vergessen werden, ohne daß er aufhörte, der Allwissende zu sein? und wenn er sie alle weiß, diese Folgen: welche derselben können ihm wohl zu dem Entschluße bestimmt haben, dieses Ereigniß anzuordnen? Hier nur zu fragen, ob ihn die schlimmen Folgen bestimmen konnten, wäre schon eine Gotteslästerung. Unläugbar ist es also: nur guter Folgen wegen beschließt Gott Alles, was er in der Welt beschließt; aber nicht bloß um einiger, sondern um aller guten Folgen wegen, welche ein Gegenstand hervorbringt, wird er von Gott beschloßen; denn alle kennt Gott und alle billigt er, und nur in dem Inbegriffe aller liegt der vollständige Beweggrund, der Gottes Willen bestimmt, sein allmächtiges „Werde" über den Gegenstand auszusprechen. Bemerken wir also an einem gewißen Ereigniße irgend eine auch noch so unbedeutende, unläugbar wohlthätige Folge: so sei es immerhin, daß dieß Ereigniß noch viele andere, vielleicht weit wichtigere Folgen, die wir nicht kennen, habe — es bleibt doch allemal wahr, daß unter den Beweggründen, welche den göttlichen Willen bestimmten, dieses Ereigniß anzuordnen, sich auch die wohlthätige Folge, die wir bemerken, vorgefunden habe; wir dürfen immer sagen, Gott habe das Ereigniß unter andern auch deßhalb herbeigeführt, um diese wohlthätige Folge zu erzeugen. Habe ich hier richtig geschloßen, m. F., habe ich Sie überzeugt: wohlan, so lassen Sie sich

nicht wieder abbringen von der erkannten Wahrheit, denken und handeln Sie in Zukunft immer nach derselben, wieauch die Sitte des Zeitalters dagegen abstechen mag! So oft sich irgend ein Ereigniß zuträgt, aus welchem Sie selbst oder andere Menschen einen unläugbaren Vortheil schöpfen — mag dieß Ereigniß nach dem nothwendigen Laufe der Dinge, oder durch das, was man Zufall nennt, mag es durch Ihre eigene Thätigkeit, oder durch Anderer Vermittelung herbeigeführt sein: nichts halte Sie ab, Gott in demselben zu finden, nichts halte Sie ab, mit lautem Danke gegen Gott zu bekennen, daß er dieses Ereigniß mitunter auch darum herbeigeführt habe, um Sie mit dieser Wohlthat zu betheilen!

2. Aber noch mehr, m. F.; *wenn Sie bei einer genaueren Untersuchung bemerken, daß die Erscheinung dieses wohlthätigen Erfolges nur durch die Vereinigung sehr vieler Umstände bewirket worden sei, die auch ganz anders hätten eintreten können: dann sind Sie berechtiget, zu sagen, daß dieser wohlthätige Erfolg nicht nur eine aus vielen anderen, sondern höchst wahrscheinlicher Weise gerade die vornehmste aus allen Absichten sei, die Gott bei Anordnung jenes Ereignißes gehabt.* Dieses ist eben die zweite Wahrheit, welche ich vorhin aufgestellt habe. Wer die nächstvorhergehende Wahrheit erkannt hat, wird keine Schwierigkeit finden, auch diese zuzugeben. Denn was kann einleuchtender sein, als daß ein jeder Zweck, den der Unendliche vorhat, umdesto wichtiger ein müsse, je mehrere Anstalten wir ihn zu seiner Erreichung im Weltall treffen sehen? wäre er weise, wenn er anders verführe, wenn er um eines minder wichtigen Zweckes wegen mehr, als um des wichtigeren thäte, wenn er viele Zurüstungen träfe, um einen unbedeutenden Erfolg hervorzubringen, und zur Hervorbringung eines viel wichtigeren nichts aufopfern wollte? Es ist zwar nicht zu läugnen, m. F., daß wir über die Menge der Zurüstungen, welche Gott zur Erzeugung eines gewißen Erfolges getroffen oder nicht getroffen hat, kein völlig sicheres Urtheil fällen können, weil wir nicht Alles zu überschauen vermögen, und weil wir den inneren Zusammenhang der Dinge, und wie Eines ins Andere greift, sehr wenig zu beurtheilen wissen. Aber hieraus folgt nichts, als, daß wir unser Urtheil nie mit Gewißheit, sondern nur mit bescheidener Wahrscheinlichkeit abfassen sollen. Wenn wir der Umstände sehr viele wahrnehmen, deren allem Anscheine nach keiner ausbleiben durfte, wenn der wohlthätige Erfolg nicht gleichfalls aufgehoben werden sollte; wenn wir gar keine Gründe haben, zu vermuthen, daß die Verbindung aller dieser Umstände ein Werk der Nothwendigkeit sei; wenn wir sie jeden schon öfters einzeln oder in Verbindung von ganz anderer Art gefunden haben: können wir da der Vermuthung

wehren, die sich uns unwillkürlich aufdringt, Gott habe sich die Hervorbringung dieses Erfolges doch ganz besonders angelegen sein lassen, er müsse in seinen Augen eine sehr hohe Wichtigkeit besitzen? Bleibt dieß gleich immer nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß: so ist er uns doch so natürlich, daß wir unsere Vernunft verläugnen müßten, wenn wir ihn unterlassen sollten. Urtheilen wir nicht in tausend anderen Fällen auf eine ganz ähnliche Weise? ist es nicht namentlich bei allen Urtheilen, welche wir über die Natur und ihre Kräfte aussprechen, der Fall, daß wir nur nach demjenigen, was in die Sinne fällt, entscheiden, ob wir gleich nicht in Abrede stellen können, daß es auch Kräfte gebe, die, unbemerkt von unseren Augen, wirken? sind unsere Urtheile nicht dennoch richtig, werden sie nicht durch tausenderlei Versuche gerechtfertiget und bestätiget? Hinweg also mit jenen übertriebenen Besorgnißen, die nicht die Liebe zur Wahrheit, sondern der Sonderlingsgeist eingibt! Wir bleiben dabei, was alle früheren Zeitalter bis auf das jetzige geglaubt: wenn irgend ein guter, unläugbar heilsamer Erfolg nur durch Vereinigung sehr vieler Umstände hervorgeht, die alle zufällig scheinen; so ist es die Hand der Fürsehung, die sich hier offenbart, Gott hat bei der Herbeiführung dieses Erfolges jene wohlthätige Wirkung desselben, wo nicht ganz einzig und allein, doch sicher zu seinem vornehmsten Zwecke. Dieß sollten wir wissen, m. F. — und sollten nicht mit der größten Begierde Anwendung von dieser Wahrheit machen, und nicht, so oft es uns gelingt, tiefere Blicke in das Geheimniß der göttlichen Pläne und Absichten zu werfen, anbetend niederknieen vor dem Unendlichen? Du lagst krank darnieder, und keiner von deinen Ärzten wußte ein Mittel zu deiner Rettung; plötzlich vereinigen sich eine Menge ganz zufälliger Ereigniße, die dir den Mann zuführen, der dich zu retten versteht: wolltest du anstehen, zu sagen, daß Gott, ja Gott selbst dir ihn zugeführt? O, dann verdientest du nicht, daß du gerettet worden bist! Du warst aus Vorurtheil ganz abgeneigt von der Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft; ein sonderbarer Zufall zwingt dich, die ersten Anfangsgründe derselben wider Willen zu lernen, du findest Geschmack an ihr, verlegst dich ernstlicher auf sie, machst gute Fortschritte, und hast den größten Theil deiner Bildung und deines Lebensglückes gerade dieser, einst von dir so gehaßten Kunst zu verdanken: ist es ein Zweifel, daß Gott jenen Zufall, nur um dein Glück zu gründen, herbeigeführt habe? Und wenn du solcher Zufälle in deinem Leben mehrere gewahr wirst; wenn eine aufmerksame Betrachtung deines Lebenslaufes dir zeigt, daß du aus mehr als Einer Gefahr, die deinem Leben, deiner Gesundheit, der Unschuld deines Herzens droheten, durch ein ganz zufälliges Ereigniß errettet worden bist; daß mehr als Eine wichtige Veränderung, welche den wohlthätigsten Einfluß auf die Bildung deines Charakters, auf dein ganzes Lebensglück

hatte, durch die zufälligsten Ereigniße herbeigeführt worden ist: mußt du nicht eben hierin den sichersten Beweis des Daseins eines Gottes finden, der auch für dich, dich Unbedeutenden, mit väterlicher Liebe fürsorgt? mußt du nicht Dankbarkeit und Gegenliebe für diesen Gott empfinden, der so viel angeordnet hat in dieser Welt, so viele Umstände verflochten hat, um auch dich glücklich zu machen? Was ich hier sage, m. F., geht einen Jeden aus uns an; wir Alle werden in unseren Lebensgeschichten, wenn wir nur suchen wollen, die unverkennbarsten Spuren einer göttlichen Fürsehung, die auch über uns wachet, entdecken.

3. Wie wichtig ist es also schon um dieses Grundes willen, daß wir die Kunst, Gott in den Ereignißen der Welt zu finden, ausüben! Gleichwohl um noch Vieles wichtiger ist die Anwendung dieser Kunst, wo wir sie zur Entzifferung desjenigen, was Gott durch uns selbst ausgeführt wissen will, benützen. Hierüber belehrt uns nun eben der dritte Grundsatz: jede Gelegenheit zum Guten, die sich uns darbeut, berechtigt uns zu dem Schluße, daß Gott nur darum uns in dieselbe geführt habe, damit wir dieß Gute in Ausübung bringen. Es wird nicht viel brauchen, um jeden Unbefangenen von dieser Wahrheit zu überzeugen. Daß die Ausübung jedes Guten, wozu wir Gelegenheit haben, schon darum Pflicht für uns sei, hat noch kein Denkender bestritten. Wer das Gute weiß, und es nicht thut — so lautet die Entscheidung des Wortes Gottes selbst — dem ist es Sünde. Wenn es nun unsere Pflicht ist, Alles das Gute, zu dem wir Gelegenheit haben, zu thun: wie könnten wir zweifeln, ob es auch Gottes Absichten gemäß sei, es zu thun? wissen wir nicht, daß seine Absichten alle nur eben darauf hinausgehen, die möglichst größte Menge des Guten in der Welt wirklich zu machen? Und hieraus folgt noch mehr: es ist nicht nur seinen erhabenen Absichten gemäß, wenn wir dieß Gute thun; sondern er hat uns gewiß in unsere gegenwärtigen Verhältniße unter andern auch aus dem Grunde versetzt, damit wir diese günstige Gelegenheit, Gutes zu thun, erhielten. Denn wie? ist denn Gelegenheit, etwas Gutes zu thun, nicht schon auch an sich etwas Gutes? liegt es nicht bloß an uns, daß wir sie wirklich benützen und so die herrlichsten Verdienste uns erwerben? Haben wir aber nicht schon vorhin gezeigt, daß Alles, was immer gut und ersprießlich ist, von Gott nicht bloß zulaßungsweise, sondern mit Absicht herbeigeführt werde? können wir also zweifeln, daß er auch jede Gelegenheit zum Guten, die er uns schickt, absichtlich angeordnet habe? Wohl uns, daß wir dieß wissen, m. F.! So werden wir denn von jetzt an, so oft wir die Gelegenheit zu etwas Gutem zu haben glauben, nur das recht untersuchen, ob unser Vorhaben auch unläugbar gut und löblich ist; und wenn wir uns hievon überzeugt haben, dann wer-

ben wir nicht ferner zweifeln, daß es der bestimmteste Wille Gottes sei, daß wir es ausführen sollen. Denn eben dazu, werden wir sprechen, nur eben dazu hat Gott uns in diese günstige Gelegenheit geführt; nur weil er wollte, daß wir dieß Gute wirklich thuen, hat er den Lauf der Dinge dergestalt gelenkt, daß es uns heute möglich wird, daran zu denken. Versündigen also würden wir uns an Ihm selbst, wenn wir es gleichwohl unterließen, wenn wir die herrliche Gelegenheit, uns ein Verdienst zu erwerben, die er nur uns zum Besten herbeigeführt hat, nutzlos vorüber streichen ließen. Wären wir nicht der größten Strafe werth, besonders dann, wenn er vielleicht nur durch viele Zurüstungen zu Stande gebracht, was wir nun unbenützt lassen?

4. Doch dieß leitet mich schon auf die letzte Wahrheit, die ich noch mit Wenigem zu erläutern habe. Unsere Verpflichtung, eine gewiße Gelegenheit zum Guten zu benützen, wird in dem Maße größer, als die Menge der Umstände wächst, die sich vereinigen mußten, um ihr das Dasein zu geben. Wir haben schon vorhin gestanden, m. F., daß uns kein völlig sicheres Urtheil über die Menge der Zubereitungen, die Gott zu einem gewißen Zwecke getroffen hat, zustehe: nichts destoweniger dürfen und sollen wir doch nach dem, was unser Auge bemerkt, ein Urtheil der Wahrscheinlichkeit hierüber fällen. Erblicken wir also eine Gelegenheit, etwas sehr Gutes und Gemeinnütziges in Ausführung zu bringen; zeigt eine nähere Betrachtung uns, daß sich sehr viele Umstände, die auch ganz anders hätten eintreten können, sinnvoll vereinigen mußten, um diese Gelegenheit hervorzubringen: was ist natürlicher, als der Schluß, Gott habe in der That so viele Zubereitungen getroffen, um diese günstige Gelegenheit für uns herbeizuführen, es müsse ihm überaus viel daran gelegen sein, er habe wohl manchen anderen Zweck dem Zwecke der Hervorbringung dieser Gelegenheit geopfert? Ist es uns aber natürlich, so zu schließen; so ziehen wir auch schon von selbst uns diese Lehre aus dem Schluße: wir seien also gewiß aufs strengste verpflichtet, diese Gelegenheit dazu, wozu sie uns Gott gegeben hat, auch wirklich zu benützen, es werde uns, wenn wir dieß unterlassen, die schärfste Ahndung treffen, weil wir den Zweck vereiteln, den Gott mit Aufopferung so vieler anderer betrieb. Und — was sehr merkwürdig ist, m. F. — wenn unser erster Schluß nur auf Wahrscheinlichkeitsgründen beruht, so hat der letztere doch völlige Gewißheit. Denn sei es an sich wahr oder falsch, daß Gott uns jene günstige Gelegenheit zum Guten nur durch Aufopferung sehr vieler anderer Zwecke verschafft habe: soviel ist doch gewiß — wir setzen uns der äußersten Verantwortung aus, wenn wir sie nicht benützen; denn nicht darnach, wie eine Sache an sich selbst beschaffen war, sondern nur darnach, wie sie uns erschien, werden wir

gerichtet. Also bloß darum, weil eine Gelegenheit uns durch sehr viele Umstände herbeigeführt scheint, bloß darum ist es auch schon gewiß, daß wir die strengste Verpflichtung, sie zu benützen, auf uns haben. Lassen wir uns also dieß gesagt sein, m. F., für unser ganzes Leben! Es werden sich uns gewiß in dem Verlaufe desselben manche vortreffliche Gelegenheiten, etwas sehr Gutes und Gemeinnütziges zu üben, darbieten. Sehen wir es jederzeit für unsere Pflicht an, solchen Gelegenheiten zu folgen! Aber ganz vornehmlich glauben wir uns zu ihrer Benützung vom Himmel selbst aufgefordert, wenn wir mit frohem Erstaunen bemerken, wie viele Umstände sich gerade dießmal vereinigt haben, um uns die Ausführung jenes guten Endzweckes möglich zu machen; erkennen wir in diesem glücklichen Zusammentreffen den Finger Gottes, der uns zuwinkt; betrachten wir diese Vereinigung aller Verhältniße, welche zur Ausführung jenes Zweckes gehören, als den bestimmtesten Ruf, der uns nur immer von Oben kommen kann, jetzt ungesäumt zu thun, was die Gelegenheit mit sich bringt! Denn nicht in sichtbarer Gestalt pflegt Gott den Menschen je zu erscheinen, um sie zur Ausführung erhabener Zwecke zu berufen: sondern so Viele sich von Gott berufen hielten, Großes und Edles auszuführen, so Viele erkannten diesen Beruf nur aus der günstigen Gelegenheit, die in der Außenwelt sich vorfand, und aus der inneren Kraft, die sie in ihrem Busen fühlten. Möge uns Gott die Eine sowohl als die Andere geben zu seiner Zeit, nach seinem Wohlgefallen! Amen.

XXXI.

Von der Dreieinigkeitslehre.

(Gehalten am Dreieinigkeitsfeste, im Jahre 1819.)

Matth. 28 16—20

Eingang.

Wenn wir mit Recht glauben, m. F., daß keines der Worte, die aus dem Munde Jesu geflossen und durch ein eigenes Geschenk der Vorsehung bis auf unsere Zeiten gekommen, ohne Versündigung geringgeschätzt oder vergessen werden könne: so finden wir gewiß um soviel merkwürdiger die Worte unseres Herrn, die ich jetzt eben vorgelesen habe, die Worte, die seine

letzten waren, die er schon im Begriffe, sich gen Himmel aufzuschwingen, an seine irdischen Freunde, wie auch an seine spätesten irdischen Anhänger gerichtet. Je wichtiger aber wir diese Worte finden, umdesto unangenehmer ist vielleicht Manchem der Umstand, daß selbst in einer so kurzen Rede noch eine Äußerung vorkömmt, bei der wir, bloß unserer eigenen Vernunft überlassen, schwerlich je mit Gewißheit werden ausmachen können, in welchem Sinne sie unser göttliche Lehrer genommen — ich meine den Befehl, den wir in unserem Texte lesen: auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu taufen. Denn wirklich hält es sehr schwer, zu entscheiden, und wird durch die Menge der verschiedenen Meinungen, welche die Gelehrten darüber aufgestellt haben, nur noch zweifelhafter gemacht, was unser Herr unter den Namen des Vaters, des Sohnes und Geistes verstand. Allein wie glücklich wird nicht das Peinliche, das dieser Zustand der Ungewißheit in einer so wichtigen Sache erzeugt, durch die Belehrung gehoben, die uns die katholische Kirche hierüber ertheilt! Denn in der Lehre vom Dreieinigen, in dieser Hauptlehre des ganzen katholisch-christlichen Lehrbegriffes, wird uns mit der gewünschtesten Ausführlichkeit erklärt, wen jene heilige Namen bezeichnen, und wasfür Eigenschaften dem Vater sowohl, als dem Sohne und dem Geiste zukommen. Alles, was uns in dieser Lehre gesagt wird, m. F., Alles bis auf die kleinsten Umstände ist so der Vernunft gemäß, so den Bedürfnissen des Herzens zusagend, daß ich mit der bestimmtesten Zuversicht behaupte: die größten Weltweisen — würden wir ihnen heute die Aufgabe machen, eine Lehre von Gott zu ersinnen, die noch zuträglicher für die Menschen wäre — müßten nach tausend Versuchen mit Beschämung eingestehen, daß sie nichts Besseres wissen, als die katholische Lehre von Gott, dem Dreieinigen. Daher ist es denn gar nicht zu wundern, wenn die Vorsteher unserer Kirche schon vor Jahrhunderten geglaubt, es zieme sich wohl, Gott eigens zu danken für die Wohlthat, die er uns Christen durch die Mittheilung dieser Lehre, durch eine so freundliche Offenbarung über sein eigenes geheimnißvolles, noch keiner früheren Zeit enthülltes Dasein erwiesen. Damit dieser Dank auf eine *öffentliche* und gemeinschaftliche Art gefeiert werden könnte, wurde ein eigener Tag im Jahre zu diesem Zwecke erkoren. O, hätte wohl Jemand aus diesen frommen Männern, die ihre Ergötzung an der Betrachtung des Dreieinigen fanden, sich einfallen lassen, daß eine Zeit kommen werde, wo ein beträchtlicher Theil der Christen und zwar gerade solcher, die als Gelehrte den Werth jeder Wahrheit am deutlichsten einsehen sollten, den lauten Wunsch äußern würde: daß man die Lehre vom Dreieinigen aus dem Verzeichnisse der christlichen Lehren nur lieber ausstreichen möchte? Welch ein empörendes Ver-

langen, m. F.! Hieße dieß etwas Anderes, als das ganze Christenthum selbst umstoßen? oder ist die Lehre vom Dreieinigen nicht die Grundlage von allen übrigen Lehren? Und was doch, was hat man ihr auszusetzen? was ist es Anderes, als elender Mißverstand, der umso sträflicher ist, wenn sich Gelehrte ihn zu Schulden kommen lassen? Nur einer gehörigen Auffassung dieser Lehre bedarf es: und alle Widersprüche, die man in ihr zu finden glaubt, sind verschwunden, sie steht gerechtfertigt da. Obwohl ich nun annehmen kann, m. F., daß sehr Viele aus Ihnen den rechten Sinn dieser Lehre schon kennen; so kann ich doch nicht dem Drange widerstehen, bei der Betrachtung derselben heute ausschließlich zu verweilen. Die Behauptung, die ich mir vorhin erlaubte, daß kein Weltweiser, wenn er die Aufgabe erhielte, eine Lehre von Gott willkürlich auszusinnen, eine zweckmäßigere erdichten könnte, als unsere christkatholische Dreieinigkeitslehre: diese Behauptung will ich, so gut es in einer Stunde geschehen kann, zu beweisen suchen. Wie kurz ich mich da auch werde fassen müssen; so hoffe ich doch einem Jeden aus Ihnen Veranlaßung zu mancher neuen, bisher noch nicht von ihm gemachten Bemerkung zu geben. Möchte dieß wirklich erfolgen, möchte die Lehre vom Dreieinigen Jedem, dem sie bisher ein Stein des Anstoßes gewesen war, heute es zu sein aufhören; möchten vielmehr wir Alle ihren hohen Werth lebendiger einsehen lernen, und diese Einsicht auch unter Anderen auszubreiten beschließen!

Abhandlung.

Wenn ein Begriff von Gott gegeben werden sollte, der eine größere Wirksamkeit hätte, als jener, dessen Wahrheit die natürliche Religion erweist; so kann dieß nur dadurch geschehen, daß er ausführlicher sei. Er darf nichts von demjenigen, was wir durch bloße Vernunft schon erkennen, verwerfen; sondern er muß noch etwas Mehreres hinzuthun. Durch diese größere Ausführlichkeit wird der Gedanke an Gott zugleich uns wichtiger werden, und die Erinnerung an ihn wird durch die vermehrte Anzahl der Berührungspunkte erleichtert. Soll dieser Begriff von Gott so wohlthätig sein, als es nur möglich ist; so muß er nicht bloß auf unseren Verstand, sondern auch auf unser Empfindungs- und Begehrungsvermögen wirken, und deßhalb manche, von einem sinnlichen Gegenstande entlehnte Vorstellung, also manches Bild enthalten. Soll endlich dieser Begriff brauchbar für alle Menschen sein, und Jedem Alles leisten; so muß er aus solchen Vorstellungen bestehen, die auf alle Menschen eine wohlthätige Wirksamkeit äußern, und nach der verschiedenen Empfänglichkeit und nach dem Bedürfniße der Menschen verschiedentlich ausgelegt werden können. Dieß, m. F., sind die

wichtigsten Grundsätze, nach denen ein Weltweiser vorgehen müßte, wenn er uns eine recht zweckmäßige Lehre von Gott aufstellen sollte.

1. Das Erste, das ihm hier einleuchten müßte, wäre wohl dieses, daß es sich nicht sowohl darum handle, das Wesen Gottes nach seiner inneren Beschaffenheit, als vielmehr nur nach seiner Einwirkung auf uns zu erfassen. Nicht wie Gott an und für sich ist, zu wissen frommt uns: sondern nur, was er für uns, seine Geschöpfe, ist, kann uns zu wissen nützlich werden. Daraus ergibt sich denn, daß wir, um eine fruchtbare Lehre von Gott zu erfinden, unser Augenmerk nur auf die verschiedenen Einwirkungen dieses Wesens auf die Welt richten müssen. Dieß können wir aber auf eine doppelte Art thun: denn entweder können wir die Gesetze untersuchen, die Gott bei seiner Einwirkung auf die Welt allgemein, d. h., ohne Unterschied der Geschöpfe, die es betreffen mag, befolgt — oder wir können die besonderen Gesetze erforschen, nach denen Gott verfährt, wenn seine Wirksamkeit bald nur auf diesen, bald nur auf jenen Theil seiner Geschöpfe, bald auch auf alle zugleich gerichtet ist. Die erste Untersuchung führt wohl auf viele, sehr merkwürdige Gesetze, die aber eben ihrer Allgemeinheit wegen schwer zu versinnlichen sind. Was sich noch allenfalls auf eine bildliche und darum gemeinfaßliche Weise darstellen läßt: das ist erschöpft in der Lehre von den natürlichen Eigenschaften Gottes, d. h., in der Lehre von Gottes Allvollkommenheit, von seiner Unbegreiflichkeit, von seiner unendlichen Weisheit, von seiner Heiligkeit mit ihren Unterarten, von seiner Allmacht, Ewigkeit, Allgegenwart und höchsten Seligkeit, von jener Unveränderlichkeit, die sich auf alle seine inneren Eigenschaften, auf Alles, was er selbst ist, bezieht. Doch diese Lehren sieht man, wenigstens seit uns das Christenthum mit ihnen bekannt gemacht hat, als Lehren an, die auch durch bloße Vernunft erwiesen werden können, und zählt sie eben deßhalb dem Inhalt der natürlichen Religion bei. Wollen wir also auf Begriffe kommen, die der natürlichen Religion noch fremd sind, soll ihre Lehre von Gott erweitert und vollständiger gemacht werden: so dürfen wir auch jenes zweiten Gesichtspunktes, aus dem sich das göttliche Walten betrachten läßt, nicht vergessen; erforschen müssen wir die verschiedenen Gesetze, die es befolgt, jenachdem es sich bald nur auf diese oder auf jene einzelne *Theile des Weltalls, bald auch auf das Ganze* selbst beziehet. Aber auch hier noch, m. F., könnten wir irre gehen, da sich uns zwei, in ihrer Brauchbarkeit gar sehr verschiedene Arten der Eintheilung des göttlichen Waltens in der Welt darbieten. Wir könnten nämlich den Grund zu unserer Eintheilung entweder von den Wesen, die diese Einwirkungen erfahren — oder von denjenigen, die der Zweck dieser Einwirkung sind, herholen; wir könnten entweder fragen, auf wen — oder um weßwillen Gott wirke. Das Erstere wäre ein Irrweg,

auf dem wir nichts, das der Mühe des Behaltens werth wäre, antreffen würden. Denn einmal haben wir ja kein sicheres Kennzeichen, an dem wir abnehmen könnten, was Gottes mittelbare, oder was seine unmittelbare Wirkung ist; dann ist es auch eine für uns im Grunde ganz gleichgiltige Frage, ob Etwas unmittelbarer, oder ob es nur mittelbarer Weise von ihm gewirkt worden ist; endlich pflanzt sich auch jede Veränderung, die Gott in Einem Wesen hervorbringt, durch dieses auf mehrere fort, ja sie verbreitet sich vermöge des Zusammenhanges, der zwischen allen Wesen im Weltall stattfindet, in einem gewißen Grade auf alle übrigen. Darum ist nichts mißlicher, als die Veränderungen, die Gott in der Welt hervorbringt, nach den Geschöpfen, in denen sie vorgehen, eintheilen zu wollen. Nur auf dem zweiten Wege also können wir hoffen, eine fruchtbare Ansicht zu finden. *Wie ließe sich* — müssen wir untersuchen — *das Walten Gottes, jenachdem es bald das Wohl dieses, bald jenes Theiles der Welt zu seinem Zwecke hat, in eine schickliche Eintheilung bringen?* Wir mögen nachdenken, solange wir wollen, m. F.: wir werden nichts Schicklicheres ausdenken können, als die Unterscheidung *dreier Fälle*, die ich gleich aufzählen will. Alle Veranstaltungen Gottes haben das mit einander gemein, daß sie Glückseligkeit bezwecken; sie unterscheiden sich bloß darin, daß einige nothwendig sind, um diese Glückseligkeit *in einem Einzelwesen*, andere, um sie *in einer ganzen Gattung lebendiger Geschöpfe*, noch andere endlich um die Glückseligkeit des *gesammten Weltalls selbst* zu befördern. Daß diese Unterscheidung von Wichtigkeit sein dürfte, ahnet man gleich auf der Stelle. Denn freilich geht es uns sehr nahe an, zu wissen, welche Gesetze Gott, wenn er zum Besten eines einzelnen Geschöpfes wirkt, befolge: denn sind es nicht diese Gesetze, von deren Beschaffenheit es abhängt, wie viel oder wenig Hoffnung wir haben, Verfügungen zu erwarten, die nur um unseres eigenen Bestens willen nothwendig sind? Ebenso wichtig muß es ferner für jeden Edleren sein, die Gesetze zu kennen, nach welchen Gott für ganze Geschlechter von lebendigen Wesen, insonderheit für unser ganzes Menschengeschlecht sorgt: denn kann uns das Schicksal, welches der Menschheit bevorsteht, gleichgiltig sein? Endlich ist auch die Kenntniß jener Anordnungen Gottes, die nicht wegen des Wohles eines einzelnen Wesens, auch nicht wegen des Wohles einer einzelnen Gattung von Wesen, sondern bloß wegen des Wohles Aller nothwendig sind, von einer großen Wichtigkeit für uns; denn billig sollen wir uns solchen Anordnungen fügen, und weder wünschen noch hoffen, daß irgend eine Ausnahme von ihnen statthabe, weder zu Gunsten der ganzen Menschheit, noch zu einem Vortheile für uns allein. Die Gesetze dieser dreifachen Wirksamkeit Gottes also sind jener einzige Gegenstand, worüber uns ein weiterer

Unterricht ersprießlich werden kann. Aber auf welche Art wird er eingerichtet sein müssen, damit er Gemeinfaßlichkeit sowohl, als auch Lebhaftigkeit erhalte?

2. Bevor ich diese Frage gehörig beantworten kann, m. F., muß ich Sie erst auf eine zweite Wahrheit aufmerksam machen. Ohne es zurückzunehmen, was ich zuerst behauptete, daß alle, dem Menschen nützliche Belehrung über Gott im Grunde nichts Anderes, als nur seine Wirksamkeit auf die Welt betreffen könne, behaupte ich doch jetzt: wenn diese Belehrung recht faßlich und eindringlich werden soll, so muß sie als ein Unterricht über das innere Wesen der Gottheit selbst dargestellt werden; man muß die verschiedenen Gesetze des göttlichen Waltens als eben soviele merkwürdige Eigenschaften an Gottes eigenem Wesen betrachten. Der Grund dieser Regel ist nicht schwer einzusehen. Wenn man dieß nicht thun, wenn man von den Gesetzen der göttlichen Wirksamkeit sprechen will, ohne das Etwas in Gott, das diese Wirksamkeit ausübt, zu nennen: mit wievielen abgezogenen, und in dieser Abgezogenheit auch äußerst schwerfälligen Begriffen muß man sich da nicht befassen! wie wenig kann man sich von einem solchen Unterrichte versprechen, daß ihn der Ungeübtere richtig verstehen werde, wie wenig ist er für das Behalten eingerichtet, wie trocken und unerfreulich muß er nicht einem Jeden erscheinen, wie unwirksam wird er sich erst in der Anwendung zeigen! Wenn Ihnen dieß einleuchtet, m. F., und wenn Sie mir also zugeben, daß wir die mancherlei Gesetze des göttlichen Waltens als ebenso viele Eigenschaften an seinem eigenen Wesen, gleichsam verkörpert, darstellen müssen: so haben wir jetzt mit Einemmale den beträchtlichsten Theil der christlichen Lehre vom Dreieinigen gerechtfertigt. Oder was thut die Kirche hier Anderes, als was wir soeben für das Zweckmäßigste erklärten? Sie macht uns bekannt mit einem dreifachen Etwas im göttlichen Wesen, welches den Grund zu drei verschiedenen Arten des Wirkens enthalte. Und wenn wir die einzelnen Wirkungen, die sie den Dreien in Gott zuschreibt, genauer untersuchen; so finden wir, daß sie ganz ungezwungen unter jene drei Arten, von denen ich vorhin sprach, gebracht werden können. Was die Kirche dem Vater zuschreibt, sind durchaus solche Anordnungen, die nicht wegen des Wohles dieses oder jenes einzelnen Menschen, auch nicht wegen des Wohles der ganzen Menschheit, sondern wegen des Wohles aller Wesen so und nicht anders eingerichtet werden mußten. Was sie dem Sohne zuschreibt, sind unläugbar Anstalten, welche das Wohl des menschlichen Geschlechtes, sofern es ein Ganzes ausmacht, betreffen. Was sie uns endlich vom göttlichen Geiste erzählt, jenes Bestreben der Erleuchtung und Heili-

gung eines jeden Einzelnen aus uns: sind das nicht Verfügungen Gottes, die er nur wegen des Wohles eines Einzelnen offenbar allein trifft?

3. Doch wie zweckmäßig ist nicht auch alles Übrige, was die katholische Kirche von diesen Dreien lehrt! Sie nennt sie — Personen, göttliche Personen; und ich verhehle es nicht, daß diese Benennung sehr oft getadelt worden sei, daß man ihr vorgeworfen habe, sinnliche Menschen würden durch sie zur Annahme eines dreifachen Wesens in Gott verleitet. Geben wir dieses auf einen Augenblick zu, m. F.: sind denn die Nachtheile, die ein solcher Irrthum hervorbringt, so groß? darf man sie etwa mit den verderblichen Folgen, welche die heidnische Vielgötterei hatte, in Eine Klasse setzen? Wie ungerecht wäre das nicht! Wie ungerecht aber ist es nicht schon, der Kirche Schuld zu geben, daß sie diesen Irrthum begünstige! Wer hat es denn nicht gehört, was die katholische Kirche uns unaufhörlich einprägt, daß jene drei Personen in Einem und demselben Wesen vereiniget wären, daß sie zwar eine jede, Allmacht, Allwissenheit und alle jene Eigenschaften, die die natürliche Religion an Gott erkennt, besitzen, daß aber gleichwohl in Gott nur ein einziger Wille, eine einzige Denkkraft, ein einziges Wesen nur sei? Wenn wir das Wort „Person" nur in der Bedeutung nehmen, die durch den allgemeinen Sprachgebrauch für dasselbe festgesetzt ist; so können wir wohl nicht umhin, der Kirche beizustimmen, daß sie jene drei Gründe in Gott, da sie doch einmal benannt werden mußten, Personen genannt hat. Denn es sind ja doch Gründe, die mit Verstand und Willen wirken; und es ist eben nichts Ungewöhnliches, daß wir selbst einem und demselben Menschen verschiedene Personen beilegen, wenn wir anzeigen wollen, daß sich ein bleibender Grund zu gewißen verständigen, aber wohl von einander zu unterscheidenden Wirkungsarten in ihm befinde.

4. Doch, wenn sich dieser Name hier gleichsam von selbst darbot und kaum ein anderer, auf den man hätte verfallen können, da war: so ist dagegen unserer größten Bewunderung werth die glückliche Wahl der Worte, die schon unser göttliche Glaubensstifter Jesus zur Bezeichnung jedes Einzelnen aus jenen Dreien in Gott angewandt hat. Vater — Sohn — Geist: was wird uns nicht Alles durch diese bloßen Namen gesagt und in Erinnerung gebracht! Wir haben also an Gott einen Vater! Und nicht bloß wir, sondern Alles, was lebt, hat einen Vater an ihm! Wo ist ein Mensch so gefühllos, daß diese Vorstellung ihm nicht das Herz erweichen sollte? wo ist ein Mensch so unglücklich, daß er sein Haupt nicht aufrichten sollte bei dem Gedanken, einen Vater zu haben, der allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist? wo ist ein Mensch so böse, daß er nicht eine heilige Scheu vor jeder Mißhandlung eines von seinen Mitgeschöpfen empfinden

sollte, wenn er bedenkt, daß sie einen Vater im Himmel haben, der ihre Qual gewiß nicht ungestraft lassen wird? Aber so sehr uns auch die Erfüllung aller unserer Pflichten durch den Gedanken, daß sie Gebote des Vaters zu unserem eigenen Besten sind, erleichtert wird: so haben wir, leider, doch Alle schon oft gesündiget und unseren Vater beleidigt. Es ziemt sich nicht, daß Er, obgleich bereit zur Vergebung, ohne Genugthuung uns vergebe; denn er muß nicht nur gütig, sondern des allgemeinen Bestens wegen auch gerecht und strenge handeln. Wie sehr bedürfen wir also, da wir zu ohnmächtig sind, um selbst Genugthuung zu leisten, eines Vermittlers bei unserem Vater? Wo sollten wir diesen anders, als wieder in Gott selbst, im Sohne, finden können? Sein Name erinnert uns schon, wie lieb er dem Vater sei, wieviel er bei ihm vermöge; durch seine Menschwerdung wurde er unser Bruder, und machte uns dadurch selbst Alle zu Kindern Gottes, zu Erben des himmlischen Reiches; durch seinen Tod bewies er, wie wichtig unser Geschlecht dem Vater sei, und ward der Urheber unserer Begnadigung und unseres ewigen Lebens — doch nur, wenn uns der Glaube an ihn gebessert und von den Fesseln der Sünde frei gemacht hat. Damit wir mit der vollkommensten Zuversicht hoffen, daß uns dieß möglich sein werde, verheißt uns der göttliche Geist seinen Beistand, der als ein Geist einwirken will auf unseren eigenen Geist, der uns erleuchten, heiligen, ja seinen Wohnsitz sogar in unserem Herzen aufschlagen, und unseren Leib, den Sitz der Sünde, umwandeln will in seinen Tempel. Bedarf es mehr, m. F., als dieser flüchtigen Andeutungen, um einem Jeden aus Ihnen die Weisheit, die in der bloßen Wahl der Namen für die drei göttlichen Personen liegt, einleuchtend zu machen? wer fühlt sich nicht, wenn er nur einigermaßen über das eben Gesagte nachgedacht hat, zu dem Geständniße gedrungen, daß es gewiß im ganzen Umfange der menschlichen Vorstellungskraft keine drei Gegenstände gibt, deren Namen schicklicher auf die drei göttlichen Personen angewandt werden könnten, als eben diese?

5. Soll ich nun auch noch der übrigen Lehren, *die uns die Kirche* von den drei göttlichen Personen gibt, *mit einigen Worten erwähnen*? Sie lehrt uns, daß **der Sohn sein Dasein vom Vater habe, der Geist von Beiden ausgehe.** Ist das nicht vollkommen wahr? sind nicht die Anstalten, die Gott zum Besten der Menschheit trifft, die Anstalten des Sohnes, sind sie nicht alle auf jene Anstalten, die er zum Besten des ganzen Weltalls traf, auf des Vaters Anstalten, gegründet? was er dagegen zur Beseligung für jeden Einzelnen aus uns, oder als Geist, unternimmt: stützt es sich nicht auf die Werke des Vaters sowohl, als des Sohnes? Und nicht nur wahr ist dieses, sondern auch aller Beherzigung werth: denn es erinnert uns, was wir allzu oft vergessen, daß wir nicht Gnaden von

Gott verlangen sollen, die mit dem Besten der Menschheit oder mit dem Wohle des ganzen Weltalls streiten; es erinnert uns, daß wir den Beistand des göttlichen Geistes mit aller Zuversicht erwarten dürfen, wenn wir gesonnen sind, seine herrlichen Gaben alle, nicht eigennützig nur für uns selbst, sondern für das Beste der ganzen Menschheit anzuwenden. — Doch wenn auch der Sohn und der Geist in ihrem Dasein und Wirken nur durch den Vater bestimmt werden: so lehrt uns die Kirche doch, daß eine gleiche Allmacht, eine gleiche Ewigkeit, kurz, ein gleiches göttliches Wesen, und ebendeßhalb auch ein gleich göttlicher Rang jenen, wie diesen zukomme. Was könnte trostreicher sein! Nicht also seit wir geboren sind, oder seit unser menschliches Geschlecht seinen Anfang auf Erden genommen, hat der Unendliche begonnen, zweckmäßige Verfügungen zu unserer und unseres ganzen Geschlechtes Beglückung zu treffen: sondern von Ewigkeit her ist schon für uns gesorgt; und nicht etwa mit einem nur endlichen Theile seiner Kraft, sondern mit Allmacht wirket er für unser Bestes; ja, was das Erhebendste ist, die Sorge für uns, Bewohner des Tröpfchens am Eimer, wird in den Augen Dessen, der das unendliche Weltall Sein nennt, für kein Geschäft von geringerem Range erachtet, als die Verpflegung des Ganzen. Müßten wir nicht gegen uns selbst sein, m. F., wenn wir verlangen wollten, daß die Kirche anders lehre? — Doch ich vermuthe, daß nicht Wenige aus Ihnen eine Bedenklichkeit haben, die ich noch heben muß. Sie stoßen sich nämlich daran, daß so manche Anwendung, die ich jetzteben von dem Geheimniße der Dreieinigkeit nachgewiesen habe, bisher noch niemals gemacht worden sei. Ich läugne dieß nicht, m. F.: aber ich sage, daß dieses hochheilige Geheimniß gewiß zu keiner Zeit und für keinen Theil der Christen ganz ohne Nutzen gewesen. Wenn es bei Manchem wirklich nichts Anderes genützt haben sollte: so hat es doch dazu gedient, daß es eben durch seine Dunkelheit die Ehrfurcht vor Gott, dem Unerforschlichen, die nie zu groß werden kann, vermehrte. Wenn es aber wahr sein sollte, daß unzählige Lehrer der Kirche, die zur Ausbildung dieses Geheimnißes das Ihrige beigetragen und sich als standhafte Vertheidiger desselben bekannt gemacht, den hohen Sinn dessen, wofür sie stritten, selbst nicht in der Gänze aufgefaßt haben: ist da nicht umso sichtbarer, daß es nicht menschliche Weisheit, sondern die Leitung des göttlichen Geistes gewesen, der wir die Dreieinigkeitslehre verdanken? So ist es auf jeden Fall; denn eine Lehre, die nicht ihres Gleichen hat, ist — unsere christkatholische Lehre von Gott; eine Lehre ist es, die so zusammengesetzt und doch so einfach und natürlich, so scheinbar widersprechend und doch so wahr und folgerecht, so unerschöpfbar tief und so geheimnißreich auch für den Weisesten und doch auch so faßlich und ergreifend für den Ungebildetesten der Menschen, so fruchtbar und so

wohlthätig für alle Herzen ist, daß man nicht umhin kann, zu sagen, das sei nicht bloße menschliche Erfindung, sondern Gott selbst habe hier sein Wesen geoffenbart. Hören wir also auf, uns dieser Lehre zu schämen, seien wir vielmehr stolz auf den Besitz derselben, seien wir bereit, wie der Apostel verlangt, vor aller Welt zu bekennen und zu vertheidigen, was wir glauben, wenn wir an den Dreieinigen glauben! Niemand wird uns zu Schanden machen können, wenn wir die Ehre Gottes, des Dreieinigen, suchen. Amen.

XXXII.

Von der Heuchelei — ihrem Begriff und ihren Kennzeichen.

(Gehalten am Sonntage Quadragesimä, im Jahre 1812.)

Matth. 23, 1—28.

Eingang.

Dem ernsten Nachdenken über uns selbst und unsere Unvollkommenheiten, der eifrigen Bemühung, das was etwa fehlerhaft an uns ist, abzulegen und zu verbessern: diesen zwei schweren, aber heilbringenden Arbeiten ist die heilige Zeit, an deren Eingange wir jetzt eben stehen, m. F., vor allen anderen Zeiten des Jahres gewidmet. Wir feiern das Andenken an jene ernsten Prüfungen, die Er, den Niemand eines Fehlers zeihen konnte, mit sich selbst vornahm, um sich zum Antritte seines öffentlichen Lehramtes vorzubereiten und durch sein eigenes Beispiel uns zu verstehen zu geben, was wir, Geschöpfe voll Fehler, zu thun weiter nöthiger noch hätten. Doch diese Nothwendigkeit sieht Niemand weniger ein, als eben derjenige, bei dem sie am allergrößten ist, ich meine, der Heuchler, der sowohl sich, als Andere durch den betrüglichen Glanz seiner erborgten Tugenden zu blenden weiß. Die Zunft der Heuchler stirbt niemals aus, m. F.; nur in veränderter Gestalt erscheint sie in den verschiedenen Zeitaltern und Ländern. In dem Zeitalter unseres Herrn und in dem Lande der Juden erschienen diese verderblichen Menschen in der Gestalt von Schriftgelehrten und Pharisäern. Wie sie sich damals betrugen, in welchen Tugenden, oder vielmehr in welcher Tugenden äußerem Scheine sie sich in jenen Zeiten auszuzeichnen suchten: das hat uns Jesus in dem

Texte, den ich soeben vorgelesen habe, mit den lebhaftesten Farben geschildert. Dergleichen Schriftgelehrte und Pharisäer gibt es nun freilich in unseren Tagen nichtmehr: aber an Heuchlern gibt es noch eine ganze Menge; nur ihre Gestalt ist jetzt anders. Sie richten sich nämlich nach dem Geschmacke des Zeitalters und des Landes immer, in welchem sie leben; sie äffen den Schein immer derjenigen Tugenden nach, welche gerade gegenwärtig am meisten gelten, am höchsten geschätzt, am reichlichsten belohnt werden. Die Tugenden, die man zu Jesu Zeiten und im Judenlande schätzte, haben ihre Giltigkeit in unseren Tagen verloren. Dagegen gibt es jetzt andere, die Beifall finden, die ihren Besitzern schnelle Beförderung und hohe Ehrenstellen verschaffen: um den Schein dieser Tugenden also bewerben sich die Heuchler unserer Zeiten. Allein wie es schon jenen Schriftgelehrten und Pharisäern gelang, nicht nur die große Menge ihrer Mitbürger zu hintergehen, sondern auch noch sich selbst, ihr eigenes Bewußtsein, dergestalt zu täuschen, daß sie im Ernste vermeinten, sie wären gut und untadelhaft; wie es nur eben daher kömmt, daß unser Jesus ihnen nicht bloß den Vorwurf betrügerischer, sondern auch den der blinden d. h. selbst getäuschten Menschen macht: so ist der ähnliche Fall auch mit den Heuchlern unserer Tage. Auch diese haben sich schlau genug überredet, daß sich nichts Tadelhaftes an ihnen befinde, daß sie gewisse Tugenden, die sie nur heucheln, wirklich besitzen, und daß es in Betreff einiger anderen genug sei, sich nur zu stellen, daß man so empfinde. Entnehmen Sie hieraus, m. F., wie überaus schwer ein Heuchler auf den Gedanken zu bringen sei, an seiner Besserung mit allem Ernste zu arbeiten! Wer es in der unseligen Kunst, zu heucheln, erst zu einer hohen Fertigkeit gebracht hat, dem scheint die Tugend völlig überflüßig, der fühlt kein Bedürfniß mehr zu seiner Besserung, es ist fast unmöglich, ihn je auf bessere Gesinnungen zu bringen. Um desto nothwendiger ist es also, Sie noch bei Zeiten vor diesem häßlichen Fehler zu warnen, Ihnen die Strafwürdigkeit desselben recht deutlich vor Augen zu stellen, Sie auf die Ursachen, die ihn herbeizuführen pflegen, aufmerksam zu machen, und Ihnen sichere Mittel, durch deren Anwendung man sich vor ihm bewahren könne, anzugeben. Zu diesem Geschäfte sehe ich mich um desto mehr verpflichtet, da es gerade die gebildeten, die höheren Stände, diejenigen, in welche auch Sie bald eintreten werden, sind, in denen sich die stärksten Versuchungen zu diesem Laster finden. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich durch meine Bemühungen nur etwas Weniges dazu beitragen könnte, daß dieses häßliche Laster unter den Mitgliedern der höheren Stände unseres Vaterlandes in Zukunft seltener angetroffen würde! Doch um mir diesen glücklichen Erfolg zu versprechen, muß ich freilich mit etwas mehr Ausführlichkeit bei der Betrachtung dieses Fehlers verweilen. Ich muß er-

stens dafür sorgen, daß Sie einen recht deutlichen Begriff von dem, was eigentlich Heuchelei sei, erhalten; ich muß sodann nach jenem Beispiele, welches uns Jesus im heutigen Texte gibt, die Kennzeichen der Heuchelei, und zwar mit Rücksicht auf unser jetziges Zeitalter und auf das unsrige Land entwickeln. Dann erst wird es vom Nutzen sein, deutlich zu zeigen, wie schädlich und strafwürdig dieses Laster sei. Hierauf werde ich die Quellen desselben und die Verwahrungsmittel, die vor demselben schützen können, umständlich angeben müssen. Nur die zwei ersten Stücke, m. F., lassen sie uns heute abhandeln; die übrigen mögen, sofern es Gott gefällt, ihre Behandlung in zwei künftigen Vorträgen finden. Derjenige, dem nichts verhaßter ist, als schnöde Heuchelei, der nur auf das Innere sieht, und nicht mit Lippen, sondern im Geiste und in der Wahrheit verehret sein will: der segne uns bei diesen Betrachtungen, und lasse sie die gewünschten Früchte hervorbringen!

Abhandlung.

Was für ein Fehler das eigentlich sei, den man dem Sprachgebrauche gemäß die Heuchelei nennt, das müssen wir nothwendig zuerst bestimmen, m. F. Ich sage nun, daß wir den Namen eines Heuchlers Jenem beilegen, der sich aus eigennützigen Beweggründen den Anschein gibt, eine gewisse Eigenschaft, die man in seinem Zeitalter und Lande als eine Tugend, oder als einen sittlichen Vorzug ansieht, zu besitzen, da sie ihm doch in der Wirklichkeit entweder gar nicht, oder nicht in dem Grade eigen ist, wie er uns glauben machen will. Diese Erklärung wird erst dann ihre vollkommene Deutlichkeit erlangen, wenn wir die drei Bestandtheile, die sie enthält, jeden besonders betrachten.

1. a. Bei jedem Heuchler findet sich fürs Erste eine mit Wissen und Willen ausgeführte Verstellung; er gibt sich wissentlich und absichtlich den Anschein, gewisse Eigenschaften zu besitzen, die ihm entweder gar nicht, oder nicht in dem Grade eigen sind, in dem er es Anderen glauben machen will. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird Ihnen von selbst einleuchten, m. F.! Täuschung, und zwar absichtliche Täuschung, die man mit einem anderen Worte auch Betrug nennt, muß immer dort vorhanden sein, wo man dem Sprachgebrauche gemäß von Heuchelei reden soll. Niemand erklärt denjenigen für einen Heuchler, der gewisse Vorzüge, welche ihm wirklich eigen sind, Anderen bekannt zu machen sucht, vorausgesetzt, daß er auch ihren Grad in seiner Darstellung nicht vergrößert. Wofern er sich zu dieser Bekanntmachung seiner Vorzüge ohne vernünftigen Grund bestimmt, ohne daß

es die Nothwendigkeit oder der Nutzen seiner Mitmenschen erheischt; wofern ihn die bloße Eitelkeit leitet, der bloße Wunsch, von Anderen angestaunt und bewundert zu werden: so ist er wohl allerdings einem sehr wichtigen Fehler, jenem der Prahlerei, ergeben; aber mit einem Heuchler muß man ihn nicht vermengen. Auch selbst derjenige, der Andere täuscht, aber nicht mit Absicht; der ihnen besser und vollkommener erscheint, als er es wirklich ist, nicht weil er es etwa selbst darauf angelegt hatte, eine günstigere Meinung von sich bei Anderen auszubreiten; sondern weil ihm der Zufall zu Statten kam, weil ihn die ungebetene Dienstwilligkeit gewisser Anhänger und Gönner höher erhob, als es der Wahrheit nach hätte geschehen sollen, weil die bekannte Liebe zum Wunderbaren nach der Bemerkung einiger Vorzüge ihm gleich viele andere beilegte, die sie noch nicht bemerkt hatte, weil der Ruf Alles vergrößert und aus Menschen von etwas mehr als gemeiner Höhe gewaltige Riesengestalten bildet: auch selbst derjenige, sage ich, der so ohne sein eigenes Verschulden besser und vollkommener erscheint, als er es wirklich ist, verdient den Vorwurf eines Heuchlers nicht. Wohl aber würde er anfangen, diesen Vorwurf zu verdienen, wenn er die übertriebenen Begriffe, die man sich von ihm bildet, bemerkte, und doch nichts unternähme, um sie wo möglich zu berichtigen und in die Schranken der Wahrheit zurückzuführen, wenn er sich vielmehr heimlich freuete, also verkannt zu werden, und Alles anwenden würde, um seine Nebenmenschen in diesem Wahne, der ihm so vortheilhaft zu sein dünkt, zu erhalten. Kurz, den Namen des Heuchlers verdient schon ein Jeder, der seine Nebenmenschen nur mit Wissen und Willen täuscht; und es kömmt dann nicht darauf an, durch welche Mittel es geschehe, ob er dabei mehr oder weniger Selbstthätigkeit beweiset, ob er die allzugünstige Meinung nur durch sein Stillschweigen unterhält, oder ob er sie selbst hervorgebracht hat. Wahr ist es freilich, daß der Grad des Verbrechens umdesto höher steige, eine je größere, eine je kunst- und mühevollere Thätigkeit der Heuchler anwendet, um den Betrug zu Stande zu bringen: aber weil Jener ein größerer Heuchler ist, als du, folgt daraus, daß du keiner wärst? Du bist es, sobald du nur bemerkst, daß Andere günstiger von dir urtheilen, als sie der Wahrheit nach sollten, und nicht gleich eine Gelegenheit suchst, den Irrthum zu verbessern.

b. Doch es wird auch noch zweitens erfordert, m. F., daß dieser Irrthum eine Eigenschaft betreffe, die, wo nicht wirklich eine Tugend ist, doch wenigstens in jenem Zeitalter und Lande für einen sittlichen Vorzug angesehen wird. Bloß Eigenschaften des Herzens sind es, sittliche Eigenschaften, welche den Gegenstand der Heuchelei ausmachen. Wenn sich Jemand Vorzüge, die mit der Sittlichkeit in gar keiner Verbindung stehen, betrügerischer Weise andichtet; wenn er uns in

die Meinung versetzt, daß er, ich weiß nicht, was für eine, seltene Gelehrsamkeit besitze, da er sich doch in der That nur wenig mehr als gemeine Kenntnisse erworben hat; wenn er die Miene eines Tiefdenkers sich gibt, da er vielleicht nur ein sehr oberflächlicher Kopf ist; wenn er uns glauben macht, daß er die außerordentlichsten Kunstfertigkeiten habe, indeß es viele Andere gibt, die ihn in diesen Geschicklichkeiten weit übertreffen: in allen diesen Fällen ist er wohl allerdings ein schlauer Betrüger zu nennen, ein Mann, der durch seine Liebe zur Prahlerei sich bis zu Täuschungen und Lügen verleiten läßt; aber er ist nicht das, was man dem Sprachgebrauche gemäß sich unter einem Heuchler vorstellt. Bei diesem Worte denkt man sich allemal eine Verstellung, welche Gefühle des Herzens betrifft; nicht Kenntniße, nicht Überzeugungen, nicht Kräfte des Geistes und Leibes, sondern Gefühle nur werden erheuchelt. Und zwar ist es die Eigenschaft des Heuchlers, solche Gefühle vorzugeben, die in dem Zeitalter, in dem er lebt, und bei den Menschen, mit denen er umgeht, in einer gewissen Achtung und Schätzung stehen, von ihnen belobt, bewundert und mit Belohnungen überhäuft werden. Es kömmt denn also dem Heuchler nicht darauf an, ob Etwas an sich selbst recht oder unrecht ist, sondern nur, ob es bei denjenigen Menschen, mit welchen er umgeht, für recht gehalten wird. Nicht immer müssen es daher wirkliche Tugenden sein, deren äußeren Anstrich er sich zu geben sucht, die er mit Mühe nachäfft: öfters sehen wir ihn auch nach dem Scheine solcher Eigenschaften ringen, die an sich selbst tadelhaft sind und in den Augen des Weisen ihm nur zur Schande gereichen könnten, die aber doch bei denjenigen Personen, um deren Gunst ihm zu thun ist, für etwas Vorzügliches angesehen werden. Und in der That ist diese Art der Heuchelei, sowenig als man es erwarten sollte, doch sehr häufig unter uns anzutreffen, m. F. Oder was ist gewöhnlicher, als daß wir im Umgange mit angesehenen, mächtigen Personen eine gewiße tiefe Verehrung derselben, eine gewiße sklavische Unterwürfigkeit unseres Willens unter den ihrigen zu haben vorgeben, von der wir innerlich nicht das Geringste verspüren? ist das nicht Heuchelei, und zwar von jener schlechtesten Gattüng, die nicht dem Scheine einer Tugend, sondern dem einer Thorheit und eines Lasters nachhascht? ist die abgöttische Verehrung mächtiger Personen, die sklavische Unterwürfigkeit unter ihren Willen nicht ein sehr arger Fehler, dessen wir uns schämen sollten, wenn er uns wirklich anhinge? welch' eine Thorheit ist es nicht also, sich zu bemühen, daß man den Anschein dieses Fehlers erhalte? Aus einem ähnlichen Grunde hat es sich schon oft ergeben, daß niedrige Heuchler die heiligsten Dinge verlachten und den erhabensten menschlichen Tugenden mit ihrem Munde hohnsprachen, während sie doch in der That noch nicht so böse waren, daß nicht ihr Herz heimlich dem widersprochen hätte, was ihr

Zunge nur stammelnd vorbrachte. Doch, zur Ehre der Menschheit sei es bemerkt, daß bei weitem die meisten heuchlerischen Verstellungen, deren sich unser Geschlecht bedient, nicht etwa Laster, sondern wahre und echte Tugenden betreffen. Bald ist es die vortreffliche Tugend der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, bald jene der Versöhnlichkeit und Großmuth gegen seine Feinde, bald die Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Standespflichten, bald die erhabene Liebe zum Vaterlande, bald jene liebenswürdigste aller Tugenden, die anspruchslose Bescheidenheit und Demuth, deren äußeren Schein man sich zu geben sucht, weil man die Vortrefflichkeit aller dieser Tugenden nur allzuwohl erkennt, allein die Mühe scheut, welche mit ihrer Aneignung verbunden ist.

c. Doch wenn wir nicht ungerecht sein wollen, m. F.; so dürfen wir noch nicht einen Jeden, der mit dem Scheine eines gewißen sittlichen Vorzuges auftritt, der ihm doch wirklich mangelt, gleich in die verworfene Klasse der Heuchler verstoßen. Es kömmt jetzt noch darauf an, aus welchem Beweggrunde er jenes thue. Nur wenn er es aus bloßem Eigennutze, d. h., aus einem Vortheile für seine eigene Person thut, verdient er den Namen eines Heuchlers ohne Zweifel. Auf diesen Umstand bitte ich Sie, wohl aufzumerken, m. F.; denn es ist in der That der Fall sehr oft vorhanden, wo es uns nicht nur erlaubt, sondern selbst unsere Pflicht ist, gewiße sittliche Mängel, welche wir ehedem an uns gehabt, oder von denen wir vielleicht auch jetzt noch nicht ganz frei geworden sind, dem neugierigen Auge Anderer zu verbergen. Nur in besonderen Verhältnißen erfordert es die Pflicht, daß wir uns Anderen ganz, wie wir sind, mit allen unseren Schwächen offenbaren. Dieß kann nur dann unsere Schuldigkeit sein, wenn es entweder zu unserer eigenen Besserung nöthig ist, daß wir gewiße Menschen in die Kenntniß unserer Fehler und Schwachheiten versetzen, oder wenn wir durch diese Mittheilung unserer geheimen Geschichte dem Nächsten selbst einen wichtigen Dienst leisten können, dem es um die Vermehrung seiner Menschenkenntniß oder wohl gar zur Warnung vor einer ähnlichen Verirrung dienlich sein kann. Außerhalb dieses Falles: wer wollte es uns verargen, wenn wir die Fehler und Mängel, denen wir einst ergeben waren, geheim zu halten suchen? Ich läugne nicht, daß wir dieser Verheimlichung wegen die Wahrheit niemals aufs Spiel setzen, niemals uns eine eigentliche Lüge erlauben dürfen; ich gebe auch zu, daß es mit diesem Geschäfte immer eine sehr mißliche Sache sei, daß derjenige, der viel zu verheimlichen hat, immer an jener Offenheit des Charakters verliere, die so geeignet ist, unsere Nebenmenschen mit Zutrauen gegen uns zu erfüllen; ich gestehe, daß von diesen pflichtmäßigen Verheimlichungen zu jenen, die sich der Heuchler erlaubt, nur ein sehr kleiner Schritt zu machen sei, dergestalt, daß von einem Jeden, der

viele Heimlichkeiten hat, leicht zu befürchten steht, daß er ein Heuchler werde. Allein so wahr als dieß Alles ist; so bleibt es doch dabei, daß man seine sittlichen Fehler so oft, als kein bestimmter Nutzen von ihrer Bekanntmachung zu erwarten ist, lieber geheim halten müssen — nicht etwa aus bloßer Selbstliebe, sondern um jedes Ärgerniß, welches aus ihrer Kundwerdung entstehen könnte, zu vermeiden, um nicht ohne Noth dem, ohnehin schon schwachen Glauben an Menschentugend und menschliche Unschuld noch einen neuen Stoß zu geben. Wer also aus diesem Grunde, wer aus der edlen Besorgniß, durch das Geständniß seiner Fehler den Glauben an Menschentugend unnöthigerweise zu schwächen, einen Schleier hängt über die vergangene Geschichte seines Lebens; wer eben deßhalb von Vielen für etwas Besseres gehalten wird, nicht zwar, als das, was er sich jetzt zu werden bemüht, wohl aber, als das, was er früher gewesen: der ist dieser Verheimlichungen wegen nicht zu tadeln; wir mögen ihn bedauern, daß er solche Mittel nöthig findet; aber den harten Vorwurf der Heuchelei, den, wahrlich, dürfen wir ihm nicht machen, wenn wir nicht ungerecht sein wollen. Aber ganz etwas Anderes ist es, wenn Jemand, nicht aus sittlichen Bestimmungsgründen, sondern aus bloßen eigennützigen Absichten das Böse, das er an sich hat, verhehlt, und Tugenden, die seinem Herzen fremd sind, zur Schau trägt. Was könnte uns abhalten, einem Solchen den wohlverdienten Vorwurf eines Heuchlers zu machen? Es mag der letzte Grund, der ihn zu seinen Verstellungen bestimmt, der oder jener sein: sobald es kein aus sittlichen Betrachtungen entsprungener Beweggrund ist, so ist es schon ausgemacht, daß es ein sträflicher sei; und was aus sträflichem Grunde hervorgeht, das kann nicht anders, als gleichfalls sträflich sein; seine Verstellung ist also sündhaft; der Name Heuchelei muß sich entweder auf sie, oder sonst nirgends anwenden lassen. So sei es denn also, daß du aus bloßer Eitelkeit, um von der Menge gepriesen zu werden, den äußeren Schein gewißer Tugenden angenommen; oder es sei, du habest es aus dem noch sträflicheren Grunde gethan, um so das Zutrauen unerfahrener Menschen zu täuschen, um desto ungehinderter das Böse ausführen zu können; es sei, daß schnöde Menschenfurcht dich treibe, oder daß es die eitle Begierde sei, bei den Großen der Erde sich in Gunst zu versetzen und durch dieses Mittel von einer Stufe der Ehre zur anderen aufzusteigen; es sei nun diese oder jene Triebfeder, die dich bestimmt: wir werden in jedem Falle, zwar nicht denselben, aber doch allemal einen sehr lebhaften Abschen vor dir empfinden, einen Abschen, wie er mit der Entdeckung: sehet da einen Heuchler! — unwillkürlich verbunden ist.

2. Aber nur hüten wir uns, m. F., daß wir in dieser Entdeckung uns nicht etwa irren, daß wir nicht etwa Jemand für einen Heuchler an-

sehen, der in der That nichts weniger, als ein Solcher ist! Dieß pflegt dem Jüngling wirklich nur allzuoft zu begegnen. Zu wenig bekannt mit der Natur des Menschen, hält er die aufrichtigsten Herzensergießungen gewisser Personen, bloß weil sie etwas abweichen von dem gewöhnlichen Tone, für schnöde Lügenworte, und spricht das harte Urtheil: das ist ein Heuchler! aus. Dagegen so mancher wirkliche Heuchler weiß sich oft Jahre lang bei ihm in der günstigsten Meinung zu erhalten. Das eine Übel, m. F., ist eben so nachtheilig, als das andere. Wenn Sie denjenigen, der ein aufrichtiges Herz zu Ihnen hat, für einen Heuchler halten: wie ist es möglich, daß Sie aus Ihrer Verbindung mit ihm allen den Nutzen schöpfen, welchen er Ihnen vielleicht zu leisten im Stande gewesen wäre, wenn Sie nicht alle seine Erinnerungen und Räthe mißtrauisch anhöreten? Und je rechtschaffener der Mann ist, wahrlich, umdesto mehr muß die genaue Ähnlichkeit, die zwischen seinem Betragen (in Ihren Augen eine Heuchelei) und zwischen wahrer Tugend stattfindet, Sie in Verwirrung setzen und gegen alle menschliche Tugend mißtrauisch machen. Wie schädlich es von der anderen Seite sei, wenn Sie Ihr Zutrauen einem Manne, der wirklich Heuchler ist, schenken: das brauche ich Ihnen nicht weiter zu erklären. Vernehmen Sie also einige Kennzeichen, an deren Vorhandensein Sie noch am sichersten den Heuchler von dem rechtschaffenen Manne unterscheiden dürften. Die Angabe derselben, mit besonderer Rücksicht auf unser Zeitalter und Land, war eben das zweite Geschäft, das wir uns heute vorgenommen hatten.

a. Ein zwar nicht völlig entscheidendes Zeichen, aber die erste Bedingung, die sich bei einem jeden Heuchler finden muß, ist die: er muß den äußeren Schein mehrerer Eigenschaften haben, die man in seinem Zeitalter besonders schätzt, und *die ihm zur Erreichung gewißer eigennütziger Zwecke sichtbar förderlich sind.* Wenn wir an einem Manne nicht eine einzige von jenen Eigenschaften finden, die in dem Zeitalter und in dem Lande, in welchem er lebt, besonders hochgeschätzt zu werden pflegen und als die schicklichsten Mittel, um sich beliebt zu machen, gelten; wenn er im Gegentheil wohl so manche Eigenheit an sich hat, die man in seiner Zeit als etwas Böses und Gefährliches verschrieen hat; wenn sich gar kein geheimer, eigennütziger Beweggrund, auch jener des Ruhmes nicht, angeben läßt, aus welchem man auf eine ungezwungene Art erklären könnte, warum er doch gerade so verfahre, wie wir durch viele Jahre ihn verfahren sehen: dann können wir aufs vollkommenste versichert sein, daß wir hier keinen Heuchler vor uns haben, sondern mit einem Manne umgehen, der nach Umständen wohl manche Fehler haben mag, aber zum wenigsten gewiß ehrlich und aufrichtig ist. Dagegen wenn wir die unvermuthete Entdeckung machen, daß Jemand aus ebendenjenigen Tugen-

den, durch deren Glanz er uns bisher geblendet hatte, besondere Vortheile für seine eigene Person gezogen habe, daß sich sein Fortkommen, ja wäre es auch nur sein Ruhm, auf dieselben gründe: dann können wir billig — nicht das entscheidende Urtheil „er ist ein Heuchler" fällen — wohl aber die Frage „ob er es sei?" der weiteren Prüfung werth halten. Es kann wohl sein, daß jene Tugenden, so sehr sie auch nur seinen eigenen Vortheil befördern, dennoch aus keinem eigennützigen Grunde entspringen, und also nicht erheuchelte, sondern wahre und echte Tugenden sind. Allein wenn wir nicht Eine, sondern mehrere dergleichen Tugenden, die nur ihm selbst wuchern, an ihm bemerken sollten; wenn sein ganzer Charakter nichts Anderes, als eine Zusammensetzung von lauter solchen Tugenden und Eigenschaften ist, die ihre Besitzer beliebt und angenehm machen, die man besonders in unseren Tagen schätzt: dann dürfte wohl unsere Vermuthung, daß dieser Mann ein Heuchler ist, mehr als Wahrscheinlichkeit erhalten. Sollte ich also beiläufig ebenso, wie unser Herr im Evangelio die Heuchler seiner Zeit schilderte, das Bild eines Heuchlers aus unseren Tagen, und zwar das eines Mitgliedes gebildeter, höherer Stände entwerfen; so müßte ich es etwa aus folgenden Zügen zusammensetzen. Der Heuchler unserer Zeit stellt sich aufs eifrigste gesinnt für die Regierung seines Landes; er spricht nicht anders von ihr, als mit Betheuerung seiner Verehrung und seines unbedingten Gutheißens aller Verfügungen derselben. Auf eine gleiche Weise billigt, lobt und bewundert er auch Alles, wasimmer angesehene, große und mächtige Personen thun. Allein, um es auch mit der unteren Klasse, solange er ihrer bedarf, nicht zu verderben, zeigt er sich leutselig, herablassend und gefällig gegen sie. Wohl hütet er sich in der Handhabung seines Amtes vor jener ernstlichen Strenge, die jede Pflichtverletzung straft, an wem sie sich immer vorfinden mag; denn nur zu gut weiß er, daß man auf diese Art zwar vieles Böse verhindern könne, aber sich selbst Feinde und Hasser ohne Zahl bereite; er findet es also gerathener, Vieles zu dulden und zu übersehen, nicht Alles so genau zu nehmen, und eben durch diese Nachsicht noch obendrein den Ruf eines gütigen, milden und menschenfreundlichen Mannes sich zu erwerben. In Rücksicht der Religion findet er es zu einer Zeit, wo die Meinungen so sehr getheilt sind, am aller *zuträglichsten*, sich weder zu der einen, noch zu der andern Partei zu schlagen, sondern, wo möglich, lieber ein völliges Stillschweigen zubeobachten: desto lauter dagegen läßt er sein tadelndes Urtheil aus über Personen, die nicht in unserem Staate, sondern im Auslande als Neuerer aufgetreten sind, und hier gefürchtet und gehaßt werden; diese auch ohne allen Grund aufs unglimpflichste zu beschimpfen und zu verlästern, darüber befürchtet er von dorther keine Ahndung, und bei den Unsrigen, weiß er, macht es ihn beliebt, erwirbt ihm

Zutrauen, Ehrenämter. An wem Sie einige, an wem Sie mehrere von diesen Zügen, m. F., vereiniget antreffen, dem werden Sie kaum Unrecht thun, wenn Sie den Verdacht der Heuchelei auf ihn werfen, besonders dann, wenn sie auch dieses

b. zweite Kennzeichen eines Heuchlers an ihm gewahren sollten, daß er bei geänderten Verhältnißen auch seine Sprache und sein Betragen ganz verändert. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß auch der rechtschaffenste Mann, besitzt er anders Klugheit, auch eine bestimmte Rücksicht auf die Verhältniße, die ihn umgeben, nehmen würde: in einem gewißen Sinne also wird man auch ihm nachsagen können, daß bei geänderten Verhältnißen auch sein Betragen sich geändert habe; nämlich, weil ebendieselben Reden und Handlungen, die unter jenen Umständen schicklich und wohlthätig waren, jetzt, nachdem sich so Vieles geändert hat, unschicklich und nachtheilig waren. Aber wenn er nun anders spricht, so spricht er doch nicht das Gegentheil von dem, was er sonst zu behaupten pflegte; und wenn er jetzt auf eine andere Art verfährt, so wirkt er doch nicht dem, was er sonst zu erreichen suchte, entgegen; es ist noch immer ein und derselbe Zweck, den er verfolgt, das Beste des Ganzen; nur in der Wahl der Mittel hat sich eine Änderung ergeben. Nicht also — der Heuchler, m. F.! Wenn sich die äußeren Umstände geändert haben, und wenn daher ebendasselbe Betragen, was ihm vorher gewiße Vortheile gewährte, nur aufhört nützlich zu sein, wenn es ihm jetzt nur lästig und wohl gar nachtheilig wird: o, wie schnell ändert er sich da nicht, wie hört man ihn nicht jetzt das gerade Gegentheil von dem behaupten, was er vorhin für seine Meinung ausgegeben hatte, und wie oft sieht man ihn nicht jetzt mit seiner eigenen Hand zerstören, was er vorhin aufgebauet hatte! Wenn wir solch' einen Widerspruch in Wort und That bemerken: können wir da noch ferner zweifeln, daß dieser Mann entweder vorhin, oder jetzt, oder daß er zu beiden Zeiten geheuchelt habe? Hören wir also, daß Ebenderselbe, der in gewißen Zirkeln der Religion das Wort redet, in anderen nur seinen Spott mit ihr treibt (und ist es kein Zweifel, daß er hier nicht bloß einige abergläubige Anhängsel, sondern das Wesen der Religion selbst angreift); entdecken wir, daß er bald diese, bald jene Meinung vertheidigt, jenachdem die Leute, mit denen er soeben spricht, der einen oder der anderen zugethan sind; und leuchtet es ein, daß er hier nicht bloß der Schwachen schonen, sondern sich selbst bei ihnen einschmeicheln will; müssen wir sehen, daß er nur dort, wo er von Anderen bemerkt zu werden glaubt, pünktlich in seiner Amtserfüllung ist, während andere Arbeiten, bei welchen er keine Nachfrage vermuthet, mit der gewißenlosesten Schleuderhaftigkeit von ihm verrichtet werden; ist er dort wohlthätig, wo er Zuschauer seiner Wohlthätigkeit hat, und sehen wir ihn dort hart mit den Armen um-

gehen, wo er allein zu sein glaubt: so ist es in allen diesen Fällen kaum einem Zweifel mehr unterworfen, daß der Mann mehr oder weniger Heuchler ist. Im Gegentheile können wir nie sicherer sein, daß wir mit einem ehrlichen Manne handeln, als wenn wir sehen, daß er sich immer gleich bleibe, daß er nie, weder in seinen Reden, noch durch seine Thaten in einen unvereinbaren Widerspruch mit sich selbst trete.

c. Doch es ist Zeit, daß ich mit wenigen Worten auch noch das dritte, und wo es bemerkt werden kann, das sicherste Kennzeichen des Heuchlers angebe; es ist dasjenige, das, weil es den Heuchlern zu allen Zeiten eigen war, auch von Jesu in unserem Texte gleich anfangs angegeben ward: eine sehr große Strenge in jenen Forderungen, die sie an andere Menschen thun, während ihr eigener Lebenswandel ganz andere Grundsätze verräth. Sie lehren wohl manches Gute — sagt unser Herr von den Schriftgelehrten und Pharisäern, den Heuchlern seiner Zeit — aber sie thun es nur nicht selbst; sie legen den Menschen schwere, ja unerträgliche Lasten auf die Schultern, selbst aber wollen sie diese Bürden auch nicht mit einem Finger tragen helfen. Nichts ist begreiflicher, m. F., als dieser Zug in dem Charakter der Heuchler. Denn freilich, jeweniger sie selbst im Willen haben, den Vorschriften der Tugend zu gehorchen, umdesto leichter entschließen sie sich, selbe zu übertreiben; sie legen ja nicht sich, sondern Anderen die Last auf. Und hiezu kömmt noch, daß sie von der unwissenden Menge für desto heiligere Menschen angesehen werden, je strenger ihre Sittenlehre ist. Insgemein also pflegen die Heuchler viel von der Tugend zu reden; und gerade von denjenigen Tugenden, die ihrem Herzen am meisten fremd sind, reden sie, um uns zu täuschen, mit dem größten anscheinenden Eifer und mit den höchsten Lobpreisungen. Doch daß wir uns hier nicht übereilen, m. F.! Denn um zu beurtheilen, ob Etwas übertriebene oder gerechte Forderung sei, ob es, nur um den Schein der Heiligkeit zu gewinnen, oder aus innerer und fester Überzeugung des Redners vorgetragen werde: bedarf es einiger Vorsicht. Nicht Alles, was die Sinnlichkeit und der Leichtsinn der Menschen für Übertreibung ausgibt, ist es auch in der That; es gibt so manche Vorschriften der Tugend, die man in einem verdorbenen Zeitalter durchaus nicht annehmen will, die man daher für Übertreibungen erklärt, obgleich sie das gar nicht sind. Der Rechtschaffene, der diese Irrthümer seines Zeitalters erkennt, soll er wohl dazu schweigen? ist es nicht seine Pflicht, gerade die verkannten Vorschriften der Tugend am alleröftesten und am allernachdrücklichsten einzuschärfen? Wie sehr würden wir uns doch an ihm versündigen und uns selbst schaden, wenn wir ihn deßhalb für einen Heuchler ausgeben wollten! So müssen wir denn allzeit mit Vorsicht untersuchen, wie es sich eigentlich mit diesen Forderungen,

die uns so übertrieben scheinen, verhalte; prüfen müssen wir sie, ob sie aus innerer Überzeugung kommen oder nicht. Und welches ist das sicherste Merkmal, an dem wir dieß abnehmen können? Sein eigener Lebenswandel m. F.. Sehen wir, daß Jemand sich nach denselben Grundsätzen, die er für Andere aufstellt, in seinem eigenen Leben richtet; ist sein eigenes Leben die beste Auslegung der Grundsätze, die er im Munde führt: wie können wir glauben, daß er ein Heuchler sei? Allein, wenn seine Thaten nicht mit seinen Reden übereinstimmen, wenn wir die Grundsätze, die er zu haben vorgibt, in seinem Lebenswandel so ganz und gar nicht ausgedrückt finden: wie können wir glauben, daß er kein Heuchler sei? Und hieraus sehen wir denn zugleich, was auch wir selbst zu thun haben, m. F., wenn wir uns von dem Vorwurfe der Heuchelei in unserem eigenen Gewißen freisprechen wollen: unsere Werke müssen sich nach unseren Worten richten; in unserem Lebenswandel müssen die Grundsätze, die wir bekennen, versinnlicht anzutreffen sein. Wohl uns, wenn sich dieß Merkmal höchster Redlichkeit an uns findet! Dann wird derjenige Richter, der Jeden richten wird nach seinen eigenen Werken, nichts Tadelnswürdiges an uns entdecken; denn was aus Überzeugung kömmt, spricht der Apostel, das ist nicht Sünde, sondern Tugend. Amen.

XXXIII.

(Fortsetzung.) Von der Heuchelei — ihrer Schädlichkeit und Strafwürdigkeit.

(Gehalten am zweiten Sonntag in der Faste, im Jahre 1812.)

Eingang.

Die Berichtigung und Verdeutlichung unserer Begriffe, m. F., ist ein Geschäft, welches das Eigene hat, daß es bei aller Annehmlichkeit, die ihm schon an sich selbst zukömmt, und bei all' dem Nutzen, der durch eine gute Anwendung erst daraus entstehen kann, zu unserem eigenen Verderben, nur zu unserer schwereren Verantwortung gereicht, wenn wir einen gehörigen Gebrauch davon zu machen unterlassen. In unserer neulichen Betrachtungsstunde suchten wir unserem Begriffe über den schändlichen Fehler der Heuchelei mehr Licht und Deutlichkeit zu verschaffen; nicht nur bemühten wir

uns, etwas genauer, als man es meistentheils thut, das innere Wesen des Fehlers, den man das Heucheln nennt, zu zergliedern; sondern wir suchten auch gewiße Merkmale auf, an welchen wir den Heuchler von dem aufrichtigen Manne mit möglichster Sicherheit unterscheiden könnten. Der Gebrauch, den wir von diesen beiden Erörterungen in Zukunft machen können, m. F., ist groß und manigfaltig. Besonders können wir uns der Wissenschaft jener Merkmale bedienen, um in vorkommenden Fällen zu entscheiden, ob die Personen, mit denen wir umgehen, erheuchelte, oder aufrichtige Gefühle hegen. Aber so wichtig dieser Gebrauch ist; so gibt es gleichwohl einen wichtigeren, den wir schlechterdings nie unterlassen dürfen, ohne uns nur verantwortlicher zu machen: nämlich die Anwendung jener Merkmale auf unsere eigene Person; wir müssen die Kennzeichen der Heuchelei nicht sobald kennen gelernt haben, als wir die ernste Prüfung schon mit uns selbst vornehmen müssen, ob nicht auch wir vielleicht zur Klasse der Heuchler gehören, ob wir, ist auch das Heucheln uns noch nicht zur Gewohnheit geworden, nicht doch zuweilen uns dieses Fehlers schuldig machen? O, wenn wir diese Prüfung mit aller Aufrichtigkeit anstellen, m. F., wenn wir nicht leichtsinnig dabei zu Werke gehen, und nicht uns selbst zu täuschen suchen, also mit anderen Worten, wenn wir nicht in dem Augenblicke, da wir uns selbst die Frage vorlegen, ob wir nicht etwa Heuchler seien, die allersträflichste Heuchelei gegen uns selbst begehen: so werden gewiß die Meisten aus uns die traurige Entdeckung an sich machen, daß sie nicht durchaus freizusprechen sind von dem verderblichen Fehler der Heuchelei. Das gute Zutrauen habe ich wohl zu dieser gegenwärtigen Versammlung, daß sich kein Einziger unter ihr befinde, bei welchem das Laster der Heuchelei schon zum Gewohnheitsfehler, zu einer Eigenheit des Gemüthes geworden wäre. Nein, da sei Gott vor, daß wir nur Einen so Verworfenen in unserer Mitte hätten! Aber umdesto größer, leider, dürfte die Anzahl derjenigen sein, die doch zuweilen, ein und das andere Mal in ihrem Leben den Augen Anderer sich in einer besseren Gestalt gezeigt haben, als sie der Wahrheit nach gesollt hätten, und die zu dieser Täuschung nur durch ihre Eitelkeit oder durch irgend einen ihrer eigennützigen Triebe verleitet wurden. Verderblich, m. F., verderblich *in ihren* Folgen ist schon eine einzige heuchlerische Handlung, und wer erst *einmal* geheuchelt hat, entschließt sich leicht noch öfter dazu; und so entsteht denn unvermerkt bei ihm eine gewiße Fertigkeit in dieser schändlichsten der Künste und ein gewißer Hang zu ihrer Ausübung; er wird ein Heuchler aus Gewohnheit. Wie sollte es denn also nicht nothwendig für uns sein, daß wir bei Zeiten, ehe unser Herz noch so ganz verdorben ist, daß keine Besserung mehr zu hoffen steht, die Schädlichkeit und Strafwürdigkeit des Lasters der Heuchelei uns zu Gemüthe führen? Das ist es eben,

was wir uns heute vorgenommen haben, und mit dem Beistande des Höchsten auszuführen gedenken. Eine Stelle aus Gottes Worte, die sich genau auf diesen Gegenstand bezieht, finden wir in dem vortrefflichen Buche Hiob 20, 5 — 29.

Abhandlung.

Eine furchtbare Schilderung, m. F., von dem Loose des Heuchlers: und doch sehr wahr und treffend! Nichts ist gewißer, als daß des Heuchlers Wohlstand von kurzer Dauer ist; des Heuchlers Freude geht vorüber. Nichts hat die Erfahrung öfter bewiesen, als daß Gott selbst durch seine oberste Leitung aller Schicksale, die er sich vorbehalten hat, den Heuchler über kurz oder lang zu entlarven sucht. Der Himmel selbst — heißt es in unserem Texte — ist es, der seine Schuld entdecket; die Erde selbst steht auf als Zeuge wider ihn. Doch es mag sein, daß seine geheimen Verbrechen in diesem gegenwärtigen Leben entlarvet oder nicht entlarvet werden; so ist doch das gewiß, daß er in seinem eigenen Gewißen keine Ruhe hat, daß das Bewußtsein seiner Verbrechen an ihm nagt, und daß die vollendete Strafe seiner Sünden erst in dem anderen Leben eintritt. Durch ein sehr treffendes Bild wird diese Wahrheit in unserem Texte ausgedrückt. Seine geheimen Verbrechen, heißt es daselbst, greifen wie Gift an seine Knochen, und noch im Grabe nagen sie ihn fort. Denn daß die Heuchler allerdings die allerschwerste Züchtigung von Gottes strafender Gerechtigkeit erst in dem anderen Leben erfahren: darüber hat uns Jesus aufgeklärt. Erst neulich hörten wir ihn mit ausdrücklichen Worten sagen: Weh' euch, ihr Pharisäer und Schriftgelehrten, ihr Heuchler! die ihr die Häuser der Wittwen und Waisen verzehret, und lange Gebete dabei sprechet; gerade deshalb werdet ihr ein doppelt furchtbares Gericht erfahren; Gezücht der Nattern und Schlangen! ihr hoffet dem künftigen Gerichte zu entfliehen? o, alles Blut, welches von Abel, dem Gerechten, anzufangen bis zu dem Blute des Zacharias, welchen ihr zwischen dem Tempel und dem Altare erschlagen habt, all' dieses Blut wird über euch einst kommen; Heulen und Zähnknirschen, das wird der Antheil aller Heuchler sein! Aber wir werden auch bald einsehen, m. F., woher das komme und wie Gott nothwendig also verfahren müsse, sobald wir nur den vielfachen Schaden der Heuchelei und ihre Schändlichkeit genauer kennen lernen werden. Es ist fürs Erste einleuchtend, daß eine bloß geheuchelte Tugend der menschlichen Gesellschaft keineswegs den Nutzen leiste, den ihr die wirkliche geleistet haben würde; es ist vielmehr gewiß, daß sie noch vielen Schaden verursacht, vornehmlich dann, wenn sie der Zufall endlich entlarvt; es ist ferner nicht zu verkennen, daß das sittliche Gefühl durch

nichts mehr abgestumpft wird, als durch die schändliche Handlung des Heuchlers; eine je größere Fertigkeit der Mensch im Heucheln erlangt, umdesto kälter wird sein Herz in der Tugend; ja zuweilen überredet sich der Heuchler wohl gar, die Tugend wirklich zu besitzen, wenn er nur ihren Schein besitzt. Bei jedem dieser sechs Punkte, m. F., lassen Sie uns im Einzelnen nur einige Augenblicke verweilen.

1. Ich sagte zuerst, daß eine bloß geheuchelte Tugend der menschlichen Gesellschaft keineswegs den Nutzen leisten könne, den eine wirkliche ihr geleistet haben würde. Dieß ist in den meisten Fällen eine so einleuchtende Sache, daß sie auch der Beobachtung des gemeinen Mannes nicht entgangen ist. Der Heuchler, pflegt man ihn klagen zu hören, verspricht wohl Alles mit dem Munde; aber wo es auf Thaten ankömmt, da leistet er wenig oder nichts. Wir können uns unmöglich wundern, daß es so geschehe, wenn wir nur auf das Wesen des Heuchlers hinsehen. Ihm ist es ja nicht um die Sache selbst, nicht um den wirklichen Besitz dieser oder jener Tugend, sondern nur um den Schein derselben ist es ihm zu thun. In soviel hundert Fällen also der äußere Schein errungen werden kann, ohne die Sache selbst zu haben, ohne die tugendhafte, mühevolle, aber gemeinnützige That selbst auszuüben: so oft wird sich der Heuchler auch bloß um den Schein besorgen, und die That selbst unterlassen. Er wird daher nur höchstens dort, wo er von vielen Zuschauern beobachtet wird, die gute That verrichten; und wo er ungesehen ist, wird er sie unterlassen, wird wohl gar durch entgegengesetzte Handlungen den Schaden zu ersetzen suchen, den er sich vorhin machen mußte; er wird sich oft, solange Zuschauer zugegen sind, anschicken, eine gute That zu üben, und wenn sich jene etwa noch während seiner Zurüstung zerstreut haben, mit plötzlich umgekehrtem Sinne wird er die schon zum Geben ausgestreckte Hand wieder zurückziehen; er wird in anderen Fällen mit der unglücklichen Lage seines Nebenmenschen im Tone und in der Mienensprache das *zärtlichste* Mitleid äußern, er wird bald diesem, bald jenem die *eifrigsten* Freundschaftsversicherungen thun, und wenn er aufgefordert wird, einmal werkthätig Hilfe zu leisten, dann werden ihm hunderterlei schon lange zubereitete Vorwände zu Gebote stehen, um derer willen er gerade dießmal nichts Anderes, *als fromme* Wünsche hegen kann. Es liegt am Tage, daß mit solchen Wünschen Niemanden gedient sein könne, und daß sonach in diesen Fällen der Heuchler ebenso gut als völlig unnütz sei. — Aber daß er selbst dort, wo er zu handeln scheint, oder wo auch die ächte Tugend sich nur in Worten zu äußern hat, bei weitem nicht das, was diese letztere leistet: das pflegt man seltener zu bemerken. Die Wohlthat, die uns ein Heuchler beweist, m. F., da sie aus keinem guten Herzen kömmt, da sie nur abgedrungen ist und von dem Geber

heimlich tausendmal zurückgewünscht wird: wahrlich, sie gedeiht uns nicht halb so gut, als das, was uns ein Anderer mit dem aufrichtigsten Herzen, und mit stillen Segnungen begleitet, darreicht. Wir fühlen es ja wohl auch selbst, ob uns eine gewiße Gefälligkeit aus bloßer Gleißnerei, oder aus reiner Absicht erwiesen wird; wenn uns die letztere herzlich erfreut und wohlthut, so finden wir uns dagegen bei der ersteren so verlegen, daß wir kaum wissen, ob wir uns freuen oder betrüben, danksagen oder uns unwillig zeigen sollen. Und welch' ein Unterschied ist nicht vorhanden, wenn uns ein Heuchler tröstet, der in That bei unserem Unglücke gar nichts fühlt, der sich wohl gar desselben innerlich freuen mag — und wenn es derjenige thut, dem es im Herzen nahe geht, als hätte es ihn selbst betroffen! welch' ein gewaltiger Unterschied, wenn uns ein Heuchler Tugend und Religion anpreist — und wenn es derjenige thut, der das selbst fühlt, was er predigt, und der aus eigener Erfahrung das erprobt hat, was er Anderen anräth! O, sei du ein noch so beredter Mann, sei in Gelehrsamkeit ein zweiter Salamo — wofern dein Herz nicht selbst erwärmt ist von den Wahrheiten, die du vorträgst: du wirst weniger ausrichten können, als der erste beste Tugendfreund, der ohne Rednerschmuck von sich gesteht, daß er der Tugend und Religion sein Lebensglück und seine Seelenruhe danke.

2. Doch daß der Heuchler der menschlichen Gesellschaft nie den Nutzen leiste, den ihr die wirkliche Tugend leisten könnte — das, m. F., ist noch die geringste Schuld desselben: aber er stiftet auch in der That sehr vielen Schaden und sehr vieles Unheil. Dieß ist eben der zweite Punkt, den wir betrachten wollen. Wenn jene Eigenschaft des Herzens, welche der Heuchler zu haben vorgibt, an und für sich gar keine Tugend ist, sondern vielmehr den Fehlern beigezählt werden muß, die nur die Thorheit der Menschen, nur die Verdorbenheit der Zeit für etwas Ruhmwürdiges halten kann: so ist der Schaden, den jene niedrige Erheuchelung dieser Fehler nach sich zieht, offenbar. Denn nicht genug, daß es schon der Thoren Mehrere gibt, die jenem Fehler in der Wirklichkeit ergeben sind, vergrößert der Heuchler ihre Zahl noch durch den Schein, und bestärkt eben dadurch sein Zeitalter in einem Irrthume, dem er sich hätte aus allen Kräften widersetzen sollen. Wenn wir uns gleißnerischerweise stellen, als ob wir die tiefste Ehrfurcht vor jedem reichen Manne fühlten: muß da nicht nothwendig jelänger jemehr der schädliche Wahn verbreitet werden, daß Reichthum wirklich Ehre bringe? ist es ein geringer Schaden, den wir auf diese Art der ganzen Menschheit zufügen, indem wir eines ihrer verderblichsten Vorurtheile unterstützen? kann es da jemals besser werden, muß nicht vielmehr von Tag zu Tag der Irrthum nur allgemeiner, das Elend nur drückender werden, wenn selbst die wenigen Verständigen, die es noch

gibt, und die es noch zu beurtheilen vermögen, daß und warum der Reichthum meist nur zum Verderben dasei, aus feiger Menschenfurcht verstummen, wenn keine einzige aufrichtige Stimme der Freiheit sich hören läßt im ganzen Lande, wenn Alles, Alles seine Kniee beugt und hinfällt vor dem falschen Gotte Mammon? — Aber auch wenn es echte Tugenden gibt, welche der Heuchler nachäfft, richtet er nicht geringen Schaden an, m. F. Es finden sich soviele unerfahrene Menschen, die seinen gleißnerischen Worten trauen, die sie für aufrichtige Äußerungen halten. Hat er diese erst völlig sicher gemacht, hat er sie erst ganz in sein Garn gelockt: wie schädlich pflegt er dann sie nicht zu hintergehen, zu welchen niederträchtigen Absichten pflegt er dann ihre Ergebenheit für ihn nicht zu mißbrauchen? Was ist so schändlich, daß es von einem Heuchler nicht unter dem Deckmantel bald dieser, bald jener Tugend, bald unter dem Vorwande der Frömmigkeit, bald unter jenem der Nächstenliebe, bald selbst durch Vorschützung des Heiligsten aus allem Heiligen auf Erden, des göttlichen Christenthumes, durchgesetzt worden wäre? wer kann die Beispiele, die die Geschichte aller Völker uns zum Belege dieser Wahrheit liefert, ohne die schmerzlichsten Empfindungen lesen? wer muß nicht bei dem unberechenbaren Schaden, der hiedurch angerichtet wurde, das vornehmlich bedauern, daß alles Heilige auf diese Art entweihet worden ist, und eben deßhalb auch so viel verloren hat an seiner Ehrwürdigkeit in unseren Augen? So ist es wirklich, m. F.; die Heuchler, nur die schändlichen Heuchler sind es, die den entehrenden Schimpf über unser Geschlecht gebracht, daß man in Wahrheit von ihm klagen möge, daß alles Heilige in seinen Händen unheilig werde!

3. Doch dieß führt mich unvermerkt schon auf den dritten Punkt, welchen ich ihnen darzustellen habe, auf jenen Schaden nämlich, welchen der Heuchler besonders dann anrichtet, wenn seine Gleißnerei entlarvt wird. Denn so künstlich er es auch anstellen mag, der Heuchler: doch bleibt er nicht für immer unentdeckt, früher oder später verräth er sich selbst. Denn etwas Eigenes, etwas ganz Unveräußerliches, Etwas, das kein Betrüger durch alle seine Kunst nachbilden kann, besitzt die Wahrheit, m. F. Mit Worten zwar wissen wir es nicht so genau zu beschreiben, worin dieß Eigene bestehe: aber wir fühlen es ein Jeder dunkel. Beobachten wir nur den Heuchler aufmerksam: sogleich entdecken wir, daß ihm dieß eigene Kennzeichen der Wahrheit fehle, und werden mißtrauisch gegen ihn. Verschärfen wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihn, wenden wir jetzt, so zu sagen, kein Auge mehr von ihm: so kann es nicht fehlen, wir werden ihn bald auf einem Widerspruche mit sich selbst ertappen. Und sollte er auch noch so behutsam sein, um sich uns nirgends zuverrathen: so ist es am Ende eben diese ängstliche Aufmerksamkeit, die ihn verräth. Gewiß, selbst

die Erfahrung lehrt es uns, daß die erborgte Larve der Tugend am Heuchler früher oder später bemerkt und ihm vom Angesichte gerissen wird. Da steht er sodann in seiner ganzen Häßlichkeit vor uns — ein grauses Entsetzen erregender Anblick für jene Alle, die einst an seine erheuchelte Tugend glaubten! wie staunen sie, sich so abscheulich hintergangen zu finden, sich in demjenigen geirrt zu haben, auf dessen Tugend sie ehedem so fest gebaut, den sie zu ihrem Leitstern angenommen hatten! O, — rufen sie nun mit Verzweiflung aus — wenn dieses Antlitz log: so lügen alle Menschen, es ist alle menschliche Tugend Trug, und alle Frömmigkeit ist Gleißnerei; werimmer rechtschaffen scheint auf Erden, der ist ein Heuchler; und die Tugend wohnt nicht unter Menschenkindern! Ein schrecklicher Gedanke, m. F.! ein Gedanke, der bei demjenigen, in dessen Seele er sich festgesetzt, alle Möglichkeit, selbst tugendhaft zu werden, aufhebt. Und gleichwohl ist dieser Gedanke eine sehr natürliche Folge davon, wenn man der Heuchler Mehrere entlarvt. Denn freilich muß derjenige, welchen der Zufall auf die Entdeckung so vieler verstellter Tugenden leitet, dann auch die wahre Tugend mit einem mißtrauischen Auge ansehen; er muß zu zweifeln anfangen, ob es wohl irgendwo eine wahre, die Probe aushaltende Tugend gebe. Dieß muß besonders dann der Fall sein, wenn selbst Mitglieder höherer Stände, wenn Personen aus dem ehrwürdigen Priesterstande als niedrige Heuchler befunden werden. Denn wenn in diesen Ständen nicht wahre Tugend herrscht, in diesen, welche den übrigen doch zum Muster dienen sollen, die so viele Hilfsmittel und so strenge Verpflichtungen zur Tugend haben: wo (frägt nun der gemeine Mann), wo sonst soll man dieselbe suchen? Und so ist denn erwiesen, daß der Glaube an wahre Menschentugend, dieser so wichtige und zu jeder eigenen Tugend und Glückseligkeit so unentbehrliche Glaube, durch nichts so erschüttert wird, als durch die Entlarvung eines Heuchlers. Vielleicht entsteht in Einigen aus Ihnen, m. F., hier die Bedenklichkeit: warum doch, wenn diese Entlarvung so nachtheilig ist, die Gottheit selbst (nach einer aus unseren vorherigen Behauptungen) Alles so leite, daß über kurz oder lang der Heuchler verrathen werde? So nachtheilig auch diese Entlarvung von der einen Seite ist, weil sie den Glauben an Menschentugend schwächt: so nothwendig ist sie doch von der anderen Seite, um noch weit mehreres Unheil, welches ein Heuchler, der immer unentdeckt bliebe, anrichten würde, zu verhindern, um ihn auf eine solche Art, wie es sich für sein Verbrechen am besten geziemt und wie es dienen kann zu einem abschreckenden Beispiele für tausend Andere, vor aller Welt zu strafen. Gottes Verfahren selbst, m. F., bleibt auch hier höchst weise. Das Laster der Heuchelei aber muß uns umdesto abscheulicher dünken, weil es den heiligen Gott zur Ergreifung eines Strafmittels be-

stimmt, das er gewiß nur äußerst ungern gebraucht, weil es mit Ärgerniß verbunden ist.

4. Doch diese Abscheulichkeit des Lasters der Heuchelei wird uns noch einleuchtender werden, wenn wir von den verderblichen Folgen desselben für andere Menschen, die wir bisher betrachtet haben, auf die Verwüstung hinsehen, welche es in dem Gemüthe des Heuchlers selbst anrichtet. Da wird es sich uns gleich als eine vierte Bemerkung aufdringen, daß nichts das sittliche Gefühl des Menschen mehr abstumpfe, als Heuchelei. Um sich hievon zu überzeugen, braucht es nichts mehr, als die Handlung, welche der Heuchler begeht, nach ihrer inneren Beschaffenheit ins Auge zu fassen. Zur Ausführung eines eigennützigen und also bösen Zweckes den Schein der Tugend zu gebrauchen: darin besteht das innere Wesen jener That, welche wir mit dem Namen der Heuchelei belegen. Wie schändlich ist sie schon an sich selbst, wie verkehrt ist es, zur Ausführung des Bösen nicht das Böse, sondern den Schein des Guten zu benützen! Es weiß also der Heuchler vollkommen, was recht und wohlanständig und geziemend ist, er kennt den Werth der Tugend: und eben darum — entschließt er sich vielleicht zu ihrer Ausübung? nein — er entschließt sich, den Schein derselben anzunehmen, um nur das, was sie verbietet, desto bequemer auszuführen. Sagen Sie selbst, m. F., ob Etwas schändlicher sein kann, ob das Gefühl für Recht und Unrecht bei demjenigen, der öfters so verfährt, nicht gänzlich abgestumpft wird? ob er auf diesem Wege nicht allmälig dahin kommen muß, die größten Sünden und Verbrechen begehen zu können, ohne die mindeste Unruhe und die geringsten Gewißensbisse zu verspüren? Denn es ist wohl zu bemerken, daß der Heuchler sein Verbrechen nicht etwa in dem Zeitpunkte einer Aufwallung seiner Leidenschaften aus bloßer augenblicklicher Übereilung begehe. So manche andere Verbrecher, die ihre böse That bei einer heftigen Gemüthsbewegung vollzogen, können doch wenigstens das — zu keiner völligen Rechtfertigung, aber — zu einiger Verminderung ihrer Schuld anführen, daß sie in jenem unglücklichen Augenblicke ihres Bewußtseins nicht ganz mächtig gewesen waren. Aus eben diesem Grunde ist auch ihr sittliches Gefühl durch das begangene Verbrechen nicht so sehr angegriffen worden; sie sind kaum zur Besinnung gelangt, als sie schon aufs lebhafteste bereueten, also gehandelt zu haben. Aber ist nicht von all' dem das Gegentheil bei dem Heuchler? Er handelt nicht aus Übereilung: mit völliger Besonnenheit geht er zu Werke; er ist in eben dem Augenblicke, wo er die böse That beschließt, aufs deutlichste überzeugt, daß sie böse sei; es reut ihn auch nicht hinterher, sie ausgeübt zu haben; vielmehr freut er sich heimlich seines so wohl gelungenen Betruges, er ergötzt sich an den Früchten desselben und sinnet bereits auf neue Täuschungen und Ränke. Wenn es denn also gewiß ist und gar

nicht geläugnet werden kann, daß ein Verbrechen immer nur umdesto strafwürdiger ist, je deutlicher uns im Augenblicke der That ihr Unrecht einleuchtete: was kann wohl strafwürdiger sein, als Heucheln? und wenn es eben so ausgemacht ist, daß eine Sünde unser sittliches Gefühl umdesto mehr abstumpfe, je ruhiger wir uns derselben überlassen: kann Etwas verderblicher für unsere Tugend sein, als Heuchelei?

5. So ist denn also der fünfte Nachtheil, welchen wir an dem Laster der Heuchelei zu rügen haben, gewißermaßen schon eine Folge von dem nächstvorhergehenden: dieß Laster macht uns nämlich, je größer die Fertigkeit ist, welche wir in demselben erlangen, umdesto gleichgiltiger auch gegen alle Tugend (sowohl an uns selbst, als an Anderen). Wenn unser sittliches Gefühl immerhin abgestumpft wird; so kann es nicht anders kommen, es muß auch unser Eifer für die Tugend je länger je kälter werden, und das Laster je länger je mehr in einer minder häßlichen Gestalt erscheinen. Doch eben diese unselige Wirkung wird auch durch einen anderen Umstand noch befördert: die öftere Verstellung nämlich, welche der Heuchler versucht, um sich den Schein einer Tugend, die seinem Herzen fremd ist, zu geben, diese so häufig versuchte Verstellung, sage ich, muß sie nicht allmälig eine gewisse seltene Fertigkeit in der Verstellungskunst zur Folge haben? wird denn nicht jede Kraft und Fertigkeit, die schlimme ebenso wie die gute, durch häufige Übung vergrößert und vermehrt? So schwer es also auch durch eine weise Einrichtung unseres Gottes jedem, hierin noch ungeübten Menschen wird, sich zu verstellen und zu lügen; so schnell man einem Jeden die erste Lüge, die er begeht, an seinem niedergeschlagenen Blicke, an seinen erröthenden Wangen, an seinen zitternden und ungewißen Lippen, an seiner Verwirrung und an seinen Widersprüchen abmerkt: dennoch, wer sich schon öfters verstellt, wer schon unzähligemal gelogen hat, o! der erlangt in dieser schändlichsten aller Künste eine ganz eigene Fertigkeit; seine Verstellungen, seine Lügen erhalten einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß nur der weiseste und aufmerksamste Beobachter noch einige Kennzeichen der Wahrheit hier vermißet. Und dieß Alles kostet den Heuchler so wenig Anstrengung, es ist ihm durch Übung so leicht, so zur Gewohnheit geworden, daß er gar keinen Anstand trägt, bei jeder Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. Wer sollte nun nicht schon ahnen, welch' einen nachtheiligen Einfluß diese Fertigkeit auf seinen Tugendeifer haben werde? Je leichter es von Zeit zu Zeit dem Heuchler wird, Empfindungen, Gefühle, Tugenden, die seinem Herzen fremd sind, äußerlich nachzubilden; je vollkommener es ihm gelingt, seinen Beobachter, wenigstens den minder Umsichtigen zu täuschen: umdesto unnützer scheint ihm die Mühe, der Tugend in der Wirklichkeit und in der Wahrheit nachzustreben; der

bloße Schein leistet ihm ja — so glaubt er wenigstens — was ihm die Sache selbst geleistet haben würde. Was sonst den gröbsten Lasterknecht aus seiner Betäubung aufzuwecken pflegt, jene Verachtung, womit er sich bald von allen Seiten her begegnet sieht — diese wohlthätige Strafe kömmt nicht, oder bleibt wenigstens sehr lange aus, um auch den Heuchler aus seinem todesähnlichen Schlummer aufzustören; er wird für tugendhaft gehalten, er sieht sich allenthalben, statt mit verdienter Verachtung behandelt, geehrt und ausgezeichnet. Und was das Schlimmste ist, m. F., so kennt die Heuchelei, so wie das Laster des Geizes, keine Gränzen. Ist Jemand nur erst in Einer Tugend Heuchler: bald wird er es auch in allen übrigen werden. Denn wer sich erlaubt, nur eine Tugend, die er nicht besitzt, zu erheucheln, und daran lernt, auf welche Weise der Schein die Sache selbst vertreten könne: was soll den abhalten, nicht auch hier und dort und überall den leichten Schein statt der mühsamen Wahrheit zu unterschieben? Die Heuchelei also, die er nur annahm, um sich den Schein einer ihm fehlenden Tugend zu geben, bringt ihn am Ende selbst um diejenige Tugend, die er schon wirklich hatte. Und so, m. F., ist es bei ihm auch der Fall in Rücksicht Anderer, wenn sein sittliches Gefühl so erloschen ist, daß er mit dem bloßen Scheine der Tugend zufrieden sein kann. Ohne die Tugend selbst zu besitzen, kennt er auch ihren innern Werth nicht; er kann nie wahre Achtung gegen einen Tugendhaften empfinden, und auch den Abscheu gegen das Laster nicht im gehörigen Grade fühlen; er wird nie aus wahrer Liebe für die Tugend dem Unschuldigen Unterstützung und Trost angedeihen, und den Lasterhaften Ahndung fühlen lassen; denn je weiter er es in der Heuchelei gebracht, desto gleichgiltiger wird er gegen Beides auch an seinen Nebenmenschen.

6. Und dennoch — kaum sollte man es glaublich finden, m. F. — dennoch pflegt eben diese Heuchelei, die ihre Anhänger um den Besitz jeder wirklichen Tugend bringt, sie öfters in den Wahn zu versetzen, daß sie die tugendhaftesten Menschen wären. Dieses ist eben die letzte und abscheulichste Wirkung dieses Lasters, welche wir noch mit Wenigem betrachten wollen. Auf den ersten Blick ist es zwar kaum begreiflich, wie Menschen, die innerlich so boshaft sind und die *den äußeren Schein* der Tugend nur eben darum angenommen haben, um desto ungehinderter Böses ausführen zu können, sich gleichwohl überreden können, daß sich nichts Tadelhaftes an ihnen finde, daß sie wohl gar die Tugend, deren bloßen Schein sie nachahmen, wirklich an sich hätten: aber so ist es doch in der That. Selbst jene schändlichen Heuchler, welche zu unseres Jesu Zeiten lebten, waren nach einer Bemerkung, die wir schon neulich machten, nicht bloß Betrüger, sondern auch Selbstbetrogene, Blinde, wie unser Herr sie

nannte; sie hatten nicht nur Andere glauben gemacht, sondern sie glaubten am Ende selbst, daß es ganz recht wäre, so zu verfahren. Und eben dieses ist auch der Fall bei so vielen Heuchlern unserer Tage; auch sie vermeinen, daß sich nichts so Sträfliches an ihnen finde, ja daß sie wohl gar den besseren Menschen auf Erden verdienten beigesellt zu werden; und wie dort jener Pharisäer im Tempel, so blicken auch sie mit stolzem Mitleid auf ihre Nebenmenschen herab. Wenn wir die Sache etwas genauer ins Auge fassen, m. F.; so wird dieses Räthsel uns auch in der That erklärlich. Zu schmerzhaft nämlich, zu unerträglich schmerzhaft sind die Vorwürfe des Gewißens, daß nicht jeder Lasterknecht Alles aufbieten sollte, um sich von ihnen zu befreien. Und wie kann dieß anders geschehen, als indem sie sich zu überreden suchen, entweder, daß sie das Verbrechen, welches sie begangen haben, nicht wirklich ausgeübt hätten, oder daß die That, welche sie verübt, kein solches Verbrechen sei, als man gemeiniglich glaubt? Eines vom Beiden muß geschehen, wenn sie mehr Ruhe erlangen wollen: entweder, sie müssen vergessen, was sie gethan, oder sie müssen vergessen, was das Gesetz befiehlt. Begreiflicher Weise suchen sie, soviel es möglich ist, sowohl das Eine, als das Andere zu bewirken, d. h., sie suchen sich theils zu überreden, daß sie nicht so beschaffen wären, wie sie doch wirklich beschaffen sind, theils daß die Tugend nicht das verlange, was sie doch wirklich verlangt. Dieses Bestreben, m. F., ist allen Lasterhaften gemein: aber keinem gelingt es darin vollkommener, als dem Heuchler. Denn wer so ohne Rückhalt gesündigt hatte, wer sein Verbrechen so offenbar begangen: wie soll sich der überreden, daß er es nicht begangen habe? Nicht so der Heuchler; er sündigte heimlich, er sündigte nicht mit den Lippen, nicht mit der That, nur in dem Herzen; das Äußere seiner Handlung, das in die Sinne Fallende ist gut, ist dem Gesetze gemäß, nur die Gesinnung ist verdammlich: ist es ein Wunder, wenn diese Umstände ihm überaus zu Statten kommen, um sich in seinem eigenen Herzen zu überreden, daß er so sträflich nicht sei, als er es wirklich ist? Er weiß einem Jeden so vieles Schöne zu sagen, so viele süße Worte kommen ihm bei jeder Gelegenheit, wie ungesucht, in den Mund, selbst Thränen stehen ihm zu Gebote, er wird auch überall für einen höchst leutseligen, gefälligen Mann erklärt: und er sollte sich nicht leicht überreden können, daß er Alles wirklich sei? Es ist wahr, er kann sich's nicht verhehlen, daß er in manchen Fällen wirklich von dem nichts empfinde, was sein Mund spricht: aber auch hierüber weiß er sich bald zu beruhigen; das, meint er, fordere die Tugend nicht. Und so geschieht es denn, daß er je länger, je zufriedener mit sich selbst wird. Aber — eine Zufriedenheit, m. F., welche einst schrecklich endet! Denn über kurz oder lang bricht Gottes strafende Gerechtigkeit über ihn herein: o, dann erwacht auch sein Gewißen,

und schrecklich ist dann sein Zustand; je ruhiger er ehedem gelebt, umdesto näher ist er jetzt der Verzweiflung! Darum lasset uns bei Zeiten fliehen dieses Laster der Heuchelei, wohleingedenk des Spruches, den wir in unserem Texte lesen: Der Himmel selbst entdeckt die Schuld des Heuchlers, ein Wolkenbruch rafft ihn dahin am Tage seiner Rache: das ist des Heuchlers Loos! Amen.

XXXIV.

(Beschluß.) Von der Heuchelei — ihren Quellen und den Verwahrungsmitteln gegen dieselbe.

(Gehalten am dritten Sonntag in der Faste, im Jahre 1812.)

Apostelg. 5, 1—11.

Eingang.

Wenn die Gerechtigkeit eine von jenen Pflichten ist, m. F., die wir selbst gegen böse und strafwürdige Menschen zu beobachten haben; so ist es unläugbar, daß wir die Unterschiede, die es im Grade der Bösartigkeit unter den Menschen gibt, nicht übersehen dürfen. Denn nicht ein jedes Verbrechen ist doch im gleichen Grade verderblich für die menschliche Gesellschaft, wenn auch kein einziges unschädlich ist; nicht jedes Verbrechen wird auch mit einem gleichen Grade von Besonnenheit begangen. Auch jene äußeren Unstände, die den Verbrecher zur Begehung seiner bösen That versuchten, wie so verschieden ist nicht ihre Beschaffenheit! wie sehr kann nicht die innere Strafwürdigkeit eines Verbrechers durch die gerechte Rücksichtsnahme auf alle Umstände, in denen er sich befand, zuweilen vermindert werden, ob es gleich niemals möglich sein wird, ihn ganz zu rechtfertigen! Ein Unterschied, den wir besonders nie übersehen sollten, m. F., ist: ob Jemand ein Verbrechen nur einmal, nur weil ihn ganz eigene Umstände dazu fortrissen — oder ob er dasselbe schon oft und zwar aus einer schädlichen Art von Gewohnheit, so zu handeln, begangen habe? Derjenige, bei dem es schon zur Eigenheit des Gemüthes geworden ist, eine gewisse, durch das Gesetz verbotene Handlung zu begehen, ist doch gewiß von uns ganz anders zu beurtheilen und nach ganz andern Regeln zu behandeln, als der, dem ein Verbrechen dieser Art im Grunde fremd ist,

ob er gleich, durch sonderbare Umstände veranlaßt, sich desselben einmal schuldig gemacht hat. Auch bei dem Verbrechen der Heuchelei ist dieser Unterschied nicht zu vergessen, m. F., wenn wir nicht unbillig sein wollen. Oder ist nicht derjenige, bei dem das Heucheln schon zur Gemüthsbeschaffenheit geworden ist, derjenige, der sich eigens verlegt auf die schändliche Kunst, seine Mitmenschen durch den erborgten Glanz scheinbarer Tugend zu blenden, dessen ganzes Wesen nur eine Zusammensetzung aus lauter Lug und Trug ist: ist er nicht ein weit häßlicherer Mensch, als der, der sich nur unter Einwirkung besonderer Umstände zu einer heuchlerischen That ein und das andere Mal entschlossen hat, ob es gleich sonst seine Gewohnheit gar nicht ist, zu heucheln? Nur jener Erstere ist es, den wir mit dem entehrenden Namen eines Heuchlers mit allem Rechte brandmarken dürfen; vom Letzteren aber werden wir nur sagen, daß er geheuchelt habe, ohne doch Heuchler zu sein. Die schrecklichsten Folgen, die wir der Heuchelei in unserer neulichen Betrachtungsstunde zur Last legten, können ihr im vollsten Maße erst dann vorgeworfen werden, wenn sie bei Jemanden Gewohnheit und Gemüthsbeschaffenheit geworden ist. Aber nur schließen wir hieraus nicht voreilig, daß nicht auch jede einzelne Handlung, in der man heuchelt, schon ihre großen Nachtheile nach sich ziehe, und vor dem Gerichte Gottes uns schon sehr schwerer Strafe schuldig mache! Schon eine einzige Handlung von dieser Art bringt uns um das Bewußtsein unserer Unschuld, befleckt unser Herz mit der schändlichsten Lüge, die nur erdacht werden kann; macht uns verächtlich nicht nur in unseren eigenen, sondern auch in den Augen Aller derjenigen, die unsere Verstellung durchschauen, raubt uns ihr Zutrauen für jeden anderen Fall; reizt uns zur Wiederholung, und wenn wir so schwach sind, diesem Reize zu folgen, so sind wir gar bald Heuchler in dieses Wortes vollendetester Bedeutung geworden. Und eben deßhalb, m. F., wird auch der heilige Gott, der auf ein jedes Verbrechen nothwendig eine umdesto schwerere Strafe legen muß, je schändlicher und gefährlicher dasselbe in seinen Folgen ist, eine sehr große Strafe über Alles, was Heuchelei ist, verhängen. Daß er dieß wirklich thue, davon stellt uns die biblische Geschichte, die ich soeben vorgelesen habe, ein warnendes Beispiel auf. Ananias und Saphira waren, soviel uns wenigstens die Geschichte berechtiget, über ihre Gemüthsbeschaffenheit zu urtheilen, noch eben keine Personen von solcher Art, denen das Heucheln schon zur Gewohnheit geworden wäre; der heilige Geschichtsschreiber würde sonst kaum ermangelt haben, diesen wichtigen Umstand ausdrücklich anzumerken; ja es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß man Personen von so verdorbenem Charakter in die Gemeinde der Christen würde aufgenommen haben. Nur der Zusammenfluß der damals obwaltenden Umstände also, nur die Begierde, sich in den Ruf der unei-

genuützigsten Wohlthätigkeit zu versetzen, ohne daß sie doch wirklich thaten, was sie zu thun schienen, nur dieß bestimmte sie zu dem unglücklichen Versuche, den wir sie vornehmen sehen. Es war eine einzige, es war vielleicht die erste heuchlerische That, die sie in ihrem Leben begingen: und wie so furchtbar strafte sie nicht Derjenige, der nicht umsonst der Rächer alles Bösen heißt! Nicht, wie er sonst zu thun pflegt, wartete Gott erst ab, bis daß ein später Zufall den Betrug von selbst an's Tageslicht bringe; sondern durch seinen eigenen Geist ließ er es den Apostel gleich auf der Stelle erkennen, daß hier Betrug obwalte; vor der gesammten Gemeinde wird ihre Schandthat aufgedeckt; und nicht anders, als hätte sie der Blitz des Himmels getroffen, so stürzten Beide auf des Apostels Frage entseelt darnieder. Möchte der Schrecken, m. F., möchte die heilsame Furcht, welche dieses merkwürdige Ereigniß in der ersten christlichen Gemeinde und in ganz Jerusalem verbreitete, sich auch auf uns erstrecken! möchten wir einsehen lernen, daß Gott, der Unveränderliche, die Heuchelei auch in unseren Tagen noch gewiß nicht minder hart bestrafen werde, wenn er sie auch nicht mehr so sichtbarlich bestraft! Bei dieser Gemüthsstimmung werden wir gewiß am aufgelegtesten zu diesem Geschäfte sein, welches wir heute vorzunehmen haben. Wir sollen uns nämlich nach einem Vorsatze, den wir schon neulich faßten, heute mit den Quellen, aus welchen das schändliche Laster der Heuchelei, besonders bei höheren Ständen entspringt, und mit den wirksamsten Gegenmitteln desselben bekannt machen. Möchte der Segen des Allmächtigen bei unserer heutigen Betrachtung uns zu Hilfe kommen; möchte er selbst gnädig verhindern, daß kein Einziger aus unserer Mitte vor seinem Richterstuhle einst als ein schändlicher Heuchler befunden werde!

Abhandlung.

1. Von jeher hat man die Bemerkung gemacht, m. F., daß es vornehmlich die höheren Stände sind, bei welchen das Laster der Heuchelei in aller seiner Häßlichkeit einheimisch ist. Unter den niederen Ständen, wo nur wenig Bildung und Aufklärung herrscht, wird man nicht leicht auf einen Heuchler stoßen. Dagegen wie viele Heuchler gibt es unter den höheren Staatsdienern, und — leider, daß ich es sagen muß — die meisten gibt es gerade in demjenigen Stande, in welchem man sie am allerwenigsten dulden sollte, im ehrwürdigen Priesterstande! Sie werden kein Ärgerniß an dieser Erscheinung nehmen, m. F., sobald sie die Ursachen, aus welchen dieß auf die natürlichste Weise erfolgt, einsehen werden.

a. Die erste Ursache hievon ist nun gerade der Umstand, daß

von den höheren Ständen ein mehr als gemeiner Grad von Sittlichkeit und Tugend gefordert werden muß. Daß diese Forderung eine ganz unerläßliche sei, d. h., daß jedes Mitglied höherer Stände einen Grad sittlicher Güte besitzen müsse, wie er nicht bei der großen Menge der Menschen angetroffen wird, wofern es anders nicht ein höchst unwürdiges Mitglied seines Standes sein will: das, m. F., ist eine Wahrheit, von der ich um Alles in der Welt nicht wünschte, daß sie von irgend Jemanden aus Ihnen bezweifelt würde. Sie ist nichts Anderes, als eine unmittelbare Folgerung aus dem Begriffe höherer Stände: denn mit diesem Ehrennamen sollten wir doch nur solche Stände belegen, die irgend ein wichtiges Gut der Menschheit zu ihrer freien und durch keine Zwangsgesetze beschränkten, auch nicht beschränkbaren Verwaltung übernommen haben. Wenn man nur solche Stände unter den höheren versteht: wem leuchtet es nicht alsbald ein, daß es höchst unklug von der menschlichen Gesellschaft wäre, wenn sie den Zutritt zu diesen Ständen je einem Anderen, als nur solchen Personen zugestehen wollte, die sich durch mehr als gemeinen Grad von Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben. O, was auch immer in der Wirklichkeit geschehe, wie sorglos auch so manche pflichtvergessene Staatspersonen in der Besetzung der, ihrer Aufsicht anvertrauten Ämter zu Werke gehen mögen: der gesunde Menschenverstand läßt doch nicht ab von seiner Forderung hierüber, und kann in Ewigkeit nicht von ihr ablassen; er fordert immer und ewig, daß die Personen, die sich dem geistlichen und anderen höheren Ständen einmal gewidmet haben, auch einen mehr als gemeinen Grad von sittlicher Vollkommenheit beweisen sollen. Und diese Forderung, welche so billig ist: sollte man es glauben, daß sie die Ursache werden könnte, daß sich ein neues Laster, die Heuchelei, in jenen Ständen einfinde? Und doch ist, näher betrachtet, nichts natürlicher, als dieß. Denn setzen wir, daß durch eine Reihe unglücklicher Schicksale das Sittenverderbniß in einem Lande überhaudgenommen habe, daß eine unbefleckte Unschuld und Rechtschaffenheit schon etwas Seltenes geworden sei; setzen wir, daß von der weltlichen sowohl, als geistlichen Obrigkeit nicht die genaueste Sorgfalt angewendet werde, um für die Besetzung der höheren Stände die Redlichsten, die es allenfalls noch im Lande gibt, herauszuheben; setzen wir, daß dieses Alles nur mehr dem Zufalle, der Gunst und der Bestechung überlassen ist: kann es dann anders kommen, als daß die höheren Stände, und selbst der heiligste aus ihnen, mit einer Menge unwürdiger Mitglieder überschwemmt werden? Die Forderung aber, die der gemeine Menschenverstand an diese Personen machen wird, kann darum nicht ablassen von ihrer Strenge: was wird dann also geschehen? Um nicht der öffentlichen Verachtung Preis gegeben zu werden, um nicht sogar die Ahn-

bung der Gesetze zu erfahren, werden sich diese unwürdigen Menschen stellen, als hätten sie die Tugend wirklich, die man um ihres Standes willen einmal von ihnen fordert; sie werden heucheln, sage ich. Dieser unglückliche Erfolg wird um so sicherer eintreten, je schwerer es dem Menschen insgemein fällt, sich Tugenden, für deren Aneignung er nicht schon frühzeitig besorgt war, in seinen späteren Jahren erst, nicht bloß dem Scheine nach, sondern in Wahrheit beizulegen. Gewiß, wer sich mit frevelndem Beginnen zum Altare des Allerhöchsten hinzudrängt, ohne daß ihn der Herr berufen hat zu seinem Dienste; wer es durch Bitten und Versprechungen sich auswirkt, daß seinem Haupte endlich die Weihungen ertheilt werden, ohne daß ein gefühlvolles Herz in seinem Busen schlägt, ohne daß eine feurige Gottesliebe in seinem Inneren glüht, ohne daß ein lebhaftes Verlangen für seine und seiner Mitbrüder Veredlung ihn beseelt: was kann der Anderes in seinem heiligen Stande, als ein Heuchler werden? Tagtäglich, fordert man, soll er vor dem Altare des Ewigen zu einer heiligen Handlung erscheinen, die nicht mit Andacht, nein — mit himmlischer Gluth gefeiert werden will: wird er denn das vermögen? O, seine Kniee wird er wohl beugen; aber sein Herz wird kalt und ungerührt sein. Er soll im Beichtstuhle und auf der Kanzel vor jedem Laster warnen, mit wahrem Abschen soll er von jeder Sünde sprechen, und die Seligkeit der Tugend soll er, so wie er sie aus eigener Erfahrung kennt, mit aller Lebhaftigkeit schildern: wird er denn dieß vermögen? wird er zur Heuchelei nicht seine Zuflucht nehmen müssen, vor Lastern warnen, die er doch selbst begeht, und Tugenden, die er nicht kennt, empfehlen? Er soll den Begriff jeglicher Tugend an sich selbst versinnlichen, er soll in allem Guten mit seinem Beispiele vorangehen, in der Wohlthätigkeit, in echter Nächstenliebe, in der Enthaltsamkeit und Kraft, sich selbst zu überwinden, in der rastlosesten Thätigkeit, in der Bescheidenheit und Demuth: wie wird er dieß Alles vermögen, wie anders, als wenn er diese Tugenden an sich zu erheucheln sucht? So wahr ist es also, daß der höhere Tugendgrad, der in gewissen Ständen erfordert wird, eine Veranlaßung zur Heuchelei für jene Alle werde, die sich auf diesen Tugendgrad noch nicht aufgeschwungen haben.

b. Aber zu dieser ersten Veranlaßung kömmt bei den höheren Ständen noch eine zweite hinzu: die größere Bildung des Geistes nämlich, welche den Mitgliedern dieser Stände doch meistentheils eigen ist. Denn wenn auch einzelne Mitglieder höherer Stände zuweilen äußerst unwissende und rohe Menschen sind; so wird doch Jeder eingestehen müssen, daß doch die Meisten aus ihnen zu demjenigen Theile der Nation gehören, der noch die größte Bildung des Geistes, die meisten Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitzt. So gut und nothwendig dieß auch

von der einen Seite ist, so sehr man wünschen muß, daß es in Zukunft immer durchgängiger gelte: so läßt sich doch auch von der anderen Seite nicht läugnen, daß diese höhere Bildung die Heuchelei befördere, indem sie die Mittel zur Verstellung an die Hand gibt. Denn freilich bedarf es einiger Kunst und Geschicklichkeit, um mit Erfolg zu heucheln. Der Heuchler muß doch manche Menschenkenntniß besitzen; er muß mit ziemlicher Genauigkeit wissen, wie eigentlich die Tugend in dieser und jener Lage des Lebens sich benehme; er muß es wissen, wie sie in That und Wort und Miene sich zu äußern pflege; er muß durch vielfältige Übung die Kraft über sich erlangt haben, seine lebhaftesten Empfindungen zu unterdrücken, und die nicht leichte Kunst verstehen, andere, den ersteren oft entgegengesetzte Empfindungen und Gefühle für den gegenwärtigen Augenblick in sich entweder wirklich zu erzeugen, oder was vielleicht noch schwerer ist, sie bloß im Äußeren so genau nachzuahmen, daß sich der Zuschauer täuscht und wirkliche Empfindungen zu bemerken glaubt. Der ungebildete, der noch ganz rohe Mensch, m. F., wagt es nicht einmal, so Etwas zu versuchen; er fühlt seine Unvermögenheit, sich zu verstellen; er weiß, daß er durch einen solchen Versuch sich nur doppelter Schande aussetzen würde; und handelt eben darum offen und ohne Rückhalt. Nicht so die Mitglieder höherer Stände, die eine größere Bildung des Geistes erhalten haben; sie wissen genauer, als Andere, was recht oder unrecht ist; sie wissen es aus ihren Büchern, wie sich der Tugendhafte zu betragen habe, an welchen Merkmalen sich gewöhnlich das Laster zu verrathen pflege: umdesto leichter wird es ihnen, diese verrätherischen Merkmale zu verbergen, und jenes Betragen der Tugend äußerlich nachzuahmen. Ihr im Denken geübter Verstand sieht jede Folgerung, die man aus dieser oder jener ihrer Äußerungen, ihnen zum Nachtheile, ziehen könnte, mit vieler Schnelligkeit voraus: und daher nehmen sie sich denn wohl in Acht, sich irgend Etwas entschlüpfen zu lassen, woraus man eine nachtheilige Vermuthung schöpfen könnte. Ihre dienstwillige Einbildungskraft malt ihnen nach Belieben bald diese, bald jene Bilder vor, durch welche sie Empfindungen in sich hervorbringen können, die, wenn auch nicht ganz dieselben, doch sehr ähnlich sind denjenigen, welche sie eben jetzt zu haben scheinen wollen. Sagen Sie selbst, m. F., ob Menschen, denen das Heucheln eine so leichte Sache werden kann, die es darin, wenn sie nur wollen, zu einer solchen Vollkommenheit bringen können, ob sie nicht sehr in Versuchung stehen, Gebrauch von dieser Fähigkeit zu machen? ist denn die wahre Tugend, so heilsam sie auch für den Menschen ist, doch für die Sinnlichkeit desselben nicht abschreckend und beschwerlich genug, daß sich begreifen läßt, wie selbst ein Mensch, der sonst verständig ist und manche Kenntnisse besitzt, dennoch aus Sinnlichkeit auf den Entschluß gerathen kann, jetzt ihren Schein nur

nachzuahmen, und den Erwerb der Tugend selbst bis auf die Zukunft zu verschieben? Aber wenn er dieß nur erst einmal gethan hat, wenn er das nachgeahmte Bild der Tugend statt ihrer selbst benützt hat: o, so gewöhnt er sich schon an diese Niederträchtigkeit; er verschiebt den Entschluß, das in der Wirklichkeit zu werden, was er nur scheint, von einem Tage zum anderen; er hört nicht auf zu heucheln, sondern er wird nur immer ein ärgerer Heuchler.

c. Doch es gibt noch einen Umstand, m. F., welcher das Laster der Gleißnerei unter den höheren Ständen so gemein macht. Gerade die Mitglieder dieser Stände nämlich können aus dem Erheucheln gewißer wahrer oder scheinbarer Tugenden ganz eigene Vortheile ziehen. Es ist zwar nichts gewißer, als daß die Tugend den Menschen in jedem Stande, in dem er immer leben mag, so glücklich, als er es in seiner Lage sein kann, mache; unseres eigenen Vortheiles wegen sollten wir also nach dem Besitze der Tugend streben; wo wir uns immer befinden, in allen Verhältnißen, in jeder gedenklichen Lage des Lebens gibt es kein sicheres Mittel zur eigenen Glückseligkeit, als das, den Weg der Tugend einzuschlagen, und was diese von uns fordert, mit aller Willigkeit zu thun. Aber so wahr dieß ist; so ist doch, leider, bis auf den heutigen Tag der größte Theil des menschlichen Geschlechtes noch so verblendet, daß er dieses entweder gar nicht, oder nicht mit der nöthigen Lebhaftigkeit und Klarheit einsieht. Daher geschieht es denn, daß unser Ringen nach dem Besitze der Tugend insgemein nur matt und träge ist, daß es noch erst eines besonderen Antriebes, der Hoffnung eines grobsinnlichen Vortheiles, oder wenigstens des Antriebes der Ehre und der Bewunderung Anderer bedarf, wenn es eine etwas größere Lebhaftigkeit annehmen soll; und dann ist es meistens nicht die Tugend selbst, sondern ihr bloßer Schein, wornach wir ringen, weil die Erreichung jener Vortheile gewöhnlich von diesem letzteren nur abhängt. Solche eigennützige Vortheile von dem scheinbaren Besitze der Tugend können besonders die höheren Stände ziehen. Denn obgleich die Tugend auch bei Personen aus der untersten Klasse des Volkes nicht gänzlich unbemerkt und gänzlich unbelohnt zu bleiben pflegt; so ist doch so viel gewiß: Männer, welche in einem hohen Range stehen, auf deren Thun und Lassen die Augen vieler Tausenden gerichtet sind, finden noch ungleich mehr Bewunderer für eine gute That, die sie, gleichviel ob in der Wahrheit oder nur dem Scheine nach, verrichten. Ist es zu wundern, wenn dieser Umstand sie zu mancher heuchlerischen That verleitet? Und wie erst, wenn nicht nur Ruhm und Beifall der großen Menge, sondern noch manche andere Vortheile, wenn die einträgliche Gunst der Großen und Mächtigen des Landes, wenn die Beförderung zu immer höheren Äm-

tern und Würden, wenn das, was man in unseren Tagen fast allgemein für das Wichtigste hält, Schätze und Reichthümer, durch den erborgten Schein gewißer Tugenden zu gewinnen sind? Dort heuchelt ein Diener des Altares eine recht in die Augen fallende Andacht und Frömmigkeit: was ist die Ursache davon? Er will des Volkes Abgott werden, er will den Ruf eines Heiligen erlangen; er sieht in jenem blinden Zutrauen, das ihm die große Menge schenkt, ein bequemes Mittel, sich zu bereichern und allerlei schändliche Zwecke auszuführen. Wie nun der Geistliche die Frömmigkeit, so hat der Staatsbeamte die Anhänglichkeit an seinen Monarchen, die Vaterlandsliebe, den Eifer in seinem Dienste und noch so manche andere Tugend, aus deren scheinbarem Besitze er gewisse Vortheile zu ziehen weiß, durch die er sich in das Vertrauen seiner Oberen zu setzen, befördert zu werden und manche andere Zwecke zu erreichen hofft. Und der Studirende, m. F., sucht nicht auch dieser so manche Vortheile aus dem erheuchelten Besitze gewisser Tugenden zu ziehen? gibt es nicht Viele, die vor den Augen ihres Lehrers sich als ganz andere Menschen darstellen, als sie der Wahrheit nach sind, die sich in seiner Gegenwart die Miene geben, als wären sie ganz von seinen Grundsätzen durchdrungen, während sie doch in ihrem Herzen denselben gar nicht zugethan sind? die so viel Fleiß und Liebe für seine Wissenschaft, und für ihn selbst so viele Hochachtung zu haben vorgeben, als es in der Wirklichkeit nimmermehr der Fall ist, — Alles nur in der gegründeten oder ungegründeten Hoffnung, sich ihm dadurch umdesto angenehmer zu machen, um sich desto sicherer einst ein vorzügliches Zeugniß von ihm auszuwirken? O, wenn ein jeder Edlere aus Ihnen gewiß sich diese Art von Heuchelei nur deutlich vorzustellen braucht, um mit dem lebhaftesten Abscheu von ihr erfüllt zu werden; so hören Sie in Kürze noch einige Mittel, durch deren Anwendung Sie nicht nur dieser, sondern auch der Versuchung zu jeder anderen Heuchelei glücklich entgehen werden!

2. a. Es wird vielleicht Manchem aus Ihnen eine harte Forderung dünken, aber es ist gewiß eine ganz unerläßliche Bedingung, welche ein Jeder, der zu dem Laster der Heuchelei nicht will fortgerissen werden, erfüllen muß: daß er nicht eher sich zu dem Eintritte in irgend einen höheren Lebensstand entschließe, als bis er sich den höheren Tugendgrad, der hier erforderlich ist, beigelegt hat. Die Nothwendigkeit dieser Forderung ist nämlich aus dem Bishergesagten ersichtlich. Denn wenn es richtig ist, daß zur gehörigen Verwaltung höherer Stände ein mehr als gemeiner Grad von sittlicher Vollkommenheit nöthig ist, und die große Menschenmenge dieß auch selbst einsieht und, sowie es billig ist, mit unabläßlicher Strenge fordert: muß sich dann nicht ein Jeder, der sich in höhere Stände eindringt, ohne die höheren

Tugenden zu besitzen, gleichsam genöthigt sehen, zur Heuchelei seine Zuflucht zu nehmen, um nur der öffentlichen Verachtung nicht preisgestellt zu werden? bleibt also hier ein anderer Ausweg übrig, als daß er früher schon, bevor er noch in jenen Stand tritt, sich um die Tugend, die in demselben nöthig ist, bewerbe? So ist es in der That, m. F.; schon jetzt müssen Sie Ihre Herzen mit allen den edlen Tugenden ausschmücken, ohne deren Besitz Niemand ein würdiges Mitglied höherer Stände sein kann — oder Sie werden einst nur Heuchler in diesen Ständen werden. Schon jetzt müssen Sie aufs sorgfältigste für die Bewahrung Ihrer Unschuld wachen und sich die edle himmlische Tugend der Herzensreinigkeit erwerben — oder Sie würden einst in dem geheiligtesten Stande nur keusch zu leben scheinen, und nicht wirklich leben. Schon jetzt müssen Sie Ihr Herz für die Gefühle der Religion erwärmen, Liebe zu Jesu müssen Sie in Ihren Herzen jetzt schon keimen lassen — oder Sie werden sich später bemüßigt sehen, Gefühle, die Sie nicht kennen, zu erheucheln. Schon jetzt müssen Sie anfangen, auf die großen Angelegenheiten des menschlichen Geschlechtes zu merken, herzlichen Antheil an denselben zu nehmen, gegen Alles, was Mensch heißt, Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens zu hegen — oder, was sie in Zukunft über das Wohl des Vaterlandes und über die Beglückung der Völker und über die Unterstützung der Armen zu sagen haben werden, das Alles wird nicht aus dem Herzen kommen, es wird nur leerer Schall, nur Heuchelei wird es sein. Wem nun sein eigenes Gewissen sagt, daß er nichts von dem Allen bisher gethan habe, wer keine Lust in sich verspürt, dieß noch bei Zeiten nachzuholen, wer nicht schon heute den Anfang machen will: o, der erkenne doch aus diesem sicheren Merkmale, daß er zu keinem Mitgliede höherer Stände tauge; er hüte sich, wider den Willen Gottes sich in diese Stände einzudringen. Die Strafe des Himmels, welche ihn, wenn er es dennoch thut, ganz unausbleiblich erreicht, wird diese sein, daß er ein Heuchler werde, und daß er eben hiedurch sich selbst und viele Andere mit sich in's ewige Verderben stürzen wird.

b. Aber auch derjenige, m. F., dem sein Gewißen selbst das Zeugniß gibt, daß er den besseren Menschen auf Erden könne beigezählt werden, auch dieser betrete nicht ohne Furcht und Zittern die Bahn der höheren Lebensart; denn auch für ihn enthält sie noch viele Veranlaßungen zur Heuchelei. Um diesen zu entgehen, muß er es sich zur unverbrüchlichen Regel machen, so oft er sich in der Erweckung sittlicher Gefühle übt, an sich die Frage zu stellen: ob er bei dieser Gelegenheit nicht noch etwas mehr, als wünschen, könne? — und so oft er Anderen gute Räthe ertheilt: ob er sie selbst befolge? Wir haben vorhin gesehen, daß die zweite veranlaßende Ursache zur Heuchelei

bei den Mitgliedern der höheren Stände in ihrer größeren Bildung des Geistes liege. Daß aber diese Bildung des Geistes darum auf keine Weise vernachläßiget werden dürfe, ist eine einleuchtende Sache. Des Mittels selbst also, dessen wir uns als eines Werkzeuges zur Heuchelei bedienen können, dürfen wir uns keineswegs entäußern: nur den Mißbrauch desselben müssen wir zu verhüten trachten. Und dieß wird geschehen, wenn wir bei jeder Gelegenheit, wo wir entweder in unseren eigenen Augen bloß, oder auch vor den Augen anderer Menschen in einem vortheilhaften Lichte erscheinen, uns gleich die Frage vorlegen: ob wir dieß auch vollkommen sind, was wir hier scheinen? — und alle Kräfte anstrengen, daß wir das wirklich werden. Denn in der That trifft es sich oft auch ohne unser Zuthun, daß wir den Menschen in einem vortheilhafteren Lichte erscheinen, als es der Wahrheit nach sein sollte; und wenn wir diese zufällige Täuschung nicht zerstören, wenn wir uns ihrer vielmehr insgeheim freuen, so ist dieß schon der erste Anfang des Heuchlens, von dem wir gewiß sehr bald zu anderen und noch verantwortlicheren Arten der Heuchelei übergehen werden. Nicht dulden also müssen wir es, daß die Menschen eine günstigere Meinung von uns fassen, als wir in Wirklichkeit verdienen; und wenn es nicht in unserer Macht steht, es zu hindern: im Herzen müssen wir uns darüber demüthigen, und alle unsere Kräfte anstrengen, um in der That so gut, so edel, so groß, so fehlerfrei zu werden, als wir es nach der Meinung der Leute sind. Von dieser allgemeinen Regel ist das, was ich vorhin gesagt habe, nur eine besondere Anwendung. Wenn wir uns in der Erweckung gewißer sittlicher Gefühle üben, wenn wir, es mag dieß nur bloß für uns selbst in der Einsamkeit oder in der Gesellschaft Anderer geschehen, Gefühle der Andacht zu Gott, Empfindungen des Mitleides über das Unglück unserer Mitbrüder, oder was immer für andere sittliche Empfindungen in unserer Brust beleben: so ist hier immer eine Gefahr vorhanden, daß wir dieser Gefühle wegen nicht etwa von uns selbst oder doch wenigstens von Anderen für etwas Besseres gehalten werden, als wir doch wirklich sind. Allein wenn wir es nie bei müßigen Gefühlen bewenden lassen, wenn wir bei jeder solchen Gelegenheit in unserem Herzen uns die Frage vorlegen: kannst du denn hier nichts mehr, als bloß empfinden und wünschen? kannst du hier nicht auch handeln? — und wenn wir das, was unser Gewißen uns auf diese Frage erwiedert, sogleich befolgen und ausüben — o, dann wird jene Gefahr gänzlich verschwinden, dann werden wir in der That so edel sein, als wir es scheinen. Wenn wir, um nun des zweiten Falles zu erwähnen, aus Amtspflicht oder aus irgend einer anderen Veranlaßung den Nebenmenschen verschiedene gute Räthe und Ermahnungen ertheilen: da kann es abermals leicht geschehen, daß wir bald in den eigenen, bald in den Augen Anderer

in einem Lichte erscheinen, das uns günstiger darstellt, als es der Wahrheit nach sollte. Aber wenn wir nie Anderen einen Rath ertheilen, ohne uns selbst auf unser Gewissen zu befragen, ob denn wir ihn auch befolgen? — wenn wir an andere Menschen nie eine Forderung machen, die wir nicht erst an uns selbst erfüllen: dann haben wir nicht zu besorgen, daß das Geschäft der Besserung Anderer uns selbst zum Verderben gereichen werde.

c. Besonders dann, m. F., wenn wir auch noch die letzte Regel befolgen, die als Verwahrungsmittel gegen das Laster der Heuchelei nicht außer Acht gelassen werden darf. Sie lautet: jedesmal auf die geheimen Triebfedern seiner Handlungen aufmerksam zu sein, und sichs nie zu gestatten, daß man das Gute Vortheils halber thue. Denn es war eben die letzte Quelle der Heuchelei, welche wir vorhin anführten, daß mit der Ausübung des Guten und mit dem wirklichen oder scheinbaren Besitze gewißer Tugenden für die Mitglieder höherer Stände oft ganz besondere Vortheile verbunden sind. Wenn wir es unserem Herzen gestatten, Gebrauch von diesen Vortheilen zu machen; wenn wir es uns erlauben, schon bei der Ausübung des Guten selbst auf jenen Beifall und auf jene Bewunderung hinzublicken, die uns dafür zu Theil werden soll; wenn wir durch solche Vorstellungen uns zu erwecken und anzufeuern suchen: dann wird es nicht lange währen, m. F., so werden wir das Gute schon nicht mehr, weil es gut ist, sondern nur darum thun, weil es Lob und Bewunderung und andere eigennützige Vortheile gewährt. Und wird es denn dann noch ferner Gutes sein? wird es von jetzt an nicht bloß den Schein des Guten haben, d. h., Heuchelei sein? O, so entfernen wir denn bei unseren guten Handlungen stets alle Rücksichten auf irdische Vortheile, die uns aus ihnen erwachsen könnten! Seien wir recht aufmerksam auf unser Herz, daß sich in keiner seiner geheimen Falten, uns selbst unbewußt, eine unreine Triebfeder verberge, welche wir fälschlich für gut und edel halten würden, da sie doch nichts, als schändlicher Eigennutz und Heuchelei ist! Soviel es uns nur immer möglich ist, suchen wir bei dem Entschluße sowohl, als bei der Ausführung des Guten ganz zu vergessen, mit welchem Beifalle, mit welcher, weit über unser Verdienst getriebenen Bewunderung es die Welt aufnehmen werde! Wenn wir auf diese Art verfahren, m. F., dann wird das Gute, so wir thun, nie Heuchelei sein, sondern wahres Gute; dann werden wir auch des Lohnes, den uns Gott dafür bestimmt hat, nicht verlustig werden. Wir haben es nach der Vorschrift unseres Herrn Jesu im Verborgenen geübt, und nach der Verheißung eben dieses Jesu wird uns unser Vater im Himmel einst öffentlich vergelten. Amen.

XXXV.

Von den Vortheilen einer gehörigen Entwickelung des Sinnes für das Schöne und Erhabene.

(Gehalten am eilften Sonntage nach Pfingsten, im Jahre 1818.)

Eingang.

Wenn irgend Etwas verdient, daß es der Tugend, nicht im Range gleich, wohl aber nahe gestellt werde: so ist es — Schönheit und Erhabenheit, m. F.! Das wahrhaft Schöne nämlich und das Erhabene sind die zwei einzigen Dinge, die eine so große Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit dem, was sittlich gut heißt, besitzen, daß wir zwar nie völlig gerechtfertigt, aber doch einigermaßen entschuldigt werden mögen, wenn wir uns zur Übertretung eines Gesetzes der Tugend verleiten lassen, um ein vermeintliches Gesetz des Schönen oder Erhabenen zu befolgen. Wirklich erlauben wir uns dieß nur allzu oft; und nichts ist gewöhnlicher, als daß auch Menschen, die wir durchaus nicht zu den Schlechtesten auf Erden zählen dürfen, die strenge Sittlichkeit außer Acht setzen, sobald sie vermeinen, daß es die Regeln des Schönen oder des Erhabenen verlangen. Wer möchte es zählen, wie oft Dichter und Maler und Alle, welche sich mit Darstellung des Schönen und Erhabenen beschäftigen, an den Gesetzen der Tugend sich versündiget und zu ihrer Entschuldigung nichts Anderes vorgebracht haben, als — so verlange es der gute Geschmack, so sei es den Regeln des Schönen oder Erhabenen gemäß! Wie noch weit öfter trägt es sich in den Geschäften des geselligen Lebens zu, daß besonders solche Menschen, denen die Natur ein mehr als gemeines Maß der Kräfte verliehen, die Schranken des Rechtes überschreiten, nur um sich selbst und uns das Schauspiel einer That, die sie groß und erhaben nennen, zu verschaffen! Sie achten es für ein Geringes, daß wir in sittlicher Rücksicht so Manches an ihnen zu tadeln finden — müssen wir nur bekennen, daß ihre Art zu handeln groß und erhaben sei. Wer erinnert sich, in dem ich dieß spreche, nicht an so manchen berühmten Mann älterer und neuerer Zeiten*), der es, wenn wir auch keine ausdrückliche Erklärung hierüber aus seinem eigenen Munde hätten, durch seinen ganzen Lebenswandel bewies, daß er nicht darauf ausgegangen sei, um sich den Ruf eines guten, sondern eines großen Mannes zu erwerben, daß er

*) z. B. Sulla, Napoleon, u. A.

es gerne verschmerzte, wenn man ihm Tugend absprach, — gestand man ihm nur Größe und Erhabenheit zu! Welch' eine beklagenswerthe Verirrung, m. F.! — umso beklagenswerther, da die Personen, die wir in ihr befangen sehen, durch ihre Kräfte und durch so manche andere Vorzüge völlig geeignet gewesen wären, der Menschheit die wichtigsten Dienste zu leisten; ihr diese Dienste auch gewiß geleistet hätten, wenn sie nur sich selbst besser verstanden, und erkannt hätten, daß zu wahrer Schönheit und Erhabenheit auch die Tugend selbst, als ein Bestandtheil, gehöre. O, wie sehr wünsche ich doch, daß wenigstens Niemand aus Ihnen, m. F., sich einst einer ähnlichen Verirrung schuldig mache, daß Sie die Wahrheit, die ich soeben ausgesprochen habe, Alle mit Überzeugung einsehen und für immer festhalten möchten, daß Sie einerseits die Ausbildung Ihres Sinnes für das Schöne und Erhabene ja nicht vernachläßigten, und anderseits doch auch den Werth dieser Ausbildung auf keine schädliche Art übertrieben! Um dieß, soviel an mir liegt, zu bewirken, will ich heute eigens nur von diesem Gegenstande sprechen; ich will zuerst die Vortheile, die eine gehörige Entwickelung des Sinnes für das Schöne und Erhabene hat, auseinandersetzen, dann aber auch vor ein paar Irrthümern warnen, die man in dieser Hinsicht sich so oft zu Schulden kommen läßt. Die Stelle der heiligen Schrift, so ich jetzt vorlesen werde, mag uns belehren, wie wichtig eine frühzeitige Entwickelung des Sinnes für das Schöne beim Menschen, selbst nach Gottes Urtheile, sei. 1. Mos. 2, 7 — 9.

Abhandlung.

1. Sie wissen es, m. F., daß es bei dieser, und jeder ihr ähnlichen Erzählung, die wir in unseren heiligen Büchern lesen, nicht die uns gleichgiltige Gewißheit der erzählten Begebenheit selbst sei, für die wir ein göttliches Zeugniß besitzen; sondern bloß jene Folgerungen, die wir für unser eigenes Verhalten aus dem Gelesenen ziehen, nur diese sind, wenn wir das Merkmal sittlicher Zuträglichkeit an ihnen finden, als Wahrheiten anzusehen, die uns Gott selbst verbürgt. Mag also immerhin darüber gestritten werden, ob die Erzählung, die ich so eben vorlas, geschichtliche Richtigkeit besitze: auf welche heilsame Wahrheit der Geist Gottes, *der es veranlaßt hat*, daß sich auch diese Erzählung in unseren heiligen Büchern befindet, uns durch sie aufmerksam machen wollte, ist keinem Zweifel unterworfen. Wir sollen erkennen, wie wesentlich es zu jeder guten Erziehung gehöre, daß man den Sinn für das Schöne und Erhabene entwickelt. Auch schon beim ersten Menschen nämlich, dessen Erzieher gleichsam Gott selbst gewesen ist, wurde gleich anfangs für die Entwickelung dieses Sinnes Sorge getragen. Jene Umgebungen, in die ihn Gott versetzte, waren nicht nur mit Weisheit, son-

dern auch mit Geschmack ausgewählt. Der Mensch fand nicht nur, was ihm Befriedigung seiner Bedürfniße gewährte; sondern er fand auch Allerlei, was den Begriff des Schönen allmälig in ihm entwickeln mußte. Mit einem Garten vergleicht der heilige Text die Gegend, die Gott dem ersten Menschen zu seiner Wohnstätte anwies. In diesem Garten, sagt er, ließ Gott die mannigfaltigsten Bäume und Pflanzen wachsen, so daß der Anblick, den das Ganze gewährte, ein überaus schöner Anblick gewesen sei. Jene zwei Bäume, die von ganz besonderer Wichtigkeit für den Menschen waren, der Baum des Lebens und der Baum der Aufklärung, standen nicht etwa an einer Stelle, bei der sich gar kein Grund, warum sie dahin verpflanzt sind, absehen ließ; sondern nach einer sehr leicht zu begreifenden Regel war die Mitte des Gartens für sie erkoren. Wie gut wäre es, m. F., wenn alle Eltern und Erzieher diesen Wink der Schrift verständen, und die Umgebungen, in denen sie ihre Kinder und Zöglinge aufwachsen lassen, nach den Gesetzen des Schönen auswähleten, damit der beständige Anblick des Schönen allmälig auch den Begriff dessen, was schön sei, entwickele! Wie nöthig wäre es, daß auch der Staat daran dächte, durch Anlegung schöner Gebäude und Tempel, durch die Vervielfältigung guter Gemälde und so mancher anderer Erzeugniße der schönen Künste jedem einzelnen Bürger Gelegenheit zu verschaffen, den Sinn für das Schöne und Erhabene auszubilden!

a. Dieß hätte einmal schon den großen Vortheil, daß jene spärlichen Quellen, aus denen die Freuden des Lebens in diesem Erdenthale quillen, noch durch zwei neue, sehr ergiebige vermehrt würden. Denn wie es bisher mit der Menschheit steht, so kann man klagen, daß die Freuden, die aus der Betrachtung des Schönen entspringen, für den größeren Theil unseres Geschlechtes so gut, als gar nicht vorhanden sind. Die meisten Menschen kennen fast keine anderen Freuden auf Erden, als nur die sinnlichen, d. h., nur solche Freuden, deren Genuß uns insgemein nur unter der Vereinigung sehr vieler günstiger Umstände in unserem Inneren und von Außen möglich ist, die uns so selten zu Gebote stehen, die so viel Zubereitungen und so viel Aufwand erfordern, so viele Kräfte verzehren, die durch ihr Übermaß leicht so verderblich werden, die so bald Ekel erzeugen und bei der Zunahme der Jahre uns je länger, je gänzlicher verlassen. Nicht also ist es der Fall mit den Freuden, die die Betrachtung des Schönen und Erhabenen Jedem, der Sinn dafür hat, gewährt. Denn so viel Häßliches auch, als eine Folge menschlicher Thorheiten, auf Erden anzutreffen ist: so gibt es gleichwohl kein so verlassenes Plätzchen, daß der Bewohner desselben sich nicht zu jeder Zeit an der Betrachtung eines schönen, auch wohl erhabenen Gegenstandes ergötzen könnte

— versteht er nur anders die Kunst, das Schöne und Erhabene zu erkennen. Denn gibt es nicht allenthalben wenigstens einige, durch keine Unvernunft der Menschen entstellte Erzeugniße der Natur, die das Gepräge der Schönheit an sich tragen? Und wenn auch Alles, was unser Blick neben und unter uns antrifft, unser Gefühl meist nur beleidigt: steht uns nicht wenigstens ein Blick nach Oben, ein Blick zum Himmel frei? und bleibt des Himmels herrliches Gebäude, es mag nun in freundlicher Heiterkeit strahlen, oder mit düsteren Wolken umhüllt sein, nicht immer ein Gegenstand, an den sich die schönsten und erhabensten Gefühle anknüpfen lassen? Ja, mag uns die Wirklichkeit in noch so abschreckender Gestalt umgeben, mag uns nicht einmal der Anblick des Himmels vergönnt sein: das Reich der Dichtungen kann man uns doch nicht verschließen, in diesem lebt die Schönheit in ewiger Jugend fort — und wer kann uns hindern, uns auf den Flügeln der Einbildungskraft, so oft wir wollen, dahin zu versetzen und im Genuße alles des Schönen und Herrlichen, so wir da finden, die Wunden, die uns die Wirklichkeit schlug, zu vergeßen? Ich sollte noch mehr sagen: gerade dann, wenn alles Unglück sich über uns vereinigt, wird dem Rechtschaffenen und Weisen, der sich von seinen Gesinnungen durch nichts abwendig machen läßt, der Anblick der Erhabenheit, der der beseligenste ist, der Anblick seiner eigenen Erhabenheit, zu Theil. So wahr ist es also, daß jene Freuden, die der Sinn für das Schöne und Erhabene gewährt, überall zu Gebote stehen. Eben so war ist es auch, daß ihr Genuß beinahe nie ermüdet, nie unsere Kraft erschöpft, nie Eckel und Überdruß zurückläßt, und auch bei weitem nicht so gefährlich für unsere Sittlichkeit ist, als es die meisten Freuden der Sinne zu sein pflegen. Wie wenig sie auch an Lebhaftigkeit den meisten sinnlichen Freuden nachstehen, das weiß ein Jeder, der sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat: bei anderen Menschen findet keine Versicherung darüber Glauben. Sie, m. F., denen ich zutrauen kann, daß Sie zu jener ersten Gattung gehören, werden nunmehr begreifen, *wie viel die Menschheit an Glückseligkeit* gewönne, wenn das Gefühl des Schönen und Erhabenen bei jedem Einzelnen gehörig ausgebildet wäre.

b. Und gleichwohl wäre noch viel wichtiger der Vortheil, der *für die* Tugend hieraus entspränge; denn eine zweckmäßige Bearbeitung dieses Gefühles ist eines der wirksamsten Beförderungsmittel der wahren Sittlichkeit und Tugend. Schon deßhalb, m. F., weil der Mensch, bei dem das Gefühl für das Schöne und Erhabene entwickelt ist, der Freuden mehrere kennt, und dieß zwar Freuden, die bei aller Lebhaftigkeit doch so ganz unschuldig sind: schon deßhalb siegt er viel leichter, als ein jeder Andere, über Versuchungen zu einer bösen Lust. Denn warum sollte ich, spricht er, so eigensinnig sein, gerade nach dieser

Lust zu verlangen, da mir der Freuden doch so viele zu Gebote stehen, durch deren Genuß ich mich für den Genuß jener entschädigen kann? Hiezu kömmt noch der Umstand, daß die Entwickelung unseres Wohlgefallens am Schönen und Erhabenen uns auch empfänglich mache für das Vergnügen, das aus der Vorstellung des sittlich Guten entspringt: denn ist nicht jenes ebenso geistiger Art, wie dieses? setzen nicht Beide so ziemlich einerlei Bildung des Geistes voraus? Und mehr noch; der Sinn für das Schöne und Erhabene, wenn er gehörig ausgebildet ist, schließt das Vergnügen am sittlich Guten, zwar nicht in seinem ganzen Umfange, aber doch einem beträchtlichen Theile nach in sich. Denn, wenn nicht Alles, was sittlich gut ist, so ist doch das Meiste davon auch zugleich schön, oder wohl gar erhaben: das sittlich Böse dagegen wird kein richtig ausgebildeter Geschmack jemals für vollkommen schön oder erhaben anerkennen; vielmehr wird er es in den meisten Fällen selbst als häßlich oder niedrig brandmarken. Und so geschieht es denn, daß ein Mensch von feinerem Geschmacke zu Verbrechen gewißer Art gar nicht versucht werden kann; denn sie empören sein ganzes Gefühl, ihm kann die That, die man hier begeht, unmöglich reizend vorkommen, denn er fühlt ganz, wie häßlich und niederträchtig sie sei. So wird ein Mensch von feinerem Geschmacke nie grober Sinnlichkeit fröhnen, nie sich beflecken mit jenen entehrenden Lastern, welche den Menschen noch tief unter das Thier erniedrigen: denn könnte sich wohl sein Geschmack jemals mit Dingen, die so abscheulich sind, befreunden? So wird er im Umgange mit Personen des anderen Geschlechtes, die seinem Sinne für das Schöne entsprechen, die strengste Sittlichkeit beobachten, und sich aufs sorgfältigste hüten, nur das Geringste zu thun, was den reinen Spiegel ihrer Unschuld beflecken könnte: denn würde er dadurch nicht sich selbst jenes herrlichen Genußes, den ihm der Anblick der reinen Tugend und Anmüthigkeit gewährt, berauben? So wird er endlich nie roh und ungefällig handeln, nie in den Fehler des schmutzigen Geizes verfallen, nie sich zu niedrigen Ränken und Verstellungen herablassen; weil alle diese Verirrungen mit der Liebe zum Schönen und Erhabenen zu sehr im Widerspruche stehen. Gesichert vor solchen Lastern, wird jegliche Übung der Tugend ihm leichter; weil er für jede irgend einen Gesichtspunkt ausfindig macht, aus dem sie sich ihm durch ihre Schönheit oder Erhabenheit empfiehlt.

c. Hieraus ersehen Sie aber von selbst, m. F., daß die Entwickelung des Sinnes für das Schöne und Erhabene noch einen dritten Vortheil von großer Wichtigkeit gewährt: die Ausbildung unseres Verstandes meine ich. Denn wer geübt wird, das Schöne und Erhabene, wo es nur immer vorhanden ist, gehörig anzuerkennen, dessen Verstand wird doch ohne Zweifel ausgebildet: denn in der That ist es nichts so gar Leichtes, mit

Richtigkeit zu beurtheilen, ob Etwas schön, ob es erhaben ist, oder nicht. Wir nennen Etwas schön, wenn wir im Stande sind, eine gewiße Zweckmäßigkeit daran zu erkennen, ohne uns erst den Grund, worauf sie beruht, deutlich vorstellen zu müssen. Wir nennen Etwas erhaben, wenn wir im Stande sind, zu erkennen, daß zur Hervorbringung desselben eine sehr große Kraft erforderlich gewesen sei, ohne doch den Grund, warum wir so urtheilen, deutlich ins Auge zu fassen. Daher ergibt sich denn, daß ein jedes Urtheil über die Schönheit eines Gegenstandes eine Beurtheilung seiner Zweckmäßigkeit sei; und jemehr Fertigkeit Jemand in der Erkenntniß des Schönen erlangt, umso mehr Fertigkeit hat er in der so nützlichen Beurtheilung, ob Etwas zweckmäßig sei oder nicht, gewonnen. Wahr ist es freilich, daß die Urtheile, die wir hier fällen, auf keiner deutlichen Einsicht des Grundes beruhen, daß sie den Namen bloßer Gefühlsurtheile verdienen. Aber wie nöthig ist nicht auch diese Fertigkeit, ohne Bewußtsein des Grundes ein Urtheil zu fällen! wie schnell und sicher pflegen nicht gerade diese Urtheile des bloßen Gefühles zu sein! Und wenn wir nur erst geübt sind, ein richtiges Urtheil zu fällen, auch ohne uns des Grundes, warum wir so urtheilen, deutlich bewußt zu sein: dann werden wir, sofern es nöthig ist, allmälig auch dieses Letztere erlernen. Doch sei es auch, daß wir es nie bis zu dieser Vollkommenheit bringen; so wiederhole ich es: schon das sei ein großer Gewinn, wenn wir nur richtig beurtheilen lernen, ob Etwas zweckmäßig sei oder nicht, und ob es zu seiner Hervorbringung großer oder geringer Kräfte bedurfte. Das Eine lernen wir, wenn man den Sinn für das Schöne — das Andere, wenn man den Sinn für das Erhabene in uns entwickelt. Verständiger also, einsichtsvoller werden wir, wie in dem einen, so im anderen Falle; und es bewährt sich mithin in aller Hinsicht, daß die Entwickelung des Sinnes für das Schöne und Erhabene eines der wichtigsten Vervollkommnungsmittel eines Menschen sei; denn er gewinnt hiedurch an Allem, was zur Vollkommenheit gehört, an Weisheit, an Tugend und an Glückseligkeit.

2. a. Nur daß man die Sache ja nicht übertreibe, m. F.! daß man nicht etwa in den gefährlichen Irrthum verfalle, als ob die Entwickelung des Sinnes für das Schöne und Erhabene schon die ganze Bildung des Menschen umfassen und alle Begriffe der Tugend vielleicht entbehrlich machen könnte! Das ist der erste Irrthum, vor dem ich Sie zu warnen habe. Es sind zwar, ich verhehle es nicht, Männer von Ansehen, die diesem Irrthume gehuldigt, und behauptet haben, daß die Begriffe des Schönen und Erhabenen schon allein hinreichend wären, den Menschen zu Allem, was gut ist, zu leiten, ohne daß er des rauhen Begriffes der Pflicht, der die Begierde zum

Verbotenen nur reizt, bedürfe. Allein wie irrig ist dieß, wie unrichtig die Hoffnung, daß der bloße Sinn für das Schöne und Erhabene uns ein hinlänglicher Antrieb zur Erfüllung aller unserer Pflichten sein werde! wie einseitig schließt man hier nicht von einigen einzelnen Fällen gleich auf das Ganze! Wieviel Pflichten gibt es nicht für den Menschen hienieden, bei denen er auf seinem gegenwärtigen Standpunkte den Gesichtspunkt, aus dem ihm ihre Schönheit oder Erhabenheit einleuchten würde, noch gar nicht aufzufinden weiß — es müßte denn sein, daß er die Schönheit derselben nur eben in ihrer Übereinstimmung mit den Gesetzen der Tugend, ihre Erhabenheit nur eben in jener Kraftanstrengung fände, die ihre Ausführbarkeit kostet! Allein, kann er wohl diese Art von Schönheit und Erhabenheit erkennen, wenn seine Begriffe vom sittlich Guten nicht vollständig ausgebildet sind? O, in wessen Erziehung man immer die Ausbildung dieser Begriffe vernachläßigt hat, der wird in unzähligen Fällen des Lebens durch Übereinstimmung, die eine Handlung mit gewissen Zwecken hat, sich täuschen lassen, ihr eine Schönheit beizulegen, die sie doch wirklich nicht hat, weil sie nicht mit dem obersten Zwecke, der in dem Wohle des Ganzen besteht, übereinstimmt; er wird Erhabenheit sehen in einer Unternehmung, durch die er sich in große Gefahren stürzt, um zur Befriedigung einer lange genährten Leidenschaft zu gelangen, und nicht bemerken, daß die Beherrschung dieser Leidenschaft noch mehr Kraft bewiesen haben würde, noch weit erhabener gewesen wäre. Doch setzen wir auch, daß er dieß Alles einsehe: wird er es darum thun? wird das Vergnügen, das ihm das Bewußtsein, schön und erhaben gehandelt zu haben, verspricht, immer ein hinlänglicher Antrieb sein, zu thun, was oft mit den größten Beschwerden und Opfern verbunden ist? wird das Gesetz des Schönen und Erhabenen, das bloße Räthe ertheilt, sich auch so mächtig erweisen, wie das Gesetz der Tugend, das gebietet? Nein, m. F.! wenn man erwarten will, daß der Mensch tugendhaft werde; so muß man mit der Entwickelung seines Sinnes für das Schöne und Erhabene wohl anfangen, aber nicht dabei stehen bleiben: auch das Gesetz der Tugend selbst muß man ihm erklären und ihm bekannt machen, daß nur ihre Gebote allein einen strengen und unbedingten Gehorsam, dem alles Andere weichen muß, verlangen. Um seinen Widerwillen gegen diese Strenge zu besiegen, muß man ihm zeigen, daß sie nur eben daher, weil dieß Gesetz das höchste ist, rühre, daß seine Ausnahmslosigkeit es eben sei, die ihm die höchste Schönheit und Erhabenheit ertheile.

b. Doch diese letztere Bemerkung ist schon gegen den zweiten Irrthum gerichtet, vor dem ich noch warnen muß; es ist der Irrthum: als ob irgend ein Gegenstand, der dem Gesetze der Sittlichkeit nicht gehorcht, nichts destoweniger auf eine vollendete Schönheit und Erhabenheit Anspruch machen könnte. So wähnen, leider,

sehr Viele, die sich die Darstellung schöner und erhabener Gegenstände zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Und daher kömmt es eben, daß sie sich so oft erlauben, in ihren Darstellungen die Gesetze der Sittlichkeit zu verletzen — zu ihrem eigenen Nachtheile: denn hätten sie deutliche Begriffe von dem, was wahrhaft schön oder erhaben heißt; so würden sie einsehen, daß ein Gegenstand, der nicht bloß angeblichen, sondern entschiedenen Gesetzen der Tugend widerspricht, zwar vielleicht wohl auf einen niedrigen Grad der Schönheit oder Erhabenheit, nie aber auf vollendete Schönheit und Erhabenheit Anspruch machen könne. Denn soviel Zweckmäßigkeit der Gegenstand auch besitzen mag: mit jenem höchsten aller Zwecke, mit der Beförderung des allgemeinen Wohles, steht er im Widerspruch — und soviel Kraft er auch verkündigt: die Unterordnung desselben unter das heilige Gesetz der Tugend, unter das allgemeine Beste, würde der Kraft gleichwohl noch mehr bewiesen haben. Ein weiseres Zeitalter, als unser gegenwärtiges ist, wird kommen, m. F., und Kunstwerke solcher Art, so sehr sie die Menschen unserer Zeit vielleicht gerade ihrer Mängel wegen bewundern, mit ernstem Mißfallen betrachten, wird sie als mißlungene und verderbliche Versuche vertilgen lassen. So werden Künstler gestraft werden, die durch die Pforte der Schuld eingehen wollten in den Tempel der Unsterblichkeit. Daß die Entwickelung des Sinnes für das Schöne und Erhabene die Begriffe der Tugend entbehrlich mache, ist also so wenig wahr, daß im Gegentheil nicht einmal ein vollkommener Unterricht im Schönen und Erhabenen möglich ist, ohne im Guten erst unterrichtet zu haben; denn vollkommen schön und erhaben ist nur das allein, was zugleich sittlich gut und den Gesetzen der Tugend gemäß ist. Und so bewährt es sich also abermals, daß die Tugend Alles in Allem sei, und daß sie keine gleiche Verehrung von etwas Fremdartigem, keinen Abgott neben sich dulde, sondern nur Jene, die ihr allein und ungetheilt anhängen, die führt sie ein in ihr Heiligthum, wo alles Schöne und Erhabene und jede Art von Seligkeit vereinigt anzutreffen ist. Amen.

XXXVI.

Gang einer wahren göttlichen Offenbarung, von einer bescheidenen Vernunft gezeichnet.

(Gehalten am Ostersonntage, im Jahre 1810.)

Luk. 24, 1—35.

Eingang.

Daß sich die Jünger Jesu Christi erst von der Nothwendigkeit seines Todes, dann von der Wirklichkeit seiner bald auf denselben erfolgten glorreichen Auferstehung so äußerst schwer überzeugen ließen: das, m. F., war eine der merkwürdigsten Irrungen, in welche sie verfielen. Jesus selbst kann nicht umhin, ihnen diesen Fehler in unserem heutigen Evangelium vorzurücken. O, ihr Unverständigen — ruft er aus — daß es euch doch so schwer ankommen mag, zu glauben, was in den Propheten gleichwohl so klar vorherverkündigt ist, daß der Messias nothwendig leiden müsse und durch diese Leiden erst in seine Herrlichkeit eingehen kann! Die Ursache, warum die Jünger Jesu in Ansehung auf diese Wahrheit so ungelehrig sich bezeugten, war keine andere, m. F., als ihre verkehrte Ansicht von dem Gange, den Gottes Anstalten mit dem menschlichen Geschlechte nothwendig nehmen müßten. Sie hatten sich einmal in den Kopf gesetzt: wenn der Messias kömmt, so muß er sich mit Pracht und Herrlichkeit als einen seines Namens würdigen König darstellen, muß Israel von seinem Joche befreien und es zum herrschenden Volke über alle andere erheben, und seines Reiches darf kein Ende sein; nie darf er sterben, am allerwenigsten, verkannt von seinem eigenen Volke, den Tod der Knechte am Kreuzesstamme sterben. Wir nährten die Hoffnung — spricht Kleophas in unserem heutigen Evangelium — er werde Israel befreien. Und bei Johannes spricht das Volk von Jesu: Wir wissen aus der Schrift, daß der Messias, wenn er einmal kömmt, in alle Ewigkeit auf Erden bleibe; wie also kannst du sagen, der Sohn des Menschen muß in die Luft emporgehoben werden? wer ist denn dieser Sohn des Menschen? Hier sehen wir ihn, den unglückseligen Stein des Anstoßes, m. F., der nicht nur den Jüngern Jesu einst so schwer zu übersteigen vorkam, sondern der auch bis auf den heutigen Tag das Volk der Juden abhält, die Lehre ihres großen Landsmannes zu ihrem eigenen, so vielfältigen Besten anzunehmen. Eine verkehrte, aber tief eingewurzelte Meinung, wie jener Gang, den Gottes Führung mit dem menschlichen Geschlechte nehmen mußte, beschaffen sein müsse, ist die vorzüglichste Ursache ihres Unglaubens und

der so hartnäckigen Abneigung, die sie fortwährend gegen das Christenthum an den Tag legen. Aber was klage ich nur das Volk der Juden an? Auch unter uns Christen, leider, gibt es ja der Zweifler und entschiedenen Ungläubigen eine sehr große und immer größer werdende Menge. Und woher diese traurige Erscheinung? woran doch stoßen sich diese Menschen? Die Ursache ihres Unglaubens liegt vornehmlich darin, m. F., daß sie sich einen verkehrten Begriff von jenem Gange machen, den eine göttliche Offenbarung, sofern sie uns zu Theil werden sollte, nothwendig nehmen müßte. „Unmöglich“ hören wir sie sprechen „unmöglich kann das Christenthum eine wahre göttliche Offenbarung sein; denn unmöglich kann Gott, wenn er sich wirklich den Menschen offenbaren will, auf diese Art verfahren, wie es im Christenthume erzählt wird: einen ganz anderen Weg, einen seiner Allmacht, Weisheit und Güte bei weitem würdigeren Weg müßte er eingeschlagen haben.“ Zwar hat es den Gegnern des Christenthumes nie gefallen, m. F., uns eine ganz bestimmte Erklärung zu ertheilen, wie sie denn eigentlich meinten, daß eine Offenbarung, die auch in ihren Augen Gotteswürdigkeit besäße, vorsichgehen müßte. Es däucht mir der Mühe werth, zu unserer eigenen Befestigung im Glauben hierüber nachzudenken; es däucht mir der Mühe werth, einmal die Frage zu untersuchen: wie muß, soviel es eine bescheidene Vernunft vorher zu bestimmen vermag, der Gang einer wahren göttlichen Offenbarung beschaffen sein? und hat das Christenthum auch wirklich diesen Gang genommen? Diese heiligen Tage, m. F., welche gleich ursprünglich dem Andenken an die glorreiche Auferstehung unseres Herrn geweiht wurden, sie sind eben darum auch mittelbar dem Andenken an die Entwickelung und Lösung all desjenigen gewidmet, was etwa räthselhaft in dem Gange seiner Schicksale gewesen sein möchte. Gar nicht zweckwidrig werden wir also diese Tage begehen, wenn wir uns an denselben mit der Erörterung der eben aufgestellten Fragen beschäftigen. Und glücklich, dreimal glücklich wir, wenn wir hiedurch in unserem Glauben an Jesum ebenso sehr bestärkt und befestiget würden, als jene nach Emaus wandernden Jünger im Evangelium, welche der Herr selbst, der Weiseste aus allen Lehrern, über ihre vorgefaßte Meinung aufklärte und zurechtwies! O, möchte es Ihm gefallen, gleichwie er damals unerkannt der gütige Lehrer war, ungesehen auch in dieser heutigen Versammlung zu lehren; möchte er würdigen meinen Mund, ein Werkzeug seines eigenen Unterrichtes zu sein!

Abhandlung.

Es wäre ein thörichtes, ja ein vermessenes Beginnen, m. F., wenn sich die endliche Vernunft des Menschen daran wagen wollte, einen voll-

ständigen Entwurf des Ganges zu verzeichnen, den Gottes Führungen mit dem menschlichen Geschlechte nehmen müssen: nein, vollständig anzugeben, was Gott thun oder nicht thun solle, dazu müßte man einen unendlichen Verstand besitzen, allwissend müßte man sein, wie Er, man müßte Gott selbst sein. Doch, kann die menschliche Vernunft auch den Plan der Gottheit nicht vollständig überschauen; so ist es ihr dennoch vergönnt, einige einzelne Bruchstücke desselben einzusehen. Darf sich die Vernunft nicht vermessen, bei jeder Gelegenheit die stolze Sprache zu führen „so, und nicht anders, muß hier Gott verfahren": in einigen einzelnen Fällen kann sie deßungeachtet bedingnißweise und mit Bescheidenheit sagen „will Gott dieß oder jenes thun, auf diese Art, scheint es, wird er es am ehesten einleiten müssen". Und ist die Vernunft, bevor Gott selbst gehandelt, oft sehr im Irrthum, hat sie sich das Hohe, das er zu Stande bringt, auch nicht einmal träumen lassen: später, da Gott selbst sie aufgeklärt, vermag sie doch zu fühlen — das sei weit herrlicher, als Alles, woran sie je gedacht, das allein sei der Gottheit würdig! So lassen Sie uns denn immerhin mit der gehörigen Bescheidenheit die Frage untersuchen: will Gott sich offenbaren — wie scheint es der Vernunft, daß er das einleiten müsse? Und haben wir einige dieser Bestimmungen gefunden, so wollen wir gleich untersuchen: ob sie auch wohl im Christenthume beobachtet oder vielleicht durch etwas noch weit Herrlicheres ersetzt worden sei?

1. Das Erste nun, was uns hier in die Augen fällt, ist dieses, m. F.: die Zeit, wann Gottes Offenbarung zuerst auf Erden eingeführt, und die Länder und Völker, zu welchen sie zunächst gebracht werden müsse, kann die Vernunft zwar nicht bestimmen; aber sehen muß man doch, daß sie nicht ebenso gut viel früher schon hätte vorhanden sein können; und sie muß den Anfang der Einführung bei den gebildetsten Völkern machen. Daß es dem menschlichen Geschlechte nothwendig sei, gewisse, entweder in Wahrheit oder nur fälschlich geoffenbarte Religionen zu besitzen — das kann man, ließe es sich nicht schon aus inneren Gründen einsehen, auch daraus erweisen: weil es sich auf dem ganzen Erdenrunde wirklich so findet. Denn allenthalben, wo wir nur hinkommen, da finden wir, daß die Völker, gleichviel mit welchem Rechte, sich einbilden, gewisser Offenbarungen von Gott gewürdigt worden zu sein; nirgends herrscht bloße Vernunftreligion, sondern überall hat man gewisse Begriffe von seinen Pflichten, von Gottes Eigenschaften, von einem Leben nach dem Tode, und anderen wichtigen Gegenständen angenommen, die man auf keine Vernunftgründe, sondern nur lediglich auf ein angebliches Zeugniß Gottes stützet. Das könnte Gott unmöglich zugelassen haben, m. F., wäre es dem menschlichen Geschlechte nicht vortheilhaft, daß es so ist. Bloß aus

der allgemeinen Verbreitung, welche der Glaube an Offenbarung hat, kann man also schließen, daß Offenbarung dem menschlichen Geschlechte nützlich sei. Allein wenn sogar eine falsche und vor der Prüfung der Vernunft in Nichts verschwindende Offenbarung dem menschlichen Geschlechte nützlich ist: um wieviel mehr muß es nicht eine wahre sein? um wieviel nützlicher muß es dem menschlichen Geschlechte sein, durch eine außerordentliche Veranstaltung Gottes auf solche Ansichten geleitet zu werden, die mit der wirklichen Natur der Dinge selbst aufs vollkommenste übereinstimmen? Daß dieß überhaupt sehr nützlich sei, das, sage ich, ist leicht erkannt: aber in Beziehung auf einzelne Menschen und Völker ist schwer zu unterscheiden, ob es gerade für sie nützlich und heilsam wäre, die wahre Offenbarung zu besitzen. Wahrheit ist dem Menschen nämlich nicht unbedingt und ohne Ausnahme nützlich, sondern sie ist es ihm nur unter gewissen Umständen und Bedingungen. Sind diese noch nicht eingetreten, sind noch so manche andere Vorurtheile und Irrthümer im Kopfe, herrschen gewisse böse Gewohnheiten und Leidenschaften in der Seele: da kann die Wahrheit sehr schädlich, der Irrthum nützlich und sogar nothwendig sein. Wer mag bestimmen, m. F., den Zeitpunkt, in welchem das menschliche Geschlecht nun einmal vorbereitet genug ist, um reine Wahrheit aus der Gottheit Munde zu ertragen? wer mag bestimmen den Tag, an welchem die Gottheit den Anfang machen dürfe, uns ihre hohe Offenbarung mitzutheilen? und wenn sie es einmal gethan: wer mag bestimmen, wie langsam oder wie schnell das angezündete Licht sich weiter umher verbreiten dürfe? in welche Länder und zu welchen Völkerschaften es nach der Ordnung vorzudringen habe? Alles, was die schwache menschliche Vernunft hierüber sagen kann, bestehet etwa darin, m. F.: sie kann verlangen, daß die wahre Offenbarung in einem Zeitraume erscheine, der sich durch eine merkwürdige Veränderung in der Denkart der Völker auszeichnet; denn wo sich nichts geändert hat, wo die Gesinnungen der Menschen in träger Ruhe vorher wie nachher dieselben geblieben sind, da scheint auch keine Veränderung in ihren religiösen Gesinnungen, mithin keine neue Offenbarung nöthig gewesen zu sein. Die Vernunft kann verlangen, daß sich nachweisen lasse, die neuen Begriffe, die *Gottes Offenbarung* vorträgt, hätten nicht eben so gut schon früher vorgetragen *werden können*, sie wären früher vielmehr gefährlich und nachtheilig gewesen. Die Vernunft kann endlich verlangen, daß Gottes angebliche Offenbarung gerade bei den gebildetesten Völkern auf Gottes Erdboden Eingang gefunden habe und herrschend geworden sei; denn eben gebildete Völker müssen ja die meiste Empfänglichkeit für Wahrheit haben, gerade für sie muß sie am wenigsten gefährlich, am meisten nützlich sein. — Das Christenthum, m. F., entspricht allen diesen Forderungen aufs genaueste. Ist es nicht erschienen zu einer Zeit,

da eben die merkwürdigste Veränderung in der Denkart, in den Sitten aller Völker des römischen Reiches vorging? hatte das Lästige des jüdischen Ceremoniendienstes nicht schon den höchsten Grad erstiegen? war nicht der Priesterbetrug der alten heidnischen Religionen bereits entlarvt und verspottet? sah nicht schon Jedermann das Thörichte der alten Fabeln ein, und sehnte sich nicht Alles nach einer weiseren, besseren Lehre? Und diese weisere, bessere Lehre, würde sie, wenn sie früher erschienen, wohl Aufnahme gefunden haben? würde sie nicht selbst dort, wo man sie angenommen, ganz mißverstanden worden sein, und dadurch das sanfte Bild, das sie von Gott, als einem Vater, aufstellte, eher den Leichtsinn im Sündigen begünstiget, als ihm gesteuert haben? Doch als sie wirklich erschien: bei welchen Völkern fand sie Eingang? bei welchen herrscht sie noch bis zur Stunde? Nur bei den aufgeklärtesten auf Erden — zum deutlichen Beweise, daß andere Völkerschaften eine so lautere Wahrheit noch nicht ertragen können.

2. Doch nicht nur in Betreff der Zeit und der Personen, an welche Gottes Offenbarung ergeht, kann die Vernunft Einiges entscheiden, m. F.: auch in Betreff der Art, wie sie an uns ergeht, kann sie dieß und jenes bestimmen. Die zweckmäßigste und gotteswürdigste Art, wie eine Offenbarung uns zu Theil wird, scheint nämlich die zu sein: wenn irgend ein weiser und tugendhafter Mann durch eigenes Nachdenken auf sie verfällt. Menschen, die nur daran Geschmack finden, was außerordentlich, abweichend und naturwidrig ist, haben sich freilich durch Hilfe ihrer lebhaften Einbildungskraft sehr manigfaltige Arten, wie Gott die Menschen belehren könne, erdacht. Da ließ man Schriften, von Gottes Finger geschrieben, geradezu vom Himmel selbst herunterfallen, dort Zeichen und Worte in flammenden Zügen am hohen Himmelsbogen erscheinen; hier hörte man die Stimme Gottes selbst erschallen, dort wieder zeigte der Unsichtbare sich in Träumen und Gesichten. Es mag nicht schlechterdings gegen die Würde der Gottheit sein, sich zu diesen, obgleich fälschlichen, Vorstellungen der Menschen herabzulassen und auf solche Art sich wirklich zu offenbaren, sofern es Menschen gibt, die sie einmal für jenen einzigen Weg halten, auf dem Gottes Stimme zum menschlichen Ohre dringt. Aber am schicklichsten, das ist gewiß, Gott am geziemendsten ist es denn doch, wenn die erhabenen Lehren, die uns Gott mittheilen will, durch einen Menschen, durch einen weisen und tugendhaften Menschen auf dem Wege des Nachdenkens hervorgebracht werden. Nicht nur, daß hier kein so gewaltsames Wunder mit Übergehung aller natürlichen Kräfte gewirkt wird: sondern wie sehr wird auch die menschliche Vernunft auf diese Art geehrt, daß sie im Stande gewesen sei, durch eigenes Nachdenken die hohe Offenbarungslehre, wonicht zu beweisen, doch zu finden! Daß aber der Lehrer mit hoher Weisheit auch

die tadelloseste Sittlichkeit verbinde, ist eine gewiß sehr billige Forderung. Wäre er ein Lasterhafter: welch' nachtheiliges Licht fiele von ihm auf seine Lehre zurück! Geziemt es sich wohl, daß derjenige, welcher als ein Abgesandter des Himmels, ein Dolmetsch des Allerhöchsten zu uns spricht, noch Flecken an sich habe, deren Bemerken uns mit Mißfallen erfüllt? und wie? muß nicht der Hauptinhalt aller wahren Offenbarungen eine genaue Anleitung zur Tugend sein? wodurch aber kann man uns diese Anleitung zur Tugend besser ertheilen, als durch das wirkliche lebendige Beispiel eines vollendeten Tugendhaften? Als ein Solcher stelle sich also der Lehrer einer Offenbarung dar, wenn er uns verbinden will, wenn er wünscht, daß ihm volles Zutrauen zu Theil werde. Brauche ich nun noch zu sagen, m. F., in welch' überschwenglichem Maße die christliche Offenbarung die Forderungen, die wir aufstellen, erfüllt? Ein Mensch, Jesus von Nazareth, ist es, der hier als erster unmittelbarer Lehrer auftritt. Und seine Weisheit, er hat sie nicht aus Gesichten, noch aus Träumen, noch sonst auf eine wunderbare Art ohne vorhergegangene Benützung natürlicher Kräfte, nein: lediglich durch eigenes Nachdenken, und dort, wo dieß nicht auslangte, durch die Mittheilung der ihm innewohnenden allwissenden Gotteskraft empfangen. Und die Untadelhaftigkeit seines sittlichen Charakters, die ging so weit, daß er, der Einzige, auch seine Feinde kühn auffordern konnte: Zeihet mich, wenn ihr's vermögt, einer Sünde! Aber noch Alles nicht genug; das Christenthum leistet hier noch Eines, worauf die Vernunft für sich gar nicht verfallen wäre. Ein jedes menschliche Muster bleibt sonst noch fehlerhaft, hat sonst noch immer seine Mängel, und kann um dieser Mängel willen zu keiner ganz sicheren und ausnahmslosen Richtschnur dienen: mit unserem Jesu aber vereinte sich Gott selbst, der Unfehlbare; und so vereinigte er sich mit ihm, daß auch der Mensch unfehlbar wurde, daß wir mithin an dieses Menschen Lebenswandel jenes so oft gewünschte, vollkommen sichere, nie irreleitende Muster in der That haben, nach welchem die Menschen leben sollen.

3. Doch die Vernunft kann nicht nur über die Zeit und Art: selbst über den Inhalt einer Offenbarung, m. F., kann sie so Manches vorausbestimmen. Eine wahre göttliche Offenbarung muß nur dergleichen Lehren vortragen, die etwas zur Beförderung der Tugend und Glückseligkeit beitragen. Was kann schon an sich selbst einleuchtender sein, als diese Forderung? muß denn nicht Alles, was Gott veranstaltet, die möglichste Beförderung der Tugend und Glückseligkeit bezwecken? Und setzet, daß eine Lehre zwar diesen Zweck hätte, ihn aber nicht auf eine, unseren Augen bemerkbare Weise erfüllte: was könnte uns je überzeugen, es sei der Wille Gottes und wir seien verpflichtet, einer so fruchtlosen, unnützen Lehre

zu glauben? Nein, was wir als Gottes Offenbarung mit voller Überzeugung, mit ganzer Zuversicht ergreifen: dem muß das erste und wesentliche Kennzeichen einer Gotteslehre, die Brauchbarkeit für das sittliche Leben, nicht mangeln. Aber hieraus ergibt sich von selbst, m. F.: eine Offenbarung als solche befaßt sich nicht mit wissenschaftlichen Begriffsbestimmungen. Nicht zwar, als ob sie denselben etwa gram oder zuwider wäre, als ob sie vielleicht von einer strengen wissenschaftlichen Behandlung die Enthüllung geheimer Mängel, die Aufdeckung verborgener Widersprüche zu fürchten hätte, nein: ihrer Güte sich bewußt, ladet eine wahre Offenbarung bescheidene Forscher vielmehr zur Prüfung ein, und muntert sie auf zu einer streng wissenschaftlichen Bestimmung aller ihrer Lehren. Aber nur sie, sie selbst als Offenbarung läßt sich in diese Begriffzerlegung nicht ein; weil dieß für ihren Zweck, die Förderung der Tugend und Glückseligkeit, völlig entbehrlich ist; weil sie hiedurch dem gemeinen und ungebildeten Theile ihrer Schüler nur unverständlich, zuweilen sogar gefährlich und ärgerlich werden müßte; weil es zuletzt auch selbst dem Forschungsgeiste des menschlichen Verstandes nachtheilig wäre, wenn schon sie entschiede, woran sich die Menschen erst Jahrhunderte hindurch im Denken noch üben könnten. — Bemerken Sie nun mit Fleiß, m. F., wie so genau das Christenthum auch dieser Forderung entspricht! Die Lehren, die es uns vorträgt, haben alle, ohne nur eine einzige davon auszunehmen, den wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß auf Vervollkommnung menschlicher Tugend und Glückseligkeit. Denke dir auch nur eine einzige aus diesen Lehren hinweg, denke sie dir anders, als sie eben ist: und schon fällt einer von jenen Antrieben zur Tugend hinweg, welchen du bisher gehabt, oder er ist doch um ein Merkliches schwächer geworden; schon findest du einen Trostgrund im Unglücke weniger, oder deine Aussichten in jenes andere Leben sind nicht so heiter mehr. Mache dir die Aufgabe, nur eine einzige Lehre zu den vorhandenen noch hinzuzudenken, von der sich sicher erweisen ließe, daß sie von Nutzen sein müßte — du glaubst im Anfange, wie leicht dieß ist: aber je länger du die Sache betrachtest, desto bedenklicher findest du sie, und endlich gestehst du beschämt, daß dieß nicht möglich sei. Aber so vortrefflich auch dieß Lehrgebäude des Christenthumes ist: dennoch ermangelt es in jener eigenthümlichen Gestalt, in welcher es aus Jesu Munde kam und noch zur Stunde von seiner Kirche vorgetragen wird, der wissenschaftlichen Bestimmung. Er selbst, der göttliche Stifter, wir wissen es, in welcher Form er lehrte; von keiner Lehrkanzel, nach keinem wissenschaftlichen Plane — gelegenheitlich sprach er seine erhabenen Wahrheiten aus, und immer in Anwendung auf vorkommende Fälle sprach er sie aus. Auch seine treue Kirche, war sie gleich durch die Streitigkeiten ihrer gelehrten Mitglieder öfter, als sie wünschte, genöthigt, Worte

der Schule in ihren Mund zu nehmen: dennoch bezog sie Alles, was sie sprach, nur auf Erbauung, nur auf Ermunterung zur Tugend, auf Trost im Unglück und auf Freudigkeit zu Gott in jeder Lage unseres Lebens. Was immer keinen Bezug auf diese Zwecke hatte, das wollte sie auch nie durch ihr Ansehen entschieden wissen. Wie vieles Lob verdient sie um dieser Enthaltung willen! Und welche Thorheit ist es, ihr und den ersten Verbreitern unseres Glaubens, den verdienstvollen Verfassern unserer heiligen Bücher, das zum Vorwurfe zu machen, daß sie im Vortrage ihrer Lehren sich bloß an den Zweck der Erbauung gehalten, und um eine wissenschaftliche Ordnung und Begriffsbestimmung sich nicht bekümmert haben! Gerade so geziemt es einer wahren Offenbarung!

4. Aber noch Etwas geziemt ihr, m. F.; und dieß ist eben die vierte Forderung, die wir an eine jede Offenbarung machen: sie muß, bei strenger Unveränderlichkeit im Wesentlichen, doch eine gewisse Manigfaltigkeit in der Darstellungsart nach der Verschiedenheit der Zeiten und der Völker gestatten; auch sich nicht für so unveränderlich erklären, daß sie nicht in der Zukunft selbst noch vielleicht manche Zusätze erhalten könnte. Man hat es schon oft angemerkt, daß auch nicht zwei Menschen auf dieser Welt einander durchaus gleich sind, völlig dieselbe Denkart, dieselben Ansichten, denselben Charakter, dieselben Gewohnheiten und Leidenschaften haben. Wie viele Verschiedenheiten muß es also nicht bei einem ganzen Volke und in verschiedenen Jahrhunderten geben! Aber was ist begreiflicher, als daß nach der Verschiedenheit des Menschen auch die Religion, welche gerade für ihn selbst sich als die wirksamste und wohlthätigste bezeugen soll, eine verschiedene Beschaffenheit haben müsse? was ist begreiflicher, als daß demjenigen, der noch auf tieferer Stufe der Bildung steht, als seine Mitbürger, auch gröbere Begriffe von Gott nothwendig sein werden, als für die Übrigen? daß Völkerschaften und Zeitalter, die wilder, leidenschaftlicher und lasterhafter sind, auch einer größeren Behutsamkeit bei Darstellung gewisser Lehrsätze bedürfen werden, als mildere, sanftere Zeiten? Gottes Offenbarung, soll sie Religion nicht für den einzelnen Menschen bloß, sondern für ganze Völker und Jahrhunderte werden: so muß sie eine gewisse Manigfaltigkeit in der Darstellung ihrer Lehren zulassen; es darf nicht Alles bis auf die kleinsten Theile und Nebenbestimmungen in ihr entschieden sein und gleichförmig für Alle vorgetragen werden; es muß, wenn ich so sagen soll, einen gewissen Spielraum geben, in welchem die Freiheit sich bewegt, innerhalb dessen das, was allgemein gilt, für jeden einzelnen Menschen und Fall nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit besonders angepaßt wird, daß eine echte Offenbarung für Alle Alles ist. Daß diese Freiheit auch ihre Gränzen haben müsse, versteht sich

von selbst, m. F. Niemals kann eine wahre Offenbarung in ihren Lehren sich wirklich widersprechen, niemals kann sie das wieder läugnen, was sie jemals behauptet hat; in allen wesentlichen Stücken muß Einheit, Unveränderlichkeit herrschen: nur in den Nebenumständen kann Manches unbestimmt bleiben, damit es Jeder nach seinen eigenthümlichen Bedürfnissen so oder anders ergänze. Endlich nicht abnehmen, wohl aber zunehmen kann sie an neuen Lehren, weil eine Wahrheit, die für frühere Jahrhunderte vielleicht entbehrlich, vielleicht gar schädlich gewesen, für spätere gebildetere Zeiten Bedürfniß werden kann. Es bedarf nicht vieler Worte, m. F., um zu beweisen, das Christenthum leiste auch hier mehr, als wir fordern konnten. In gewisse sinnliche Bilder kleidet es seine meisten Lehren ein. Durch dieses einfache Mittel, welche Manigfaltigkeit, welchen Reichthum in der Darstellungsart gewinnt es nicht! Ein Jeder aus uns kann jene Bilder auf seine eigene Art, nach seinem eigenthümlichen Geschmack, nach dem bald höheren, bald niedrigeren Grade der Aufklärung, auf dem er steht, bald mehr, bald weniger buchstäblich auslegen, bald mehr auf diese, bald wieder auf jene Ähnlichkeit, die durch das Bild bedeutet wird, einen besonderen Nachdruck legen. Diese Verschiedenheit verbietet die christliche Kirche gar nicht, sie wünscht und fordert sie vielmehr: nur in den wesentlichen Stücken dringt sie mit Ernst auf Einheit; und in diesen wesentlichen Stücken hat ihr Gott seinen Beistand dergestalt versprochen, daß sie in alle Ewigkeit nie abirre von der Wahrheit, daß sie in ihren allgemeinen Entscheidungen allezeit Unfehlbarkeit beweisen solle. Wohl kann sie manche Lehre, die jetzt noch unbestimmt ist, in späteren Jahrhunderten, wenn auch gebildetere Völker einst darnach fragen, noch näher bestimmen; wohl kann sie, wenn man es so nennen will, noch manchen Zusatz zu den alten Lehren machen: doch Alles, was sie hinzusetzt, wird ebenso wahr sein, als ob es der Mund Jesu selbst ausdrücklich ausgesprochen hätte.

5. Aber so gotteswürdig sich auch das Christenthum in all' diesen Stücken bewährt: an eine Offenbarung ergehen noch mehrere Forderungen. Denn nicht nur in der Zeit, der Art und dem Inhalte einer Offenbarung kann die Vernunft Etwas im voraus bestimmen, sondern auch über die Wirkung, die sie hervorbringen muß. Sei dieß das fünfte und letzte Stück, welches wir heut erörtern wollen. Es ist zwar nicht zu begehren, daß eine wahrhaft göttliche Offenbarung dort, wo sie herrscht, alle Verirrungen und Laster aufhebe: aber doch muß es zu merken sein, die Menschen seien durch sie weiser, besser und glücklicher geworden, als sie es anderswo sind. Endliche Wesen, m. F., bleiben die Menschen immer, auch wenn sie sich einer geoffenbarten Religion als ihrer Führerin zu erfreuen haben; als endliche Wesen sind sie Verirrungen des Verstandes

und des Herzens, Irrthümern und Lastern ausgesetzt. Und wenn es gleich an sich nicht unmöglich ist, daß Gott einen bloßen Menschen durch ganz besondere, ganz außerordentliche Unterstützung von allen Verirrungen des Verstandes sowohl, als des Herzens frei erhalte; wenngleich die christliche Offenbarung uns selbst das Beispiel eines solchen Falles in der Wirklichkeit aufweist: nichts destoweniger, daß wir dieß Alle für uns fordern dürfen, dazu sind wir auf keine Weise berechtigt. Oder wissen wir wohl, ob der Zusammenhang des Ganzen eine so außerordentliche Unterstützung für jeden Einzelnen gestatte? müßte nicht der natürliche Lauf der Dinge hiedurch alle Augenblicke unterbrochen, mithin so gut, als aufgehoben werden? und fällt mit ihm nicht alle Ausbildung unseres Verstandes, alles vernünftige Denken, mithin auch alle Tugend und Glückseligkeit weg? Also selbst dann, wenn uns Gott eine Offenbarung zur Führerin ertheilen will: selbst dann können wir nicht erwarten, daß er uns unfehlbar machen, daß er alle Verirrungen und Laster aus unserer Mitte gänzlich hinwegnehmen werde. Thorheiten und Laster können selbst im Schooße der wahren göttlich geoffenbarten Religion gefunden werden; ja selbst, wenn es sich zeigen sollte, daß selbst sie, die hohen Offenbarungslehren, mißbraucht und zur Beförderung des Lasters angewendet werden, daß man sich hie und da durch einige aus diesen Lehren zu einem nur desto leichtsinnigeren Fortsündigen verleiten läßt, daß wieder andere derselben Stoff und Veranlassung zu Zank und Streitigkeit und zu feindseligen Verfolgungen geben: dieß Alles, sage ich, darf uns noch nicht anstößig werden, darf uns aus dem Grunde nicht anstößig werden; weil es der Heiligkeit Gottes auf keine Weise zuwider ist, daß er den Mißbrauch zulasse, wenn jene Vortheile, welche der gute Gebrauch gewährt, die Nachtheile des ersteren weit überwiegen. Das aber, m. F., ist auch die nothwendige Bedingung, welche dort stattfinden muß, wo eine wahre Offenbarung sein soll: sie muß die Menschen, im Ganzen genommen, ohne Zweifel weiser, besser und glücklicher machen, als sie es ohne dieselben wären. Ja mehr noch: die Anhänger der wahren Offenbarung müssen weiser, besser und glücklicher sein, als alle anderen Völker, die keines gottgeoffenbarten Glaubens sich zu erfreuen haben. Denn wäre dieß der Fall nicht, hätten andere Völker bei ihrem falschen Glauben doch eben die Stufe der Vollkommenheit, vielleicht noch eine höhere erstiegen: könnte man da nicht billig fragen, wo denn die Kraft der Wahrheit sich erweise, wo es sich denn äußere, daß Gottes Werk vollkommener sei, als das, was Menschen eingeführt? Daß unsere christliche Religion auch dieser Forderung entspreche: das, m. F., läßt sich gewiß mit all' der Deutlichkeit beweisen, welche bei einer Untersuchung dieser Art nur überhaupt stattfinden kann. Daß wir durch das Christenthum weiser geworden sind, daß es den wohlthätigsten

Einfluß auf unsere wichtigsten Begriffe, auf die Begriffe von Tugend und Glückseligkeit, von Gott und Unsterblichkeit geäußert habe: wer möchte dieß längnen wollen? Hat es uns aber offenbar weiser gemacht, das Christenthum: warum sollten wir nicht auch glauben, daß es uns besser und glücklicher gemacht habe? steht denn die Verbesserung der Sitten und die Vermehrung des Wohlstandes nicht in der natürlichsten Verbindung mit der Berichtigung der Einsichten? Und in der That: herrschen denn wohl die Laster der Wollust und der Üppigkeit auch noch bei uns Christen so allgemein und in so hohem Grade, als es ehedem vor Einführung des Christenthumes der Fall gewesen? gilt es nicht selbst von den Kriegen, daß sie ungleich menschlicher geführt werden? ist der unglückliche Sklavenstand nicht so gut, wie aufgehoben? hat nicht der Unglückliche, der Kranke, der Leidende, der Arme in christlichen Ländern doch mehr Versorgung, mehr Hilfe und Beistand, als irgendwo? besteht nicht mehr eheliches Glück, mehr Sorgfalt für die Erziehung der Kinder, mehr häusliche Zufriedenheit, ja selbst mehr Sorge für allgemeine Volksbildung unter den Christen, als einst unter den heidnischen Römern anzutreffen war? Auch besser also, auch glücklicher hast Du, erhabener Jesu! durch deine Lehre uns gemacht; erwiesen hat sie sich unter uns — um mich des Ausdruckes des Apostels zu bedienen — als eine Kraft von Gott, selig zu machen diejenigen, die sie gebrauchen wollen (Röm. 1, 16.). Wohl hast Du es verdient, durch sie dem Tode obzusiegen und den von Ewigkeit her Dir zubereiteten Sitz zur Rechten Deines Vaters einzunehmen! Gib nach Deiner Verheißung auch uns, dahin, wo Du bist, zu gelangen! (Ephes. 1, 20.) Amen.

XXXVII.

(Beschluß.) Gang einer wahren göttlichen Offenbarung, von einer bescheidenen Vernunft gezeichnet.

(Gehalten am Ostermondtage, im Jahre 1810.)

Apostelg. 10, 34—43.

Eingang.

Haben wir gestern bemerkt, m. F., wie unrichtig die Jünger Jesu Christi, bevor sie sich noch von seiner Auferstehung überzeugt, über den gan-

zen Gang, den Gottes Fürsehung mit ihm genommen hatte, dachten: so können wir aus dem heutigen Texte ersehen, wie richtig sie darüber in der Folge nicht nur selbst denken gelernt, sondern auch Andere lehrten. Die Rede des heiligen Apostelfürsten, die wir jetzt vernommen, ist eine schätzbare Probe der Art und Weise, wie die Apostel bei der Verkündigung des Christenthumes zu Werke gingen. Nicht nur bemerken wir aus dieser Probe, daß sie mit Weisheit allezeit das Geschichtliche des Christenthumes, die Thaten und Schicksale ihres Herrn zu Grunde legten und zum Anfang ihres Unterrichtes machten; sondern wir ersehen, auch daß sie sich bestrebten, ihren Zuhörern jedesmal eine möglichst zusammenhängende und vollständige Übersicht des ganzen Ganges, den Gottes Fürsehung bei der Entstehung und Ausbreitung des Christenthumes genommen hatte, zu ertheilen. Wir haben ohne Zweifel nur in einem Auszuge die Rede Petri: aber auch selbst aus diesem ersehen wir, von welchem Gegenstande er gesprochen haben muß. Von der Taufe Johannis machte er den Anfang, sie nämlich war gleichsam die Vorbereitung zur besseren Aufnahme der Lehre Jesu; hierauf erklärte er, wie es geschehen sei, daß sich Jesu Lehre durch Galiläa und im ganzen Judenlande so schnell verbreitete: nämlich die Wunder, welche Jesus wirkte, waren die Ursache hievon. Um noch die Gotteswürdigkeit dieser Wunder zu beweisen, erinnert er, daß es lauter wohlthätige Wunder, nur Krankenheilungen, nur Rettungen Solcher waren, die sich im Übermaße ihrer Schmerzen für unterjocht und gequält vom Teufel selbst ansahen. Bei all' diesen Wundern, fährt Petrus fort, ward Jesus gleichwohl verkannt; wovon die Ursache im Hasse der Priester lag. Aber ob sie es gleich dahin brachten, daß er an's Kreuz geschlagen wurde: so schadete dieß doch dem Plane der göttlichen Fürsehung nichts; vielmehr gerade dadurch erhielt ja Gott Gelegenheit, Jesum um so herrlicher auszuzeichnen, da er ihn am dritten Tage von den Todten auferweckte, und ihn lebendig vor die Augen Vieler stellte. Zwar konnte er sich, um keinen Aufstand zu erregen, nicht dem ganzen Volke zeigen: aber er zeigte sich doch einer hinlänglichen Menge Zeugen, und diesen auf so verschiedene Art, daß die Wirklichkeit der Sache vollkommen erwiesen werden kann. Nichts war zweckmäßiger, m. F., als dieser Gedanke des Apostels — dem römischen Hauptmanne, den er vor sich hatte, eine gedrängte Übersicht des Planes mitzutheilen, den Gott in Hinsicht auf das Christenthum befolgt hatte. Und ich setze hinzu: es wäre nichts mehr zu wünschen, als daß man sich auch in unseren Tagen mit diesem Plane häufiger beschäftigte. Gewiß würden wir dann der Zweifler und der Ungläubigen unter uns weit weniger finden; und der Mund der Spötter, die ihren Spötterstoff in einzelnen, aus dem Zusammenhange des Ganzen herausgerissenen Begebenheiten suchen, würden verstummen müssen. Es ist zwar

nicht zu läugnen, man bedarf der Übersicht des Ganzen nicht nothwendig, um sich von der Wahrheit des Christenthumes als einer göttlichen Offenbarung zu überzeugen; man kann schon einigen Glauben fassen, wenn man nur eingesehen, daß einerseits die Lehre dieser Religion wirklich vom größten Nutzen ist, daß anderseits die Schicksale derselben so manches Außerordentliche, so manches unläugbar Wunderbare in sich fassen: allein bei diesem Glauben, wieviel Räthselhaftes und Dunkles bleibt nicht immer noch zurück, solange man den ganzen Plan nicht im Zusammenhange überschaut! Dagegen wie hellen sich jene Dunkelheiten auf, sobald man sich zu einer allgemeinen Übersicht emporgehoben! Wer unzufrieden ist mit diesem oder jenem einzelnen Umstande in unserer christlichen Religion, der denke ihn nur im Zusammenhange mit dem Ganzen, und frage sich dann erst selbst: ob er wohl eine andere Einrichtung anzugeben wisse, wobei das Ganze besser und vollkommener ausgefallen wäre? Er wird beschämt verstummen müssen, wird künftig nicht mehr murren, sondern sich bescheiden, befriedigt sein. Haben wir die Wirkung zum Theil vielleicht schon gestern empfunden, m. F.; sind wir bereits zufriedener geworden mit mancher Einrichtung in unserem Christenthume, die uns bisher nur anstößig geschienen: wohlan, so lassen Sie uns die gestern angefangene Untersuchung noch heute fortsetzen und vollenden! Es ist das Eigenthümliche der Wahrheit, daß sie von keiner Untersuchung etwas zu fürchten hat, vielmehr an Überzeugungskraft gewinnt, je strenger man sie prüft; und eben in dieser Absicht ist es, daß der Apostel selbst uns zuruft: Prüfet Alles, und was ihr bewährt findet, das behaltet! (Thess. 5, 21.)

Abhandlung.

Schon gestern haben wir angegeben, m. F., was eine bescheidene Vernunft von einer wahren Offenbarung in Hinsicht auf ihre Erscheinungszeit, auf Mittheilungsart, ihren Inhalt und auf die Wirkungen derselben zu fordern habe. Allen diesen Forderungen entsprach das Christenthum vollkommen. Aber bedarf eine wahre Offenbarung nicht auch noch gewisser Beweise ihres Vorhandenseins? Wohl auch in Bezug auf diese hat die Vernunft ein Recht, gewisse Forderungen zu machen. Lassen Sie uns denn sehen, von welcher Art sie sind, und ob das Christenthum denselben eben so gut, wie allen vorigen, entspreche.

1. Ich sage zuerst: Ein Glaube, der uns als eine wahre göttliche Offenbarung erscheinen soll, muß außerordentliche Begebenheiten, sogenannte Wunder aufzuweisen haben. Die Nothwendigkeit dieser Bedingung leuchtet Jedem bei einigem Nachdenken ein, m. F. Eine Offenbarung,

ist sie nicht ihrem Begriffe nach eine Lehre, die wir — nicht wegen der Einsicht in die inneren Gründe, — bloß auf Gottes Zeugniß annehmen? Dieß Zeugniß Gottes aber, auf welche Art kann es uns wo zu Theil werden? Er, der unsichtbar ist, kann uns nicht selbst unmittelbar erscheinen und uns sagen: Glaubet dieß, denn ich verbürge es euch! Die Lehre selbst, wenn sie von einer überaus großen Vortrefflichkeit ist, wenn sich nichts Herrlicheres, nichts, was die Tugend und Glückseligkeit unter den Menschen mehr befördern könnte, ausdenken läßt, die Lehre selbst berechtigt allerdings die Vermuthung, es sei wohl Gottes Wille selbst, daß wir sie gläubig fassen. Eine Vermuthung, sage ich, kann so entstehen: aber Gewißheit, völlige Gewißheit wäre auf diesem Wege nimmermehr zu finden. Zu dieser Gewißheit, die uns bei einer Offenbarung so sehr nöthig ist, können wir auf keine andere Art gelangen, als wenn zu der Vortrefflichkeit der Lehre auch noch ganz ungewöhnliche Naturerscheinungen, Erscheinungen, die sich durch keine Menschenkunst erklären lassen, die sich weder vor noch nachher zugetragen haben; mit einem Worte, wenn Wunder noch hinzukommen. Warum — so fragen wir erstaunt — warum mag sich dieß außerordentliche Ereigniß wohl zugetragen haben? Gott, der letzte Grund von allen Dingen, welcher auch bei der geringfügigsten Erscheinung gewisse Absichten und Gründe hat, muß nothwendig auch bei diesem Wunder eine Absicht haben, eine ganz außerordentliche jedoch, die, wie das Mittel selbst, sonst nirgends wieder vorkömmt. Sollte es nicht diese Absicht sein: uns auf die vortreffliche Lehre, mit der dieß Wunder verbunden ist, aufmerksam zu machen und uns verstehen zu geben, es sei sein eigener Wille, daß wir sie hören? Ja, ja! so ist es gewiß, und ist um so gewisser, je größer die Anzahl von jenen Wundern ist; je inniger ihre Verbindung mit jener Lehre; je feierlicher er selbst, der erste Verkündiger dieser Lehre, die Gottheit auffordert, durch solche Zeichen für ihn zu entscheiden; und je genauer diese ebenso zutreffen, wie er vorhergesagt. Den Forderungen, die wir hier machen, m. F., entspricht das Christenthum in einem Grade, wie sonst kein anderer Glaube auf Erden. Wenn alle Religionen sich auch gewisser Wunder rühmen: welche derselben vermag so streng erwiesene Wunderthaten aufzuweisen, wie unser christliche Glaube? Nicht der Stifter desselben nur: auch seine ersten Schüler und Anhänger besaßen die Gabe der Wunderkraft; wo sie immer hinkamen, da wirkten sie ganz ohne Vorbereitung die herrlichsten, auffallendsten Thaten. Aufdaß ihr glaubet — sprach unser Jesus einst zu den Pharisäern, die ihn lästern wollten — daß der Sohn des Menschen Macht habe, die Sünden zu vergeben; sehet, diesem Elenden will ich nebst der Vergebung seiner Sünden noch die Gesundheit wiedergeben: steh' auf, und sündige hinfort nichtmehr! (Matth. 9, 6.). Vater! — rief er ein andermal zu Gott — ich danke dir, daß du

mich erhört hast; ich zwar wußte es, daß du mich allzeit erhörest, aber um derer willen sage ich es, die mich hier umgeben, auf daß sie glauben, daß du mich gesendet hast: tritt hervor, mein Lazarus! Er sprach's — und der Mann, der fünf Tage schon im Grabe gelegen, dessen Leichnahm die unzweideutigsten Spuren der Verwesung schon an sich getragen, dieser trat lebendig und gesund hervor. (Joh. 11, 40.) Was ist hier wunderbarer, die Zuversicht, mit welcher Jesus ein Wunder von Gott erwartet, oder die Vollständigkeit des Erfolges, welcher ihm gewährt worden?

2. Aber es ist noch nicht genug, m. F., daß sich ein inniger Zusammenhang zwischen den Wundern und der Lehre einer Offenbarung finde; die Vernunft fordert noch mehr: die Wunder einer wahren Offenbarung müssen in aller Rücksicht die höchste Gotteswürdigkeit besitzen; ein Tugendhafter muß sie zu wohlthätigen Zwecken und mit der würdigsten Schicklichkeit wirken. Wie nämlich nach einer Bemerkung, die wir schon gestern gemacht, unter allen Arten, wie Gott uns seine Offenbarungswahrheiten mittheilen kann, keine angemessener ist, als wenn er dieß durch einen Menschen thut: so ist es auch ein Ähnliches mit den Wundern. Unter allen Arten, wie Gott Wunder wirken kann, ist die anständigste und Gott geziemendste die, daß das Wunder, wie man sich auszudrücken pflegt, durch den Menschen selbst geschieht, d. h., daß es unmittelbar auf das Geheiß und die Vorhersagung eines Menschen erfolgt. So nämlich wird das Ansehen und die Würde der menschlichen Natur auf die höchste Stufe erhoben, und der Zusammenhang zwischen dem Wunder und der Lehre in das hellste Licht gesetzt. Allein, wie bei der Offenbarung, so und noch stärker wird auch hier gefordert, daß dieser Mensch (jenes Werkzeug, dessen sich Gott zu seinen außerordentlichsten Wirkungen bedient, und der bei ihm Freiheit hat, zu bitten, was er will, und es erlangt, Joh. 9, 31.) ein weiser, tugendhafter, ein über jeden Tadel erhabener, ein heiliger, würdevoller Mann sei. Aber noch nicht genug, daß die Person des Wunderthäters würdig der Gottheit ist: auch die That selbst muß Gotteswürdigkeit besitzen. Dieß wird der Fall sein, wenn sie zu edlem und wohlthätigem Zwecke dient, d. h., wenn sie nebst jenem Hauptzweck, der allen Wundern gemeinschaftlich zukommen muß, — Aufmerksamkeit und Zutrauen zu erwecken — auch noch sonst etwas Gutes und der Menschheit Nützliches hervorbringt, wenn sie dem Siechen und Kranken Gesundheit wiedergiebt. Doch selbst wenn dieß Alles ist, m. F.; so darf noch Eines nicht fehlen: dem Gefühle der Schicklichkeit muß Alles angemessen sein; es darf dabei nichts vorkommen, was einem wahrhaft gebildeten Geschmack anstößig oder lächerlich wäre. Wer Gottes Wunder wirkt, vermeidet das allzu Ruhmredige, er enthält sich jener Art von Vorherverkündigungen, die mehr einem Taschenspieler, als dem Ge-

sandten Gottes zustehen würde. Es muß durchaus auf den besonderen Grad der Bildung und den Geschmacksinn des Volkes, welches den Wunderwirkenden umgibt, die zarteste Rücksicht genommen werden, damit sich nirgends Etwas finde, was auch der Spötter selbst zur Verkleinerung der That mißbrauchen könnte. — Die Wunder des Christenthumes, m. F., die Wunder des Evangeliums stimmen so vollkommen mit dieser Forderung überein, daß sie uns, wie ich glaube, von selbst und unwillkürlich schon als Beispiele zu jenen allgemeinen Regeln werden beigefallen sein. Von Menschen sind sie gewirkt, und von welchen Menschen! Von Jesu und seinen Aposteln, d. h., von denjenigen, welche durch ihre unvergleichliche Rechtschaffenheit und Tugend die Zierde und der Stolz unseres Geschlechtes wurden; denen selbst ihre Feinde, so frevlerisch sie waren, doch keine Sünde anzudichten wagten! Und waren die Wunder, welche sie wirkten, etwa nur bloße müßige Augenweide zur Sättigung der Neugier? Solche lehnte Jesus entschieden ab, wenn man sie forderte. Die Zeichen am Himmel, welche die Pharisäer verlangten, erhielten sie nicht von ihm; die Vorschläge, welche der Versucher ihm machte — jetzt Stein in Brod zu verwandeln, jetzt von den Zinnen des Tempels unbeschädigt sich herabzuwerfen — dergleichen Vorschläge wies er mit Unwillen von sich. Werke der Wohlthätigkeit waren alle seine Wunder. Wer ohne Hoffnung der Genesung darniederlag, ward auf sein Wort gesund; die Augen des Blinden lernten das freundliche Licht des Tages einsaugen; das Ohr des Tauben horchte wieder den süßen Tönen; die Zunge des Stummen ward gelöst zu fröhlichem Gotteslobe; der bis jetzt lahm gewesen, hüpfte hoch auf vor Freude über die neue Gelenkigkeit der Glieder. Und wie wohlthätig alle diese Werke waren; so waren sie auch voll Anstand und Würde; da unterläuft nichts Läppisches, nichts kindisch Abgeschmacktes; da wird nicht auf Marktschreierweise die That erst angekündigt; nicht etwa mehr gesprochen, als gethan. Wenn sich Jesus anschickt, der erhabene Wunderthäter, seinen Freund Lazarus vom Tode aufzuwecken, kündigt er diese That mit den einfachen Worten an: Unser Freund Lazarus schläft; lasset uns gehen, ihn aufzuwecken. (Joh. 11, 11.) Wenn er zehn Unglücklichen, die mit dem fürchterlichsten Übel des Aussatzes behaftet sind, Gesundheit schenken will, entläßt er sie mit den bescheidenen Worten: *Gehet hin und zeiget euch den Priestern!* (Matth. 8, 4.) Aber das Christenthum enthält über dieß Alles noch eine eigene Art von Wundern, m. F., eine Art, auf welche die bloße Vernunft für sich wohl gar nicht gekommen wäre, die aber Gottes Weisheit, wegen der so ganz natürlichen Mittel, durch die er sie hervorbringt, ganz vorzüglich verherrlichen; ich meine die Weissagungen. Die Thaten und Schicksale Jesu, sie waren fast alle aufs bewunderungswürdigste schon Jahrhunderte lang vorhergesagt von Männern, die, wie es scheint,

nicht einmal selbst immer bestimmt und deutlich wußten, daß sie eben sagen, was einst an Jesu soll in Erfüllung gehen. Sie schrieben, was ihnen zu jener Zeit ein innerer Drang zu schreiben eingab; und Gott, der Alles zweckvoll leitet, gab diesem Drange eine so folgenreiche Richtung, daß die merkwürdigsten Vorhersagungen zu Stande kamen (z. B. Psalm 21, 7—20.). Kann Etwas einfacher, Etwas der Gottheit würdiger sein, als diese Art von Wundern?

3. Aber Sie dürften sagen, m. F., dieß sei allerdings sehr gut, nur entstehe eben die Frage, ob sich auch wirklich Wunder dieser doppelten Art im Christenthume ereignet haben? Dieß leitet mich nun zu der dritten Forderung, die wir an eine jede Offenbarung stellen dürfen: ihr Inhalt, sowohl als die Wunder, welche zu ihrer Bestätigung dienen, müssen der Nachwelt mit dem höchsten Grade der Glaubwürdigkeit, die in solchen Dingen nur möglich ist, überliefert werden; zu welchem Zwecke nichts dienlicher erscheint, als daß sie vom Anfang her schon mit Gegnern und Feinden zu kämpfen haben. Denn das ist ausgemacht, daß eine Offenbarung Gottes uns nur dann recht nützlich werden könne, wenn wir von ihrer Wahrheit eine recht feste und zweifellose Überzeugung haben. Aber was mag uns diese so feste, so zweifelsfreie Überzeugung gewähren können? was mag uns, besonders wenn zwischen uns und jenem Zeitalter, welchem die Offenbarung zuerst gegeben worden, ein weiter Zwischenraum liegt, gegen die Bedenklichkeit schützen, ob die ursprüngliche Lehre nicht bis zum Unkenntlichen verstellt worden? was entfernt den Verdacht, daß jene Wunder, die sich zu ihrer Bestätigung ereignet haben sollen, nicht vielleicht Erdichtungen späterer Geschichtschreiber, vielleicht auch Täuschungen und Blendwerke der ersten Lehrer sind? Ich will es aufrichtig gestehen, m. F., ich sehe keine Möglichkeit, wie diesem Verdachte vorgebeugt werden möge, kein Mittel kenne ich, wie eine Offenbarung dauernde Glaubwürdigkeit erhalten könnte — es sei denn: wenn sie seit ihrem ersten Anfange schon von Gegnern und Feinden umrungen ist, und kämpfen muß mit ihnen. Nur dann nämlich, wenn eine Offenbarung bereits zu jener Zeit, da sie zum Erstenmale den Menschen vorgetragen und mit begleitenden Zeichen und Wundern bewiesen wurde, Feinde und Gegner hatte; wenn diese all' ihren Scharfsinn aufgeboten, einen Betrug, auch nur den Schein eines Betruges an jenen Wundern zu entdecken, und gleichwohl nichts dieser Art gefunden werden konnte: nur dann können wir uns völlig versichert halten, daß jene Wunder wahr, und die Lehre, zu deren Bestätigung sie gewirkt worden, wirklich von Gott gekommen ist. Bewundern wir in dieser Rücksicht, m. F., die hohe Weisheit Gottes, die sich darin auch offenbart, daß er dem Christenthume so frühzeitig schon Feinde und Gegner erweckt hat! Jesus war kaum

aufgetreten in seiner öffentlichen Laufbahn, als er sich durch seinen freimüthigen Tadel verjährter Vorurtheile und schändlicher Laster schon den Haß der mächtigsten Partei im Lande, den Haß der Pharisäer zugezogen hatte. Diese Menschen verfolgten ihn allenthalben, belauerten überall ihn auf seinen Wegen, schlichen sich unvermerkt herbei, so oft er Wunder wirkte, boten Jedem Geld an, der ihnen etwas Nachtheiliges von dem verhaßten Manne hinterbringen wollte. Aber trotz all' ihrer Bemühungen konnten sie keinen Betrug ausfindig machen (Joh. 9. Luk. 11, 15—20.). Muß dieß uns nicht Beruhigung gewähren? können wir jetzt nicht gleichsam auf das stillschweigende Geständniß seiner eigenen Feinde annehmen, daß Jesu Werke doch wahrlich unerklärliche Begebenheiten, wirkliche Wunder gewesen? Noch nicht genug, m. F.; die göttliche Fürsehung ließ es geschehen, daß die kaum erst zu einiger Ausdehnung gelangte Kirche Jesu Christi gleich anfangs schon in Spaltung und innere Trennung verfiel. Wie oft man ihr dieß zum Vorwurfe gemacht, ist Niemanden unbekannt: allein genauer betrachtet, waren diese Spaltungen, diese unaufhörlichen Entzweiungen und inneren Kriege im Christenthume nicht eine weise Zulassung des Himmels, welche dazu nothwendig diente, daß auch die späteste Nachwelt sich der Göttlichkeit des Christenthumes versichern könne? Denn eben diese Spaltungen machten ja jede Verfälschung unserer heiligen Bücher unmöglich; was wir in diesen Büchern am heutigen Tage lesen, das muß nach diesen Vorgängen von den Aposteln selbst wirklich so niedergeschrieben sein, mithin auch Wahrheit enthalten.

4. Doch hiedurch kommen wir von selbst schon zu der vierten Forderung, welche die Vernunft an eine wahre Offenbarung stellt: ihr wesentlicher Inhalt sowohl, als auch die wichtigsten Wunder, welche zu ihrer Bestätigung dienen, müssen bei Zeiten schon schriftlich verfaßt worden sein. Denn das versteht sich von selbst, wenn Gott sich den Menschen einmal geoffenbart, so muß er auch wollen, daß die Offenbarung nicht wieder untergehe, muß wollen, daß sie bis auf die späteste Nachwelt fortgepflanzt werde. Um diesen Zweck zu erreichen, muß er nach seiner Weisheit erst alle natürliche Mittel, welche hiezu beitragen können, benützen; alle natürliche Mittel, sage ich, durch welche einerseits die Lehre selbst in möglichster Reinheit und Unverfälschtheit, anderseits auch ein glaubwürdiger Bericht über die Wunder auf die Nachwelt vererbt werden könnte. Seitdem die Menschen die herrliche Erfindung des Schreibens gemacht, ist Schrift das vollkommenste Mittel, welches in der Macht des Menschen steht, um Etwas rein und unverfälscht und glaubwürdig auf die Nachwelt zu bringen. Bloß mündliche Überlieferung, wie unsicher ist sie! wie vielen Gefahren einer bald absichtlichen, bald unwillkürlichen Verfälschung ist sie ausgesetzt! Gewiß also

wird der allweise Gott, wenn er es für gut gefunden, den Menschen eine Offenbarung mitzutheilen, auch dafür Sorge tragen, daß ihre wesentlichsten Lehren sowohl, als auch die wichtigsten Wunder, welche ihr zur Bestätigung dienen, bei Zeiten niedergeschrieben; daß sie von glaubwürdigen Personen, zu einer Zeit und unter Umständen, wobei die Möglichkeit jedes Verdachtes einer Verfälschung und Erdichtung wegfällt, schriftlich verzeichnet werden. — Betrachten wir die Art und Weise, wie dieser Forderung das Christenthum genügte; so müssen wir über die Tiefe der Weisheit Gottes, die sich hier offenbarte, erstaunen. Er selbst, der göttliche Stifter unseres Glaubens, aus weisen Gründen hat er nichts Schriftliches von eigener Hand uns hinterlassen. Denn wie? Erzählungen von seinen Thaten, müßten sie nicht in seinem Munde unschickliche Lobsprüche auf ihn selbst gewesen sein? Aber seine nächsten Schüler, diejenigen, die durch sein ganzes dreijähriges Lehramt immer an seiner Seite waren, und die er eigens in der Absicht aufgenommen hatte, daß sie einst Zeugen seines Daseins und Wirkens würden, ermangelten auch nicht, uns einen schriftlichen Bericht vom Beiden, den Lehren sowohl, als auch den Thaten ihres Meisters, zu hinterlassen. Und wie vortrefflich sind diese Berichte! wie so ganz nach dem Leben haben sie uns ihren Meister in jenen vier Evangelien geschildert! wie gewissenhaft führen sie fast allenthalben nur seine eigenen Worte an! wie haben sie sich gehütet, eigene Vermuthungen, eigene Auslegungen, Alles, was nicht genug begründet und erwiesen schien, was sie vom bloßen Hörensagen wußten, in ihren Bericht mit aufzunehmen! Du wähnst vielleicht, sie hätten besser gethan, wenn sie uns eine zusammenhängende, nach einem wissenschaftlichen Gesetze geordnete Übersicht aller Lehren des Christenthumes entworfen hätten? Gerade da wären so manche Zusätze unvermeidlich gewesen; gerade da hätten sie uns nicht mehr die eigenen Worte ihres Meisters, der niemals wissenschaftlich lehrte, geben können; gerade ein solcher zusammenhängender und wissenschaftlich geordneter Unterricht in der Religion ist nicht für Jedermann, ist nur für die Wenigsten brauchbar und zweckmäßig. Wie weise hat auch die Fürsehung dafür gesorgt, daß sich von diesen schriftlichen Berichten nicht etwa bloß einer, sondern etliche, und zwar gerade solche, die von einander unabhängig sind, die einander in Kleinigkeiten zuweilen sogar widersprechen, bis auf unsere Zeiten erhalten haben! wie sehr bestärkt das unseren Glauben an die Wahrheit der Hauptsache, die alle gleichförmig erzählen! Und wenn auch die Schriften der Apostel nicht durchaus alle Lehren des katholischen Christenthumes und nicht alle mit der erwünschlichen Vollständigkeit und Deutlichkeit enthalten: wie fleißig waren nicht auch die späteren Lehrer! wieviele vortreffliche Aufsätze, die Lehre des Christenthumes betreffend, besitzen wir nicht aus ihrer Hand! wo ist irgend eine fruchtbare, erbauliche

Ansicht, die nicht schon sie entdeckt und in ihren Schriften aufgezeichnet hätten? Ist irgend eine Religion auf Erden, die so viele Mittel angewendet, um ja keine einzige brauchbare Wahrheit in Vergessenheit gerathen, ja kein einziges fruchtbares Samenkorn, das sie besitzt, verloren gehen zu lassen, wie dieß Alles das Christenthum gethan?

5. Aber es ist noch ein Umstand übrig, m. F., der einer wahren Offenbarung nicht fehlen darf: sie muß nicht bloß durch einige, sondern durch viele Wunder bestätigt sein; und diese Wunder müssen sich an Orten und in Zeiten, wo die Erzählung der schon geschehenen nicht genug Glauben fand, auch wohl erneuern. Denn wenn wir uns zurückerinnern, auf welchen Grund wir erst heute die eigentliche Beweiskraft der Wunder stützen; so sehen wir ein, daß außerordentliche Begebenheiten die Wahrheit der durch sie bestätigten Lehre nicht mit völliger Gewißheit, sondern auf eine Art, die nur Wahrscheinlichkeit gewährt, erschließen lassen. Ein einziges außerordentliches Ereigniß also, das zur Bestätigung einer gewissen Lehre sich zutrüge, würde noch nicht hinreichen können, uns ein recht festes und unerschütterliches Vertrauen einzuflößen. Aber lasset dieser Wunder mehrere geschehen: und unser Zutrauen wächst mit jedem neuen. Laßt viele, unübersehbar viele Wunder sich ereignen: und unser Zutrauen steigt zu einem solchen Grade, bei welchem es der völligsten Gewißheit gleicht. Die Gottheit, m. F., hat bei einer Sache von solcher Wichtigkeit, wie eine Offenbarung ist, gar nicht Ursache, gar sparsam zu sein; erwarten läßt es sich daher, daß sie durch eine große, unübersehbar große Anzahl von Zeichen und Wundern die sicherste Bestätigung von oben herab erhalte. Und nicht nur dieß. Wenn es sich in der Folge ereignet, daß diese Offenbarung in Ländern eingeführt werden soll, dahin noch kein glaubwürdiger Bericht von jenen Wundern gelangt ist; wenn Zeiten kommen *sollten*, wo durch was immer für Umstände die Wahrheit jener Wunder sich nicht mehr mit hinlänglicher Gewißheit darthun ließe: dann, m. F., wird Gott keinen Anstand nehmen, zur schnelleren Verbreitung seiner Offenbarungen auch neue Wunder zu wirken, von solcher Art und Menge, wie sie gerade jetzt nöthig sind, um seinen Predigern Aufmerksamkeit, Eingang und Glauben zu verschaffen. — Herrlich entspricht das Christenthum auch dieser letzten Forderung. Die Menge der Zeichen und Wunder, die Jesus und seine Apostel einst gewirkt, geht in's Unzählbare. Wo sie nur immer hinkamen, da ließen sie ihre wohlthätige Wunderkraft frei und ungehindert wirken; soviele Kranke man auch zu ihnen bringen mochte, sie heilten sie alle und wiesen auch keinen einzigen von sich zurück. Er selbst, der göttliche Meister, war oft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ununterbrochen nur damit beschäftigt, den Kranken und Preßhaften von aller Art,

die man aus allen umliegenden Gegenden zu ihm herbeigebracht, Gesundheit und Vollkommenheit des Leibes wieder zu verschaffen. Jedoch die Zeichen, die Jesus und seine ersten Schüler wirkten, waren nicht die einzigen, die zur Bestätigung des Christenthumes sich zugetragen haben. Wenn es die Umstände erforderten, ließ Gott auch in der Folge der Zeiten noch, zur Rettung des gesunkenen Ansehens seiner Offenbarung, zur Bestrafung kühner Spötter und Frevler, zur Erweckung des erloschenen Tugendeifers die außerordentlichsten Begebenheiten, Zeichen und Wunder geschehen. Als jener frevelnde Kaiser*), um Jesu Weissagung zu vernichten, den Befehl ertheilte, den Tempel zu Jerusalem wieder zu erbauen; da erzählen uns, nicht christliche Geschichtschreiber, sondern heidnische selbst**), sein eigener Freund erzählt es uns: die außerordentlichsten Naturerscheinungen, Ausbrüche eines unterirdischen Feuers und Erderschütterungen haben die Absicht des Kaisers ganz vereitelt und die vergessene Ehre unsers Jesu wieder hergestellt. Ohne Alles vertheidigen zu wollen, was uns die Prediger des Christenthumes in den entfernten Welttheilen von jenen Zeichen und Wundern erzählen, durch welche Gott ihrem Unterrichte Eingang und Glaubwürdigkeit verschaffte; ohne Alles in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen, da offenbar das Meiste entstellt und übertrieben ist: müssen wir doch zugeben, Etwas davon, Etwas müsse dennoch wahr sein, m. F.; Alles wird kein bescheidener Geschichtsforscher als Lüge zu verwerfen wagen. Gott ist aller Menschen Vater; hat er uns werth gefunden, Zeichen und Wunder vor uns zu wirken, um uns zur Anerkennung der Wahrheit zu bewegen: warum sollte er die Menschen in jenen fernen Welttheilen nicht einer gleichen Sorgfalt würdig finden? O, er liebt auch sie, er sucht auch sie, je eher je lieber vom Laster zur Tugend, vom Irrthum zur Wahrheit hinüberzuführen! Vermag ein Wunder dazu beizutragen: er ist bereit, es zu wirken, und wird bald Alle herbeiführen zu unserem Glauben, auf daß nur Ein Hirt und Eine Heerde werde! Amen.

---

*) Julianus der Abtrünnige, im 4. Jahrhunderte.

**) Marcellinus, Julians Biograph.

XXXVIII.

Von der Würde Jesu.

(Gehalten am Geburtsfeste des Herrn, im Jahre 1809.)

Eingang.

Ein Tag der Freude, m. F., ein Tag des Frohlockens in Gott ist mit der heutigen Sonne all' jenen Völkerschaften und Ländern aufgegangen, die mit der christlichen Religion bekannt zu sein das unschätzbare Glück genießen. Bei diesen Völkern, in diesen Ländern herrscht am heutigen Tage ein hoher Jubelton, ein jeder Tempel ist aufs festlichste geschmückt und alles ladet zu einer ebenso allgemeinen, als unschuldvollen und gottgefälligen Aufheiterung und Fröhlichkeit des Geistes ein. Die Ursache hievon ist keine andere, als die, weil eben heute wieder der Jahrestag eintritt, an dem nach der allgemeinen, aus den ersten Zeiten des Christenthumes sich herschreibenden Meinung Er selbst, der Stifter dieses Christenthumes, Jesus von Nazareth, das Licht der Welt erblickt hat. Was für Begriffe nun sich jene christlichen Völkerschaften von diesem Jesu bilden, welch' eine Ehrfurcht sie vor ihm empfinden, wie sie in ihm und nur in ihm die Quelle all' ihrer Aufklärung und höheren Beglückung sehen, welch' eine himmlisch hohe Würde sie ihm dafür auch eingeräumt haben: das, m. F., ist Ihnen allzumal bekannt. Kein Wunder also, wenn sie den Tag der Geburt dieses Mannes mit größter Festlichkeit begehen. Allein vielleicht frägt der Eine und Andere aus Ihnen, ob man es nicht in dieser Achtung Jesu aus wohlmeinender Dankbarkeit in etwas übertrieben habe, ob er auch vor dem Richterstuhle einer ganz unparteiischen Vernunft die Würde behaupten könne, die man ihm eingeräumt? Und diese Frage, m. F., wenn sie nur mit Bescheidenheit gestellt wird, man kann sie Ihnen nicht zum Verbrechen machen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß man es im Lobe, wie im Tadel guter und böser Menschen zuweilen übertreibt; und Sie thun recht daran, daß Sie durch triftige Gründe versichert sein wollen, es sei auch mit Jesu nicht derselbe Fall. Und daher glaube ich, dem Zwecke des gegenwärtigen Festes, der die Beförderung eines christlichen Sinnes ist, bei Ihnen, m. F., unmöglich besser entsprechen zu können, als wenn ich Sie von dem erhabenen Charakter Jesu durch einige Gründe von Gewicht überzeuge. **Jesus verdient die äußerste Hochachtung, welche ihm die Christen zollen, weil er der Tugendhafteste aus allen Sterblichen gewesen ist,** mit dem Gott selbst auf eine außerordentliche, einzige Art verbunden war. Den ersten

Theil dieser Behauptung beweise ich heut, den zweiten, so Gott will, morgen. Vor Allem aber vernehmen wir erst noch, wie die erfreuliche Nachricht, deren Gedächtniß der heutige Tag geheiligt ist, in ihrer reinsten Quelle laute. Luk. 2, 1—20.

Abhandlung.

Wer jede außerordentliche, von dem gewöhnlichen Laufe der Natur scheinbar abweichende Begebenheit allezeit verwerfen zu müssen glaubt: der freilich, m. F., wird in der Geschichte Jesu schon bei der Nachricht von dessen Geburt den ersten Anstoß nehmen; er wird mit Jesu ganzem Leben, das voll von Wundern ist, sich nicht befreunden können. Doch wenn wir Eigensinn, Sonderlingssucht, Rechthaberei und jede andere Leidenschaft für jetzt beiseite setzen, und nur die lautere Wahrheit allein mit aufrichtigem Herzen suchen; so wird es uns nicht entgehen, daß es doch gleichwohl Fälle gebe, wo man das Wunderbare annehmen könne und müsse; dann nämlich wenigstens, wenn die Verwerfung desselben ein neues, ebenso großes Wunder voraussetzt, nur mit dem Unterschiede, daß jenes erste als von Gott selbst zu einem vernünftigen Zwecke gewirkt, das letzte aber als völlig zwecklos gedacht werden müßte. Diese Bewandtniß hat es mit jenen wundervollen Ereignissen, welche die Evangelien uns erzählen. Die Evangelien, das wird man mir am Ende zugeben müssen, sie haben so viele Gründe der höchsten Glaubwürdigkeit für sich, daß man nicht anders, als ein neues Wunder, ein ganz unerklärbares Räthsel annehmen müßte, wollte man behaupten, daß im Ganzen genommen das nicht wahr sei, was sie uns übereinstimmend erzählen. Ein unerklärliches Ereigniß also, ein Wunder müßten wir in jedem Falle annehmen. Halten wir uns aber an das, was die Evangelien erzählen; so sind die Wunder, welche wir alsdann zugeben, von solcher Art, wie sie ein weiser Gott zu einem wohlthätigen Zwecke allerdings gewirkt haben konnte. Verwerfen wir sie; so glauben wir eben dadurch an ein minder großes Wunder, aber an ein solches, das zwecklos dastehen und jeder vernünftigen Entzifferung in alle Ewigkeit widerstreben würde. So wollen denn wir wenigstens, m. F., lieber beim Ersteren bleiben; wir wollen die Glaubwürdigkeit der Evangelien nicht ferner mehr bezweifeln; und unter dieser Voraussetzung wird es eben nicht schwer werden, uns von der Wahrheit zu überzeugen, welche der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sein soll: daß Jesus von Nazareth der Tugendhafteste von allen Sterblichen gewesen.

1. Es war Jesu eigenes Wort, und zwar ein vollkommen wahres Wort: daß die zwei wesentlichen Tugenden des Menschen, und

eigentlich der Inbegriff von allen übrigen, die Liebe Gottes und die des Nächsten sind. Unmöglich können wir uns daher von der Vortrefflichkeit seines Charakters besser überzeugen, als wenn wir ihn nach seinen eigenen Worten an diesem doppelten Kennzeichen prüfen; er wird sich uns als der Tugendhafteste von allen Sterblichen beweisen, wenn er es in der Gottes- und in der Menschenliebe aus allen Sterblichen am weitesten gebracht hat. Doch daß wir uns auch zugleich überzeugen, er sei nicht bloß der Vollkommenste unter den Unvollkommenen, sondern der an sich Vollkommene gewesen: so lasset uns noch untersuchen, ob irgend ein vernünftiger Verdacht gewisser Fehler, die sonst auch besserer Menschen sich zu bemächtigen pflegen, an diesem Jesu hafte.

a. Erstens also lasset uns die Gottesliebe prüfen, die er in seinem Herzen nährte. Und hier ist es zuvörderst offenbar, m. F.: der Glaube an Gott, den Jesus hatte, war der lebendigste und festeste, den je ein Mensch gehabt hat. Wenn man Gott lieben soll, muß man erst an ihn glauben; und wenn man ihn, wie Jesus fordert, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe, aus allen Kräften und über Alles lieben soll (Matth. 22, 37), so ist es das erste Erforderniß, daß der Gedanke an Gott uns allezeit gegenwärtig sei, und daß die Wirksamkeit desselben auch nicht durch den leisesten Zweifel gestört und gemindert werde. So war es bei unserem Jesu der Fall in der That, m. F.! In allen Verhältnissen des Lebens, in die er immer gekommen war — Gott, nur Gott war der allezeit gegenwärtige Gedanke seiner Seele; im Glück und Unglück vergißt er Gottes nicht; er sieht alle Schicksale, die ihn und Andere treffen, als Fügungen Gottes an; ihn sieht er überall wirksam, ihn allenthalben gegenwärtig; sich selbst, sein Dasein und alle Kräfte, die er hat, und Alles, was er leistet, schreibt er nur Gott zu; und wenn er Werke thut, wie sie kein Sterblicher thun kann, so schließt er daraus, Gott sei mit ihm, wie sonst mit keinem anderen Sterblichen verbunden; und eben dadurch, daß er dieß sagt, beweiset er, sein Gottesglaube sei fester und lebhafter in ihm gewesen, als er bei irgend einem anderen Menschen sich vorgefunden, mithin auch die Wirkung dieses Glaubens, m. F. — die Liebe. Diese Liebe Gottes ging bei ihm wahrlich über Alles; bei ihm ist es buchstäblich wahr, was er bei einer Gelegenheit geäußert: Meine Speise und mein Trank ist, zu thun den Willen meines Vaters (Joh. 4, 34.); und: Mutter, Bruder, Schwester sind mir — die Gottes Willen thun (Matth. 12, 50.), d. h., ich setze jede, auch noch so nothwendige Befriedigung meiner Bedürfnisse dem Willen Gottes nach, und ich erkenne keine anderen Verhältnisse und Pflichten, als, die sich aus Gott und seinem Willen ableiten lassen. Das konnte auch wirklich er ohne Übertreibung und Selbstruhm von sich sagen, der jede Bequemlichkeit

und Sinnenlust, irdische Hoheit und Macht, Ruhm, Ehre und Alles, was Menschen lieb und werth sein kann, und selbst sein Leben dahingegeben, der die schmachvollste Verkennung, die grausamsten Qualen bereitwillig und ohne Murren ertrug, weil es der Wille Gottes war. O, es graute auch ihn vor jener entscheidenden Stunde, m. F.; er rief dreimal in der tödtlichsten Beängstigung: Vater, nimm diesen Kelch von mir! — allein auch dreimal setzte er in vollster Gottesergebung hinzu: Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst! (Mark. 14, 36.)

b. Doch diese Gottesliebe Jesu erscheint uns dann erst in ihrem vollen Lichte, m. F., wenn wir die Menschenliebe betrachten, die nur, wie sie jederzeit es soll, Äußerung jener in Werken war. Denn wahre Liebe zu Gott ist nur diejenige, die Gottes Willen thut; der Wille Gottes aber, was ist er anders, als die Beseligung der Menschen? So ist es denn die eifrigste Sorgfalt für die Beförderung des allgemeinen Wohles, die werkthätigste Liebe zu den Mitmenschen, worin die ungeheuchelte, die echte Liebe zu Gott sich äußert. Dieß war bei Jesu der Fall. Ausgezeichnet ist die zärtliche Aufmerksamkeit, die Schonung und Sorgfalt, die Sanftmuth, die hohe Freundesliebe, die Alle von ihm erfuhren, welche das Glück hatten, mit ihm in enger Verbindung zu stehen. Welch' einen Beweis kindlicher Zärtlichkeit erhielt seine Mutter noch in der Stunde von ihm, als er am Kreuze hing! Mit welcher Schonung und Geduld ertrug er die Vorurtheile und Schwachheiten seiner Freunde! Und, o, mit welch übermenschlicher Sanftmuth empfing er einen verrätherischen Judas darum, weil er doch einst es werth gewesen, zu den Seinigen zu gehören! Doch glauben Sie nicht, m. F., diese Menschenliebe Jesu erstreckte sich bloß auf die Seinigen; er ist auch liebevoll und mild und wohlthätig gegen Jeden, mit dem seine Verhältnisse ihn nur immer zusammenführen, wer er auch immer sei, zu welchem Stande, zu welcher Sekte er sich bekennen möge. Nie that ein Leidender eine Fehlbitte an ihn; wer ihn ansprach, erfuhr Hilfe; Unzähligen, die viel zu scheu gewesen, ihn selbst anzugehen, half er, sobald er nur ihre Bedürfnisse errieth. Wann immer ihm Jemand nahte, und selbst wenn man zur Nachtzeit kam, sich Rath und Hilfe zu erbitten: ihm hieß die Zeit nicht ungelegen, er war bereit zu dienen; in dem Geschäfte des Wohlthuns, des Unterrichtes, des Trostes, der Linderung aller Leiden fuhr er unausgesetzt oft so viele Stunden fort, bis sein an Kraft erschöpfter Körper dahinsank. Doch Jesu Menschenliebe beschränkte sich keineswegs auf den Einzelnen, der soeben sich ihm darbot: sein edles Herz umfaßte das Wohl von Tausenden zugleich, sein ganzes Volk, die ganze Menschheit war der Gegenstand seiner Sorgen und seines Strebens; er weinte bittere Thränen, daß es trotz aller Anstrengung ihm nicht gelungen, sein liebes Vaterland vom

nahen Untergange zu retten. — Allein was rühme ich Tugenden an unserem Jesu, die auch viele andere große Männer mit ihm gemein hatten, da sich ein Vorzug an ihm findet, der ihm allein zukömmt, und der Jesum von Nazareth über alle Sterbliche erhebt? Auf diesen Vorzug merken Sie wohl auf, m. F.! Jesus von Nazareth war es, in dessen Seele sich ein Gedanke entwickelte, den sonst kein anderer Sterbliche gedacht, auch nicht zu denken fähig gewesen, der große, der unendliche Gedanke: für die Erlösung des ganzen menschlichen Geschlechtes sich als Sühnopfer hinzugeben; auf sich zu nehmen, zu leiden, was es auch sein müßte, um seinen Mitbrüdern dafür die Vergebung der Sünden und Gottes Gnadenfülle in vollestem Maße zuzuwenden, wofern sie nur sich bessern wollten und in der That sich besserten. Dieser Gedanke entwickelte sich in unseres Jesu Seele — und was sage ich: entwickelte? — er ward belebt zur hellsten Anschauung, gestählt zum festen Entschluße, und im Einklang mit dem Himmel aufs glücklichste ausgeführt. Ich habe euch in Ehren, ihr großen und edlen Männer aller Jahrhunderte vor und nach unserem Jesu; mein Jesus wünscht es nicht, daß ich, um seinen Werth nur desto mehr emporzuheben, den eurigen herabzusetzen unternehme: allein sprecht selbst — hat eure Menschenliebe auch eine Probe der Art, wie Jesus hier bestanden? habt ihr die große Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes gleichfalls so tief ergriffen, gleichfalls so allgemein umfaßt? habt ihr die Abhilfe derselben mit einem ähnlichen Eifer und gleicher Innigkeit gewünscht und gesucht? und habt ihr eben darum auch nur die Möglichkeit von dem geahnt, was Jesus werkthätig ausgeführt? Doch ich bin überzeugt, ihr seid am wenigsten abgeneigt, dem Sohne Mariens, den ihr dort oben bereits weit vollkommener kennen gelernt, als ich ihn hier noch kenne, die erste Stelle in eurer ehrwürdigen Versammlung einzuräumen; vor ihm, dünkt mir, seh' ich euch willig eure Häupter neigen, und höre euch sprechen allzumal: Ehre, wem Ehre gebührt; doch Heil vor Allen dem Sohne Josephs und Mariens, denn der Vollendeteste aus allen Sterblichen ist — Er!

2. Ja wahrlich ist der Vollkommenste aus allen Sterblichen der große Prophet von Nazareth; denn er ist ja im Grunde noch mehr, m. F., als dieses Wort etwa ausdrückt; er ist nicht der Vollkommenste nur, der an sich Vollkommene ist Er. Noch bis zur Stunde sucht man vergebens an ihm nur Einen Mangel aufzufinden, nur Eine Schwäche zu entdecken; er hält die Prüfung aus, und kömmt wie lauteres Gold aus jeder Feuerprobe nur immer glänzender hervor. Um sich hievon zu überzeugen, lasset uns die vornehmsten von jenen Fehlern durchgehen, die selbst besserer Menschen sich oft zu bemächtigen pflegen; um zu erkennen, ob sie auch unser Jesus theile?

a. Der erste Fehler, welchem oft der Bessere selbst zu unterliegen pflegt, m. F., ist die Nachgiebigkeit gegen gewisse unordentliche Regungen der Sinnlichkeit. Menschen, die in anderen Rücksichten viele Vorzüge besaßen, denen man ein vortreffliches, am fremden Wohl und Weh lebhaft theilnehmendes Herz durchaus nicht absprechen kann: von einer anderen Seite verderben sie Alles dadurch, daß sie ihre unordentlichen sinnlichen Neigungen, die vielleicht irgend ein unglücklicher Zufall in ihrer Jugend zu lebhaft aufgeregt, nicht zu beherrschen wissen. Bald sind es die Vergnügungen des Gaumens, der Speisen oder des Trankes, bald die sinnlichen Freuden des Geschlechtstriebes, bald ist es irgend eine andere Art von Sinnesergötzung, die sie an fester Angel hält, deren gar zu reizenden Lockungen sie nicht zu widerstehen vermögen, von der sie sich bald zu feineren, bald zu gröberen Ausschweifungen verleiten lassen. Es wäre schlimm, m. F., wenn wir auch selbst bei unserem Jesu Etwas der Art argwöhnen könnten; er würde plötzlich von seiner Höhe herabstürzen, und bei all' seinen übrigen Vorzügen könnte er nun doch auf unsere höchste Achtung keinen Anspruch machen. Doch wohl Ihm! wohl der Menschheit! der Edelste aus ihr ist gänzlich frei von solchen Fehlern, ist über jeden Verdacht derselben erhaben. So fein er auch empfand, so stark und lebhaft er auch fühlte: er wußte seine sinnlichen Regungen gleichwohl aufs vollkommenste unter der Herrschaft seiner Vernunft zu halten; sie haben kein einziges Mal bei ihm die Gränzen des Rechtes oder des Anstandes überschritten. Wohl sah er Andere um sich herum in sinnlichen Vergnügungen bis zur Betäubung schwelgen: er blieb unangefochten von ihrem Beispiele, der immer sich gleichbleibende nüchterne Weise, der nur soviel mit freudiger Dankbarkeit zu Gott genießt, als zur Erfrischung hinreicht. Wie wenig Macht die Sinnlichkeit über ihn hatte, das hat er noch vor Antritt seines Lehramtes in der Wüste durch die ruhmvollste Besiegung jeder ihn anwandelnden Versuchung an den Tag gelegt. Auch seine ganze Lebensart ist uns ein deutlicher Beweis hievon. Wo hat er sinnliche Vergnügungen je lüstern aufgesucht? wo sich gedrängt zum Tische der Reichen und Vornehmen? wo sich je eingefunden in den Gesellschaften der Schlemmer und Lüstlinge? hat er nicht aufs einfachste und in der seltensten Genügsamkeit gelebt, nicht oft sogar gedarbt, da es doch nur an ihm lag, im Überfluße zu leben? hat er nicht in Wahrheit sagen können: Die Vögel der Luft haben ihre Nester, die Thiere des Waldes ihre Höhlen; der Sohn des Menschen hat nicht, wo er sein Haupt hinlege —? (Luk. 9, 58.)

b. Doch, sinnliche Lüste sind überhaupt nicht die stärkste Lockspeise für wahrhaft große Seelen: die geistigen Vergnügungen der Ehre, des Ruhmes, der Macht und der Herrschaft sind für sie meist weit reizender

und gefährlicher. Oft sah man Menschen auf jede Sinnenlust verzichten und ihr ganzes Leben nur unter Arbeit und Mühseligkeit theilen, bloß um den süßen Lohn des Ruhmes zu gewinnen und ihrem Namen Unsterblichkeit zu geben. War's etwa diese Schwachheit, der Jesus von Nazareth unterlegen? Nicht im geringsten, m. F.; denn urtheilen Sie nur selbst: wäre es ihm nicht ein Leichtes gewesen bei seinen außerordentlichen Talenten und bei dem, für gewisse Zwecke so günstigen Vorurtheile seiner Landsleute von einem weltlichen Messiasreiche, sich auf den Gipfel irdischer Macht und Hoheit, wenn er gewollt, emporzuschwingen? Er hat es nicht gethan; er war im Gegentheil der Einzige seiner Zeitgenossen, welcher diesem Vorurtheile nachdrücklich widersprach und es zu stürzen suchte. Er hätte nur greifen dürfen nach der Herrscherkrone, man trug sie ihm von freien Stücken an, man drang sie ihm beinahe auf: er schlug sie aus; befreite sich von der ihm lästigen Zudringlichkeit, wenn es nicht anders möglich war, selbst durch die Flucht. Kann man solch einem Manne sagen, daß er nach irdischer Hoheit und Macht gestrebt? Doch glauben Sie vielleicht, er habe so nur aus Besonnenheit, aus kluger Zurückhaltung gehandelt, weil er den rechten Zeitpunkt noch nicht vorgefunden, oder weil er dadurch eine noch größere Bewunderung gewann, als diejenige war, der er sich entzog? O, m. F., auch die Verstellungskunst hat ihre Gränzen. Die Menschen, welche die Leidenschaft des Ruhmes, der Sucht bewundert zu werden, in ihrem Busen nähren, verrathen sich bei gewissen Gelegenheiten doch, und lassen in unvorhergesehenen Augenblicken tief in ihr Inneres schauen. Wenn ihr sie überrascht mit unerwarteter und recht auszeichnender Ehrenbezeugung: da werden sie sich im ersten Augenblick nicht gleich zu fassen wissen, da werdet ihr an ihrer Verwirrung, an ihrer unwillkürlich herausbrechenden Freudigkeit abnehmen können, was längst der Abgott ihres Herzens gewesen. Auch Jesus erfuhr ein und das anderemal dergleichen unerwartete Ehrenbezeugungen; doch nie ward auch die geringste Verwirrung in seinen Mienen, nie eine Freudigkeit, die sich zu verstecken Ursache hatte, an ihm bemerkt. Als er einst mitten in seinem Unterrichte durch eine lobpreisende Stimme des Inhaltes unterbrochen wurde: Ach, selig der Leib, welcher dich getragen hat, selig die Brüste, welche dich gesäuget haben! — da *war das unerwartete* Lob so wenig im Stande, ihn außer Fassung zu *bringen*, daß er im Augenblick die weise, zweckmäßige Antwort gab: Selig vielmehr, wer Gottes Wort hört und bewahrt! (Luk. 11, 27.) Wem es um seinen Ruhm zu thun ist, m. F., der pflegt eine unendliche Eifersucht zu verrathen, wenn ein Anderer, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, gleichgroße Dinge verrichten will. Ist diese Eifersucht jemals an Jesu wahrgenommen worden? Als seine Jünger ihm berichteten, ein Unbekannter habe sich's herausgenommen, das

Volk zur Sinnesänderung und zur Erwartung des Messiasreiches aufzumuntern, und zähle doch zu seinen Anhängern sich nicht: war er entrüstet über diesen Schritt? Wehret es ihm nicht, sprach er zu seinen Jüngern; denn wer nicht wider mich ist, der ist für mich! (Mark. 9, 40.) d. h., arbeitet nur Jemand im Dienste der Tugend, so arbeitet er für mich; mag es auch immerhin nicht in meinem Namen geschehen, ich halte es dennoch für Gewinn; denn mir ists nicht um meinen Namen, nur um die Tugend ist es mir zu thun. Wer endlich stolz und hochmüthig in seinem Herzen ist, der pflegt die Ehrerbietigkeit, die er gewissen höheren Personen schuldig ist, gern außer Acht zu setzen. Mag man dieß wohl von unserem Jesu sagen können? war er nicht sorgfältig bedacht, auch den Schein selbst des Sonderlings zu meiden? wich er jemals ab von dem, was seiner Zeit als herrschende Sitte galt — es sei denn, daß es offenbar schädlich war? behielt er nicht so manchen ehrwürdigen Gebrauch auch selbst dann noch bei, als er ihm eine veränderte Bedeutung geben mußte? wer war gewissenhafter in der Beobachtung bestehender Verordnungen, als er? gibt es nur Ein Beispiel, daß er die seiner Obrigkeit schuldige Ehrerbietung verletzt? Auffallend ungerecht und leidenschaftlich war diese gegen ihn, sie verdammte den Unschuldigsten der Sterblichen als einen Aufwiegler des Volkes zu der schimpflichsten Todesart am Kreuze: und er — er duldete es schweigend; er, der Beredteste der Menschen, erhob nicht einen Laut der Anklage gegen seinen ungerechten Richter, gegen seine erbarmungslosen Mörder!

c. Und hieraus sehen wir schon, m. F., daß Jesus auch von jenem dritten Fehler vollkommen frei gewesen, der manchem besseren Menschen anklebt; ich meine die Unfähigkeit, gerechten Zorn und Unwillen nach Beschaffenheit der Umstände gehörig zu mäßigen und zu beherrschen. Auch bessere Menschen pflegen zwar nie ungerechter Weise sich zu entrüsten, aber doch das gehörige Maß in ihrem Zorn zu verfehlen. Wo es vielleicht geziemend gewesen wäre, mit allem Eifer zu entbrennen, weil es offenbar nur der guten Sache gegolten haben würde, sind sie zur Unzeit sanft und lau; und dort, wo Mäßigung weit angemessener gewesen wäre, um jedem Verdacht beleidigter Selbstsucht vorzubeugen, gehen sie mit größter Heftigkeit zu Werke. Daß bei unserem Jesus dieß der Fall nicht war, das können wir aus dem Gesagten schon ermessen. Denn wahrlich kein ungerechter Zorn wäre es gewesen, der sich des Herzens Jesu bei seiner schrecklichen Verurtheilung zum Tode bemächtigt hätte. Doch weil es wenigstens scheinen konnte, als ob er die der Obrigkeit schuldige Ehrerbietung verletze, oder nur um sein eigenes Leben sorge: so ziemte es sich bei dieser Gelegenheit besser, den Zorn zu unterdrücken; und unser Jesus that, was sich hier ziemte. Wo Zorn und Unwillen keiner Mißdeutung unterlag, da bewies

er sich stets als Eiferer, der allem Bösen gram ist, dasselbe aus allen Kräften verfolgt, es mit Stumpf und Stiel in dieser Welt gern ausgerottet hätte. Doch wo es nur ihn betraf, wo nur er der beleidigte Theil war, da beobachtete er allzeit die größte Mäßigung. Als seine Jünger, hoch entrüstet über die Beleidigung in jenem samaritanischen Städtchen, das ihrem Herrn nicht einmal ein Nachtlager gönnen wollte, nur die Erlaubniß wünschten, Flammen vom Himmel herabfallen zu lassen, es zu vernichten: wie ernst verwies er ihnen diesen übereilten Eifer! Ihr wisset nicht, sprach er, weß Geistes ihr seid; denn nicht ist der Sohn des Menschen gekommen, um zu verwüsten, sondern um selig zu machen (Luk. 9, 52.). So übte sich Jesus sein dreijähriges Lehramt hindurch in der geduldigen Ertragung so vieler Unbill, bis er fähig wurde, den höchsten Grad der Sanftmuth auszuüben, den je ein Sterblicher vor ihm bewiesen, ich meine — im Augenblicke der höchsten Qual für seine Peiniger zu beten. Kann man nur diesen Einen Zug von unserem Jesu betrachten, und es noch ferner zweifelhaft finden, ob er auch im Stande gewesen, jedes seiner Gefühle zu beherrschen, und sie alle der Tugend zu unterordnen, d. h., vollkommen tugendhaft zu leben?

d. Nur Eines ist noch übrig, m F.: soll ich es sagen? Man hat den Edelsten von den Sterblichen in den Verdacht eines klugen Betrügers setzen wollen! Die vielen und großen Wunder, die er gewirkt, fand man — ich weiß nicht, warum — unglaublich. Wenn man voraussetzte, daß Jesus ein Betrüger gewesen; so lasse sich, wähnte man, das ganz natürlich erklären, was uns die Evangelien erzählen: und alsogleich trug man nun kein Bedenken, den Tugendhaftesten aus allen Menschenkindern mit dem Namen eines Betrügers zu beflecken. Ein wahrer Hochverrath an der ganzen Menschheit! Allein zum Glück ein ohnmächtiges Unternehmen; denn niemals wird es euch, ihr Feinde Jesu, gelingen, diesen schwarzen, schändlichen Verdacht bei Vielen auszubreiten. Wo so viele Tugenden vorhanden sind, als sich jedem unbefangenen Beobachter in Jesu darbieten: da kann der Gedanke einer schnöden Betrügerei nicht Platz greifen; denn wo die letztere herrscht, da können jene nicht die Herrschaft theilen. Betrug ist nie das einzige und nie das erste Laster, das sich bei einem Menschen einfindet; der Betrug ist nie um seiner selbst willen, er ist allemal nur als das Mittel, zur Befriedigung anderer Laster zu gelangen, vorhanden. Wer so wie Jesus von jedem anderen Laster frei ist: wie könnte der sich zum Betruge herablassen? zu welcher Wünsche Befriedigung könnte ihm der Betrug das nothwendige Mittel sein? Doch es ist umso widersinniger, den Heiligen des Evangeliums für einen Betrüger anzusehen; weil sich auch so die Werke nicht natürlich erklären lassen, die er gewirkt, die uns das Evangelium von

ihm erzählt. Wir haben es oben gesagt, was man auch annehme, von welcher Voraussetzung man auch ausgehen möge: auf gewöhnliche Art läßt sich die Sache des Christenthumes ein für allemal nicht erklären. So fordert es denn der gesunde Menschenverstand, daß wir dort Wunder annehmen, wo sich begreifen läßt, zu welchem wohlthätigen Zwecke Gott sie gewirket oder zugelassen habe. Es bleibt also dabei, für immer bleibt es dabei, daß jene Wunder wahr sind, welche das Evangelium uns als Werke Jesu darstellt; und er ist kein Betrüger, er ist der Heilige, als welchen es ihn schildert. Ja, o Jesu! du bist es — ich spreche es mit voller Überzeugung — du bist der Heiligste aus allen Sterblichen und jedes Haupt soll sich dir neigen! Amen.

XXXIX.

(Beschluß.) Von der Würde Jesu.

(Gehalten am Feste des h. Stephanus, im Jahre 1809.)

Eingang.

Der wichtige Gegenstand, der uns heute beschäftigen soll, ist schon gestern festgesetzt worden; es ist kein anderer, als die erhabene Person Jesu von Nazareth. An solchen Tagen nämlich, die seinem Gedächtniß eigens gewidmet sind: was könnten wir zweckmäßiger, als seine eigene Person betrachten? Daß sie es werth sei, diese Person, von uns betrachtet zu werden, und daß uns ihre nähere Betrachtung und die genauere Bekanntschaft mit ihr nicht ohne Nutzen sein werde: das können wir schon aus dem Erfolge bemessen, den unsere gestrige Betrachtung hatte. Durch sie sind wir von der wichtigen Wahrheit überzeugt worden, daß Jesus von Nazareth der Tugendhafteste aus allen Sterblichen gewesen, an dem keine Fehler, keine Mängel waren. Wir prüften ihn zu diesem Endzwecke an dem Maßstabe, den er uns selbst für die Beurtheilung menschlicher Tugend angegeben: Gott über Alles, den Nächsten aber wie sich selbst zu lieben. Wir fühlten uns zur freudigsten Bewunderung hingerissen, als wir erkannten, wie Jesus diesen beiden Vorschriften so vollkommen entsprochen, daß er hierin nichts mehr zu wünschen übrig gelassen, daß er insonderheit von seiner Menschenliebe uns eine Probe abgelegt hat, wie sie kein anderer Sterbliche weder geleistet,

noch zu leisten sich auch nur in den Sinn kommen ließ. Wie hätten wir noch ferner einem Zweifel Raum gestatten können, ob Jesus von Nazareth wirklich der Tugendhafteste aus allen Menschenkindern gewesen sei? Gleichwohl, um uns zu überzeugen, er sei auch von jeder Schwäche vollkommen frei gewesen: so zählten wir ferner die gewöhnlichsten Fehler, die sich auch besserer Menschen sonst zu bemächtigen pflegen, auf, und untersuchten, ob sich Jesus derselben wohl schuldig gemacht habe? Aber weit entfernt, Etwas dieser Art zu finden, entdeckten wir vielmehr neue Tugenden an unserem Jesu. Statt ein schwächliches Nachgeben gegen unordentliche Regungen der Sinnlichkeit zu finden, entdeckten wir vielmehr die strengste Mäßigkeit, eine abgehärtete, von aller Weichlichkeit entfernte Lebensart an ihm; statt eitlen Strebens nach irdischer Macht und Hoheit, statt Ruhmbegierde, zeigte sich an ihm vielmehr die freiwilligste Entsagung; als ihm weltliche Macht und Hoheit geboten ward, bewies er die entschiedenste Gleichgiltigkeit gegen leeren Ruhm und Beifall, die wohlwollendste Anerkennung fremder Verdienste ohne Eifersucht, endlich die furchtloseste, nicht von irgend einem Zwange, sondern bloß von vernünftigem Entschluße herrührende Achtung gegen die Obrigkeit. Wollten wir argwöhnen, daß ihm vielleicht die Fähigkeit fehle, gerechten Zorn und Unwillen den Umständen gemäß zu beherrschen: so mußten wir statt dessen erfahren, daß er (gerade so, wie es die echte Weisheit vorschreibt) zwar heftig gewesen, wo es der Tugend und dem gemeinschaftlichen Wohle, gemäßigt aber und bis zur Bewunderung sanftmüthig, wo es nur ihm selbst und seiner eigenen Person gegolten. Schließlich, wer ihn in den Verdacht eines schlauen Betruges stürzen möchte, der mußte zu seiner Beschämung erfahren, daß Jesus von Nazareth der Ehrlichste aus allen Sterblichen gewesen, in dessen Mund nie eine Lüge kam, daß er mithin auch jene hohe Wunderkraft in Wirklichkeit besessen habe. Vernehmen wir aber von den hohen Wunderkräften, welche das Evangelium uns erzählt; so ist nichts natürlicher, als der Gedanke: Jesus von Nazareth sei wohl mehr, als ein Mensch, gewesen. Und das ist es eben, wovon wir heute sprechen wollen; wir wollen beweisen, daß Derjenige, dessen Geburtsfest wir in diesen Tagen feiern, allerdings mehr, als ein gewöhnlicher Mensch gewesen, indem ja Gott selbst mit ihm auf eine außerordentliche, auf eine ganz einzige Art verbunden war. Wir werden zuerst den eigentlichen Sinn dieser Behauptung festsetzen, dann ihre Verträglichkeit mit der Vernunft beweisen, und den wohlthätigen Einfluß derselben auf unsere Tugend und Glückseligkeit zeigen. Nichts kann aber unsere heutige Betrachtung passender einleiten, m. F., als folgendes Bruchstück aus Pauli Briefe an die Hebräer, welches die Kirche für ihre Gläubigen in diesen Tagen ausgewählt. Hebr. 1, 1—14.

Abhandlung.

1. Wenn wir die Ausdrücke, deren sich der Apostel hier von Jesu Christo bedient, wohl in Betrachtung ziehen, m. F., und wenn wir zum Überfluß noch damit in Vergleich stellen, was in den bekannten Anfang des Evangeliums Johannis und sonst noch an einigen Stellen der Bibel von der Person Jesu uns eröffnet worden: so kann es nicht fehlen, wir werden den wahren Sinn der christlichen Redensart „daß Jesus der menschgewordene Sohn Gottes sei" mit aller Sicherheit erfahren. Lasset uns den Episteltext noch einmal recht aufmerksam durchgehen; zu einem besseren Verständniß wird uns die vorläufige Bekanntschaft mit der Hauptabsicht seines Verfassers dienen. Sie war: die aus dem Judenthume erst unlängst übergetretenen Christen, die noch zu ängstlich an einer veralteten, für sie nicht mehr verbindlichen Verfassung hingen, von ihren Bedenklichkeiten zu befreien, ihren Muth aufzurichten und ihren Glauben zu bestärken. Zu diesem Zwecke zeigt ihnen der Apostel auf eine gemeinfaßliche Weise die großen Vorzüge, welche das Christenthum vor jener mosaischen Religion besitzt. Diese Letzte ward nur von Menschen, oder wenn man das Höchste annehmen will, von Engeln eingeführt. Der Stifter des Christenthumes aber — doch was dieser sei, das lassen wir uns den Apostel lieber mit seinen eigenen Worten sagen, m. F.: Oft und auf mancherlei Weise hat Gott schon ehedem zu unseren Vätern geredet; in diesen letzten Tagen aber hat er zu uns durch seinen Sohn gesprochen, durch ihn, den er zum Erben über Alles gemacht, durch den er auch die Welt erschaffen hat. Von wem hier unter dem ehrenvollen Namen des Sohnes Gottes die Rede sei, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten; es ist ganz offenbar der Stifter des Christenthumes, Jesus von Nazareth. Doch eben so offenbar ist es, daß dieser Jesus hier aufs ausgezeichnendste über alle Propheten erhoben wird, daß Dinge von ihm gesagt werden, welche man von keinem Menschen, auch von keinem Engel, von keinem geschaffenen Wesen, die man von Gott nur sagen kann: Ihn hat Gott selbst zum Erben (zum Herrn) über Alles gesetzt, und durch ihn hat er die Welten erschaffen. Doch lasset uns weiter gehen; er wird genannt der Abglanz von Gottes Herrlichkeit und seines Wesens Abdruck, derjenige, der durch sein Machtwort das All erhält. Dies sind Ausdrücke, m. F., die man offenbar nur von Gott brauchen kann. Und daß wir umso weniger zweifeln, es sei dem Apostel mit dem Ausdrucke ein voller Ernst; so zeigt er ausführlich, der Stifter des Christenthumes sei weit erhabener, als alle Engel. Er macht sich dann selbst den Einwurf: warum Jesu, wenn er erhabener als alle Engel, gleichwohl in menschlicher Gestalt erschienen? und gibt uns die Ursache an: damit wir an ihm einen so barmherzigeren, getreue-

ren Fürsprecher bei Gott erwarten könnten. Aus diesen Äußerungen erhellet deutlich genug, welch' einen Begriff sich der Apostel Paulus von dem erhabenen Stifter seines und unseres Glaubens gebildet habe. Einerseits hielt er ihn allerdings für einen wahren Menschen; denn als ein Solcher betrug er sich ja ganz, und als ein Solcher litt und starb er. Doch von der anderen Seite ist er auch ebenso überzeugt, er sei kein bloßer Mensch gewesen, sondern Gott selbst, oder vielmehr eine gewisse, von uns wohl nicht zu beschreibende Kraft Gottes, die man bildlicherweise den Abglanz der göttlichen Herrlichkeit, den Abdruck des göttlichen Wesens, den Sohn des Vaters nennen könnte, und diese sei mit ihm so innig verbunden gewesen, daß Beide nur eine einzige Person, die Person Jesu bildeten, von der man sagen kann mit gleichem Rechte, sie sei Gott und Mensch. Um uns zu überzeugen, daß auch die übrigen Apostel so, wie Paulus, gedacht, lasset uns vernehmen, wie der Jünger, den Jesus lieb hatte, hierüber spricht: Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott selbst war das Wort; Alles ist durch dasselbe geschaffen; und dieß Wort ist Mensch geworden und hat gewohnet unter uns, und wir selbst haben gesehen die Herrlichkeit desselben, wie die des Eingeborenen des Vaters sein müßte, voll Kraft und Weisheit. Wird hier mit abgeänderten Worten nicht ganz derselbe Hauptsinn ausgedrückt, den wir vorhin bei Paulus gefunden? Was dieser den Sohn, den Abglanz der göttlichen Herrlichkeit nannte, das nennet Johannes das ewige Wort, den Eingebornen des Vaters; Beide wollten durch diese sinnbildlichen Ausdrücke eine gewisse, uns Menschen nicht genug begreiflich zu machende Kraft Gottes verstehen, die eben dieselbe ist, durch die er das Weltall erschaffen, durch die er alle Menschen, die in die Welt kommen, erleuchtet und beseliget. Doch diese Übereinstimmung der Schüler Jesu darf uns nicht Wunder nehmen, m. F., da der Meister selbst sie über seine Person keineswegs unbelehrt gelassen hatte. War er es nicht selbst, der von sich sagte, daß er und der Vater Eins seien? So haben wir es denn aus seinem eigenen Munde, m. F., und er bewies es durch Wunder als einen göttlichen Ausspruch: er war kein bloßer Mensch; sondern Gottes Kraft war mit ihm und zwar so innig vereinigt, daß menschliche und göttliche Natur nur eine einzige Person ausmachten.

2. Was sträubt sich denn noch gegen die Annahme dieser Behauptung in unserem Herzen? Es ist die Furcht, m. F., sich die Verspottung gewisser Leute zuzuziehen, welche die christliche Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, nach ihrer gewöhnlichen, sich kühn aussprechenden Weise, für eine Ungereimtheit erklären. Lasset uns denn sehen, ob dieser harte Vorwurf auf eine Lehre passe, die zweitausend Jahre hindurch so viele weise Männer unter ihren Anhängern zählte; und wenn wir finden, daß er eine unverzeihliche

Verleumdung sei, daß jene Lehre vollkommene Vernunftmäßigkeit besitze: werden wir dann nicht so viel Muth und Wahrheitsliebe besitzen, den Spott einiger Klüglinge großmüthig zu verachten? Drei Stücke sind es, in welche die Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes zerfällt. Es gibt eine Kraft in Gott, die für uns Menschen zwar nicht ganz begreiflich, doch noch am passendsten durch die bildlichen Ausdrücke — der Sohn des Vaters, der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit, der Abdruck des göttlichen Wesens — dargestellt werden kann; diese Kraft Gottes hat sich mit einem Menschen vereinigt; und diese Vereinigung ist eine so innige gewesen, daß sich nur Eine Persönlichkeit daraus ergab. Ist keiner dieser drei Sätze mit der Vernunft im Widerspruche, so wird man uns auch zugeben müssen, daß sich die Lehre von der Menschwerdung ganz wohl mit der Vernunft vertrage.

a. Lasset uns den ersten Satz erwägen: daß sich in Gott Kräfte und Eigenschaften befinden, die unsere endliche Vernunft nicht ganz zu begreifen vermag. Dieß nun wird man hoffentlich noch nicht für ungereimt erklären wollen, wenn man nicht will die Gotteslästerung sich erlauben, daß unsere menschliche Vernunft die Gottheit schaue, so wie sie an sich ist, und daß unsere endliche Vernunft im Stande sei, den Unendlichen zu umfaßen. Wie kannst du also, endliches Geschöpf, berechtiget sein, die bildliche Darstellung, welche man dir von einer bisher noch unbekannten Kraft in Gott mittheilen will, für unrichtig zu erklären — nur den einen Fall ausgenommen, daß jenes Bild in jeder Hinsicht ein der Gottheit unwürdiges sei —? Und dieser Fall wahrlich findet bei den Bildern nicht statt, von welchen soeben die Rede ist. Um in denselben etwas Unedles, der Gottheit Unwürdiges zu finden, müßte man sie erst boshaft mißdeuten, erst die Vergleichung über die beabsichtigten Gränzen hinausdehnen, d. h., sich zu den elenden Kunstgriffen der Gegner herablassen. Im Gegentheil, der Eindruck, den diese Bilder in jedem unbefangenen Gemüthe hervorbringen, und die Beobachtung, daß selbst die weisesten Männer des Heidenthumes (unter ihnen Plato, der Vielbewunderte) in ihren sinnreichen Forschungen auf ähnliche Bilder von Gott verfielen: sind unverwerfliche Beweise, wie angemessen jene Bilder dem menschlichen Verstande sind, und wie das Christenthum nichts Ungereimtes thut, indem es uns selbe empfiehlt.

b. Auch darin begeht es nichts Ungereimtes, m. F., daß es behauptet, jene Kraft in Gott, die man bildlicher Weise den Sohn nennen kann, habe sich mit einem Sterblichen innigst vereinigt. Denn: Kräfte vereinigen sich — kann doch nichts Anderes heißen, als, sie wirken gemeinschaftlich und übereinstimmend an der Hervorbringung eines Erfolges. Wird also gelehrt, daß der Sohn Gottes sich mit dem Menschen

Jesus innigst vereinigt habe; so kann und will man damit nichts Anderes, als nur soviel sagen: Gott, oder bestimmter zu reden, die Kraft in Gott, die wir den Sohn nennen, wirkte genau zu eben dem Zwecke, zu welchem auch der Mensch Jesus mitwirkte. Und frägt man weiter, auf welcherlei Art es geschehen, daß der Mensch Jesus so übereinstimmend mit Gottes Willen wirkte; so muß abermals hingewiesen werden auf Gottes Allkraft, von welcher uns Alles kömmt, die Beides, das Wollen und das Vollbringen, bei allem Guten, das wir verrichten, wirkt, und die in Jesu vom ersten Augenblicke seiner Geburt an so ganz außerordentlich sich erwiesen, wie sie in der Geschichte der Menschheit nur Einmal zum Vorschein gekommen ist. Und weil wir Gottes Wirken auch dessen Gegenwart an dem Orte, wo es sich bezeugt, zu nennen pflegen: ist es wohl unrecht, von Jesu zu sagen, daß der Sohn Gottes in ihm gewohnt, seit seines Daseins erstem Augenblicke in seinem Herzen gewohnt, und von nun an daraus nie wieder gewichen sei?

c. Ja stehen wir nur gar nicht an, m. F., die innige Vereinigung, die zwischen dem Sohne Gottes und Jesu stattgefunden, mit eben dem Ausdrucke zu belegen, den ihm die Kirche beilegt, wenn sie sagt: es sei die Vereinigung zweier Naturen zu einer einzigen Person gewesen. Denn daß auch dieß nicht ungereimt sei, wird uns einleuchten, sobald wir uns nur den Begriff verdeutlichen, welchen wir mit dem Worte Person verbinden. Wir pflegen Persönlichkeit jedem Wesen beizulegen, das einen eigenen Willen hat; wir pflegen in dieser Hinsicht eine Vereinigung mehrer Menschen, sofern sie nur einen einzigen, innigst übereinstimmenden Willen äußern, auch eine einzige Person zu nennen. Der Wille Jesu hat sich nie und nirgends dem Willen Gottes widersetzt; Beide wirkten zu aller Zeit in der vollständigsten Übereinstimmung, im vollkommensten Einklang: was sollte sonach uns hindern, zu sagen, daß Gott und Mensch in Jesu zu einer einzigen Persönlichkeit vereinigt waren? ist dieß nicht eine nothwendige Folge jener vollendeten und durchaus mängelfreien Heiligkeit, die wir schon gestern in Jesu anerkannten? Wo befänden sich nun wohl die Widersprüche, die man hier überall hat finden wollen? was wäre hier mit den Begriffen und Grundsätzen der gesunden Vernunft unvereinbar, was ist hier widersinnig und ungereimt?

3. Doch nicht bloß verträglich mit der Vernunft ist diese Lehre, m. F., sondern auch hochwichtig in ihrem Einfluß auf unsere Tugend und Glückseligkeit.

a. Der erste Vortheil, den diese Lehre uns verschafft, ist offenbar der, daß wir mit völligster Beruhigung behaupten können: Alles, was Jesus gelehret, sei unfehlbar wahr. Mit Jesu war Gottes Kraft so eng vereint, daß sie nie ihn straucheln ließ: alle seine Worte also

dürfen wir im strengsten Sinne als Gottes Worte, als untrügliche Aussprüche Gottes, und seinen ganzen Lebenswandel, sein ganzes Thun und Lassen als ein unfehlbares Muster zur Nachahmung betrachten. Wohl fanden wir schon vorher an ihm nichts Tadelnswerthes, auch nicht Eines Fehlers wußten wir ihn zu beschuldigen; allein dieß konnte noch Manchem nicht Beweises genug scheinen, daß er auch in aller Wirklichkeit keine Fehler hatte: nur jetzt erst sind wir dessen völlig gewiß; jetzt können wir aus seinem Beispiele auch das, was uns vorher noch zweifelhaft schien, als sichere Tugend ansehen und darnach unsere eigenen Begriffe regeln. Die völligste Beruhigung, daß Alles, was Jesus uns, sei es durch seine Lehre oder sein Beispiel, vorgezeichnet, unfehlbar und heilig sei, gewährt uns nur die Voraussetzung, daß er der menschgewordene Sohn Gottes selbst gewesen ist.

b. Und eben diese Voraussetzung gibt uns auch die erhabenste Vorstellung von der Würde unserer menschlichen Natur. Denn das ist ausgemacht, wie sehr man dich auch herabgewürdigt hat, Natur des menschlichen Geschlechtes, wie viele Unvollkommenheiten man dir vorgeworfen, wie oft man dich ein zweideutiges Mittelding von Engel und Thier genannt, wie verächtlich deine eigenen Kinder von deiner Entstehung und Ausbildung gefabelt haben: entschädigt hat dich für diese Unbill das Christenthum; zu einem Range hat es dich erhoben, wie ihn kein Wesen dir ertheilen konnte; zu Gottes Throne hat es dich empor gehoben, und dich mit Gott selbst, mit keinem Engel bloß, mit keinem Geschaffenen, nur mit dem Unerschaffenen hat es dich in unmittelbare Verbindung gebracht. Freue dich dieser Würde, o Mensch, frohlocke und juble über den Adel, welchen das Christenthum dir ertheilt, und lerne über ihn jeden anderen Adel in seinem Nichts erkennen; vergiß es nie — hoher Ausbildung und Veredlung bist du fähig, da Gott selbst sich würdigen mag, mit dir vereinigt zu werden; und daß du Mensch den Namen Gottes trägst, das ist die erhabene Vorstellung, welche von unserer eigenen Würde die Lehre vom menschgewordenen Sohne Gottes in dir erzeugt!

c. Setzen wir noch hinzu, m. F., daß es auch nur diese Lehre ist, die uns von all' den Vortheilen, die Jesus uns erworben, die würdigsten Begriffe beibringt. Denn war er ein bloßer Mensch wie wir, dann haben nothwendig auch die Güter, die wir ihm verdanken, wenn gleich hohen, doch immer nur endlichen und beschränkten Werth; und wir werden sie uns anzueignen, nie den Eifer beweisen, wie wenn wir wissen, daß sie von Dem kommen, welchem alle Reichthümer des Wissens und alle Schätze der Beseligung zu Gebote stehen. Bedeutender erscheint uns da jeder seiner Aussprüche, gewichtiger jede Ermahnung, beherzigungswerther jeder Rath,

den er ertheilt. In welch' verklärendem Lichte betrachten wir nun seinen erhabenen Tod, diesen entscheidenden Wendepunkt der Weltgeschichte, diesen unversiegbaren Erlösungsquell, endlich die ganze Folge von Begebenheiten in der von ihm ausgegangenen Kirche, welcher er den Stempel des Göttlichen für alle Zeiten aufgedrückt! Und wenn dieser Gottmensch solch' eine Fülle des Segens über unser irdisches Dasein ausgegossen: mit welchem Vertrauen können wir seine Verheißungen umfassen, deren Erfüllung erst in anderen Welten anheben soll, dort, wohin er siegreich uns vorausgegangen, wo er einen seligen Himmel uns eröffnet hat, wo er auf dem Richterstuhle thront, um seinen Getreuen die Mitherrschaft im Reiche Gottes zuzuweisen! Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi sei gelobt in Ewigkeit! Amen.

Biblischer Text

zu den Reden des zweiten Bandes.

I. So trachtet denn also darnach, auf daß ihr Friede und Eintracht untereinander erhaltet und euch zur wechselseitigen Erbauung dienet. Um einer Speise willen zerstöret doch nicht das Werk Gottes, das Seelenheil eines Menschen! Freilich ist, an sich selbst betrachtet, jedwede Speise rein: doch wenn sie Jemand zu seinem eigenen oder Anderer Ärgerniße genießt, dann ist sie allerdings für diesen Menschen unrein. Es ist weit besser, kein Fleisch zu essen, und keinen Wein zu trinken, und dieß und jenes an sich Erlaubte doch lieber nicht zu thun, als seinem Bruder dadurch zu einem Anstoße zu werden, ihn zu ärgern oder irre zu machen. Bist du fest überzeugt; wohlan! handle für deine eigene Person nach deiner Überzeugung, wie du vor Gott es verantworten zu können glaubst. Glücklich derjenige, der sich nicht selbst verurtheilen muß in dem, was er thut. Wer aber zweifelt, und dennoch ißt, wird dadurch strafwürdig, weil er es nicht aus Überzeugung thut; denn Alles, was man nicht aus Überzeugung thut, ist Sünde. (Röm. 14, 19—23.).

II. Als Jesus eben sich auf den Weg begab, kam ihm ein Jüngling entgegen, der einen Kniefall vor ihm that, und ihn folgendermaßen anredete: Vollkommener Meister! was habe ich zu thun, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden? Jesus erwiederte ihm: Was nennest du mich vollkommen? es ist Niemand vollkommen, als nur alleine Gott; übrigens was deine Frage betrifft, so wirst du ja wissen, wie die Gebote lauten — du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben, du sollst Vater und Mutter ehren. Hierauf entgegnete der Jüngling: Meister, das Alles habe ich von meiner Kindheit an beobachtet. Da blickte ihn Jesus mit liebendem Auge an und sprach: Noch Eines fehlt dir, o Jüngling! geh' und verkaufe deine Güter, gib das gelöste Geld den Armen, d. h., verwandle es in einen Schatz im Himmel und — dann komm' und folge mir nach. Der Jüngling aber, als er dieß Wort vernahm,

erschrack und ging traurig hinweg; denn er war sehr reich. Da sah nun Jesus um sich und sprach zu seinen Jüngern: Wie schwer es doch für einen Reichen ist, Antheil zu nehmen an dem Meßiasreiche! Die Jünger aber verwunderten sich über diese Äußerung; doch Jesus wiederholte sie neuerdings. Kinder! sprach er, unendlich schwer ist es denjenigen, die ihr Vertrauen auf Reichthum setzen, zum Reiche des Meßias beizutreten; ja, leichter ist es, daß ein Kamehl sich durch ein Nadelöhr durchdränge, als daß der Reiche in das Meßiasreich eingehe! Da wurden die Jünger noch mehr bestürzt, und sprachen untereinander: Wer also kann denn selig werden? Da sah sie Jesus bedenklich an, und sprach: Bei den Menschen ist dieß unmöglich, doch nicht bei Gott, dem alle Dinge möglich sind. (Mark. 10, 17—27.)

III. Dem Kreuze gegenüber stand seine eigene Mutter, ihre Schwester Maria, die Gattin Kleophä, und Maria Magdalena. Als Jesus seine Mutter so vor sich stehen sah, und ihr zur Seite den Schüler, den er liebte, sprach er zu seiner Mutter: Mutter sieh' hier deinen Sohn! Und zu dem Schüler sprach er: Sieh' hier deine Mutter! Von dieser Stunde an nahm der Schüler Marien in sein Haus auf. (Joh. 19, 25—27.)

IV. Brüder! wie ihr schon angefangen habt, so fahret nur immer eifriger fort, der Eine den Anderen zu bessern, der Eine den Anderen zu erbauen! Gegen diejenigen, die an euch arbeiten, die eueren Gemeinden vorstehen, die euch zum Guten anleiten, seiet erkenntlich, und schätzet und liebet sie um ihrer Mühe willen doppelt. Lebet in Frieden und Eintracht untereinander. Ihr Besseren! gebet euch alle erdenkliche Mühe, diejenigen, welche ein unordentliches Leben führen, wieder zurechtzubringen, diejenigen, welche an ihrer Besserung verzweifeln, aufzurichten, die Schwachen zu unterstützen, mit Allen Geduld zu tragen. Sehet wohl zu, daß ihr das Böse nie mit Bösem vergeltet; befleißiget euch vielmehr, einander und Jedermann Gutes zu erweisen. Achtet auch die prophetischen Vorträge nicht gering, sondern prüfet Alles, und was ihr bewährt findet, behaltet. (1. Theſſ. 5, 11—21.)

V. In der Zeit befand sich Jesus eben am Ufer des See's Genesareth, als eine Menge Volkes sich zu ihm herbeigedrängt hatte, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu hören. Er erblickte da zwei Schiffe, deren Besitzer soeben ausgestiegen waren, um ihre Netze zu reinigen. Eines derselben, welches dem Simon Petrus gehörte, bestieg er und bat ihn, dasselbe ein wenig vom Lande abzustoßen. Dann ließ er sich nieder, und unterrichtete das Volk, das sich am Ufer ausgebreitet hatte. Nachdem er seinen Unterricht geendet, sprach er zu Simon Petrus: Fahre auf die Höhe des See's, und werfe die Netze mit deinen Gefährten aus. Simon erwiederte: Meister, wir haben diese ganze Nacht hindurch gearbeitet, und nichts

gefangen; doch auf dein Wort will ich die Netze neuerdings auswerfen. Kaum hatten sie es gethan, so fingen sie eine große Menge von Fischen, daß ihre Netze zu zerreißen drohten. Da winkten sie ihren Gefährten vom anderen Schiffe, ihnen zu Hilfe zu kommen; und es waren beide Schiffe so angefüllt, daß sie beinahe zu schwer geworden waren. Als Simon Petrus dieß sah, fiel er Jesu zu Füßen und rief: Herr, verlasse mich, denn ich bin nur ein sündiger Mensch! Ein solches Erstaunen hatte ihn und Alle, die bei ihm waren, wegen dieses Fischfanges befallen; nicht anders war auch den Söhnen des Zebedäus, Johannes und Jakobus, die Simons Gefährten waren, zu Muthe. Jesus aber erwiederte dem Simon: Fürchte dich nicht; von nun an sollst du ein Menschenfischer werden! Da brachten sie ihre Schiffe an's Ufer, verließen Alles, und folgten Jesu nach. (Luk. 5, 1 — 11.)

VI. Auf Gottes Befehl begab sich Samuel jetzt nach Bethlehem. Da kamen die Ältesten der Stadt ihm zitternd entgegen und fragten: Hat deine Ankunft etwas Gutes zu bedeuten? Etwas Gutes! erwiederte er; ich komme, Gott bei euch ein Opfer darzubringen; reiniget euch und nehmet Theil an dem Opfermahl! Besonders befahl er Isai und seinen Söhnen, sich zu reinigen und bei dem Opfer zu erscheinen. Als sie erschienen, fiel ihm der Älteste von Isai's Söhnen, Elias, in die Augen, und er dachte bei sich: ob es wohl dieser wäre, den Gott zu seinem Gesalbten bestimmt habe? Allein Jehova sprach zu Samuel: Sieh' nicht auf seine Wohlgestalt und Größe; er ist es nicht, den ich verlange; denn ich sehe nicht auf das, worauf die Menschen sehen; die Menschen achten nur das Äußerliche, Jehova aber sieht auf das Herz. Isai rief nun seinen zweiten Sohn, Abinadab, und ließ ihn bei Samuel vorübergehen. Doch dieser sagte: Auch den hat Jehova nicht erwählt. Isai ließ Samma vorübergehen. Allein Samuel sprach: Auch diesen hat Jehova nicht erkoren. So ließ Isai sieben Söhne dem Samuel vorübergehen; aber Samuel sagte zu Isai: Jehova hat keinen unter diesen gewählt: sind denn dieß alle deine Söhne? Der Jüngste, erwiederte Isai, ist noch übrig; er weidet soeben die Schafe. Schicke hin, sprach Samuel, und laß ihn holen; wir setzen uns nicht zu Tische, bis er hier ist. Isai schickte hin und ließ ihn bringen. Er hatte rothe Wangen, ein schönes Auge, und war von blühender Gesundheit. Da sprach Jehova zu Samuel: Auf! dieser ist es, den du salbest. Und alsbald zog Samuel ein Fläschchen mit Öhl hervor, und salbte ihn unter seinen Brüdern. Von dieser Stunde an bemächtigte sich Davids der Geist Gottes. (1. Samuel 14, 4—13.)

VII. Am folgenden Morgen ging Jesus, begleitet von seinen Jüngern, abermals bei jenem Feigenbaum vorüber. Da bemerkten die Jünger, daß er von seiner Wurzel aus verdorrt sei: und Petrus sagte zu Jesu: Lehrer!

der Feigenbaum, über den du gestern eine Verwünschung ausgesprochen, ist in der That verdorrt. Ihm erwiederte Jesus: Lernet also festes Vertrauen zu Gott fassen; denn wahrlich sage ich euch, wer zu dem Berge *da spricht:* erhebe dich von deinem Ort und stürze in's Meer! — *spricht er's nur ohne* zu zweifeln, und hofft er mit Zuversicht, daß, was er *spricht, erfolgen werde,* so wird es auch in der That erfolgen. Um was ihr Gott *immer in eueren* Gebeten anrufen werdet, das hoffet auch mit fester Zuversicht zu erhalten. (Mark. 11, 19—23.)

VIII. Brüder! ich bilde mir nicht ein, das Ziel der Vollkommenheit erreicht zu haben. Eines aber kann ich bekennen: daß ich, nichtachtend auf den Weg, den ich zurückgelegt habe, nur immer vorwärts eile und rastlos bestrebt bin, den Preis zu erringen, zu dem uns Gott durch Jesum Christum berufen hat. Diese Gesinnung nehmet auch ihr Alle an, soviele ihr immer zu den Vollkommeneren zu gehören glaubt. Dann wird euch Gott in den Stücken, worüber ihr noch jetzt verschiedener Meinung seid, bald zur Erkenntniß bringen. Lasset uns nur nach den Grundsätzen, zu deren Einsicht wir bereits gelangt sind, wandeln. Folget meinem Beispiele, Brüder! fasset das Häuflein derer in's Auge, die eben dem Muster, wie wir, nachstreben. Allein, wie ich schon oft gesagt habe und jetzt mit Thränen schreibe, Viele betragen sich nicht wie Christen, sondern wie Feinde Christi; ihr Gott ist der Bauch, ihre Ehre setzen sie in das, was Schande bringt; ihr Ende ist Verderben. Und dieses Alles geschieht, weil sie ihren Sinn nur auf das Irdische richten. Vom Himmel müssen wir das Vorbild dessen, was wir werden sollen, entlehnen; denn vom Himmel erwarten wir auch unseren Beseliger Jesum, der diesen hinfälligen Leib umbilden und seinem verklärten gleich machen soll vermittelst der Kraft, durch die er sich Alles zu unterwerfen vermag. Darum, meine Geliebten! die ihr mein Verlangen, meine Freude und meine Krone ausmachet, darum beharret fest auf euerem Glauben. (Philipp. 3, 13—41.)

IX. Folgendes Zeugniß gab Johannes, als die Juden aus Jerusalem Priester und Leviten sandten, um ihn zu fragen: wer bist du? Er aber bekannte und log nicht, sondern sagte: Ich bin nicht der Meßias. Sie frugen weiter: Wer also? bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Oder der Prophet, den wir erwarten? Und er antwortete: Nein. Sie sagten nun zu ihm: Für wen erklärst du dich, damit wir denen Bescheid geben, die uns gesandt? was sagst du selbst von dir? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste „bereitet den Weg des Herrn" wie der Prophet Isaias schon gesagt! Die Abgesandten waren aber von den Pharisäern; darum frugen sie ihn und sprachen: Warum taufest du nun, da du weder der Meßias, noch Elias, noch jener Prophet bist? Johannes antwortete

ihnen und sagte: Ich taufe mit Wasser; doch mitten unter euch steht Der — ihr kennt ihn nicht — welcher nach mir kommen wird, aber vor mir schon gewesen ist; welchem ich nicht werth bin, die Riemen seines Schuhes aufzulösen. Dieß trug sich in Bethanien zu, jenseits des Jordan, wo Johannes zu taufen pflegte. (Joh. 1, 19—28.)

X. Seid ihr nun auferstanden mit Christus; so trachtet nach dem, was droben ist, wo Christus sitzt zur rechten Hand Gottes. Sinnet auf das, was droben, nicht was auf Erden ist. Denn gestorben seid ihr, und euer Leben ist verborgen mit Christum in Gott. Wird Christus, euer Leben, erschienen sein, dann erscheinet auch ihr mit ihm in Herrlichkeit. Ertödtet nun euere Glieder, die da irdisch sind, die Hurerei, Unsauberkeit, Unzucht, böse Begierden, und die Habsucht, die ein Götzendienst ist, um welcher willen der Zorn Gottes über die Söhne des Ungehorsams kömmt, unter denen ehemals auch ihr gewohnt, als ihr zu ihnen gehörtet. Jetzt aber leget auch ihr das Alles ab: Zorn, Erbitterung, Bosheit, Lästerung, unehrbare Reden aus euerem Munde. Belüget einander nicht! Ziehet den alten Menschen aus mit seinen Thaten, und ziehet den neuen an, der da erneuert sei durch Erkenntniß, nach dem Bilde dessen, der ihn erschaffen hat, daß man nicht mehr unterscheide zwischen Griechen und Juden, zwischen Beschneidung und Vorhaut, Ausländern und Skythen, Knechten und Freien, sondern Alles und in Allem Christus ist. (Koloss. 3, 1—11.)

XI. Jesus redete zu den Juden, die an ihn glaubten, also: Wenn ihr an meiner Lehre festhaltet; so werdet ihr in der That meine Schüler sein, die Wahrheit werdet ihr erkennen; und es wird die Wahrheit euch frei machen. Sie antworteten ihm: Wir sind Nachkommen Abrahams und niemals Knechte gewesen; wie sagst du: ihr sollet frei werden? Ihnen erwiederte Jesus: Wahrlich, wahrlich sage ich euch: Jeglicher, der Sünde ausübt, ist ein Knecht der Sünde; der Knecht nun bleibt nicht immer in einem Hause, der Sohn aber bleibt ewiglich darin; wenn der Sohn euch frei macht, so werdet ihr wahrhaft frei sein; ich weiß, daß ihr Söhne Abrahams seid; aber ihr trachtet nach meinem Leben, weil ihr mein Wort nicht dulden wollt; ich rede von dem, was ich bei meinem Vater gesehen; ihr aber thut, was ihr von euerem Vater seht. Sie antworteten und sprachen zu ihm: Unser Vater ist Abraham. Jesus sprach zu ihnen: Wäret ihr Kinder Abrahams, so thätet ihr nach Abrahams Beispiele; nun aber suchet ihr mich zu tödten, einen Menschen, der euch die Wahrheit sagt, wie er sie von Gott vernommen; das hat Abraham nicht gethan; so seid ihr denn also nicht seine echten Kinder, weil ihr nicht seine Werke übet. Ei, sprachen die Juden, wir sind durch keinen Ehebruch erzeugte Kinder; wir können uns Alle des einen Vaters rühmen, den du so gerne ausschließlich

zu dem Deinigen machen möchtest — Gottes. Wäre Gott euer *Vater*, sprach Jesus, so würdet ihr mich lieben, weil ich von ihm *herkomme*, *von* ihm gesendet bin; so aber könnt ihr meine Lehre *nicht vertragen*, *darum* ist euer wahrer Vater derjenige, dem ihr gehorchet und *dessen Werke ihr* übet — Satan; dieser ist vom Anbeginn ein *Menschenmörder gewesen*, ein Feind der Wahrheit, der, wenn er täuscht und betrügt, thut, was ihm eigenthümlich ist, er ist der Vater aller Lügenredner; ich, weil ich die Wahrheit rede, finde keinen Beifall bei euch; sprechet! wer von euch mag mich nur Eines Fehlers zeihen? rede ich aber die Wahrheit: warum glaubet ihr mir dennoch nicht? (Joh. 8, 30—47.)

XII. Kein unanständiges Wort soll je auf euere Lippen kommen; sondern was nützlich, was zur Erbauung dienlich, was wahrhaft angenehm für die Zuhörenden ist, das soll man von euch hören. Betrübet nicht den heiligen Gottesgeist, der euch zur Bürgschaft auf den Tag euerer Erlösung mitgetheilt ist. So sei denn verbannt aus euerer Mitte jegliche Bitterkeit, jeglicher Zorn und Zank und alle Lästerworte. Verzeihet einander vielmehr, so wie auch Gott um Jesu Christi willen euch verziehen hat. Ahmet diesem Gott nach, wie jedes wohlgerathene Kind dem Vater nachzuahmen pflegt. Unzucht und Alles, was schändlich ist, davon soll unter euch nicht einmal gesprochen werden; denn so geziemt es Heiligen. Hinweg also mit jedem Scherze, der in's Unanständige fällt, mit jeder niedrigen Posse, mit Allem, was zur Unzeit angebracht wäre; anstatt allem diesen höre man vielmehr Preis Gottes unter euch. (Ephes. 4, 29—5, 4.)

XIII. „Es ist nicht gut, daß Adam allein sei; laßet uns ihm eine Gehilfin nach seinem Ebenbilde geben!“ Also sprach Gott, und führte nun alle Thiere, die er aus Erden gebildet hatte, vor Adam, ihn auffordernd, daß er ihnen Namen gebe. Und Adam ertheilte allen diesen Thieren Namen; eine ihm ähnliche Gehilfin aber fand er nicht vor. Da ließ Gott einen sehr tiefen Schlaf auf Adam fallen; und als er eingeschlafen war, nahm er eine von seinen Rippen, ersetzte sie durch Fleisch, gestaltete das Weib aus ihr, und führte dasselbe vor Adam hin. Da rief denn Adam: Das ist nun einmal Gebein von meinem Gebein und Fleisch von meinem Fleische; diese soll Männin heißen, weil sie vom Manne entsprungen ist. (1. Mos. 2, 18—23.)

XIV. Es ist ein wahres Wort, daß, wer sich um das Amt eines Aufsehers in der Gemeinde bewirbt, sich um ein edles Gut bewerbe. Eben deßhalb muß man zu diesem Amte nur einen solchen Mann wählen, der von ganz unbescholtenem Rufe ist, der nur mit Einem Weibe lebt, der nüchtern und gesetzt, von gutem Anstande, gastfrei und geschickt im Lehrfache ist. Nicht Jemanden, der dem Trunke ergeben, zanksüchtig oder geizig ist:

sondern vielmehr einen sanftmüthigen, friedliebenden, uneigennützigen Mann, einen Mann, der seinem Hause gut vorsteht, und gehorsame, wohlgesittete Kinder erzogen hat. Denn wer seinem eigenen Hause nicht gut vorzustehen weiß: wie kann er der Gemeinde Gottes vorstehen? Es muß auch ein solcher Mann sein, der nicht erst seit kurzem zum Christenthume übergegangen ist, damit er nicht etwa hochmüthig gemacht, in die Netze des Teufels falle. Endlich muß er selbst bei den Feinden des Christenthumes in gutem Rufe stehen, damit er nicht dem Teufel Gelegenheit zu Verleumdungen wider uns gebe. (1. Tim. 3, 1—7.)

XV. Was ich hier sage, Brüder! soll kein Gebot, sondern ein bloßer Rath sein. Ich wünschte nämlich, daß ihr in diesem Stücke Alle, so wie ich, leben könntet. Aber ein Jeder hat seine eigene Gabe von Gott, der Eine diese, der Andere jene. Denjenigen also, die jetzt noch unverheirathet oder verwittwet sind, gebe ich den Rath, in diesem Stande zu bleiben, um der Verfolgungen willen, welche uns Christen bevorstehen. Finden sie aber eine Beschwerlichkeit in diesem Stande: wohl denn, so mögen sie ihn verändern; denn es ist besser, sich zu verehelichen, als die Unruhe unbefriedigter Begierden zu erleiden. Denjenigen aber, welche bereits verehelicht sind, befehle nicht ich, sondern der Herr, daß sie einander nicht verlassen, weder der Mann das Weib, noch das Weib den Mann. Wieder ist es nicht ein Befehl des Herrn, sondern ein bloßer Rath von mir: wenn Jemand aus uns Christen mit einer Gattin verbunden ist, die zu den Ungläubigen gehört, und sie ist willig mit ihm noch ferner zu leben; so soll auch er sie nicht verlassen. Und wenn dagegen ein Weib mit einem Manne, der ungläubig ist, verbunden lebt, und es gefällt ihm, mit ihr noch ferner zu leben; so soll sie ihn auch keineswegs verlassen. Denn der ungläubige Mann wird durch das gläubige Weib, und das ungläubige Weib wird durch den gläubigen Mann geheiligt; ja selbst die Kinder einer solchen Ehe sind nicht mehr unrein, sondern heilig. Und wie? weißt du denn etwa, Weib, ob du den Mann — weißt du, o Mann, ob du dein Weib nicht etwa retten werdest durch deine Verbindung? Jeder also lebe getreu dem Stande, zu dem ihn Gott berufen hat! Das ist die Lehre, welche ich in allen Kirchen vortrage. (1. Kor. 7, 6—17.)

XVI. In jener Zeit, als die gesetzmäßig bestimmten Tage der Reinigung vollendet waren, zogen Maria und Joseph mit ihrem Kinde nach Jerusalem, um selbes dem Herrn so darzustellen, wie es in dem Gesetze vorgeschrieben war; ingleichen das Opfer zu entrichten, welches in einem Paar junger Tauben zu bestehen hatte. Es lebte aber zu dieser Zeit ein Mann zu Jerusalem, mit Namen Simeon, ein sehr rechtschaffener und frommer Mann, der auf den Retter Israels mit Sehnsucht harrte, der von dem

Geiste Gottes auch die Versicherung empfangen hatte, er werde nicht sterben, es sei denn, daß er erst den Gesalbten des Herrn gesehen haben würde. Jetzt eben kam er auf Antrieb des Geistes Gottes in den Tempel, wo sich die Eltern Jesu mit ihrem Kinde eingefunden hatten, um mit ihm vorzunehmen, was das Gesetz befahl. Da nahm der Greis das Kind auf seine Arme, drückte es an seine Brust, pries Gott und sprach: Nun, Herr! nun laß deinen Diener in Frieden entschlafen; denn seine Augen sind nun ersättigt und haben ihn ja gesehen, den Heiland, den du zur Rettung für alle Völker auserkoren, ihn, der das Licht der Heiden und deines Volkes Israel ewiger Nachruhm wird! — Und Joseph und Maria erstaunten über diese Worte. Simeon aber segnete sie und sprach folgendermaßen zu Maria: Dieß Kind, es ist zur Auferstehung und zum Falle Vieler in Israel bestimmt; es wird ein Gegenstand vieles Streites und Widerspruches werden, und die Gesinnungen der Herzen Vieler werden an diesem Kinde sich verrathen; dabei wird dir, o Weib! ein zweischneidiges Schwert das zarte Mutterherz durchbohren. — Zu eben derselben Zeit lebte auch eine Prophetin, Anna, die Tochter Phanuels aus dem Stamme Asser, die sich nach ihres Mannes frühzeitig erfolgtem Tode nicht mehr verehelicht hatte. Jetzt war sie bereits in ihrem vierundachtzigsten Jahre, verharrte stets im Tempel und diente Gott unter Beten und Fasten unaufhörlich. Soeben war sie gekommen, ihr Dankgebet zu verrichten, als sie des Kindes Jesu ansichtig wurde. Auch sie erkannte dasselbe, und weissagte von ihm vor Allen, die der Erlösung Israels gläubig entgegensahen. (Luk. 2, 22—38.)

XVII. Gleichwie der Leib ein Einiger ist, der jedoch viele Glieder hat: so machen alle Glieder des Leibes, wieviele an ihm sind, Einen Leib aus — und der ist Christus. Denn durch Einen Geist sind wir Alle getauft zu Einem Leibe, seien wir Juden oder Griechen, Knechte oder Freie; und getränkt wurden wir mit ein und demselben Geiste. Der Leib besteht doch nicht aus Einem Gliede bloß, sondern aus vielen. Spräche nun der Fuß: Da ich nicht Hand bin, so bin ich gar kein Theil des Leibes — hört er darum auf, ein Theil des Leibes zu sein? Und spräche das Ohr: Ich bin kein Auge, gehöre darum zum Leibe nicht — ist es da schon kein Theil des Leibes mehr? Wäre der ganze Leib nur Auge, wo bliebe das Gehör? wäre er ganz Gehör, wo gäbe es einen Geruch? Gott hat die Glieder so angeordnet, jedes von ihnen, zu einem Leibe nach seinem Rathschluß. Wäre Alles ein und dasselbe Glied, so wäre da kein Leib. Es gibt sonach viele Glieder und diese machen den Leib. Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Dein bedarf ich nicht! oder das Haupt zu den Füßen: Ich habe euch nicht nöthig! Sondern vielmehr die Glieder des Leibes, welche die unbedeutenderen scheinen, sie sind nur um so nothwendiger; und diejenigen am Leibe,

die wir für die unansehnlicheren halten, gerade diese umkleiden wir mit größerem Schmuck; diejenigen an uns, deren wir sogar uns schämen, wir bedecken sie um so ehrbarer: denn die ohnehin wohlanständigen bedürfen keiner Zier. Indem Gott Alles am Leibe so gefügt, daß auch das Geringere daran nur umsomehr berücksichtigt werden muß, so sollte kein Zwiespalt am Leibe bestehen, sondern jedes Glied für das andere in Eintracht Sorge tragen. Denn wo Ein Glied leidet, mitleiden die übrigen; wo hinwieder Eines Auszeichnung genießt, da kommt es allen Gliedern zu gut. So seid auch ihr Ein Leib — Christi; und jeder ist ein Glied — nach seiner Weise. (1. Kor. 12, 12—27.)

XVIII. Als die Feinde von Juda und Benjamin (die Samariter) hörten, daß die aus der Fremde Zurückgekehrten dem Herrn, Israels Gott, einen Tempel erbauten, traten sie zu Zorobabel und den Häuptern dieser Stämme und sprachen: Lasset uns mit euch bauen, denn wie ihr verehren wir eueren Gott und opfern ihm, schon seit Asorhaddans Zeiten, der Assyrer Könige, der uns hierhergebracht. Aber Zorobabel mit Josue und den Häuptern entgegneten: Das geht nicht an, daß ihr mit uns an dem Hause unseres Gottes bauen solltet; wir wollen es allein bauen dem Herrn, wie Cyrus, der Perserkönig, uns geboten hat. Sofort hinderten Jene das Volk von Juda und störten den Bau; sie bestachen auch, um den Bau zu vereiteln, die Behörden, solange Cyrus regierte, bis auf König Darius. Unter Assuerus (Cambyses) und unter Artaxerxes (Smerdis) schrieben dann die im Reiche der zehn Stämme diesseits des Euphrats wohnenden Völkerschaften an den König: Es sei dir kund, o König, daß die Juden, die aus deinen Ländern hieher nach Jerusalem gekommen, ein aufrührerisch' und böses Volk sind, die, wenn sie die Stadt erbauet und mit Mauern befestiget haben, weder Zoll, noch Abgaben zahlen werden, zum Schaden des königlichen Schatzes; wir aber, welche das Salz deines Hofes essen, können dem nicht länger zusehen und geben dir Kunde davon; denn lässest du nachschlagen in den Geschichten deiner Väter, so findest du, wie aufrührerisch diese Stadt immer gewesen, wie sie den Königen und in deren Gebieten nur Krieg erregt hat von Alters her, weßhalb sie auch zerstört worden; gestattest du nun diesen Bau und die Befestigung, so wisse, daß es mit deiner Herrschaft diesseits des Flusses alsbald zu Ende gehen wird. — Der König sandte nun Bevollmächtigte nach Samaria und in die anderen diesseitigen Kreise des Inhalts: Die Beschwerde, die ihr uns gesendet, ist von mir treulich gelesen worden; auf meinen Befehl wurde nachgeforscht, und man hat allerdings gefunden, daß diese Stadt von jeher sich wider die Könige aufgelehnt, daß Streit und Aufruhr in ihr geherrscht, obwohl mächtige Könige über Jerusalem und die ganze Gegend jenseits des Stromes geboten, und daselbst

Steuer und Gaben bezogen haben; hört nun meinen Entscheid: wehret den Leuten, diese Stadt wieder aufzubauen, bis ich anders verordne; seiet nicht lässig, das zu vollziehen, damit dem König kein Schaden erwachse! — Nachdem dieser Befehl des Königs Artaxerxes kund geworden, zogen sie eilends nach Jerusalem und wehrten den Juden mit aller Gewalt. So wurde auch der Bau am Hause des Herrn in Jerusalem eingestellt, und derselbe blieb unterbrochen bis zum zweiten Regierungsjahre Darius, des Königs von Persien. (1 Esdras. 4.)

XIX. Als zu jener Zeit sich die Menge der Gläubigen immer vermehrte, entstand ein Murren der Hellenen wider die Hebräer, daß ihre Wittwen vernachlässiget würden bei der täglichen Ausspendung der Gaben. Da riefen die Zwölf die Gläubigen zusammen und sprachen: Es wäre nicht gut, wenn wir Gottes Wort hintanstellten, um die Tische zu besorgen; darum, Brüder, sehet euch selbst unter euch nach sieben Männern um, des heiligen Geistes und der Weisheit voll, die wir anstellen können bei diesem Geschäft; wir dagegen wollen eifrig dem Gebete obliegen und dem Dienste des Wortes. Dieser Antrag gefiel der ganzen Versammlung; und man erwählte Stephanus, einen Mann voll des Glaubens und des heiligen Geistes, dann Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus, einen Judengenossen aus Antiochien. Diese stellten sie nun den Aposteln vor, welche über sie beteten und ihnen die Hände auflegten. (Apost. 6, 1—6.)

XX. Jehova sprach zu Moses und Aaron in Egypten: Dieser Monat soll euch der erste sein, von welchem ihr das Jahr anfanget. Redet mit der ganzen Gemeinde der Israeliten, und heißet jeden Hausvater am Monate Nisan ein Lamm, ein fehlerfreies Lamm aus seiner Heerde aussuchen, um es am vierzehnten Tage dieses Monates mit seiner Familie des Abends aufzuzehren. Mit dem Blute dieses Lammes sollen die Thürpfosten und die Oberschwelle des Hauses, in welchem sie sich aufhalten, bestrichen werden. Den Leib umgürtet, die Füße beschuht, und in der Hand den Reisestab, sollen sie dieses Lamm gleichsam wie Eilende verzehren. Auch sollen sie durch sieben Tage lang nur ungesäuertes Brod genießen, und keinen Sauerteig in ihren Häusern dulden. Fragen sie dann ihre Kinder: was die Ursache von dieser Festlichkeit sei? so sollen sie ihnen erwiedern und sie belehren, es sei das Gedächtniß der Errettung der Israeliten aus der Hand Pharaons; Gott habe alle Erstgeburt im ganzen Lande Egyptens getödtet, und nur die Häuser der Israeliten verschont. Dieß Alles soll eine Verordnung sein, für alle Geschlechter und Zeiten zu befolgen. (2. Mos. 12, 1 — 17.)

XXI. wie XVI.

XXII. Als Jesus zum Volke redete, erhob ein Weib aus der Mitte

der horchenden Menge ihre Stimme und rief: O, selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die dich gesäuget haben! Doch Jesus erwiederte und sprach: Selig vielmehr diejenigen, die das Wort Gottes hören und befolgen! Als sich hierauf das Volk nur immer dichter noch um ihn herumdrängte, hielt Jesus folgende Rede: Ein böses und verderbtes Geschlecht ist dieses gegenwärtige. Zeichen und Wunder verlangt es ohne Ende; doch soll ihm nur noch Eines zu Theil werden, das Zeichen des Propheten Jonas. Denn eben so wie Jonas den Niniviten ein Zeichen war, soll auch der Sohn des Menschen diesem Geschlechte ein Zeichen werden. Die Einwohner von Ninive werden am Tage des Gerichtes dieses gegenwärtige Geschlecht verklagen; denn sie bekehrten sich auf die Ermahnungen des frommen Jonas — und hier ist mehr, denn Jonas! Die Königin von Saba wird am Tage des Gerichtes dieses gegenwärtige Geschlecht verklagen; denn sie kam von der äußersten Gränze der Erde herbei, um Salomos Weisheit zu vernehmen — und hier ist mehr, denn Salomo! (Luk. 11, 27—33.)

XXIII. Einige Tage hierauf begab sich Maria auf den Weg nach dem Gebirgslande, eilend in eine aus den Städten Juda, darin Zacharias wohnte, dessen Gattin Elisabeth sie, als sie im Hause angelangt war, begrüßte. Wie nun Elisabeth den Gruß Mariens vernahm: siehe, da fühlte sie das Kind, das unter ihrem Herzen lebte, vor Freude aufhüpfen. Sie wurde erfüllt vom heiligen Geiste und rief mit lauter Stimme: O, seligste unter den Weibern, und selig die Frucht deines Leibes! wie aber habe ich es verdient, daß mich die Mutter meines Herrn besuche? denn, siehe, wie nur der Laut deines Grußes in mein Ohr eingedrungen war, hüpfte selbst das Kind in meinem Schooße auf vor Freude; o, wie selig bist du, dieweil du nicht zweifeltest, daß die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen werde! Ihr erwiederte Maria: Ja, meine Seele preiset hoch den Herrn, froh jauchzet mein Geist auf zu meinem Gott und Heiland; denn gnädig blickte er hin auf seine niedere Magd; und, siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter der Erde; denn große Dinge hat an mir gethan der Ewige, deß Name heilig ist; Barmherzigkeit erwies er wahrlich Allen, die ihn ehrfürchten, Barmherzigkeit bis in die spätesten Geschlechter; er wird nun zeigen die Macht seines Armes, vereiteln wird er nun die Anschläge der Stolzen; er wird die Machthaber der Erde von ihren Thronen stürzen, und aufrichten Jene, die in Erniedrigung leben; er wird die Hungrigen mit Gütern segnen, die Reichen leer zurückweisen; er wird sich Israels, des auserkornen Volkes, endlich in Gnaden annehmen, wird alle die Verheißungen, die er einst Abraham und seinen Nachkommen gethan, erfüllen. Etwa drei Monate verblieb Maria bei Elisabeth; dann kehrte sie wieder in ihre Heimath zurück. (Luk 1, 39 — 56.)

XXIV. (2. Theß. 3, 6—14. im 1. Bande XXII. — Zum Schluße noch einen Gruß, den ich, Paulus, mit eigener Hand unterschreibe, und der das Kennzeichen eines jeden von mir selbst ausgestellten Briefes ist; jeden pflege mit folgenden Worten zu schließen: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen! Amen. (2. Theß. 3, 14.—18.)

XXV. Als Joab merkte, daß sich das Herz des Königes allmälig wieder zu Absalon hingeneigt hatte, sandte er nach Thekoa, um eine kluge Frau, die daselbst wohnte, zu holen. Stelle dich an, sprach er zu dieser, als wärest du eine Frau, die schon lange über einen Todten trauert; salbe dein Haupt nicht mit wohlriechenden Öhlen, sondern lege vielmehr ein Trauergewand an; und so gehe hin zum Könige, um mit ihm zu sprechen, wie ich dich jetzt unterrichten werde. Als sie dem Könige vorgeführt wurde, fiel sie auf ihr Angesicht nieder, ihm die gewöhnliche Verehrung bezeigend; dann rief sie: Hilfe, o König! Was ist dein Begehren? fragte dieser; worauf sie also begann: Deine Magd, Herr König! ist eine Wittwe, der ihr verstorbener Gemahl zwei Söhne hinterließ; diese geriethen jüngst in einen Streit miteinander auf dem Felde; und weil denn Niemand da war, sie auseinander zu bringen, schlug der Eine den Andern todt; nun tritt die ganze Verwandtschaft wider deine Magd auf und spricht „gib uns den Mörder seines Bruders heraus, daß wir ihn wegen des Mordes tödten"; so also wollen sie den letzten Funken, der noch von meinem Manne übrig ist, verlöschen, damit ihm weder Name noch Nachkommenschaft im Lande übrig bleibe. Die Frau hat geendet; der König entgegnete ihr: Gehe getrost nach Hause; ich will die nöthigen Befehle deinetwegen geben. Da sprach die Frau weiter: O, auf mich allein, Herr König, falle die Schuld, wenn etwa diese Begnadigung Unrecht sein sollte; der König aber und sein Richterstuhl sind auf jeden Fall unschuldig. Und der König versetzte: Wenn Jemand noch ferner Forderungen an dich thun sollte; so bringe ihn zu mir, und er soll dich gewiß nicht zum zweiten Male beunruhigen. Die Frau sagte weiter: Es wolle der König sich an Jehova, an seinen Gott erinnern, auf daß der Bluträcher im Lande nicht immer mehrere werden, die, wenn sich ein Unglück ereignet, noch immer ein zweites hinzufügen wollen. So wahr Gott lebt, rief jetzt der König aus, es soll deinem Sohne kein Haar gekrümmt werden! Die Frau aber sagte: Noch Ein Wort, mein Herr König, erlaube nun deiner Magd, zu sagen! Sag' es, erwiederte er; worauf sie auf folgende Weise anhub: Unser Herr, der König, hat jetzt einen Ausspruch gethan, durch den er sich selbst verurtheilt, wenn er nicht einen Gewißen, der sich vor seinem Angesichte geflüchtet hat, zurückruft; o, dieß thue er doch, bedenkend, daß ja Gott selbst nicht den Tod des Sünders fordert, sondern den schon Verstoßenen wieder zu Gnaden aufnimmt; diese Begnadigung,

o König, im Namen des ganzen Volkes von dir zu erbitten, das ist die wahre Absicht, aus der es deine Magd gewagt hat, vor deinem Throne zu erscheinen; denn sie dachte bei sich selbst — vielleicht erhört der König die Bitte seiner Magd eher, wenn sie für ihren eigenen Sohn sie einlegt, und dann muß er ja wohl umso billiger finden die Bitte für die Begnadigung des Königssohnes; denn weise wie Engel Gottes ist ja der König und unterscheidet gleich auf den ersten Blick, was recht, was unrecht ist, weil ihn sein Gott Jehova erleuchtet. Da sagte der König: Versprich mir doch Eine Frage aufrichtig zu beantworten! Mein Herr und König, beliebe zu reden! entgegnete die Frau. Ist nicht bei diesem Allen, fragte der König, Joab mit dir im Spiele? Beim Leben meines Herrn! rief die Frau aus; wenn unser König redet, trifft er gleich Alles so, daß man ihm weder rechts noch links ausweichen kann; allerdings ist es dein treuer Diener Joab, der deiner Magd dieß Alles in den Mund gelegt hat; du aber, o König, bist weise, wie ein Engel Gottes, und dir bleibt wahrlich nichts, was im ganzen Lande geschieht, verborgen. Darauf sprach der König zu Joab: Ich willige ein in dein Verlangen; gehe hin, und führe den Knaben Absalon zurück! (2. Sam. 14, 1—21.)

XXVI. (wie XIX im 1. Bande.)

XXVII. Als das Volk die Worte des Stephanus hörte, gerieth es in Wuth und knirschte mit den Zähnen über den Redner. Stephanus aber, erfüllt vom heiligen Geiste, blickte gen Himmel auf, wo sich ihm Gottes Herrlichkeit und Jesus sitzend zur Rechten Gottes zeigte. O, rief er aus, ich sehe den Himmel offen, und den Sohn des Menschen sehe ich zur Rechten Gottes stehen! Da erhoben sie ein lautes Geschrei, hielten die Ohren sich zu und stürzten gemeinschaftlich auf ihn zu; sie drängten ihn hinaus zur Stadt, und steinigten ihn. Die Zeugen aber gaben ihre Oberkleider einem Jünglinge, der Saulus hieß, in Verwahrung und steinigten Stephanus, der inzwischen bethete und sprach: Herr Jesu! nimm meinen Geist zu dir! Darauf beugte er seine Knie und rief mit lauter Stimme noch: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu! Mit diesen Worten verschied er; Saulus aber hatte ein Wohlgefallen an seinem Tode. (Apost. 6—7.)

XXVIII. O Tiefe der Allmacht, der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich sind doch seine Rathschlüße, wie unerforschlich seine Wege! Wer hat den Sinn des Herrn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen? oder wer hat ihm Etwas zuvor gegeben, so daß, was er empfängt, ihm nur zurückgegeben würde? Denn aus ihm, durch ihn und in ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in alle Ewigkeit! (Röm 11, 33—36.)

XXIX. Was den Menschen von Gott am allernöthigsten zu wissen ist, war auch den Heiden erkennbar. Gott hatte es ihnen geoffenbart. Denn

was unsichtbar an ihm ist, seine unendliche Macht, Weisheit und Güte, das ist seit der Weltschöpfung an den Geschöpfen sichtbar, dergestalt, daß die Heiden nicht zu entschuldigen sind. Im Grunde kannten sie wohl Gott; aber nur wollten sie ihn nicht als Gott verehren, und nicht ihm dankbar sein wie Gott. Sie verwirrten sich selbst in ihren spitzfindigen Schlüßen, und verfinsterten ihr unverständiges Herz. Während sie sich für Weise ausgaben, waren sie doch sehr große Thoren, da sie die Herrlichkeit des unsichtbaren und unvergänglichen Gottes mit dem Gebilde sterblicher Menschen, beflügelter, vierfüßiger, kriechender Thierarten verglichen; da sie das wahre Wesen Gottes in eitle Dichtungen verwandelten und lieber Geschöpfen, als ihm, dem ewig anbetungswürdigen Schöpfer, göttliche Ehre erweisen wollten. Doch eben darum ließ sie Gott verfallen in allerlei schändliche Lüste und Ausschweifungen, durch welche sie sich an ihren eigenen Leibern entehrten. Denn so wie sie es nicht der Mühe werth geachtet hatten, sich eine richtige Kenntniß von Gott zu verschaffen; so überließ er sie auch jener verkehrten Sinnesart, gerade das, was sich nicht ziemt, zu thun. (Röm. 1, 19—28.).

XXX. wie XVI.

XXXI. wie XXXIV. im 1. Bande.

XXXII. (Matth. 23, 1—11. im 1. Bande V.) Weh' euch, ihr Pharisäer und Schriftgelehrten, ihr Heuchler! die ihr die Häuser der Wittwen und Waisen verzehret und lange Gebete dabei sprecher; gerade deßhalb werdet ihr ein doppelt furchtbares Gericht erfahren. Weh' euch, ihr Heuchler! daß ihr zu Wasser und zu Land umherreiset, um einen Menschen zu unserem Glauben zu bewegen; und wenn ihr ihn dazu bewogen habt, so machet ihr ihn zu einem Bösewicht, noch zweimal schlimmer, als ihr seid. Weh' euch, ihr Blinde und Heuchler! daß ihr den Zehent von Krausemünze und Fenchel so genau entrichtet, und die weit wichtigeren Gebote des Gesetzes, die Gerechtigkeit und Menschenliebe übertretet. Dieß solltet ihr thun, und jenes dann nicht unterlassen. Weh' euch, ihr blinden Führer! die ihr Mücken seiget und Kamehle verschlucket. Weh' euch, ihr Heuchler! die ihr geschmückten Grabmälern ähnlich seid, die zwar von außen schön in die Augen fallen, inwendig aber voll Knochenmoder und Verwesung sind. Gezücht der Nattern und Schlangen! ihr hofft dem künftigen Gerichte zu entfliehen? O, alles Blut, welches von Abel, dem Gerechten, anzufangen, bis zu dem Blute des Zacharias, den ihr zwischen dem Tempel und dem Altare ermordet habt, all' dieses Blut wird einst über euch kommen. (Math. 23, 11—28.)

XXXIII. Des Ungerechten Jubel währt nicht lange; des Heuchlers Freude geht vorüber. Steigt auch auf eine Zeit bis an den Himmel seine Größe, und reicht sein Haupt hinan bis in die Wolken: zuletzt wird doch auch er gestürzt und vertilgt; und wer ihn sah, frägt nun — wo ist er hin-

gekommen? Denn seine geheimen Verbrechen greifen seine Knochen an wie Gift, und nagen ihn auch noch im Grabe. Hat gleich das Böse seinem Munde süß geschmeckt, hielt er auch lange zurück an seinem Gaumen, und verbarg er es mit seiner Zunge: dennoch verwandelte es sich in seinen Eingeweiden, und ward zu Schlangengift in seinem Innern. Weil er die Armen marterte und ohne Hilfe ließ, und weil er Häuser raubte, die er nicht gebaut: so ist sein Glück von keiner Dauer. Ein Feuer, das Niemand angelegt hatte, bricht aus in seinem Zelte, verzehrt ihn und alle Schätze, die er aufgespart. Der Himmel selbst ist es, der seine Schuld entdeckt; die Erde selbst steht auf als Zeuge wider ihn. Der Regensturm wälzt sein Haus fort, der Wolkenbruch rafft ihn dahin am Tage seiner Rache. Das ist des Heuchlers Loos auf Erden, dieß Erbe theilt Gott ihm zu! (Hiob. 20, 5 — 29.)

XXXIV. wie XXVIII. im 1. Bande.

XXXV. Endlich erschuf Gott auch den Menschen. Aus irdischem Stoffe bildete er ihn, und hauchte ihm Leben und Bewußtsein ein. In dem anmuthigsten Lande auf Erden, das gegen Morgen zu liegt, pflanzte Gott einen Garten, den er dem ersten Menschen zu seiner Wohnstätte anwies. In dem Garten ließ Gott die manigfaltigsten Bäume wachsen, die einen sehr schönen Anblick gewährten, und deren Früchte auch angenehm zum Genuße waren. In des Gartens Mitte aber standen die beiden Bäume, die man, den einen den Baum des Lebens, den andern den der Erkenntniß nennt. (1. Mos. 2, 7—9.)

XXXVI. (Luk. 24, 1 — 12. im 1. Bande XXXVII.) Und, siehe, zwei von ihnen gingen am selben Tage nach einem Flecken, sechzig Stadien von Jerusalem entfernt, Namens Emaus. Diese unterredeten sich miteinander über all' diese Ereignisse. Während sie miteinander redeten und sich befragten, nahete Jesus selbst und ging mit ihnen. Ihre Augen waren aber zugehalten, daß sie ihn nicht erkannten. Er nun sprach zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr auf dem Wege mit einander wechselt, und ihr seid traurig? Da antwortete der Eine, Namens Kleophas und sprach zu ihm: Bist du allein so fremd in Jerusalem, daß du nicht weißt, was für Dinge daselbst geschehen in diesen Tagen? Und er sprach zu ihnen: Welche? Sie erwiederten: Jene Begebenheiten, die sich zugetragen mit Jesu von Nazareth, dem Propheten, mächtig in Wort und That vor Gott und allem Volke, den unsere Hohepriester und Oberen zur Todesstrafe überliefert und gekreuzigt haben; wir nährten die Hoffnung, er werde Israel befreien, aber bei all dem ist es schon heute der dritte Tag, seit dieses geschehen; auch haben uns einige Weiber der Unsrigen in Erstaunen gesetzt, die früh am Grabe waren; sie fanden seinen Leichnahm nicht, kamen und sagten, daß sie sogar eine Erscheinung von Engeln gesehen, welche sagten, daß er lebe; und einige von den

Unsrigen gingen hin zum Grabe und fanden es also, wie es auch die Weiber gesagt, ihn selbst aber sahen sie nicht. Da sprach er zu ihnen: O, ihr Unverständigen, so trägen Herzens, daß ihr nicht an Alles glaubt, was die Propheten geredet haben! mußte Solches nicht Christus leiden, und so eingehen in seine Herrlichkeit? Nun anhebend von Moses und allen Propheten legte er ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm geschrieben steht. Sie naheten nun dem Flecken, dahin sie gingen, und er stellte sich, als wollte er weiter gehen. Aber sie nöthigten ihn und sprachen: Bleibe bei uns, denn es wird Abend und der Tag hat sich geneigt. Da ging er hinein mit ihnen. Und als er mit ihnen zu Tische lag, nahm er das Brod, sprach den Segen, brach und reichte es ihnen. Da wurden ihre Augen aufgethan, und sie erkannten ihn; er aber verschwand vor ihnen. Und sie sprachen zu einander: Brannte nicht das Herz in uns, wie er auf dem Wege mit uns redete und die Schrift uns auslegte? Und sie machten zur Stunde sich auf und kehrten zurück nach Jerusalem, und fanden versammelt die Eilf und die bei ihnen waren, die da sprachen: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen. Und sie erzählten, was auf dem Wege geschehen, und wie sie am Brodbrechen ihn erkannt haben. (Luk. 24, 12—35.)

XXXVII. Da that Petrus seinen Mund auf und sprach: In Wahrheit erfahre ich, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern unter allerlei Volk, wer ihn fürchtet und rechtthut, der ist ihm angenehm. Den Kindern Israel hat er das Wort gesendet, und Frieden verheissen durch Jesum Christum; denn dieser ist Aller Herr. Ihr wisset, was sich zugetragen durch ganz Judäa von Galiläa aus nach der Taufe, die Johannes geprediget; wie Gott ihn, Jesum von Nazareth, gesalbet mit dem heiligen Geiste und mit Kraft; der umhergezogen ist, wohlthuend und heilend Alle, die der Teufel überwältiget; denn mit ihm war Gott. Und wir sind Zeugen von Allem, was er im Lande der Juden und in Jerusalem gethan; denn sie brachten ihn um und hengten ihn an's Holz. Diesen hat Gott auferweckt am dritten Tage und ließ ihn erscheinen, nicht dem ganzen Volke, sondern den von Gott auserwählten Zeugen, uns, die wir mit ihm gegessen und getrunken haben, nachdem er vom Tode auferstanden war. Und er gebot uns, dem Volke zu predigen und zu bezeugen, daß er der von Gott bestimmte Richter ist der Lebendigen und Todten. Diesem geben alle Propheten Zeugniß, daß Alle, die an ihn glauben, Sündenvergebung empfangen in seinem Namen. (Apost. 10, 34—43.)

XXXVIII. wie XIX. im 1. Bande.

XXXIX. Nachdem Gott ehemals zu verschiedenen Zeiten und auf manigfache Art zu den Vätern durch die Propheten geredet: hat er in diesen letzten Tagen zu uns durch den Sohn gesprochen, den er zum Erbherrn

über Alles gemacht, durch den er auch die Welten erschaffen, der als der Abglanz seiner Herrlichkeit und als Ebenbild seines Wesens Alles durch das Wort seiner Kraft erhaltend, nach der bewirkten Reinigung unserer Sünden zur Rechten der Majestät in der Höhe seinen Sitz genommen, um soviel erhabener geworden, als die Engel, je ausgezeichneter die Würde ist, die er vor ihnen als Erbherr erhalten. Denn zu welchem Engel sagte er je: Mein Sohn bist du, ich habe heut dich gezeuget —? Und ferner: Ich will sein Vater, und er soll mein Sohn sein —? Und wenn er den Erstgeborenen in die Welt einführt, spricht er: Es sollen ihn anbeten die Engel Gottes. Von den Engeln spricht er zwar: Er ist's, der Geister zu seinen Boten, und Feuerflammen zu seinen Dienern macht. Vom Sohne hingegen: Dein Thron, o Gott! währt von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Scepter deines Reiches ist ein gerechter Scepter, du liebst Gerechtigkeit, und hassest den Frevel; darum hat dich dein Gott mit Freudenöhl gesalbt, reichlicher als deine Genossen. Ferner: Du, Herr, hast von Anfang die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk; Sie werden vergehen, aber du bleibest; sie werden alle veralten, wie ein Gewand werden sie verwandelt werden, du aber bleibst derselbe, und deine Jahre nehmen kein Ende. Zu welchem Engel aber hat er jemals gesagt: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemmel deiner Füsse mache —? Sind sie nicht Alle dienstbare Geister zum Dienste derer ausgesandt, welche die Seligkeit ererben sollen? (Heb. 1, 1—14.)

Inhalt.

Seite

Ende des zweiten Bandes.

E. W.

Druckfehler.

Seite 12, Zeile 17 von unten, lese statt: müßte — wüßte
= 65 = 8 = oben = = VII. — VIII.
= 90 = 20 = = = = Röm. — 1. Kor.
= 94 = 13 = = = = unsere — unserer
= 118 = 2 = unten = = es — des
= 122 = 11 = = = = dort — doch
= 132 = 3 = = = = nichts — nicht
= 137 = 15 = = = = achtet — geachtet
= 142 = 5 = = = = der Liebe — die Liebe
= 171 = 17 = = = = hindurch — hiedurch
= 175 = 15 = oben = = das — daß
= 178 = 20 = = = = herschen — herrschen
= 184 = 20 = unten = = ihrer — ihres
= 189 = 5 = = = = Luk. 22, 22 — Luk. 2, 22
= 202 = 18 = oben fehlt anfangs der Zeile: so
= 224 = 17 = = lese statt: feinen — seinen
= 241 = 7 = unten = = allerzweckmäßigen — allerzweckmäßigsten
= 248 = 5 = = fehlt nach: Mannes — enthält.
= 262 = 8 = = lese statt: schweren — schwereren
= 272 = 18 = = = = verschiedenen — verschiedener
= 275 = 19 = = = = ihm — ihn
= 293 = 1 = = = = was ihr — was ihre
= 295 = 4 = oben = = müssen — müsse
= 298 = 14 = = = = waren — wären
= 314 = 17 = = fehlt am Ende — ?
= 325 = 22 = = lese statt: war — wahr
= 339 = 12 = unten = = dieselben — dieselbe
= 341 = 9 = oben, soll das Komma nach „sehen" hinter „auch" stehen.
= 343 = 23 = = lese statt: verstehen — zu verstehen
= 344 = 4 = = = = fünf — vier
= 352 = 10 = unten, fehlt vor: minder — nicht.



